

Heimatbuch



des Kreises
Landeshut

\$ 11851



Das Publikum in Formen spezifischer Beziehungen
zum Kommunisten Max Tackes
in freudanalytischer Hinsicht

Mai 1929.

Max Tackes

Heimatbuch

des Kreises Landeshut i. Schl.



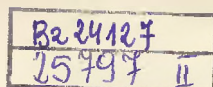
Herausgegeben von E. Annick, Landeshut.
Ernst

Erster Band.

10292

1929

Verlag: Armin Werner's Buchdruckerei, Landeshut i. Schles.



Bd. 1

510 851



2002-01-28



125

Den Satz und Druck des Heimathbuches besorgte Armin Werner's Buchdruckerei in Landeshut. ☆ Die Kupfertiefdruckbilder, bei deren Beschaffung und Auswahl uns Herr Studienrat H. Thur, Landeshut, in dankenswerter Weise half, wurden in der Klischeefabrik und Tiefdruck-Anstalt von Konrad Schönhals in Breslau angefertigt. ☆ Die geologische Karte, entworfen von Frau M. Hamburger geb. Friede in Freiburg i. B., druckte die Geologische Landesanstalt in Berlin, die topographische Karte erschien im Geograph. Institut von Paul Baron in Liegnitz. ☆ Den Einband entwarf Bildhauer Herr Georg Schubert in Landeshut.



25797

Bd. 1

II

Zu ganz besonderem Dank verpflichtet bin ich
Herrn Dr. Walther Arndt,
Kustos am Zoologischen Museum der Universität
Berlin,
und Herrn Dr. Viktor Hamburger,
Assistent am Zoologischen Institut der Universität
Freiburg i. B.,

die nicht nur zur Herausgabe des Heimatbuches anregten und Mitarbeiter warben, sondern auch in unermüdlicher Arbeit das Werk förderten und stützten und die vielerlei Schwierigkeiten beseitigen halfen. Unser Heimatbuch verdankt ihnen so überaus viel, daß es mir eine Ehrenpflicht ist, hier zu erklären, daß erst sie durch ihre selbstlose Hilfe die Herausgabe in der vorliegenden Gestalt ermöglichten. Als sich die Herausgabe des Buches immer wieder verzögerte, übernahm Herr Dr. Arndt in großzügiger Weise die geforderten Verpflichtungen.

Möge beiden Herren der Dank der Heimat, der sie in Treue dienen wollten, in recht reichem Maße beschieden sein.

Der Herausgeber.

Einleitung

zum Heimatbuch des Kreises Landeshut i. Schl.

Der Weltkrieg und die mit ihm verknüpften Wandlungen haben uns Deutsche dazu geführt, mehr als bisher uns auf die Kräfte und Werte zu besinnen, die unser Leben erfüllen. Unter den neu entdeckten alten Schätzen ist einer der kostbarsten die *H e i m a t*, der lebendige Quell gesundender und erstarkender Mächte. Freilich ist es nicht ganz leicht, sich diesen Quell zu erschließen. Denn so sicher ein jeder von uns fühlt und empfindet, was die Heimat ihm bedeutet, so schwer ist es, sich klar darüber zu werden, worin denn ihre lebendigen Werte für uns Menschen beruhen. Wenn wir aber nicht bei einem unklaren und verschwommenen Heimat *g e f ü h l* stehen bleiben wollen, sondern die Kräfte der Heimat in unser ganzes Leben, in den Alltag wie in den Feiertag, in die Erziehung der Jugend und in den Ernst der Arbeit einströmen lassen wollen, dann müssen wir mehr als bisher nach sachlicher Klarheit und nach erarbeiteterem *W i s s e n* streben. Denn

„Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
E r w i r b es, um es zu besitzen.“

Diesem „Erwerben“, das gleichbedeutend mit einem Stück Bildung ist, soll unser Heimatbuch dienen.

Was können wir in diesem Sinne „erwerben“? Was eigentlich „ererbten“ wir von den Vätern?

Zunächst sind wir hineingeboren in eine bestimmt geartete *L a n d - s c h a f t*. Die vielgestaltigen Vorberge des Riesengebirges, zu denen von ferne die Schneekoppe herüberwinkt, die einsamen Bergwälder, die in den Tälern versteckten Dörfer und die Wiesen und Äcker am steilen Hang, das ist die Scholle, auf der wir groß wurden und auf der wir leben. Um uns lebt eine *P f l a n z e n w e l t*, die durch die ausgesprochenen bunten Farben und das kräftige Grün ihren Gebirgscharakter kundgibt, mit uns lebt eine

Tierwelt, die den harten Lebensbedingungen unseres rauhen Klimas angepaßt ist.

Wir sind auch hineingeboren in ein bestimmt geartetes geschichtliches Werden. Unsere Vorfahren haben im Schweiße ihres Angesichts den Wald gerodet und den Boden gepflügt, der heute unser Ernährer ist. Sie haben ihn aber auch mit Blut gedüngt in den nie ruhenden Kämpfen geistlicher und weltlicher Mächte. In besonderem Maße ist unser Land verknüpft mit der Kulturarbeit der Mönche und mit dem einzigartigen Kulturwerk Friedrich des Großen, der unsere Heimat in sein Land einfügte und durch seine Fürsorge den Grund legte für ihre gesunde wirtschaftliche und geistige Entfaltung, an der wir Heutigen teilhaben.

Ererbt von den Vätern haben wir unsere Muttersprache, die unser wichtigstes, alle verbindendes Ausdrucksmittel ist. Unsere Wesensart kommt zum Ausdruck in der Bauweise unserer Häuser und in den Formen der Gerätschaften, mit denen wir uns umgeben. Der reiche Schatz an Sagen und Volksliedern, Volksbräuchen und Volkskunst gibt uns ein lebendiges Bild von Phantasie und Gemütsleben der Heimatbewohner seit uralter Zeit.

Schließlich sind wir hineingestellt in die tätige Welt der Gegenwart, wir wachsen hinein in Amt und Beruf. Am Pflug und am Webstuhl, im Dienst am Staat und im Dienst an den Menschen setzen wir die Arbeit der Väter fort. In religiösen, geistigen und wirtschaftlichen Bekenntnissen und Kämpfen führen wir hier in unserer kleinen Welt die uralten großen Leitgedanken der Menschheit ein winziges Schrittchen weiter.

Gemeinsame Landschaft und Geschichte, gemeinsame Sprache und Arbeit haben uns Bewohner des Landeshuter Kreises zu einer engen Schicksalsgemeinschaft zusammengeschmiedet. Dafür soll unser Heimatbuch ein Ausdruck sein. Es liegt uns aber nichts ferner, als mit dem Buch einem dünkelfaften und engherzigen Lokalpatriotismus zu dienen, der an der Kreisgrenze halt macht. Im Gegenteil, wer das Buch mit offenen Sinnen liest, der muß spüren, daß unsere kleine Welt von denselben Kräften getrieben wird wie die große Welt. Denn wirken nicht dieselben Kräfte der Natur, die unsere Heimatlandschaft schufen, auch überall sonst auf dem Antlitz der Erde in der gleichen Weise? Und ist nicht unsere enge Heimatgeschichte nur ein winziger Ausschnitt einer größeren Geschichte, teilen wir unsere Sprache nicht mit einem großen Volk, und ist unsere Arbeit nicht verflochten mit der Arbeit aller Welt? Mit der Heimat steht es wie mit Einzelmenschen: Beide sind einzigartige Individuen, die es auf der ganzen Welt nur einmal gibt, und zugleich spiegeln beide die höheren Einheiten wieder, der Mensch erlebt in sich die Menschheit, und die Heimat spiegelt die

Welt. So hoffen wir, daß schließlich und letztlich die vertiefte Heimatkunde über die Heimat hinausführt und uns die Kräfte ahnen läßt, die die Welt bewegen, sodaß wir von unserem Spaziergang durch die Heimat als bessere Erdenbürger heimkehren.

Diesen Gedankengängen entspricht die Gliederung unseres Buches, die wir mit besonderer Sorgfalt aufgestellt haben. Der erste Hauptabschnitt ist der Landschaft der Heimat gewidmet, alle folgenden dem Menschen. Der zweite Hauptabschnitt bringt unsere geschichtliche, der dritte und vierte unsere kulturgeschichtliche Vergangenheit. Der fünfte handelt vom tätigen Menschen in Vergangenheit und Gegenwart, von der Arbeit, die in unserer Heimat geleistet wird. Der sechste stellt die Sorge und Fürsorge dar, die wir unserer Gesundheit, dem Quell des tätigen Lebens, entgegenbringen. Die folgenden Abschnitte suchen das vielfarbige Bild der Heimat durch liebevolles Eingehen auf Einzellandschaften und durch Schilderungen anekdotischer Stoffe abzurunden. Am Schluß sind die wichtigsten verwaltungstechnischen und statistischen Angaben zusammengestellt, die für jeden, der sich mit der Heimatkunde näher befaßt, unentbehrlich sind.

Im ganzen genommen schweben uns zwei Ziele vor: Wir wollen den gesamten heimatkundlichen Stoff sammeln, d. h. alles zusammentragen, was wir überhaupt von unserer Heimat wissen, soweit es wissenschaftlich ist, und wir wollen diesen Stoff in gemeinverständlicher und wissenschaftlich einwandfreier Form darstellen. Das Buch soll für jeden, der sich selbst oder andere über irgend ein heimatkundliches Gebiet unterrichten will, eine völlig zuverlässige und möglichst vollständige Quelle sein. Da das Material aber in vielen Punkten noch lückenhaft ist, ergibt sich sofort unser zweites Ziel: Das Buch soll dazu anregen, mitzuarbeiten an der Erforschung der Heimat.

Das Heimatbuch geht zurück auf die „Bilder aus dem Kreise Landeshut“ von E. Kunick (1914), die rasch vergriffen waren. Deshalb plante der Verfasser eine erweiterte Neuauflage. Gleichzeitig wurde in einem kleinen Kreise Heimatkundiger, der sich um die Persönlichkeit des verstorbenen Oberschullehrers A. Roth scharte, dem Dr. Arndt (Berlin) und Dr. Hamburger (Freiburg i. B.) angehörten, ein ähnlicher Gedanke erwogen. Beide Pläne wurden verschmolzen und unter der Leitung von E. Kunick in die Tat umgesetzt. Unser Ziel hielten wir nur für erreichbar, wenn jedes Teilgebiet von einem Sachverständigen bearbeitet würde. Eine große Anzahl von Männern und Frauen aus dem Kreise stellten ihre Mitarbeit zur Verfügung, ein jeder gab das Beste, was er zu geben hatte, mit oft erheblichen persönlichen Opfern ohne die geringste Entschädigung. Wir danken aufs wärmste allen heimischen Mitarbeitern, durch deren tätige Mitwirkung unser Plan überhaupt erst zum Leben erweckt worden ist. Für

einige schwierige Gebiete fanden wir im Kreise selbst keine geeigneten Bearbeiter, und wir wandten uns darum an die in Frage kommenden besten schlesischen Fachleute. Wir sind den Herren Dr. Grundmann (Warmbrunn), Studienrat Krüger (Hirschberg) und Professor Maetschke (Breslau) zu außerordentlichem Dank verpflichtet, daß sie helfend einsprangen und unter mancherlei Opfern unsere Sache zu der ihren machten. Unsere heimischen Künstler, die Herren Radierer Fr. Zwan (Hirschberg), Kunstmaler und Radierer E. Fuchs (Hain i. Riesengeb.), Studienrat A. Mahler (Hirschberg), Oberschullehrer Fr. Päsler (Landeshut) und Studiosus G. Kuske (Schwarzwaldbau) bereicherten und schmückten unser Buch durch liebenswürdige Überlassung von Radierungen und Zeichnungen. Den Entwurf für den Einband schuf Herr Bildhauer G. Schuber (Landeshut.)

Bei der Ausführung unseres Planes wurde uns von allen Seiten reiche Unterstützung verschiedenster Art zuteil. Vor allem nahm sich Herr Landrat Dr. Fiebrang unseres Planes mit wärmster Teilnahme an und förderte das Werk mit Rat und Tat; wir sind ihm zu großem Dank verpflichtet. Schon vor Beginn unserer Arbeit hat er den Wert eines Heimatbuches anerkannt, dem Gedanken viele Freunde geworben und die finanzielle Grundlage sichern helfen. Neben ihm war uns Herr Stadtrat a. D. M. Hamburger ein stets bereiter Helfer und Berater. — Dem unterzeichneten vorbereitenden Ausschuss stand ein Finanzausschuss zur Seite, dem außer den beiden eben genannten Herren die Herren Bürgermeister Feige, Schmitz, Dr. Gierlich und die Herren Dr. C. Frahne, Gemeindevorsteher Neuschel, Amtsvorsteher Kolbe und Buchdruckereibesitzer Werner angehörten. Dem Finanzausschuss danken wir, daß er uns mit Rat und Tat beistand.

Den großzügigen Stiftungen der Industrie, von Stadt-, Kreis- und Regierungsbehörden verdanken wir es, daß wir unseren Plan in vollem Umfange ausführen konnten. Vor allem hatten wir die Möglichkeit, das Buch mit reichem Bilder- und Kartenmaterial auszustatten und trotzdem einen außerordentlich niedrigen Preis festzusetzen. So wurden eigens für das Buch eine topographische und eine geologische Karte geschaffen. Letztere wurde von Frau M. Hamburger geb. Friede (Freiburg i. B.) entworfen. — Von den 24 Kupfertiefdrucktafeln verdanken wir fünf privaten Stiftungen und zwei dem „Landeshuter Abend“ in Berlin, auch dem Schömberger Heimatverein in Berlin haben wir zu danken. — Die Drucklegung des zoologischen Teiles in der vorliegenden Form wurde durch eine Spende des Herrn Rittergutsbesizers D. P. Schottländer (Hartlieb b. Breslau) ermöglicht. — Die Inhaber von Armin Werner's Buch-

druckerei, die Herren Buchdruckereibesitzer Rudolf Werner und Georg John, sind unseren Wünschen bei der Drucklegung in jeder Weise entgegengekommen, wofür ihnen auch an dieser Stelle gedankt sei. Schließlich danken wir allen denen, die uns durch Überlassung heimatkundlichen Materials geholfen haben.

Wir können nicht schließen, ohne zweier Mitarbeiter zu gedenken, die das Erscheinen des Heimatbuches nicht mehr erlebt haben. Es sind Herr Oberschullehrer A. Roth und Herr Kustos W. Patzschovsky. Beide Männer waren sicherlich die Heimatkundigsten in unserem Kreise und darum am ehesten berufen zu tätiger Mitarbeit. Beide Männer waren ausgezeichnete Kenner und sorgfältige Beobachter der Heimatwelt, deren Erforschung sie einen guten Teil ihrer Kräfte gewidmet haben. Die edle, verantwortungsbewusste Gesinnung dieser Männer, die Schein und unbestimmtes Gefühl nicht gelten ließen, sondern zu klarem Wissen vorzudringen sich bestrehten, war uns stets ein Vorbild und wird auch Vorbild bleiben für alle künftige Arbeit im Dienst der Heimat. Herr Roth gehörte dem vorbereitenden Ausschuss an und hat uns manchen wertvollen Rat zuteil werden lassen. Seinen Namen setzen wir mit unter diese Zeilen zum Zeichen dafür, daß das Heimatbuch mit aus seinem Geiste erwachsen ist. Der Abschnitt „Naturdenkmäler“, den er übernommen hatte, wurde von E. Kunik bearbeitet, da sich keine Vorarbeiten in seinem Nachlaß fanden. Herr Patzschovsky hat eine grundlegende Arbeit über die „Volkskunde“ unserer Heimat schon vor drei Jahrzehnten geschrieben und veröffentlicht. Damals, als noch die wenigsten von uns an Heimatkunde dachten, hat er bereits seine Studien begonnen, die in gleichem Maße von zielbewusstem Ernst und von wahrer Heimatliebe befeelt waren. Die Neubearbeitung für unser Buch, die eine auf den ganzen Kreis ausgebehnte erneute Sammeltätigkeit und Nachprüfung erforderte, die von den Herren Lehrern und von Herrn F. Wöds (Grüßau) in dankenswerter Weise unterstützt wurde, ist von Herrn Rektor W. Ueberschär und Herrn Studienrat K. Böhm durchgeführt worden.

Um dem Buch eine handliche Form zu geben, haben wir uns entschlossen, es in zwei Bänden erscheinen zu lassen.

Der Herausgeber.

E. Kunik.

Der vorbereitende Ausschuss.

W. Arndt. W. Hamburger. A. Roth †. H. Thur. W. Ueberschär.

Inhaltsverzeichnis.

I. Band.

	Seite
Einleitung. Von Dr. B. Hamburger, Freiburg i. B.	V
Inhaltsverzeichnis	XI
Verzeichnis der Tiefdrucktafeln	XIV

Die Landschaft.

Erdgeschichte des Kreises Landeshut. Von Dr. B. Hamburger, Assistent am Zoologischen Institut der Universität Freiburg i. B.	1
Die Pflanzenwelt des Kreises Landeshut und ihre Eigenart. Von Studienrat P. Kruber, Hirschberg	44
Die Tierwelt des Kreises Landeshut. Von Dr. W. Arndt, Rustos am zoologischen Museum der Universität Berlin	66
Naturdenkmäler und Naturschutz im Kreise Landeshut. Von Lehrer E. Kunick, Landeshut	115
Die Witterungsverhältnisse im Kreise Landeshut. Von Kaufmann H. Aberle, Landeshut	122
Die kulturgeographischen Bedingungen des Landeshuter Kreises. Von Professor Dr. E. Maetschke, Vorsitzender der historischen Kommission für Schlesien, Breslau	126

Die Geschichte.

Geschichte des Landeshuter Gebiets bis zur preußischen Besitzergreifung. Von Professor Dr. E. Maetschke, Vorsitzender der historischen Kommission für Schlesien, Breslau	131
Stadt und Kreis Landeshut in der Zeit von 1740—1830. Von Professor Dr. H. Seeliger, Landeshut	159
Landeshut während des 19. Jahrhunderts. Von Kaufmann H. Salisch, Landeshut	194
Unsere Heimat in und nach dem Weltkriege. Von Lehrer E. Kunick, Landeshut	217

Die Bevölkerung.

Der heimische Menschengeschlag. Von Veterinärarzt F. Arndt, Landeshut	226
Sprache und Mundart. Von Studienrat R. Böhm, Landeshut	232
Einige bei uns gebräuchliche mundartliche Ausdrücke fremder Herkunft. Von Lehrer A. Groß, Greiffenberg	244
Mundartprobe: Fritglas arschter Schultag. Von Lehrer F. F. Lott, Neudorf Kr. Goldberg (geb. in Schwarzwaldau)	245

Sitte, Brauch und Volksglaube im Kreise Landeshut. Von Rektor W. Ueberschär, Landeshut	Seite 248
Das Volkslied im Kreise Landeshut. Von Rektor W. Ueberschär, Landeshut	267
Die Sagen des Kreises Landeshut. Von Rektor W. Ueberschär, Landeshut	300
Orts- und Flurnamen. Von Professor Dr. E. Maetschke, Vorsitzender der historischen Kommission für Schlesien, Breslau	333
Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechtes in unserem Kreise. Von Lehrer E. Kunick, Landeshut	346
Die Dorf- und Stadtgärten im Kreise Landeshut. Von Prediger Ph. Falkenstein, Landeshut	350
Volkshunst im Kreise Landeshut. Von Dr. G. Grundmann, Warmbrunn	354
Ergänzungen und Berichtigungen I	367

II. Band.

Religiöses, künstlerisches und geistiges Leben.

Geschichte und Gegenwart der evangelischen Kirchgemeinde Landeshut. Von Pastor F. Kretschmar, Landeshut	369
Die katholische Pfarrkirche zu Landeshut. Von Overtaplan A. Scholz, Landeshut	378
Die Synagogengemeinde zu Landeshut. Von Prediger Ph. Falkenstein, Landeshut	389
Die freie evangelische Gemeinde in Oberhaselbach. Von Pastor W. Jordan, Hohkirch, früher Haselbach	390
Die Gnadenkirche zur Heiligen Dreifaltigkeit in Landeshut. Von Dr. G. Grundmann, Warmbrunn	392
Landeshut und Carl Gotthard Langhans. Von Dr. G. Grundmann, Warmbrunn	396
Kloster Grüssau in den Zeitaltern des Barock, Rokoko und Klassizismus. Von Pater N. v. Lutterotti, O. S. B. Grüssau	399
Die Schulen im Kreise Landeshut. (Statistik). Von Lehrer E. Kunick, Landeshut	416
Das Realgymnasium zu Landeshut. Von Studiendirektor Professor Dr. G. Runge, Landeshut	418
Museen und öffentliche Büchereien des Kreises Landeshut. Von Dr. W. Arndt, Kurator am zoologischen Museum der Universität Berlin	423
Bedeutende Männer aus dem Landeshuter Kreise. Von Professor Dr. H. Seeliger, Landeshut	427
Peter Hasenclever. Von Stadtrat M. Hamburger, Landeshut	436
Staatspräsident Professor Dr. Willy Hellpach. Selbstbiographie	440

Von der Arbeit.

Die Landwirtschaft im Kreise Landeshut. Von Dr. A. Tiege, Direktor der Landwirtschaftlichen Schule, Landeshut	443
Zahlen zur Landwirtschaft. Von Lehrer E. Kunick, Landeshut	457

Wald, Forstwirtschaft und Jagdverhältnisse. Von Staatsförster H. Münzer, Ruhbank	Seite 461
Der Bergbau im Kreise Landeshut. Von Lehrer E. Runia, Landeshut	468
Geschichte der Spinnerei und Weberei im Kreise Landeshut. Von Dr. C. Frahne, Landeshut, stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrates der Schlesiſchen Textilwerke	487
Glaspbau und Glas-Aufbereitung im Kreise Landeshut. Von Direktor A. Leichmann, Landeshut	494
Ein Gang durch eine Spinnerei. Von Dr. C. Frahne, Landeshut, stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrates der Schlesiſchen Textilwerke	498
Ein Gang durch eine Leinenweberei und Wäſchefabrik. Von Direktor J. Burkert, Landeshut	500
Die Industrien des Kreises Landeshut, außer Textilindustrie und Bergbau. Von Dr. A. Henninger, Landeshut	504
Die Arbeiterbewegung im Kreise Landeshut. Von Geschäftsführer der Ortskrankenkasse, Stadtrat W. Scholz, Landeshut	519
Die Industrie- und Handelskammer zu Landeshut i. Schl. Von Stadtrat M. Hamburger und Dr. A. Henninger, Landeshut	523
Das heimische Handwerk. Von Obermeister H. Kühn, Landeshut	527
Die Berufsgliederung der Kreisbevölkerung. Von Lehrer E. Runia, Landeshut	533

Gesundheitliche Verhältnisse und Wohlfahrtspflege.

Körperliche Beanlagung der Bevölkerung, Krankheitswesen und öffentliche Gesundheitspflege im Kreise Landeshut. Von Dr. W. Arndt, Rufos am zoologischen Museum der Universität Berlin	535
Private Fürsorgeeinrichtungen. Von Frau Superintendent E. Förster, Landeshut	553
Die Bedeutung der Landeshuter Heilstätten. Von Dr. E. v. Legat, Direktor der Landesversicherungsanstalt Schlesiſen, Breslau	560
Die Jugendpflege im Kreise Landeshut. Von Lehrer H. Stein, Landeshut	562
Die Entwicklung des Sports und der Leibesübungen in unserer Heimat. Von Kreispartaffenenrendant A. Raetsch, Landeshut	568
Das Feuerlöschwesen in Stadt und Kreis Landeshut. Von Kreisbranddirektor H. Winkler †, Landeshut	573

Einzelbilder.

Alte Kaufmannshäuser und alte Kaufmannsfamilien in Landeshut. Von Kaufmann H. Salisch, Landeshut	577
Das Karnöffelspiel und der Karnöffelverein zu Landeshut. Von Buchdruckereibesitzer R. Werner, Landeshut	590
Schloß Kreppelhof. Von F. Böds, Grüssau	593
Lob der Kleinstadt Liebau. Von Diplom-Volkswirt W. Martin, Liebau	595
Aus der Geschichte Liebaus. Von Chorrekter R. Baier, Liebau	599
Schömborg. Von Eisenbahnassistent F. Kirſch, Schömborg	603

Das Hermsdorf-Michelsdorfer Tal. Von Kantor P. Sambale, Volkshain, früher Michelsdorf	Seite 607
Die Burgruinen im Lössigtal. Von F. Böck, Grüssau	614
Dornröschen im Riesengebirge. Von Buchdruckereibesitzer R. Werner, Landeshut	618

Bevölkerungsbewegung, Statistik, Zeittafel.

50 Jahre Bevölkerungsbewegung im Kreise Landeshut. Von Lehrer E. Kunick, Landeshut	627
Der Kreis Landeshut in Zahlen. Von Lehrer E. Kunick, Landeshut	631
Zeittafel zur Geschichte des Kreises Landeshut. Von Lehrer E. Kunick, Landeshut	638

Künftige Aufgaben der Heimatsforschung im Kreise Landeshut.

Von Lehrer E. Kunick, Landeshut	646
Ergänzungen und Berichtigungen II	652

Tafel	Verzeichnis der Tiefdruck-Tafeln.	Seite
1	Landeshut vom Burgberg. Radierung v. Kunstmalers Fr. Zwan, Hirschberg	XVI
2	Einzige Findlinge des Kreises. Lichtbild v. Studienrat H. Thur, Landeshut	32
	Die Zwergsteine bei Görtelsdorf. Lichtbild v. Gebr. Dittrich, Landeshut	
3	Bezeichnende Glieder der heutigen Tierwelt des Kreises Landeshut	80
	a) Bergmolech, Charaktertier des Hügels- und niederen Berglandes. Lichtbild von W. Wolterstorff.	
	b) Wasserramsel, bezeichnender Bergbachbegleiter. Lichtbild v. A. Taylor; aus Meerwarth-Soffel: Lebensbilder aus der Tierwelt.	
	c) Girkliß, ein erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Kreis Landeshut eingewanderter Vogel. Lichtbild von M. Schott.	
	d) Wachtelkönig, Vogel des Wiesengeländes. Lichtbild von A. Soffel; aus Meerwarth-Soffel.	
	e) Kreuzotter am Begerande. Lichtbild von Neuf.	
4	Der Teufelsstein bei Görtelsdorf. Lichtbild von Studienrat H. Thur, Landeshut	120
5	Wittgendorf vom Flugzeug aus. Lichtbild der Tallimit-Bild-Gesellschaft, Berlin	144
6	Der Markt von Landeshut im Jahre 1820. Nach einem alten Stiche	208
7	Kunstgewerbliches aus dem Kreise Landeshut	356
	a) Alte Haube. Lichtbild der Gebr. Dittrich, Landeshut.	
	b) Schmiedeeisernes Gitter. Lichtbild von Dr. G. Grundmann, Warmbrunn.	
	c) Alter Racheofen. Lichtbild von Dr. G. Grundmann, Warmbrunn.	

8	Altes Bauernhaus mit Laube in Kindelsdorf. Lichtbild von Studienrat H. Thur, Landeshut	360
9	Die Gnadenkirche zu Landeshut. Radierung von Kunstmalers Fr. Iwan, Hirschberg	2. Band VIII
10	Inneres der Gnadenkirche zu Landeshut. Lichtbild von H. Büttner, Landeshut	392
11	Grüßau, Klosterkirche. Lichtbild der staatl. Lichtbildstelle, Berlin.	400
12	Inneres der Klosterkirche zu Grüßau. Lichtbild v. P. Poklekowski, Breslau } Nothelfer-Altar in Ullersdorf. Lichtbild von H. Büttner, Landeshut }	408
13	Rothenbach vom Bahnhof gesehen. Lichtbild von Studienrat H. Thur, Landeshut	480
14	Alter Webstuhl. Radierung von Kunstmalers E. Fuchs, Hain i. Nsgb.	488
15	Vorspinnerei. *) Lichtbild von H. Büttner, Landeshut	496
16	Jacquardwebstuhl. Lichtbild von H. Büttner, Landeshut	500
17	Fließarbeit in der Mäherci. Lichtbild von H. Büttner, Landeshut	504
18	Säuglings- und Kinderheim Elise Hamburger-Haus Landeshut. Lichtbild von Gebr. Dittrich, Landeshut	552
19	Sprungschanze bei Liebau. Radierung von Kunstmalers Fr. Iwan, Hirschberg	568
20	Liebau. Gemälde von Kunstmalers Fr. Iwan, Hirschberg	600
21	Bergwinter, Motiv bei Neupendorf. Radierung von Kunstmalers Fr. Iwan, Hirschberg	620
22	Laubenhäuser in Schömborg. Radierung v. Kunstmalers E. Fuchs, Hain	604
23	Schömborg, Marktplatz. Radierung von Fr. Iwan, Hirschberg	608
24	Das Freudental bei Hermsdorf städt. Lichtbild von Gebr. Dittrich, Landeshut	624

*) Tafel 15 zeigt eine Vorspinnerei — nicht Feinspinnerei.

Anlagen zum 1. Band.

Heimat-Karte des Kreises Landeshut. Von P. Baron, Liegnitz.

Geologische Übersichtskarte der Umgebung von Landeshut. Bearbeitet von Frau M. Hamburger geb. Frick, Freiburg i. B.

Stadtplan von Landeshut von 1826.





Tafel 1

Landeshut vom Burgberg aus.

gez. von Fr. Iwan

Die Landschaft.



Erldgeschichte des Kreises Landeshut.

Von Viktor Hamburger, Freiburg i. B.

	Seite
Einleitung.	
A. Allgemeiner Teil.	
1. Entstehung der Schichtgesteine	3
2. Entstehung der Erstarrungsgesteine	9
B. Die Schichtgesteine der innerböhmerischen Mulde in der Landeshuter Gegend.	
1. Allgemeines über den Muldenbau des Gebietes	13
2. Der Kulm	17
3. Das Karbon und die Entstehung der Steinkohlen	20
4. Das Rotliegende und seine Lavadecken	23
5. Der Zechstein	27
6. Der Buntsandstein	27
7. Die Kreide und ihre Felsbildungen	28
8. Die gebirgsbildenden Vorgänge im Tertiär	31
9. Das Diluvium (Eiszeit)	31
10. Das Alluvium	34
C. Die kristallinen Schiefer des Riesengebirges in der Landeshuter Gegend.	
1. Allgemeine Entstehung der kristallinen Schiefer	34
2. Die kristallinen Schiefer des Landeshuter Gebietes	36
a. Entstehung des Riesengebirges und der kristallinen Schiefer	36
b. Aussehen der kristallinen Schiefer und ihrer Ursprungs- gesteine	40
Schluß	42

Einleitung.

Dem Boden unserer Heimat, der Scholle, auf der sich unser Leben abspielt, soll der erste Abschnitt unseres Buches gewidmet sein. Unsere Landschaft mit ihren schönen ruhigen Bergformen und den weiten Tälern ist ja unlösbar in unserem Heimatempfinden verwurzelt. Aber mehr als das: die Pflanzen- und Tierwelt, die um uns lebt, Ackerbau und Waldwirtschaft, die der Mensch betreibt, die Bodenschätze, die er aus der Tiefe hebt, ja schließlich die Wesensart, die er selbst gewinnt, wenn er viele Generationen lang auf demselben Fleckchen Erde Freud und Leid des Daseins erlebt — all das ist mitgeschaffen und -geprägt worden durch den Erdboden.

Als in früher Vorzeit das Riesengebirge und unser Bergland sich bildeten, als sich die Sandsteine und die Kohlenflöze ablagerten, damals ist in vieler Hinsicht schon über unser heutiges Schicksal entschieden worden. Darum ist es für uns von Wert, daß wir uns in die erdgeschichtliche Vergangenheit der Heimat vertiefen. Wir werden zudem unsere Heimat von einer ganz neuen Seite kennen lernen. Bisher sind wir gewohnt, die Landschaft als etwas Unveränderliches, als den festesten Untergrund unseres Daseins zu betrachten. Und in der Tat wandelt sich die Landschaft im Verlauf eines Menschenlebens nicht merklich; im Verlauf der geologischen Zeiten waren aber gewaltige Kräfte am Werk, Kräfte der Gebirgsbildung, vulkanische Kräfte, Kräfte des Wassers und der Gletscher. Unser Heimatboden hat in seinem langen Dasein schon schwere Ersütterungen erlebt, die Entfesselung aller Elemente, Umwälzungen, wie sie kein Mensch je mit angesehen hat. Diese Ereignisse wollen wir aus den zu Stein gewordenen Zeugen der Erdgeschichte abzulesen versuchen, und wir wollen die Landschaftsformen nicht nur als den reizvollen Hintergrund unseres Menschenlebens, sondern als sichtbaren Ausdruck und als Zeugnis eines wechselvollen und großartigen erdgeschichtlichen Eigenlebens der Heimat verstehen.

Die Erdgeschichte unserer Heimat ist in den letzten 100 Jahren gründlich erforscht worden. Infolge ihrer fesselnden geologischen Geschichte hatte sie das Glück, häufig die Aufmerksamkeit bedeutender Geologen auf sich zu ziehen. In der geologischen Wissenschaft berühmte Namen wie Leopold von Buch, v. Raumer, v. Carnall, E. Beyrich, H. B. Geinitz, H. Göppert, F. Frech und seine Schüler haben in zum Teil grundlegenden Arbeiten die Erdgeschichte des Gebietes wissenschaftlich untersucht. Die Erforschung fand in vieler Hinsicht ihren Abschluß durch die geologische Aufnahme, die von der Pr. Geol. Landesanstalt ausging und in den Händen der Herren Verg, Dathe und Zimmermann lag. Das Ergebnis dieser Aufnahmen sind die geologischen Karten 1 : 25 000 nebst Erläuterungen. Unser Gebiet hat Anteil an den Blättern Landeshut, Schömburg, Schmiedeberg, Kupferberg, Freiburg. Auch die vorliegende Arbeit fußt ganz auf diesen Karten und ihren Erläuterungen; sie wäre ohne sie nicht möglich gewesen. In ihnen findet man alle geologischen Einzelheiten aufs genaueste niedergelegt, und sie sind für jeden, der tiefer in die Geologie der Heimat eindringen will, die unbedingt notwendige Ergänzung der vorliegenden Arbeit. Diese letztere und die unserm Buch beigelegte geologische Übersichtskarte verzichten deshalb auch auf die Wiedergabe aller Einzelheiten; vielmehr stellen sie allgemeine Gesichtspunkte in den Vordergrund und versuchen, die vielen Einzelforschungen zu einem Gesamtbild zu vereinigen. Außer den Erläuterungen wurden noch die zahlreichen Arbeiten der drei kartierenden Geologen, die das Gebiet behandeln, eingehend benutzt, vor allem für die Behandlung der kristallinen Schiefer: Verg, „Die kristallinen Schiefer des östlichen Riesengebirges“. (Abh. Preuß. Geol. Landesanstalt N. F. 1912.) Für die Gebirgsbildung des Riesengebirges wurden die neuen Werke von Cloos und seinen Schülern herangezogen. — Natürlich hat die Erdgeschichte auch von jeher zahlreiche heimische Naturfreunde, Beobachter und Sammler von Verfeinerungen und Kristallen angelockt. In seinem Werk „Silesia subterranea oder Schlesien mit seinen unterirdischen Schätzen“ hat

G. A. W o l f m a n n 1720 zum ersten Mal Mineralien und Versteinerungen aus unserer Gegend abgebildet. 1753 hat der damalige Schulkonrektor A d a m i seine „Betrachtungen der Berge um Landeshut“ veröffentlicht. Hundert Jahre später schuf Konrektor H ö g e r, der an der damaligen höheren Bürgerschule wirkte, eine meisterhafte Darstellung der Erdgeschichte unserer Gegend in seinem „Versuch einer geognostischen Beschreibung der näheren Umgegend von Landeshut“ (erschiene in den Jahresberichten der „höheren Bürgerschule“, der jetzigen Oberrealschule, 1855, 1857 und 1859). Er kannte aufs genaueste aus eigener Anschauung die erdgeschichtlichen Verhältnisse um Landeshut. Zudem war er mit dem geologischen Wissenschaft seiner Zeit völlig vertraut und konnte darum eine Darstellung geben, die die großen Gesichtspunkte in den Vordergrund stellte, ohne die Einzelzüge zu vernachlässigen. Seine Arbeit ist noch heute lesenswert, nicht zum wenigsten wegen der edlen und geistvollen Form der Darstellung. In neuester Zeit hat der verstorbene Bergwerksdirektor S c h ö n k n e c h t als genauer Kenner unserer Steinkohlen und ihrer Versteinerungen seinen Namen weit über seine Heimat hinaus bekannt gemacht.

Herr Geheimrat E. Z i m m e r m a n n (Preuss. Geol. Landesanstalt Berlin) hatte die große Liebenswürdigkeit, meine Arbeit einer genauen Durchsicht zu unterziehen. Für seine Bemühungen und für eine Reihe wertvoller Verbesserungen und Anregungen bin ich ihm zu großem Dank verpflichtet. Herr W. P ü k (Preuss. Geol. Landesanstalt) unterstützte mich liebenswürdigerweise bei der Anfertigung und Drucklegung der Abbildungen und der Geologischen Karte. Schließlich möchte ich auch an dieser Stelle meines verehrten Lehrers, des Herrn Oberschullehrer R o t h, gedenken, der den Beginn meiner Arbeit mit so reger Anteilnahme begleitet hat und der mir auf Wanderungen und in seiner Studierstube seine wertvollen Anregungen in so reichem Maße zuteil werden ließ. In seinem Geist habe ich mich bemüht, die folgende Darstellung zu schreiben.

A. Allgemeiner Teil.

1. Entstehung der Schichtgesteine. Die Oberfläche unserer Heimat besteht, soweit sie nicht mit Wasser bedeckt ist, aus Ackerland oder Waldboden. Wenn wir in die Tiefe bohren würden, kämen wir überall auf festes G e s t e i n, auf F e l s. Dieses Gestein umhüllt als dicker Mantel die ganze Erdoberfläche. Es ist in vergangenen erdgeschichtlichen Zeiten entstanden. Aufschluß über die Vergangenheit kann uns nur solcher Fels geben, denn aus dem l o c k e r e n E r d r e i c h, das durch Verwitterung und pflanzliche Tätigkeit aus diesem festen Gesteinsuntergrund entstand, wobei der sich bis zur Unkenntlichkeit veränderte, kann man nur sehr mühsam, oft überhaupt nicht, die geologische Vergangenheit ablesen. Der Geologe wird deshalb die Stellen der Erdoberfläche aufsuchen, an denen das nackte Gestein zutage tritt: die natürlichen F e l s g r u p p e n und die künstlich vom Menschen geschaffenen Gucklöcher in das Erdinnere, die S t e i n b r ü c h e, S a n d g r ü b e n und B e r g w e r k s a n l a g e n. Selbst Stellen, die dem unbefangenen Wanderer kaum je auffallen, werden für ihn von größter Wichtigkeit.

Ehe wir das besondere Schicksal unseres Heimbodens erforschen, wollen wir zuerst ein wenig die Kunst des geologischen Lesens üben und unseren Blick für erdgeschichtliche Beobachtungen schärfen. Dazu wandern wir am besten hinaus zu einem nahe der Stadt gelegenen Steinbruch, dem Leppersdorfer an der alten Schreibendorfer Straße. Fast dasselbe wie dort kann man übrigens auch am Burgberg oder an der Breitenau oder von Liebau aus an der Buchwalder Talsperre oder bei Wittgendorf beobachten.

Der ganze Steinbruch besteht aus einer Riesenumenge großer und kleiner Steine, die durch eine feinkörnige Masse mit einander ver kittet und verbacken sind. Wie kann das Gestein e n t s t a n d e n sein? Wir wollen sehen, ob wir durch genaueres Betrachten Aufschluß darüber gewinnen können. Manche Steine haben sich aus der Wand des Steinbruchs herausgelöst, und an diesen sehen wir, daß sie sehr verschieden groß, flach oder eiförmig, länglich oder rundlich, hell oder dunkel sind. Ihnen allen aber ist eins gemeinsam: sie haben keine scharfen Kanten, sondern sind an allen Seiten mehr oder weniger glatt abgerundet. Sie gleichen ganz den Steinen, die man am Meeresstrand oder in Bächen und Flüssen sammeln kann. Und in der That haben auch unsere „Gerölle“ im Steinbruch ihre Glättung und Rundung i m W a s s e r erhalten. In Bächen und Strömen oder am Meer haben sie zu Millionen gelegen, sie sind durch die Bewegungen des Wassers aneinander gestoßen oder gerieben worden und schließlich schön glatt gerundet. — Eine andere Beobachtung überzeugt uns von ihrer Entstehung im Wasser. Die meisten der länglichen Steine in der Steinbruchswand liegen auf der flachen Seite, kaum einer steht auf der schmalen Kante, und alle flachen Seiten liegen parallel im Fels. Das sieht nicht so aus, als ob sie willkürlich zusammengetragen und aufgehäuft seien, etwa durch den Wind. So können sie nur gefallen oder abgesunken sein. — Wenn wir die E n t s t e h u n g solcher Gerölle und ihre Ablagerung g e n a u e r kennen lernen wollen, brauchen wir nicht weit in ferne Lande zu gehen, wir können sie an jedem Wildbach im Riesengebirge, ja in jedem Dorfbach studieren. — Der Oberlauf der Gebirgsbäche ist ein wildes Gewirr von Blöcken und Steinen; sie sind durch Regen und Frost von dem zer spalteten und zerklüfteten Fels losgesprengt worden und noch spitz und scharfkantig. Mitunter können wir beobachten, wie sie talabwärts rollen. Bei Hochwasser werden oft Rieserblöcke in wenigen Stunden kilometerweit verfrachtet. Je tiefer wir steigen, umso kleiner werden die Blöcke und umso runder. Solche Blöcke haben schon lange im Wasser gelegen und sich bei der Wanderung an anderen abgeschauert und geglättet. Die Zerreibung und Aufarbeitung geht immer weiter, je tiefer wir ins Thal steigen. Zwischen den großen Blöcken finden wir schon kleine Steine und Sand, bald überwiegt der Sand, und auch der wird bei seiner Weiterreise talabwärts weiter zerrieben zu feinstem Gesteinsmehl und Schlamm. So lagert jeder Bach und Fluß in seinem Lauf das Material wohlgeordnet nach der Größe hintereinander ab: im Oberlauf Blöcke, dann Gerölle, im Unterlauf erst groben, dann feinen Sand. Natürlich hängt es stark vom Gefälle ab, wie weit ein Brocken mitgeschleppt und zerkleinert und wann er abgesetzt wird. Sehr schön kann man das an kleinen Bächen beobachten; wenn plötzlich einmal das Gefälle seichter wird oder gar eine muldenförmige Vertiefung entstanden ist, dann werden in ihr

schon die feinsten Teilchen, Sand und Schlamm, abgesetzt, die sonst noch weiter talabwärts geschleppt worden wären. Diese Vorgänge, ins Riesige umgedacht, sind genau das erste Stück der Entstehungsgeschichte unseres Steinbruchs. In einer früheren Periode der Erdgeschichte wurden jahraus jahrein von einem Fluß Gerölle, Kiese, Sande in unserer Gegend aufgehäuft, eine Schicht über die andere. Die noch feiner zerriebenen Gesteinsmassen wurden in großen Mengen in Binnenseen oder gar ins offene Meer weiter geschleppt. Ganz allgemein kann man sagen: es gab früher wie heut überall auf der Erdoberfläche Gebirgsgegenden, die durch Regen, Frost und Wind abgetragen, und es gab tiefer gelegene Gegenden, in denen die Abtragungsprodukte vom Wasser abgelagert wurden.

Außer dieser mechanischen Zerkleinerungs- und Verfrachtungstätigkeit leistet das Wasser noch eine andere unsichtbare und doch nicht weniger mächtige Arbeit. Es kann nämlich bestimmte Bestandteile aus dem Gestein herauslösen und das Gelöste an anderen Orten unter geeigneten Bedingungen wieder absetzen. Wir wissen ja, Wasser schmeckt sehr verschieden, je nach dem, was es gelöst enthält. Wenn z. B. das Mineral Feldspat, das in vielen Gesteinen vorkommt, lange Zeit dem Lösungseinfluß von Wasser ausgesetzt ist, so werden manche seiner Bestandteile weggeführt, und es bleibt als Rückstand ein Ton zurück. Tongesteine sind zu allen geologischen Zeiten in großer Menge als solche von ihrer Ursprungsstätte weggespülte Lösungsrückstände abgesetzt worden, vor allem im Gebiet der Flußmündungen und in Meeren. Sind sie kalkhaltig, so heißen sie Mergel.

Auch die gelösten Stoffe werden ins Meer geführt und bleiben dort für gewöhnlich in Lösung. Mitunter entstehen aus diesen Lösungen auf eigenartige Weise Ablagerungen und zwar die Kalle. Manche das Meer bewohnende Lebewesen sind nämlich imstande, aus verschiedenen Kalklösungen des Meeres Kalk zu entnehmen und sich daraus Kalkskelette oder -gehäuse zu bauen. Die kleinen Korallentierchen errichten ja in den warmen Meeren unter unseren Augen große unterseeische Felsenriffe; sie haben auch in früheren Epochen mächtig dicke Gesteinsmassen hergestellt. Muscheln, Schnecken, Schwämme und viele einzellige Tiere und Pflanzen bauen sich Schalen und Gerüste, die nach dem Tode des Bewohners auf den Meeresgrund absinken und sich dort in dicken Schichten aufhäufen.

Wir kennen jetzt den Anfang der Entstehung unseres Gesteines im Steinbruch. Die Gerölle sind alle von einem nahen Gebirge losgewitterte Felsstücke, die von einem Fluß ein Stück weit weggetragen wurden. Freilich nicht allzuweit, denn es sind noch große Gerölle darin, und nicht alle sind schon ganz glatt und rund. — Wie ist aber aus dem Geröll, auch Schotter oder Kies genannt, das ja doch erst locker liegt, der feste Geröllfels entstanden? (Konglomerat nennt man einen solchen aus Geröllen aufgebauten Fels.) Und wie können so mächtige Felsmassen entstehen? Vor unseren Augen erhebt sich ja eine Felswand von gut 15 Metern! Die letztere Frage ist leicht zu lösen. Die Geröllablagerung dauert Jahrtausende fort. Wir müssen lernen, in geologischen Zeitbegriffen zu

denken, und unsere Vorstellungen aus der menschlichen Geschichte zurückstellen. Man muß sich allerdings auch vor übertrieben hohen Zahlen hüten, aber auf Jahrhunderttausende, vielleicht Jahrmillionen, wird man die geologische Vergangenheit schätzen müssen. — Wenn so ein Meter nach dem anderen aufgeschüttet wird, werden allmählich die untersten Schichten einem gewaltigen Druck durch die darüberlagernden Schichten ausgesetzt. Dieser Druck allein schon wird das Gestein verfestigen. Die Gesteinswerdung beginnt aber schon früher, schon während der Ablagerung selbst. Da setzen nämlich die Wässer in den Lücken zwischen den Geröllen Sand und Ton, Schlamm und Kalksalze ab und verbacken so die Ablagerungen ganz fest, genau wie der Maurer Steine und Ziegel mit Zement verkittet. Wenn dann die Masse austrocknet und außerdem von oben her gewaltig gepreßt wird, dann verfestigt sich allmählich das Geröll zu einem Geröllfels. Ebenso wird aus einem Sand ein Sandstein, aus Ton ein Schieferthon, aus Kalkgehäusen ein Kalkstein.

Wir können nun einem Gestein ungefähr ansehen, unter welchen äußeren Umständen es abgelagert wurde. Ein Kalk deutet auf ehemaligen Meeresboden hin, ein Geröll auf Flußablagerung, ein Sandstein läßt uns vermuten, daß wir einstigen Meeresstrand oder Wüste oder Flachseegebiete vor uns haben, ein Ton läßt auch auf Meer oder auf Flachsee schließen. Dies wird uns später von Wert sein, wenn wir versuchen werden festzustellen, wie es in unserer Heimat während der verschiedenen geologischen Zeiten aussah.

Die Gesteinsmasse in unserem Bruch ist kein einheitlicher massiver Block; die Gleichmäßigkeit der Ablagerung ist oft durch Fugen gestört, die das ganze Gestein in Bänke oder Schichten zerlegen. Diese Schichtfugen ziehen in der Regel wagerecht, hier in unserem Bruch aber fallen sie schräg nach Landeshut zu ein. Das werden wir später verstehen lernen; ursprünglich lagen auch sie horizontal. Solche Fugen trennen meist verschieden aufgebaute Gesteinspartien, z. B. gröbere von feineren, kalkige von tonigen. Diese sog. Schichtung ist die charakteristischste Eigenart der aus Wasserablagerung entstandenen Gesteine. Darum faßt man alle solche Gesteine unter dem Namen Schichtgesteine oder Sedimente zusammen. In unserem Bruch und überhaupt in Kulmkonglomeraten sind Schichtfugen nicht sehr deutlich zu sehen. Gut geschichtetes Gestein sieht man in Trautliebbersdorf am Bachufer jenseits der Chaussee, wo Buntsandstein-Felsen eine Wand bilden. Die schönste Schichtfuge sieht man in Tschörnners Steinbruch in Naspenau. Sie trennt als schnurgerade Grenzlinie einen blaugrauen Mergelkalk von dem darunterliegenden gelblichen Sandstein. (s. S. 30) — Die Schichtung hängt aufs engste mit der Ablagerung im Wasser zusammen. Um zu verstehen, wie sie zustande kommt, wollen wir wieder einen Augenblick an unseren Gebirgsfluß denken. Im Frühling wird er als reißender Schmelzbach ziemlich große Gerölle herabbringen, im Sommer und Herbst, wenn er ein zahmer Nieselbach ist, wird er an derselben Stelle nur Sand und Schlamm ablagern. Wenn er einmal Hochwasser führt, wird er ganz große, kaum gerundete Blöcke auf die Sande und Gerölle darauf legen. Auf diese Weise kann schon ein mannigfaltiger Wechsel der Schichten zustande kommen. Meist sind aber die Schichtfugen

durch noch tiefergreifende Änderungen bedingt. Im Laufe der langen geologischen Zeiträume trat nämlich mehrfach ein *Klimawechsel* ein. Es wechselte gemäßigtes Klima mit Wüstenklima, mit tropischem und polarem, und in jedem Klima herrschten natürlich verschiedene Verwitterungsbedingungen, infolgedessen verschiedene Abfahbedingungen für Gesteine. Ja mitunter traten noch gewaltigere Änderungen ein. Der Erdboden, auf dem wir stehen, ist nämlich keineswegs so fest, wie wir meinen. Schon die Erdbeben zeigen, daß er sehr wohl in Bewegung geraten kann. Die Bewegungen sind zum Teil dadurch möglich, daß die ganze Erdkruste nicht ein einheitlicher Mantel ist, sondern zerklüftet und zerborsten, wie eine brüchige Eisdecke, und oft sind in geologischer Vergangenheit sehr große, länderbreite Schollen gegeneinander abgesunken oder gehoben worden. (Siehe Abb. 1). So kann ein Gebiet, das lange Gebirge war, zur Ebene, ja schließlich zum Meeresgrund werden und von Wasser überflutet werden; dann lagert sich auf dem Schotter der einstigen Ebene ein Meeresston oder ein Korallenriff ab. Und dann kann es geschehen, daß dieselbe Scholle wieder gehoben und zu Festland wird; und wenn dann der Mensch in einem Steinbruch die Ablagerungen aufschneidet, dann entdeckt er zu seiner Überraschung einen Kalk mit Meeresmuscheln aufgelagert auf einem Geröll, das die Reste von Landpflanzen enthält. Wir werden solche Überraschungen auch in unserer Heimat erleben. Außer durch solche Schollenabsinkung und -hebung kann Land zu Meer und Meer zu Land werden durch *Faltungsvorgänge*. Mitunter werden länderbreite und kilometerdicke Gesteinspakete von seitlichem Gebirgsdruck erfasst, der so gewaltig sein kann, daß die Schichten in große und kleine Falten aufgeworfen werden, so wie man einen Stoß Papierblätter zwischen den Fingern auffalten kann. Die Alpen z. B. sind größtenteils ein solches Faltengebirge, und auch bei der Entstehung des Riesengebirges und des Landeshuter und Kolbenkammes haben Faltungsvorgänge mitgewirkt (s. S. 34 und Abb. 10).

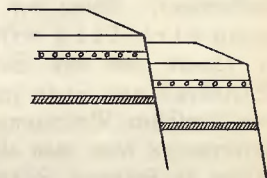


Abb. 1. Verschiebung zweier Gebirgsschollen gegeneinander. (Schema.)

Aus der Gesteinsbeschaffenheit, dem Schichtwechsel und der Lagerung verstehen wir jetzt, uns ein Bild von den Zuständen zu formen, die bei der Ablagerung des Gesteins herrschten. Dieses Bild wird noch bereichert dadurch, daß wir auch die *Lebewesen* der damaligen Zeiten ein wenig kennen. Schon bei flüchtigem Absuchen der Blöcke in unserem Bruch wird man häufig zwischen ihnen versteinerte Pflanzenreste finden; meist sind es die Schlamm- oder Sandfüllungen von Riesenschachtelhalmen, das sind sehr große ausgestorbene Verwandte unserer heimischen Ackerschachtelhalme (Abb. 7 Mitte). Außerdem findet man viele Stücke von versteinigten Baumnstämmen (Abb. 7). Aus der großen Zahl dieser Reste müssen wir auf eine üppige Pflanzendecke schließen, die wahrscheinlich in einem fruchtbaren, feuchten, warmen Klima gedieh. In anderen Schichten finden sich Tausende von Muscheln, Ammonshörnern, Tierknochen oder Blattabdrücken. Wer noch nie versteinerte Abdrücke oder Ausfüllungen von Muscheln gesehen hat, der

sollte einmal den Weiß'schen Steinbruch in Raspenau besuchen, wo in manchen Lagen tausende nebeneinander liegen und einzelne Stücke überall zu sammeln sind. So gut wir den heute lebenden Pflanzen und Tieren ungefähr ansehen können, ob sie in flachem oder tiefem Wasser, in Wald oder Steppe, in tropischem oder rauhem Klima leben, ebenfogut können wir aus den versteinerten Nesten der ausgestorbenen Pflanzen und Tiere uns ein Bild machen von ihrer Lebensweise und von der Umgebung, in der sie lebten.

Die Versteinerungen haben für den Geologen noch eine andere wichtige Bedeutung. Es lebten nämlich nicht zu allen Zeiten dieselben Wesen wie heute. Wie die Riesenschachtelhalme ausgestorben sind, so leben auch die Riesenreptilien früherer Zeiten nicht mehr, u. s. w. Jede Schicht enthält bestimmte Versteinerungen, die nur in ihr, nicht aber in anderen Schichten, vorkommen. Wenn wir nun irgendwo auf der Erde in einem Steinbruch genau die selben versteinerten Riesenschachtelhalme finden wie bei uns, so können wir mit Sicherheit sagen, daß die Schichten in unserem Steinbruch und die in jenem anderen ungefähr zur gleichen Zeit und unter den ähnlichen Bedingungen abgelagert wurden. Mit Hilfe der Versteinerungen kann man also ungefähr die Ausdehnung der Meere und Festländer in früheren Zeiten feststellen und sich ein Bild von Klima und Oberflächengestalt während der einzelnen Abschnitte der Erdgeschichte machen.

Man könnte meinen, daß Land und Meer, feuchtes und trockenes Klima, Senkungen und Faltungen in so verwirrender Fülle miteinander abgewechselt hätten, daß man sich unmöglich aus dem Gewirr der Kalle und Sandsteine, der Schiefer- und Lavamassen herausfinden und nicht daran denken könne, eine zusammenhängende und lesbare *Erdgeschichte* zu schreiben. Aber wie die Menschengeschichte trotz ihrer tausend Einzelgeschnehnisse sich doch von einer höheren Warte aus in einzelne große Abschnitte zerlegen läßt, so gelingt es auch, die Erdgeschichte in größere Perioden zu zerlegen. In jeder dieser Epochen waren Klima, Absatzbedingungen und Lebewesen im großen und ganzen so einheitlich, daß lange Zeit hindurch ungefähr dieselben Ablagerungen entstanden. So kann man in Deutschland z. B. eine Periode abgrenzen, in der während eines größeren Zeitraumes nur rote und gelbe Sandsteine abgesetzt wurden und die danach „Buntsandsteinzeit“ heißt. Ihr folgte eine Zeit, in der große Teile Deutschlands von einem Meer bedeckt wurden, das vorwiegend sehr versteinungsreiche Meereskalle abgelagert hat. Es ist die Periode des „Muschelkalkes“ u. s. w. Auf diese Weise haben die Geologen die ganze Erdgeschichte in eine größere Zahl natürlicher Perioden einteilen können und die Einzelperioden in drei große Zeitalter zusammengefaßt, die sie ähnlich den Abschnitten der Menschengeschichte „Altterum“, „Mittelalter“ und „Neuzeit“ der Erde nennen. Die einzelnen Perioden sind auf der Tabelle S. 9 zusammengefaßt. Die älteste Periode, deren Gesteine zutiefst liegen, steht unten, die jüngste oben. Die Tabelle ist also von unten nach oben zu lesen. Die Namen stammen teils von Landschaften, in denen die betreffenden Gesteine zuerst erforscht wurden (z. B. Kambrium, Silur, Devon nach englischen Landschaften, Jura nach dem deutschen und Schweizer Jura), teils von dem charakteristischen Aussehen der Gesteine.

Tabelle der Erdperioden.

(In den mit — unterstrichenen Perioden wurden auch in unserer Gegend Gesteine abgelagert. Die Ablagerungen der mit unterstrichenen Perioden sind für unsere Gegend zweifelhaft bezw. nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form erhalten.)

<u>Alluvium</u>	}	Neozoïsches Zeitalter = Neuzeit der Erdgeschichte.
<u>Diluvium</u>		
(=Eiszeit)		
Tertiär		
<u>Kreide</u>	}	Mesozoïsches Zeitalter = Mittelalter der Erdgeschichte.
Jura		
Keuper		
Muschelkalk		
<u>Buntsandstein</u>		
<u>Zechstein</u>	}	Paläozoïsches Zeitalter = Altertum der Erdgeschichte.
<u>Nottliegendes</u>		
<u>Karbon</u>		
<u>Kulm</u>		
<u>Devon</u>		
..... <u>Silur</u>		
..... <u>Kambrium</u>		
—	}	Archaisches Zeitalter = Urzeit der Erdgeschichte.

2. Entstehung der Erstarrungsgesteine. Wir könnten nun unsere geologischen Wanderungen durch die Heimat beginnen, denn unser an sich so unscheinbarer Steinbruch hat uns mit den Anfangsgründen des geologischen Lesens vertraut gemacht. Vorher wollen wir aber noch eine letzte Frage allgemeiner Natur klären. Wir wollen uns fragen, wo her denn ursprünglich das ganze Material stammt, aus dem Sandsteine, Schiefer, Kalk und die anderen Schichtgesteine bestehen. Wir haben den Ursprung unserer Schichtgesteine bis hinauf auf die Höhen unseres Gebirges verfolgt, wo die Verwitterungskräfte den nackten zerklüfteten Felsen zerstören. Wie ist aber jener Felsen entstanden? Ist er aus der Tiefe emporgewachsen, oder ist er selbst auch ein Erzeugnis des Wassers? Schauen wir uns einmal die Felsen auf dem Riesengebirgskamm an; vielleicht können sie uns selbst wieder einen Einblick in ihre Entstehung geben. Sie bestehen aus wundervollem buntem Gestein, an dem man schon mit bloßem Auge dicht nebeneinanderliegende schwarze,

glasig-weiße und rötliche Körnchen sieht. Manche Körner haben glitzernde und glatte Flächen, und bei Vergrößerung erkennt man, daß das ganze Gestein aus mehr oder weniger schön gebildeten kleinen Kristallen aufgebaut ist. Da sind fleischfarbene Kristalle, die Feldspat heißen, weiße, die man Quarz nennt, und schwarze oder silberige Glimmerplättchen. Das ganze Gestein heißt Granit. Er ist leider in unserem Heimatkreis nicht vertreten, findet sich aber schon hinter dem Paß und an der Kreisgrenze auf dem Landeshuter Kamme, auf die Friesensteine zu. Man kann frischen, unverwitterten Granit sehr schön in den großen Steinbrüchen an der Paßstraße zwischen Paß und Schmiedeberg sehen. Aus ihm besteht der Kern des Riesengebirges und das ganze Schmiedeberger und Hirschberger Tal. — Um zu sehen, ob er auch ein Schichtgestein ist, werden wir zuerst nach Schichtfugen suchen. An Felsen und in Steinbrüchen des Granits finden wir zwar auch Klüfte und Risse in Fülle, aber keine von ihnen trennt zwei verschiedenartige Gesteinschichten. Es sind keine echten Schichtfugen, sondern Sprünge und Risse in einem einheitlichen massigen Gestein. Auch die herumliegenden Gerölle und Sandkörner sind nicht abgerundet, sondern spitz und eckig. Die Kristalle sind nicht in bestimmter Richtung geordnet, sondern liegen regellos durcheinander und sind innig miteinander verzahnt. Aus alledem können wir ersehen, daß der Granit sicherlich kein Schichtgestein ist. Welchen Ursprung kann eine solche Kristallmasse haben? Wie kann ein ganzes Gebirge aus unzähligen kleinen Kristallen aufgebaut sein? Kristalle können wir unter unseren Augen sich bilden sehen. Wir brauchen nur eine Flüssigkeit, in der allerhand Stoffe gelöst sind, etwa Salzwasser, offen stehen lassen. Dann verdunstet der größte Teil des Wassers, und die eingedickte, konzentriertere gewordene Lösung erstarrt zu lauter kleinen, wohlgeformten Kristallen. Auch wenn man heiße Lösungen rasch abkühlt, können sie zu Kristallen erstarren. Kristalle entstehen also stets dann, wenn Lösungen in festen Zustand übergehen. — Unser granitener Riesengebirgskern war ursprünglich auch eine solche Lösung, ein glühend heißer, zähflüssiger Gesteinsbrei, der in großer Tiefe in einem riesigen Nest in die Erdkruste eingebettet war. Aus uns unbekannten Gründen stieg die Schmelzflußmasse, die den Namen „Magma“ führt, in höhere Regionen näher zur Erdoberfläche empor und kühlte dabei langsam ab. Infolge dieser Abkühlung erstarrte der Brei zu einem festen Gestein. Die Erstarrung ging ähnlich wie in unseren Lösungen vor sich: Überall in der Schmelze bildeten sich kleine Kristallisationsstellen, um die herum ein Kristall wuchs, hier ein Quarzkristall, dort ein Feldspatkristall, dazwischen ein Glimmerkristall. Die Kristalle wuchsen, bis sie die Nachbarkristalle berührten und durch sie am Größerwerden verhindert wurden — und nach einiger Zeit war die ganze Schmelze durch und durch erstarrt, erkaltet zu einem riesenhaften kristallinen Granitmassiv. Offenbar ist das zähflüssige Magma nicht bis zur Erdoberfläche emporgedrungen, sondern irgendwo in noch ziemlich warmen Zonen der Erdkruste stecken geblieben und dort sehr langsam abgekühlt und erstarrt. Denn so schöne große Kristalle wie im Granit können nur zustande kommen, wenn jeder Kristall sehr viel Zeit hatte sich auszubilden. Solche Gesteine, die wie der Granit in der Tiefe erstarren, heißen Tiefengesteine. Sie sind bei ihrer Entstehung noch von einem dicken

Gesteinsmantel bedeckt, und erst wenn diese Decke abgetragen ist, kommt der kristalline Kern zutage, der dann natürlich sofort auch zu verwittern beginnt (s. Abb. 10). Nicht selten gelang es aber solchen Schmelzmassen, durch die ganze Erdkruste durchzustosen und sich auf die Erdoberfläche zu ergießen. Noch heute kommen solche Durchbrüche vor. Es sind die Ergüsse der Vulkane mit ihren Lava-Ausbrüchen. Wir werden später hören, daß solche vulkanische Erscheinungen in früheren Zeiten auch unsere Gegend heimgesucht haben. Jetzt wollen wir uns nur darüber klar werden, daß die Ströme, die aus Vulkanbergen oder einfach aus Spalten der Erde herausfließen, die sogenannten Lavaströme, ihrem Ursprung nach dasselbe sind, wie das Granitmagma, nämlich aus dem Erdinneren kommende, einst glutflüssige Gesteinsmassen. Trotzdem sieht Lava anders aus als ein Tiefengestein. In der Lava ist mit bloßem Auge nur selten ein Kristall zu erkennen, das ganze Gestein ist massig, fest und dicht, und erst unter dem Mikroskop erkennt man, daß auch die Lava aus Kristallen besteht; nur sind sie winzig klein, weil sie infolge der raschen Erstarrung an der Oberfläche keine Zeit hatten zu wachsen. Porphyr und Basalt sind bekannte Lavagesteine früherer Zeiten. Lavagesteine haben im Gegensatz zu den Tiefengesteinen wegen ihrer Entstehungsweise den Namen Ergußgesteine. Sie werden natürlich sofort nach ihrer Erstarrung von den Verwitterungskräften erfaßt. Beide Gesteinsarten werden unter dem Namen Erstarrungsgesteine zusammengefaßt, da sie im Gegensatz zu den Schichtgesteinen aus erstarrtem Magma bestehen. Eine kurze Übersicht mag das Gesagte erläutern:

1. Erstarrungsgesteine (aus glutflüssigem Magma entstanden).
 - a. Tiefengesteine (in der Tiefe erstarrtes Magma: Granit u. s. w.).
 - b. Ergußgesteine (oberflächlich erstarrtes Magma = Lava: Porphyr, Melaphyr u. s. w.).
2. Schichtgesteine = Sedimente (im Wasser abgelagerte, aus verwitterten Erstarrungsgesteinen entstandene Gesteine: Sandstein, Kalkstein, Ton u. s. w.).

Aus Magma baut sich ein beträchtlicher Teil der Erdkugel auf. Man nimmt an, daß der sehr dicke, vorwiegend aus Eisen bestehende Kern der Erde von einer etwa 1300 km mächtigen Schale von zähflüssigem Magma umgeben ist. Und diese Schale ist wie von einer dünnen Haut mit der nur ca. 100 km dicken Gesteinsdecke umhüllt. In mehr als 100 km Tiefe würden wir also überall auf Magma stoßen; es ist uns dadurch erklärlich, daß dieses Magma sich auch in Nestern oder Hohlräumen der Gesteinskruste eingelagert haben kann und diese häufig sogar ganz durchbricht.

Als der Erdball noch sehr viel heißer war, mag er ganz von zähflüssigem Magma umhüllt gewesen sein, und das Magma wird erst später, als seine Oberfläche allmählich erkaltete, eine langsam dicker werdende Erstarrungskruste gebildet haben. Von dieser ersten Rinde wissen wir heute nichts

mehr: sie mag z. T. zerstört und zu Schichtgestein aufgearbeitet sein, z. T. mag sie noch in unzugänglicher Tiefe unter den sichtbaren Gesteinen ruhen. Auf ihr als Sockel haben sich dann die Schichtgesteine unserer Erdoberfläche abgelagert, durch sie hindurch sind die Magma-Gesteine durchgebrochen.

Das also ist der ewige Kreislauf der Gesteinswerdung auf unserer Erdoberfläche: Aus tiefen Zonen des Erdinnern, aus unerschöpflichen Vorratsräumen steigen flüssige Magmamassen auf, die zu kristallinen Erstarrungsgesteinen sich verfestigen. Sie verwittern und werden abgetragen und durch die Wässer zu TALE geschleppt, zerkleinert, zerrieben und gelöst. Überall werden die Erzeugnisse dieses Vorgangs, die Gerölle, Sande, Tone und Kalle abgelagert. Schließlich werden diese Ablagerungen zu Schichtgesteinen verfestigt. Aber auch die Schichtgesteine lagern nicht in unmittelbarer Ruhe am Ort ihrer ersten Entstehung. Sie werden früher oder später wieder in den Kreislauf der Gesteine einbezogen. Durch gewaltige Senkungen können mächtige Schichtgesteinschollen in die Tiefe absinken und zur Unterlage neuer Sedimente werden, oder sie können hoch emporgehoben oder zu hohen Gebirgen aufgefaltet werden. Dann sind sie selbst wieder dem Schicksal der Verwitterung verfallen. Die kunstvoll zementierten Gerölle und Sande, die dichten Kalle werden wieder in ihre ursprünglichen Bestandteile zerlegt, aus dem Gestein herausgenagt und herausgelöst, dann abgerollt und zerkleinert und schließlich an einem neuen Ort als ein neues Gestein abgelagert.

Wir haben jetzt unsere allgemeinen Betrachtungen geschlossen und sind wohl ausgerüstet zu unserer Wanderung durch die heimische Gesteinswelt. Wir wollen nun die mannigfaltigen geologischen Ereignisse kennen lernen, die unseren Heimatboden dauernd umwandelten, wir wollen ihre Spuren in Steinbrüchen und Riesgruben aufstöbern und wollen schließlich versuchen, die heutigen Oberflächenformen, die Formen der Berge und Täler, aus ihrer geologischen Entstehungsweise und Vergangenheit zu verstehen.

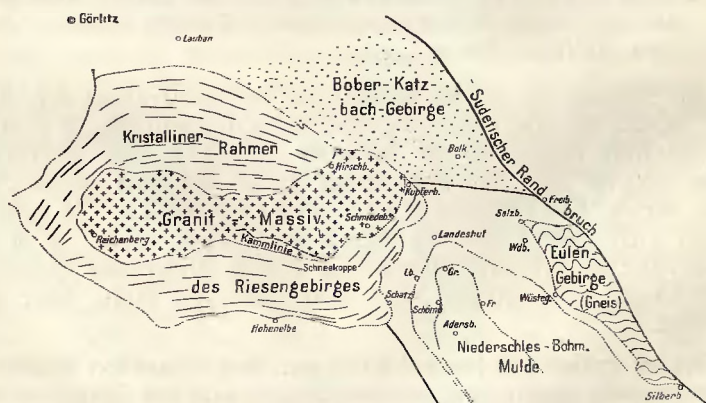


Abb. 2. Geol. Übersichtskarte des Riesengebirges und seines östlichen Vorlandes. (Nach Cloos, Der Gebirgsbau Schlesiens 1922.)

B. Die Schichtgesteine der inner-sudetischen Mulde in der Landeshuter Gegend.

1. Allgemeines über den Muldenbau des Gebietes. Wer seinen Blick für Landschaftsformen geschärft hat, dem wird bei seinen Wanderungen durch unseren Heimatkreis nicht entgangen sein, daß die West- und Nordwestgrenze, der höhere gebirgige Teil des Kreises, sich landschaftlich stark von dem niedrigen Hauptteil unterscheidet. Dort die langen Kammlinien des Landeshuter und des Kolbenkammes, tiefe Vergschluchten und weite Hochflächen, rundliche Berge von erheblicher Höhe, viele Wälder und wenig Dörfer. Im niederen Teil das wechselvolle Bild von kleineren und größeren Hügeln, die aus weiten fruchtbaren Ebenen nur wenig hoch emporsicheln. Es sind lange Ketten und dazwischen breite, dichtbesiedelte Täler, in denen Bäche und Flüsse dahinfließen und bequeme Straßen laufen. Dem verschiedenen Landschaftsbild entspricht ein grundsätzlicher Unterschied im geologischen Bau. Der höhere Gebirgsteil gehört geologisch zum Riesengebirge und wird zuletzt besprochen werden, der flache Teil dagegen, von dem zunächst ausschließlich die Rede ist (bis Seite 34), besteht aus Schichtgestein. Er ist unabhängig vom Riesengebirge entstanden und bildet dessen flaches Vorland.

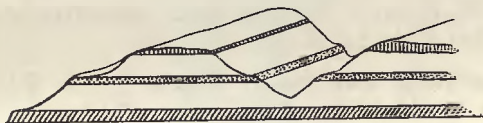


Abb. 3. Schematisches Bild einer Stufenlandschaft.

In ihm haben sich lange Erdperioden hindurch die Schuttmassen des Riesengebirges und anderer Nachbargebirge zu großer Höhe aufgeschichtet. Alle Schichten müssen natürlich ursprünglich bei ihrer Ablagerung im Wasser horizontal gelegen haben. Wenn sie auch heute noch, d. h. nach ihrer Emporhebung aus dem Wasser, ungestört liegen würden, so müßte unsere Landschaft so aussehen, wie es Abb. 3 zeigt, d. h., es würde eine aus lauter übereinander gelegten flachen Tafeln bestehende Stufenlandschaft, ein sog. Tafelgebirge sein. Solche Landschaften sind in Schwaben und Franken sehr verbreitet. In unserer Nähe treten nur bei Raspenau und Schömberg Tafelberge auf, die ihre Fortsetzung dann in der Adersbach-Wefelsdorfer Gegend und in der Heuscheuer finden.

Die meisten unserer Berge bilden keineswegs solche flache Stufen und Tafeln, im Gegenteil sind die Hügel oft so steil und scharfkantig, daß sie Namen wie „Ziegenrücken“, „Schartenberg“ usw. erhalten haben. Dies hat eine sehr wichtige und bedeutsame Ursache: Unsere Schichten haben nicht ihre ursprüngliche Lagerung beibehalten, sondern sie sind allesamt muldenförmig nach innen eingesunken. Während sie also ursprünglich wie die Blätter eines Buches horizontal übereinander lagen, ist das Buch später an den Längskanten hochgehoben oder in der Mitte nach unten gedrückt worden. Die Schichten liegen nicht mehr tafelförmig übereinander, sondern wie längliche Kähne oder Fleischertröge in =

einander. Eine solche Lagerung nennt man eine Mulde. Dieser geologische Name bedeutet nicht, daß in der Landschaft eine Hohlform zu sehen ist, sondern nur, daß die Schichten muldenförmig ineinander liegen. Unsere Mulde ist keineswegs „leer“, sondern bis oben hin mit Gesteinen erfüllt. (s. Abb. 4). Denken wir uns einmal ein Dutzend solcher Tröge ineinander gelegt und jeden in einer anderen Farbe bemalt. Dann werden wir, wenn wir sie von oben betrachten, nur die schmalen Trogränder als farbige Streifen parallel nebeneinander her laufen sehen. Alle Streifen werden an dem schmalen Ende als hufeisenförmige Bögen „umlaufen“. Genau so sieht die geologische Karte unseres Gebietes aus: Lauter gleichfarbige Streifen, die im Norden hufeisenförmig umbiegen. (S. Geol. Karte). Die gedachte Längsachse aller Tröge liegt in nnw. — ssö. Richtung und zieht etwa durch die Orte Landeshut — Grüssau — Abersbach, biegt dort etwas nach SO. ab und geht von da zur Heuscheuer. Die Stadt Landeshut liegt am N.-Ende der Mulde, da wo die Schichten „umlaufen“. Die Mulde heißt die „inner-sudetische Mulde“, weil sie mitten in den Sudeten liegt; oder die „niederschlesisch-böhmische Steinkohlenmulde“, weil eine Schicht in ihr die sehr wichtigen Steinkohlenlager des Waldenburger und des Schatzlarer Reviers enthält. Ihr O.-Flügel wird von dem Waldenburger und Glaser Gebiet eingenommen, der W.-Flügel ist böhmisch, unser Heimatkreis aber liegt an dem schmalen nördlichen Ende der Mulde.

Der muldenförmige Bau unserer Gegend ist der Schlüssel zu ihrem geologischen und landschaftlichen Verständnis. Mit diesem Bau hängt es nämlich zusammen, daß alle Schichten, die in der Mulde abgelagert wurden, von allen Seiten schräg nach dem Muldeninneren zu einfallen. Ueberall, wo wir Schichtflächen sehen, geben sie ganz gleichmäßig schräg in die Erde. Und zwar fallen sie im Westflügel der Mulde, etwa bei Liebau oder bei Buchwald, steil nach O. zu ein und tauchen unter dem Rabengebirge unter. Bei Landeshut, etwa im Leppersdorfer Steinbruch, fallen sie nach S. auf die Stadt zu ein. Bei Wittgendorf fallen sie nach W. zu. Besonders klar wird einem das, wenn man einen Querschnitt durch die Gegend betrachtet (Abb. 4). Man sieht an ihm deutlich, wie die Schichten von allen Seiten her aufeinander zulaufen und sich im Untergrund dann treffen. Würde man in einem Punkt des innersten Troges, etwa bei Görtelsdorf, in die Tiefe bohren, dann würde man nacheinander alle Schichten, zuerst die jüngsten, dann die ältesten, durchstoßen.

Wir wissen, daß die verschiedenen Schichten aus verschieden hartem Material aufgebaut sind, bald aus weichem Sandstein, bald aus hartem Kalk usw. Sie leisten infolgedessen der Verwitterung verschieden starken Widerstand. So konnte es geschehen, daß im Laufe der Zeit einzelne besonders widerstandsfähige Trogränder als Hügelketten aus ihrer Umgebung herauspräpariert wurden, während andere leicht verwitternde Schichten jetzt als Hohlkehlen zwischen den Hügelketten liegen. Infolge des Einfalls der Schichten haben alle diese Hügel eine äußerst auffallende und sehr charakteristische Form. (Abb. 5). Sie haben stets einen flachen

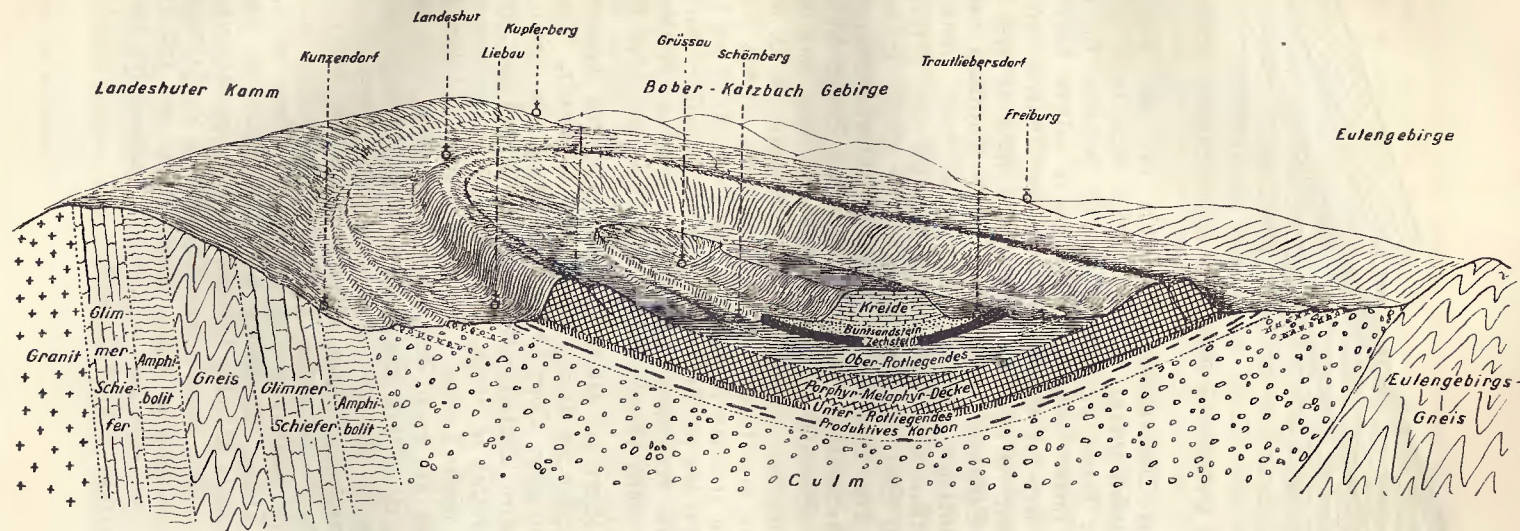


Abb. 4. Perspektivische Übersicht über den Gebirgsbau unserer Heimat.

Auf der Linie Kunzendorf—Schömburg—Trautliebsdorf ist ein Querschnitt gelegt, der Einblick in die muldenförmige Lagerung der Gesteine und den inneren Bau des Landeshuter Kammes gewährt. Entw. vom Verfasser, Ausführung von W. Büg.

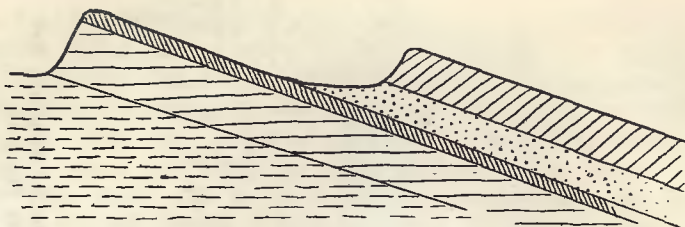


Abb. 5. Das Einfallen der Schichten in unserer Gegend. (Schema.)

Abfall, der dem Muldeninneren zugekehrt ist, und einen steilen Abfall, der nach außen gewandt ist. Diese Hügel bilden mehr oder weniger zusammenhängende Ketten, die natürlich auch bei Landeshut hufeisenförmig umbiegen. Wer einmal diesen wichtigsten Zug in unserem Landschaftsbild entdeckt hat, der wird auf Schritt und Tritt neue Beispiele dafür finden. Sehr klar ist diese eigentümliche Bergform zu sehen an dem Höhenzug Langer Berg – Stadtwald – Forst, mit seinem Steilhang nach Reichenhennersdorf – Landeshut – Hartau (Doktorlehne) und seinem flachen Einfall nach Grüssau hin. Ebenso schön zeigt sich diese Erscheinung in unserer Nähe am Sternbusch, dem Leppersdorfer Hügel, in dem unser Steinbruch liegt, dem Spitzstein bei Schreibendorf, dem Scharenberg bei Liebau, dem Ziegenrücken bei Schöpsdorf, an vielen Bergen bei Ruhbank, Wittgendorf und Schömberg. Den Schichteinfall kann man sogar ganz im Kleinen an einzelnen nackten Felsplatten beobachten, z. B. wenn man auf den Kirchberg hinaufsteigt. – Die Hohlkehlen zwischen den Hügeln ziehen natürlich in derselben Richtung; in ihnen verlaufen dann die Bäche, an diesen entlang ziehen die Dörfer. So ist der geologische Bau sogar für die Siedlungsform bedeutsam. Wittgendorf, Kragbach, Leuthmannsdorf, Trautliebersdorf, lauter schmale Reihendörfer, liegen in solchen Hohlkehlen.

Mit einem Wort, der ganzen Landschaft wird durch ihren geologischen Muldenbau im großen und kleinen der Stempel aufgedrückt. Die scheinbar regellosen, verwirrenden Oberflächenformen folgen alle einem geheimen Gesetz. – In echten Stufenlandschaften (Abb. 3) muß man, um die einzelnen Schichten kennen zu lernen, eine Stufe nach der anderen erklimmen, und das ist nicht immer bequem. Die tiefst gelegenen Schichten sind sogar völlig verdeckt und nur durch Bohrungen zu erforschen. Bei uns in der Mulde sind auch die ältesten Schichten zutage gekommen; sie erreichen als äußerste Hufeisen die Erdoberfläche, und außerdem liegen alle Schichten nicht mehr übereinander, sondern nebeneinander. Wir haben also hier in unserer Mulde die einzigartige Möglichkeit, die Gesteine der einzelnen Erdperioden bequem nebeneinander zu beobachten. Wenn wir z. B. von Buchwald über Liebau, Schömberg nach Trautliebersdorf wandern, so können wir in wenigen Stunden sämtliche Schichten durchschreiten, von der ältesten bis zur jüngsten, und die Zeugnisse studieren, die Jahrmillionen der Erdgeschichte uns hinterlassen haben. Dies wollen wir jetzt tun. Wir wollen ein „Hufeisen“ nach dem anderen quer durchwandern und mit dem ältesten, dem äußersten Hufeisen beginnen.

2. Der Kulm. Die ältesten Ablagerungen der Mulde gehören der Kulmformation an. Was vor der Kulmzeit in unserem Gebiet abgelagert wurde, das ist zum größten Teil in unerreichbarer Tiefe unseren Blicken verborgen. Die einzigen Reste der ältesten erdgeschichtlichen Perioden, des Kambriums, des Silurs und des Devons, sind uns nur als kristalline Schiefer des Landeshuter und Kolben-Kammes und des Rehorn erhalten geblieben. Sie sind aber nach ihrer Entstehung sehr tiefgreifenden Veränderungen unterworfen worden und werden aus verschiedenen Gründen erst am Schluß behandelt werden. An dieser Stelle wollen wir uns nur darüber klar werden, daß mit der Kulmzeit nicht die Erdgeschichte unserer Heimat überhaupt, sondern nur die Ablagerung der Mulde anfängt.

Das Gebiet des Kulms ist ein breiter Bogen, der im SW., z. B. bei Schöpsdorf, etwa 5 km breit ist, im N. bei Landeshut bis zur Kreisgrenze bei Merzdorf etwa 4 km, aber darüber hinaus bis an den Rand des Bober-Ragbachgebirges reicht, und im O. von Gaablaui bis zur Kreisgrenze bei Liebersdorf etwa 6 km breit ist. Die genauen Grenzen des Kulms sind auf der Karte zu erkennen. Folgende Ortschaften liegen auf Kulm: Kunzendorf, Oppau, Hermsdorf, Michelsdorf, Hartau, Blasdorf, Johnsdorf, Altweißbach, Eventhal-Moritzfelde, Schreibendorf, Neußendorf, Landeshut, Vogelsdorf, Krausendorf, Hartmannsdorf, Wittgendorf, Gaablaui, Liebersdorf. — Das Gestein des Kulms ist in diesen Gegenden überall an Steinbrüchen, Bodenkannten und Felsgruppen zu beobachten. Es ist recht einheitlich. Wir hatten es schon im Leppersdorfer Steinbruch näher kennen gelernt. Es besteht aus Geröllen, die durch eine sandige Bindemasse verkittet sind. Solche Gesteine nennt man Konglomerate. Die des Kulms haben von Vergleuten in alter Zeit den Namen „Grauwacke“ erhalten. Die Gerölle sind in der Regel ei- bis faustgroß, oft kleiner, nur bei Kunzendorf nahe dem Gebirge bis hausgroß. Die Größe der Gerölle wechselt oft von Schicht zu Schicht im selben Steinbruch. Das ganze Gestein ist meist grau oder braun, mitunter durch Beimengungen von Eisenoryd rot (z. B. bei Schreibendorf und Gaablaui). Überall sind zwischen die Konglomerate Lagen von Ton-schiefern und Sandsteinen eingeschaltet. Sie bestehen aus demselben, nur feiner zerriebenen Material. Während die Konglomerate auf kurze Strecken verfrachteter Gebirgsschutt sind, der in flachen Seen am Fuße von Gebirgen durch Bäche und Ströme abgelagert wurde, deuten die Ton-schiefer und Sandsteine auf vorübergehende Änderungen des Abtragungsvorganges oder auf örtliche Vertiefungen hin. — Das Material der Gerölle besteht im Westen der Mulde, in der Liebauer Gegend vorwiegend aus Quarz, Gneis, Glimmerschiefer des Riesengebirges, im Norden bei Ruhbank aus den Gesteinen des Bober-Ragbachgebirges, im Osten bei Wittgendorf aus Gneisen des Culengebirges. Unser Gebiet war also zur Kulmzeit Strand einer Meeresbucht, die von den drei genannten Gebirgen umgeben war. Diese Gebirge waren einer starken Abtragung ausgesetzt, von Strömen und Flüssen wurde ihr Schutt in unsere Meeresbucht vorgeschüttet. Bei Landeshut und Michelsdorf sind die Massen 2 Kilometer hoch aufgeschichtet worden, bei Schreibendorf gar 4 Kilometer. Es sind

die mächtigsten Ablagerungen, die überhaupt in unserer Gegend während eines Zeitalters entstanden sind.

Der Kulm ist reich an Versteinerungen, die uns erlauben, das Bild unserer Kulmbucht in mancher Richtung zu ergänzen. Fast überall, vor allem aber in den Steinbrüchen um Landeshut (Leppersdorf, Breitenau, Burgberg) finden sich zahlreiche Pflanzenreste. Zur damaligen Zeit hatten sich die heute vorwiegenden Blütenpflanzen noch nicht entwickelt; dafür waren die Vorfahren der heute nur ein bescheidenes Dasein fristenden Schachtelhalme und Bärlappgewächse damals mannigfaltig ausgebildet, und zwar waren sie nicht wie heute unscheinbare Acker- und Waldgewächse, sondern meist baumhohe, z. T. verholzte Pflanzen. Außerordentlich häufig findet man Kalamiten (*calamus* = Rohr. Abb. 7 Mitte). Das sind mehr oder weniger lange, schmale, gerippte, meist durch Druck platt gepresste Stücke eines mehrere Meter hohen Schachtelhalms. Die gefundenen Stücke sind der innere Sand-Ausguß der hohlen Sprosse; die lebende Substanz ist später zerseht worden; nur selten findet man Nester



Abb. 6.*) Stammstück vom Schuppenbaum (*Lepidodendron*).

von ihr als dünnen, schwarzen, bröckeligen Kohleüberzug auf dem Sandsteinausguß. Die Kalamiten sind sehr zahlreich, sie müssen in riesigen Rohrbeständen, wie heute unser Schilfrohr, zusammen gestanden haben.

— Von den unscheinbaren Bärlappen, die in unseren Gebirgswäldern auf dem Boden dahinkriechen, lebte damals ein baumförmiger Verwandter, der Schuppenbaum (*Lepidodendron*) (Abb. 6 u. 7). Seine Stammstücke, die man oft versteinert findet, sind mit schönen rhombischen Feldern bedeckt. Jedes Feld ist ein Blattpolster, auf dem ein Blatt von der Gestalt eines Weidenblattes aufsaß. Häufig findet man Stammstücke ohne Rinde, die dann anstatt der schönen Zeichnung nur kleine, in Reihen angeordnete Ringe erkennen lassen. Dazu kommen seltener Farnblätter, die zu größeren Baumfarnen gehören. Die versteinerten Kulmpflanzen von Landeshut sind von alters her bekannt und berühmt. Schon Volkmann bildet zahlreiche in seinem Buch „Silesia subterranea oder das unterirdische Schlesien mit seinen Schätzen“ (1720) ab. Er sowohl wie Rektor

*) Das Klixsee dieser Abb. wurde mir von der Preuß. Geol. Landesanstalt freundlichst zur Verfügung gestellt.

Langhans (1736) beschrieb als Besonderheit einen steinernen Baum, der im Steinbruch am Burgberg gefunden war und sich durch besondere Größe auszeichnete. Leider ging er später verloren, und heute erinnert nur der Name des „Gasthofs zum Steinernen Baum“ an ihn. Auch beim Bau der Gnadenkirche kamen viele große versteinerte Bäume zutage (Volkmann). Der berühmte Botaniker Göppert, einer der Begründer der Lehre von den pflanzlichen Versteinerungen, rühmt in seinem grundlegenden Werk („Die fossile Flora des Übergangsgebirges 1852 S. 58) „die ungeheure Menge fossiler Pflanzenreste“ von Landeshut. Von den 145 Formen, die er beschreibt, fand er 20 ausschließlich in Landeshuts Umgebung, von den übrigen lieferten unsere Brüche zum Teil die schönsten und größten Stücke. Abb. 7 zeigt, daß der Reichtum auch heute noch nicht ganz erschöpft ist. Die abgebildeten Stämme sind 1927 im Steinbruch bei Leppersdorf gefunden worden. Alle erwähnten Pflanzen dürften an den moorig feuchten Ufern unseres Kulmbeckens große urwaldartige Bestände gebildet haben. Nach ihren Wuchsformen und manchen Eigentümlichkeiten ihres Baues zu urteilen, muß das Klima damals feucht und warm gewesen sein. — In den obersten Schichten des Kulms wurde bei Gaablaun in Tonschiefern eine Reihe Meeresstiere: Muscheln, Zweischaler u. a. gefunden. Damals muß also ein Meer unsere Gegend überflutet haben. Von den aufgefundenen Tieren sind 4 kleine Muscheln erwähnenswert, die vorher noch nicht bekannt waren: *Aviculopecten semicathratus*, *A. tri-*



Abb. 7. Zwei Schuppenbäume, dazwischen ein Rammatit.

fidecostatus, A. gaablauensis, A. Diensti (s. Abb. 13). Die Pflanzen sind hier und da zu unbedeutenden Kohlenflözen verkohlt, die man ohne jeden Erfolg auszubeuten versucht hat. Solche Schürfungen fanden beim Bahnhof Landeshut, in Oberleppersdorf usw. statt.

Die Oberflächengestaltung des Kulms ist durch den Wechsel schwer und leicht verwitternder Gesteine bedingt. Zwischen den Konglomeraten sind feste Bänke eingeschaltet, teils ebenfalls Konglomerate, teils Tonschiefer, die als Hügelreihen herausgewittert sind. Die Hügelkränze folgen in ihrer Verlaufsrichtung natürlich dem Muldenbogen und zeigen alle die durch den Schichteneinfall bedingte Gestalt mit Steil- und Flachböschung. Da die festen Einlagerungen nur über kurze Strecken verlaufen und dann wieder aufhören, sind die Hügel meist nicht lange Ketten, sondern längliche Einzelhügel. Nur im W. bei Liebau lassen sich einige längere Ketten kilometerweit verfolgen. Ich führe einige solcher Hügel und Hügelreihen an: Hinter-Berg und Vorder-Berg bei Michelsdorf, Ziegenrücken-Vorkberg bei Tschöpsdorf, Schartenberg-Langer Berg - Schölzenberg bei Blasdorf, Sternbusch - Breitenau, Galgenberg - Kirchberg - Burgberg bei Landeshut, Kirchberg bei Wittgendorf. Das Gebiet ist also im ganzen unruhig und unübersichtlich, und nur wenn man das „Muldengefäß“ kennt, wird man einige Ordnung hineinbringen und erkennen können, daß jeder Hügel, jede scheinbar willkürliche Geländestufe doch in Verlaufs- und Einfallrichtung ganz gesetzmäßig durch den Muldenbau bedingt ist. — Der Boden auf Kulm ist meist steinig und oft sandig und immerhin genügend fruchtbar, um Ackerbau lohnend zu machen. Das Gebiet ist infolgedessen fast ausschließlich Ackerland und nur in seinen höheren Teilen bewaldet.

3. Karbon und Entstehung der Steinkohlen. Dem Kulm lagert eine Formation auf, die wegen ihrer wertvollen Einschlüsse, der Steinkohlen, unser Interesse erregt. Es ist die Steinkohlenformation = oberes*) (produktives) Karbon. Während das Karbon an den Längsflügeln der Mulde bei Waldenburg und Schaklar in mächtigen Massen abgelagert ist (bei Waldenburg 2 km dick) und dort auch zahlreiche Kohlenflöze birgt, bildet es leider in unserem Heimatkreis nur wenig mächtige Ablagerungen von etwa 300 Meter Dicke, die noch dazu nur sehr dünne und abgesehen von Rothenbach nicht abbaumwürdige Kohlenflöze enthalten. Trotzdem hat man immer wieder nach Kohle geschürft, und so ist der schmale Karbonstreifen unseres Gebietes schon von weither kenntlich durch die alten, jetzt meist von ein paar Bäumen überwachsenen Halben. Auch die Landstraßen Liebau - Reichenmehrsdorf - Landeshut und Landeshut - Hartau - Schwarzwaldau laufen im Karbon, so daß man an den Chauffeebäumen schon ganz von ferne den Verlauf der Karbonschichten erkennen kann. — Das Karbon, ursprünglich dem Kulm horizontal aufgelagert, bildet natürlich das nächstinnere Hufeisen. Süd-

*) Mitunter wird der Kulm auch als unteres und die Steinkohlenformation dann als oberes Karbon bezeichnet. Im folgenden verwenden wir „Karbon“ nur im Sinne von „Steinkohlenformation“.

westlich Eschöpsdorf überschreitet es die Landesgrenze. Dieser Ort, sowie Dittersbach grüßl., Buchwald und Liebau liegen auf Karbon. Der Streifen zieht dann mit einer Breite von kaum 800 Meter über Reichenhennersdorf nach Landeshut. Niederzieder und der Schlachthof liegen auf Karbon. Am Thiemen- und Leuschnerberg biegt die Formation scharf nach S. um und zieht über Hartau—Schwarzwaldau nach Rothenbach.

Die Gesteine der Steinkohlenformation unterscheiden sich nicht wesentlich von denen des Kulms. Auch in dieser Epoche wurden Konglomerate, Sandsteine und Tonstiefer abgesetzt. Nur sind die Konglomerate meist nicht so grob und die Einlagerungen von Sandsteinen und Tonstiefen häufiger. Das Material ist auch dasselbe geblieben. Die Gerölle, deren Herkunft wie im Kuhl meist als Schotter des Riesengebirges, des Bober-Kaschbachgebirges und des Culengebirges zu bestimmen ist, sind aber jetzt um einen sehr wichtigen Neuling bereichert. Von der Mitte des Karbon an finden sich nämlich zum ersten Mal Gerölle aus echtem Riesengebirgs-Granit, die vorher fehlten. Sie beweisen uns, daß damals der Granitkern des Riesengebirges entstanden sein muß. — Unser Gebiet war also ein von hohen Gebirgen umgebenes Wasserbecken geblieben. Nach wie vor schütteten mächtige Gebirgsflüsse den Schotter der umliegenden Gebirge hinein.

Aufgrund der verschiedenen Ablagerungen, die auch verschiedenartige Versteinerungen enthalten, gliedert man das Karbon in folgende Schichten: Zu unterst liegen die Waldenburger Schichten, dann folgen die Hartauer—Weißsteiner Schichten, darauf lagern die Schaklarer—Saarbrücker Schichten, und zu oberst liegen die Ottweiler Schichten. Nach der neuesten Auffassung von Berg fehlen die Waldenburger im Gebiet ganz. Die Hartauer sind meist nicht sehr widerstandsfähig. Nö. Hartau allerdings bestehen sie aus sehr festem, schwer verwitterndem Konglomerat, das den Ziegenrücken bildet. Er zeigt wieder besonders deutlich die Bergform mit einer flachen und einer steilen Böschung. Die Schaklarer Schichten sind meist weich, sie bilden Hohlstellen in der Landschaft. Nur bei Liebau sind harte Bänke eingelagert, die bewirken, daß der dortige Galgenberg sich über seine Umgebung erhebt. Die Ottweiler Schichten fehlen bei uns. — Der Boden des Karbons ist fruchtbarer als der des Kulms, vor allem weil in den Granitgeröllen Feldspat steckt, bei dessen Zersetzung das für die Pflanzen so wichtige Kalium frei wird.

Das Gestein enthält die kostbaren Kohlenflöze. Sie drängen uns die Frage auf, was Steinkohlen sind und wie sie entstanden sind. Steinkohlen sind die Reste großer Wälder, die in dem feuchtwarmen Klima der Steinkohlenzeit üppig gediehen, die dann unter besonderen Bedingungen langsam „verkohlt“ und unter der schützenden Decke jüngerer Gesteine sorgsam verwahrt bis heute sich erhalten haben. Was heißt aber Verkohlung? Wir wissen, daß alle Pflanzen, Kräuter wie Bäume, zum großen Teil aus Zellstoff (Zellulose) aufgebaut sind. Wir verwenden diese vor allem als Holz zu tausend verschiedenen Zwecken und in gesponnenem Zustand als Kleidungsstücke. Dieser Zellstoff besteht zur Hälfte aus dem chemischen Element Kohlenstoff.

Zellstoff wird wie alle pflanzlichen und tierischen Stoffe an der Luft sehr schnell in seine Bestandteile zerlegt, er verwest. Wenn er aber sehr lange unter Luftabschluß liegt, so entweichen nach und nach alle anderen Bestandteile als Gase mit Ausnahme des Kohlenstoffs, der sich auf diese Weise im Verhältnis zu den anderen Stoffen mehr und mehr anreichert. Diese Anreicherung an Kohlenstoff nennt man *Verkohlung*. In der ersten Stufe der Verkohlung wird Holz zu Torf, später wird aus diesem Braunkohle (mit schon 70 Prozent Kohlenstoff), aus der Braunkohle wird Steinkohle (85 Prozent Kohlenstoff und mehr). Steinkohle ist also ehemaliges Holz, das unter strengem Luftabschluß schon alle Stufen der Verkohlung durchgemacht hat. Die Holzstruktur kann man bei der Braunkohle noch gut mit bloßem Auge sehen, bei Steinkohle meist nicht mehr. In dem Maße, wie der Kohlenstoffgehalt zugenommen hat, ist auch der Heizwert gestiegen. Er ist bei Steinkohle 2—3 mal so hoch wie bei Holz.

Die einzigen Orte, an denen auch heute noch die zur Verkohlung notwendigen Bedingungen herrschen, d. h. wo Holz unter vollkommenen Luftabschluß gerät, sind die *Moore*. Darum nimmt man heute fast allgemein an, daß alle unsere Kohlenlagerstätten Moore früherer geologischer Zeiten sind. Moore sind ehemalige Seen und Teiche, die von den Rändern her von der Pflanzenwelt erobert werden und „verlanden“. Torfmoose sind jetzt ihre hauptsächlichsten Bewohner. In dem Maße nun, wie die Torfmoose unten in der Tiefe absterben, wachsen sie oben nach, so daß in wenigen Jahrzehnten dicke Schichten von abgestorbenen Massen übereinander lagern. Sie bräunen sich und wandeln sich zu Torf um. Die obersten Schichten schließen die unteren von Luftzufuhr vollständig ab, der Prozeß der Verkohlung geht weiter zu Braunkohle, die wir besonders in den Moorablagerungen der Tertiärzeit finden. Schließlich in den tieferen Schichten und längeren Zeiten ist die Umwandlung bis zur Steinkohle fortgeschritten. Früher war die Ansicht verbreitet, daß die Flöze nicht Moorwälder, sondern vom Gebirge herabgeflößte und in Meeresbuchten zusammengeschwemmte Baumstämme sind. Daher der Name „Flöz“ = Geflößtes. Heute nimmt man diese Art der Entstehung nur für wenige Kohlenlager an. Jedes Flöz entspricht vielmehr einer Moor- oder Sumpfwaldbildung, die zwischendurch immer durch Sand- und Gerölllagen zugeschüttet wurde. — Die Pflanzen, die das Material für die Flöze lieferten, waren im wesentlichen dieselben wie zur Kulmzeit: Schachtelhalme, Schuppenbäume, deren Verwandte, die Siegelbäume, und häufiger wie früher Baumfarne. Die üppige Pflanzenwelt deutet auf ein feuchtes warmes Klima hin. Den Pflanzen scheint die damalige Entstehung des Riesengebirges zugute gekommen zu sein, denn der Fuß des damals eben aufgerichteten Gebirges war sicherlich besonders niederschlagsreich, und die herabkommenden Granitgerölle brachten viel Kali mit.

Die günstigsten Bedingungen für die Kohlenbildung müssen im Ost- und Westflügel der Mulde geherrscht haben. Die Waldenburger Schichten enthalten in der Waldenburger Gegend 21 meist abbauwürdige Flöze; die Weißsteiner Schichten sind fast flözleer und bergen nur bei Hartau ein Flöz; die Schachlarer Schichten enthalten 34 Flöze. Auch die Mothenbacher und Reichhennersdorfer Flöze liegen in ihnen. Die Ottweiler Schichten

sind nur im Westflügel der Mulde bei Radowenz und Schwadowitz ausgebildet und dort flözreich. — Aus uns nicht bekannten Gründen sind die Ablagerungen der Kohlenzeit in unserer Gegend sehr dünn und flözarm. Nun ist es wahrscheinlich, daß Flöze nicht nur an den Rändern der Karbonschicht liegen, sondern auch in den tiefen Teilen des Karbontrages (Abb. 4). Wo immer man also im Muldengebiet in die Tiefe bohren würde, müßte man auf Kohle stoßen. Meist wird sie allerdings so tief liegen, daß ihr Abbau nicht in Frage kommt. So hat z. B. ein Bohrloch bei Friedland in 1570 Meter Tiefe die Kohle noch nicht erreicht. Aber Frech, der diese Verhältnisse eingehend studiert hat, berechnet ihre Tiefe im Ziedertal zwischen Grüssau und Zieder nur auf 800—1000 Meter, und wenn sich dort einigermaßen mächtige Flöze finden sollten, könnte sich ein Abbau sehr wohl lohnen. Näheres über den Kohlenbergbau siehe Aufsatz Kunick über „Bergbau“.

4. Das Rotliegende und seine Lavadecken. Dem Steinkohlenzeitalter folgte das Rotliegende. Durch diesen Namen wird die rote Farbe seiner Gesteine bezeichnet. Ehe wir die Ablagerungen des Rotliegenden im einzelnen betrachten, müssen wir gewaltige Ereignisse gedenken, die in unserer Gegend während dieser Epoche vor sich gingen. Unsere Gegend war damals das Feld mächtiger vulkanischer Ausbrüche. Es spielte sich in unserer Heimat daselbe ab, was wir heute bei vulkanischen Ausbrüchen, etwa des Vesuv, erleben: Eine Ueberflutung mit Lavamassen. Nur hatten diese Ereignisse bei uns damals weit größere Ausmaße, als wir es heute irgendwo an Vulkanen beobachten. Was sind eigentlich Vulkane, und was geschieht bei Vulkanausbrüchen? Vulkane sind meist schöne, gleichmäßig gebaute Regelberge. In der Mitte eines jeden Vulkankegels führt ein Schlot oder eine Spalte nach unten in die Erdtiefe bis hinab zu einem mit flüssigem Magma erfüllten Nest (s. o. S. 11). In Zeiten der Ruhe ist dieser Schlot verstopft. Manchmal aber sprengen die in der Tiefe angesammelten flüssigen Gesteinsmassen und Gase mit explosiver Gewalt den Pfropf und brechen sich freie Bahn zur Oberfläche. Dann werden sie mit riesiger Gewalt in die Luft geschleudert und fallen mit großer Wucht in der Nähe des Schlotes nieder, teils den Vulkanberg erhöhend, teils die weitere Umgebung bedeckend. Bei einer solchen Eruption entweichen meist zuerst Gase, dann fällt ein Regen fester Gesteinsbrocken, Aschen und Sande nieder, schließlich, wenn die Explosiv-Gewalt der Gase erloschen ist, fließen zähe glutflüssige Gesteinsmassen, die sogenannten Lavaströme, langsam aus der Öffnung zu Tale und übergießen als undurchdringliche, alles Leben ertötende Decke weite Gegenden. Auf diese Weise sind einst in der Nähe des Vesuv die Städte Pompeji und Herculaneum zugeschüttet worden. Wenn sich solche Ausbrüche oft wiederholen, so kommt es in der Nähe der Ausbruchsstellen zur Wechselagerung von Aschen und Laven. Die Lavamassen erkalten und erhärten natürlich rasch. Die Aschen und Sande nennt man, wenn sie erhärtet sind, Tuffe. — Damals, zur Rotliegendenzeit, ergossen sich über unsere Mulde unermessliche Lavaströme von einer Mächtigkeit, wie sie kein einziger Vulkanausbruch in geschichtlicher Zeit je hervorgebracht hat. Decken von 200—300 Meter Mächtigkeit

lagern in der Mulde. Die durch Abtragung freigelegten Ränder dieser Decke bilden heute das Rabengebirge, den Langen Berg, den Mummelberg, Forstberg, die Berge um Konradswaldau und das Waldenburger Bergland. Die empordringenden Magmen erreichten aber manchmal auch nicht die Erdoberfläche, sondern zwängten sich unterirdisch als flache Lagen zwischen die Schichten ein („Lagergänge“), wobei sie manchmal aus einer Schichtfuge in eine höhere übersehen können. Solche „Lagergänge“ sind durch den Waldenburger Bergbau häufig aufgeschlossen. Oder die Magmen stauen sich unterirdisch zu „Domen“ oder „Kuppeln“ auf, ihr Dach dabei empоровölbbend. Als solche unterirdisch entstandene, später freigelegte Kuppeln sind z. B. Sattelwald und Hochwald, vielleicht auch Buchberg und Beerberg bei Neu-Weißbach entstanden. Die Spalten und Krater, auf denen die Lava einst empordrang, sind wahrscheinlich unter der Decke verborgen oder längst zerstört, so daß man heute nicht mehr bestimmen kann, an welchen Stellen in unserer Gegend die Ausbrüche erfolgt sind.

Das Lavagestein bietet dem Auge eine sehr gleichmäßige, ungeschichtete dichte Masse dar. Es ist meist rot und heißt daher Porphyr (von griechisch porphyros = purpurrot). Die untersten ältesten Decken sind von etwas anderer Zusammensetzung und von schwarzer Farbe und heißen Melaphyr (von griechisch melas = schwarz, phyr ist abgekürzt Porphyr). Die Gesteine sind infolge ihrer Dichte außerordentlich widerstandsfähig und daher gut brauchbar als Bausteine und vor allem als Straßenschotter. Sie werden in großen Steinbrüchen überall gewonnen, sind also leicht zu beobachten. Steinbrüche in Porphyr sind bei Ullersdorf, am Heiligen Berg, am Einsiedel, am Angenelliberg, am Langen Berg bei Ober-Zieder und am Wäldchenberg bei Schwarzwaldau angelegt. Steinbrüche in Melaphyr sind vor allem der Mummelbruch, ein Bruch bei Forst, einer in Zieder im Schubert'schen Gut und ein ausgezeichnete riesiger Steinbruch am Heinzberg bei Konradswaldau.

Unser Melaphyr hat von jeher die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen. Als erster entdeckte ihn Bergrat Karsten (1795). Im Jahre 1797 widmete ihm der damals 23jährige später sehr berühmte Geologe Leopold von Buch, der als Bergreferendar in Breslau tätig war, eine eigene Abhandlung („Beschreibung des Buchberges bei Landeshut.“ Schles. Provinzialblätter Bd. 25, 1797). Er beschrieb ihn allerdings fälschlicherweise als Basalt, stellte ihn aber später (1802) richtig zum Porphyr. 1856 hat v. Richthofen bei seiner ausführlichen, wahrscheinlich grundlegenden Beschreibung des Melaphyrs Stücke aus unserem Mummelbruch als Grundtypen des Gesteins verwendet („Über den Melaphyr“. Z. D. Geol. Ges. 1856).

In den Steinbrüchen kann man mancherlei Eigentümlichkeiten der Ergußgesteine studieren. In keinem der Brüche wird man eine echte Schichtung entdecken. Die vorhandenen Klüfte, die das Gestein in Blöcke oder Pfeiler zerlegen, haben sich meist beim raschen plötzlichen Erkalten der Lava gebildet. Bei diesem Vorgang zog sich nämlich die Masse zusammen. Auch die Lavaströme der heutigen Vulkane zeigen diese Art Klüftung. Am Steinbruch in Oberzieder ist diese Zerlegung in Blöcke sehr schön zu sehen. Man spricht hier von „Blocklava“. — Die Lava

ist, ehe sie erstarrte, als zähe Masse geflossen, und bei diesem Fließen haben sich langgezogene, schlirige, oft wellige Streifen gebildet, die auch nach dem Erkalten erhalten geblieben sind. Solche Fließstruktur (Fluidalstruktur) ist z. B. in dem Ullersdorfer Steinbruch schön zu sehen. — Jeder Vulkanausbruch ist von Gas- und Dampfbildung begleitet. Die Lava ist durchsetzt mit Gasen, die meist vor ihrer Erstarrung in die Luft entweichen wie die Kohlensäure aus Sauerbrunnen. Wenn aber die Lava überstürzt rasch erkaltete, dann fanden die Gase keine Zeit zu entweichen und wurden in kleinen Blasen-Hohlräumen eingeschlossen. So gibt es ganze Gesteinslagen, die durchsetzt sind mit kleinen erbs- bis haselnußgroßen, kugeligen, ei-, mandel- oder schlauchförmigen Löchern. Solche durchlöcherzte schlackige Partien heißen *Mandelsteine*. Sie sind besonders im Melaphyr, z. B. im Mummelbruch und im Steinbruch in Oberzieder zu beobachten. (Melaphyrmandelstein). Die Dämpfe sind inzwischen längst aus den Löchern entwichen, dafür sind diese oft nachträglich mit Kieselsäurelösungen ausgefüllt worden, die auf Gesteinsspalten eindringen. Solche Lösungen sind mitunter an den Wänden der Löcher zu schönen Quarzkristallen erstarrt. — Ähnliche Lösungen haben auch sonst im Melaphyr reichlich Niederschläge von Achat, Jaspis, Chalcedon und anderen Halbedelsteinen gebildet. Der Mummelbruch ist seit alters her ein beliebter Sundort für sie.

Wir wollen nun in aller Kürze die einzelnen Ablagerungen des Rotliegenden und ihre Bedeutung für den Aufbau der Landschaft kennen lernen. Das Rotliegende beginnt meist mit Schichtgesteinen, den sogenannten *Kufeler Schichten* des Unterrotliegenden. Sie sind im Ostflügel der Mulde bei Neurode sehr mächtig, bei uns aber unbedeutend und nur bei Abendorf gut ausgebildet. Sie ziehen bei Liebau, Reichhennersdorf und Landeshut als schmaler Streifen an der Porphyrkette entlang. Forst und Schwarzwaldau liegen auf ihnen. Bei letzterem Ort verbreitern sie sich. Sie bestehen aus kleinstückigen Konglomeraten, die man „*Arkosen*“ nennt, wenn sie viel Feldspat enthalten. Dann folgen die *Eruptivdecken*. Da sie so viel härter sind als die anderen Gesteine der Mulde, bilden sie das höchste Hufeisen, das außerordentlich deutlich aus der Umgebung als einheitlicher Vergzug heraustritt (s. Abb. 4). Im Osten und Westen der Mulde tritt die Decke als breite Zone an die Oberfläche und bildet das Rabengebirge und Waldburger Gebirge. Beide bestehen aus Porphyr. Der Bogen, der sie verbindet und südlich von Landeshut umbiegt, ist schmaler und besteht in der Hauptsache aus Melaphyr. Dieser Bogen zeigt mit besonderer Klarheit die durch das Einfallen der Decke bedingte Vergform: Die steile Böschung nach Landeshut, Reichhennersdorf und Hartau zu, die flache Böschung nach Grössau zu. — Das Rabengebirge und Waldburger Gebirge haben ihre eigenen von der Umgebung abweichenden *Vergformen*. Die Täler haben in die ursprünglich einheitliche Decke tiefe Täler eingesägt und sie dadurch in lauter gerundete Vergzüge und Vergkuppen zerlegt. Alle Porphyrberge haben steile, schuttbedeckte Hänge, da der Porphyr sehr kleinstückig zerfällt. Infolge dieser Zergliederung merkt man, wenn man diese Gebirge durchwandert, nichts mehr davon, daß sie einst eine zusammenhängende Decke waren. Wenn

man aber aus der Ferne, etwa vom Scharlach oder vom Kolbenkamm aus oder von der Scheibe oberhalb Pegelsdorf das Rabengebirge betrachtet, dann verschwimmen die Einzelformen, und man entdeckt, daß das Gebirge als Ganzes genau wie die anderen Glieder der Mulde mit einem Steilhang nach Westen, nach Liebau und Königshau zu, abfällt, und daß alle Gipfel ungefähr in ein und derselben Ebene liegen, die sanft nach Osten, nach Grüssau und Schömberg zu, abgeflacht ist. Diese Gipfelebene entspricht ungefähr der Oberfläche der einstigen Decke. Zwischen die Decken sind mehrfach *Tuffe* eingeschaltet, die, wie wir hörten, von dem festgewordenen Aschen- und Gesteinsregen der Vulkane herstammten. Am Langen Berg, wo sie besonders mächtig sind, sind sie in einem Steinbruch aufgeschlossen.

— Nachdem die Ausbrüche verklungen waren, wurden neue Massen verschiedener Gesteine in der Mulde abgelagert. Es sind die *Lebacher Schichten*. Sie wurden bisher als Mittel-Kotliegendes, jetzt als oberes Unter-Kotliegendes bezeichnet. Es sind meist Schiefertone und Sandsteine, die als unbedeutende Streifen an der Innenseite des Forst-Berges vom Genesungsheim bis nach Ober-Konradswaldau hinziehen. Auf ihnen liegen 100–150 Meter mächtige Schichten des *Ober-Kotliegenden*. Sie bedecken besonders in der Schömberger und Friedländer Gegend eine breite Zone des Muldeninneren. Die Dörfer Abendorf, Berthelsdorf, Blasdorf b. Schömberg, die Stadt Schömberg, Leuthmannsdorf, Kragbach, Lindenau, Bethlehem, Hermsdorf grüß. und Forsterei Habichtsberg liegen auf ihnen. Wir sehen, die Schichten sind wieder genau buisenförmig gelagert (s. geol. Karte). Sie bestehen aus sandigen Schiefertonen und Konglomeraten. Die meist schlechter gerundeten, haselnußgroßen Gerölle sind durch ein sandiges oder toniges Bindemittel zementiert. Die Gesteine kann man an den Chausseerändern der Straße Liebau–Schömberg zwischen Schömberg und dem Walde, ferner auf den kleinen Wegen, die die Hügel bei Schömberg durchschneiden, und an der Straße Konradswaldau–Grüssau überall beobachten. — Infolge harter Kalkeinlagerungen in die meist weichen Gesteine kommt es wieder häufig zur Ausbildung von Hügeln mit Steil- und Flachböschungen, zwischen denen Hohlkehlen dahinziehen. Dadurch wird die Schömberger Gegend sehr unruhig. Am bemerkenswertesten ist die Hohlkehle, in der der Zieder entlangfließt und in der Berthelsdorf, Schömberg, Leuthmannsdorf und Kragbach liegen. Hinter ihr erhebt sich, zum Teil schon innerhalb dieser Orte, wieder ein kleiner Steilhang. — Die *Böden* der Sedimente des Kotliegenden sind infolge ihres Feldspatgehaltes recht fruchtbar und werden meist zu Ackerbau und Wiese benutzt. In den steilen und mit Geröll beschotterten Eruptivbergen dagegen wird vorwiegend Wald angebaut. Der Forstberg hat ja seinen Namen davon. Am Rabengebirge fällt die Grenze Wald–Feld ziemlich genau mit der Grenze Porphyrr–Schichtgestein zusammen. Die Lavagesteine sind, wie wir hörten, wegen ihrer Härte ein brauchbares Schottermaterial, die Schichtgesteine sind technisch meist wertlos.

Die rote Farbe des Kotliegenden stammt von seinem Eisenorydgehalt. Sie hebt sich sehr schön von den benachbarten grauen Bodenfarben ab, und wenn man zur Zeit der Frühjahr- oder Herbstbestellung der Felder in diesen Gegenden wandert, so ist vor einem die schönste geologische Riesens-

karte im Gelände ausgebreitet. Die Rotfärbung des Bodens deutet auf heißes Klima zu damaliger Zeit hin. Die Lebensbedingungen für die Pflanzenwelt müssen dürrig gewesen sein, denn nur bei Altdorf wurden vereinzelte Pflanzenreste gefunden, unter ihnen ein unserer Araukarie ähnliches Nadelholz *Walchia*. Wir werden uns die Rotliegendzeit also als eine heiße, trockne Periode vorstellen müssen, in der große Mengen von Schutt in ein flaches Süßwasserbecken hinein transportiert wurden.

5. Der Zechstein. Während der dem Rotliegenden folgenden Zechsteinzeit überflutete ein aus Osten kommendes Meer große Teile von Deutschland. Unter einem sehr heißen Klima verdampfte es allmählich und hinterließ an manchen Stellen seinen Salzgehalt als wertvolle Kali- und Steinsalzlager (Staßfurt). In unserem Gebiet sind auch damals Kalk abgelagert worden. Es sind aber wahrscheinlich keine Meereskalk sondern sog. Quellsalke, wie man sie heute noch in Wüsten findet. Sie lassen vermuten, daß unser Gebiet damals ein von Flüssen durchzogenes Wüstengebiet mit heißem Klima war. — Die schmale Zechsteinzone ist kein vollständiges Hufeisen, denn nur die langen Seiten kommen bis zur Oberfläche, der Bogen des Hufeisens, der bei Grüssau zu erwarten wäre, ist von den jüngeren Sandsteinen bedeckt. Die beiden Längsflügel aber heben sich ausgezeichnet aus der Landschaft heraus. Infolge ihres Kalkreichtums sind sie sehr fest und bilden weithin sichtbare ununterbrochene Hügelkränze, deren Höhen meist von einem schmalen Baumstreifen bestanden sind. Der Hügelzug des Westflügels überschreitet östlich Altdorfs die Grenze, zieht östlich der Landstraße Vertelsdorf — Schönborg durch Voigtsdorf hindurch und von da in gerader Linie bis zur Rumpelkoppe. Im Ostflügel der Mulde taucht er nördlich Trautliebersdorf wieder auf, zieht über Rosenau, Gölzenau nach Braunau zu. In keiner Schicht ist die eigenartige Form der Berge mit Steilhang und Flachhang, der immer wieder betonte Grundcharakter unserer Gegend, so ausgezeichnet und klar zu beobachten wie hier. — Die G e s t e i n e selbst, eine 30 Meter dicke Schicht, die besonders gut im Voigtsdorfer und Trautliebersdorfer Steinbruch aufgeschlossen sind, bestehen aus kleinstückigen Konglomeraten, die aus den umgebenden Gebirgen stammen. Das Bindemittel der Gerölle ist sehr kalkreich. Der Kalk wird bei Trautliebersdorf abgebaut und gebrannt. Die Schürfstellen und Kalköfen bezeichnen dem Geologen genau die Grenze des Gesteins. Der Boden des Zechsteins ist fruchtbar. Infolge seines Kalkgehaltes wachsen auf ihm einige kalkliebende Pflanzen, die der Nachbarschaft fehlen, z. B. der bei uns selten gefranste Enzian *Gentiana ciliata* (s. Aufsatz Krüger über „Pflanzenwelt“ und Abb. 11).

6. Der Buntsandstein. Mit dem Buntsandstein beginnt das „Mittelalter“ der Erdgeschichte. Er bildet in unserer Gegend nur eine ganz schmale unbedeutende Zone, die sich genau dem Innenrand des Zechsteins anschmiegt. Wie dieser bildet der Buntsandstein ein unvollständiges Hufeisen, dem der runde Bogen fehlt. Auf ihm liegt kein Dorf, nur die ersten Häuser von Trautliebersdorf mit dem Gut. Die Ablagerungen sind durchschnittlich 100 Meter mächtig. Wir wollen seinen Steinbrüchen



deshalb einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit schenken, weil die Buntsandsteinformation große Teile Mittel- und Westdeutschlands bedeckt, wegen ihrer schönen, zum Bau vieler Dome und Burgen benutzten Sandsteine wertvoll, wegen ihrer sandigen Unfruchtbarkeit aber manchem deutschen Land wirtschaftlich verhängnisvoll ist. Der Buntsandstein besteht, wie der Name sagt, aus buntem, rotem, rosa, gelblichem oder weißem Sandstein. Wieder ist die rote Farbe auf Eisenoxyd zurückzuführen. Vereinzelt sind größere Gerölle in die Sandpartien eingeschaltet. Der Buntsandstein ist leicht zersehbar und bildet deshalb in der Landschaft eine Hohlkehle zwischen dem Zechstein-Hügelkranz und den Tafelbergen der Kreidesandsteine. In Steinbrüchen in Berthelsdorf, Klein-Hennersdorf und am Südhang der Rumpellkoppe sind Steinbrüche in ihm angelegt. Er wird teils als Baustein verwendet, teils, wo er plattig ist, als Pflasterstein, z. B. für den Schömberger Bürgersteig. Er ist als Ackerland unfruchtbar, mitunter mit der genügsamen Kiefer bepflanzt. — In den Steinbrüchen sieht man häufig eine sogenannte Kreuzschichtung, die für alle Buntsandsteinablagerungen charakteristisch ist. Wahrscheinlich ist sie durch Windzusammenwehung oder am flachen Strand durch Wasserbewegung entstanden. Auch die für den Buntsandstein sehr bezeichnenden Wellenfurchen, eine wellige Oberfläche der einzelnen Platten, werden in unserem Gebiet gefunden. Sie können entweder in leichtem Wellenschlag oder durch Wind entstanden sein. Da dem Buntsandstein Versteinerungen ganz fehlen, ist seine Entstehung noch nicht klar entschieden. Er ist wohl die Ablagerung einer echten Wüste, die zeitweise von Wasser überflutet wurde, und in der flache Seen ein schnell vorübergehendes Dasein führten. Also auch Wüste ist unsere Heimat einst gewesen!

7. Die Kreide*) und ihre Felsbildungen. Nach der Buntsandsteinzeit setzt eine lange Lücke in den Ablagerungen ein. Während dieser Zeit muß unsere Gegend Festland gewesen sein. In der Muschelkalkezeit gehörte sie zu einem mitteldeutschen Landsockel, der ein großes, die heutige Alpengegend erfüllendes Mittelmeer von einem norddeutschen Meer trennte. Auch von den nächstfolgenden Perioden, dem Keuper und dem Jura, haben wir in unserer Gegend keine Zeugnisse und nehmen darum an, daß sie damals noch Festland war. Erst zur jüngeren Kreidezeit sank das Gebiet ab, und zwar so stark, daß unsere Heimat Meeresboden wurde. Damals waren unsere Nachbarländer Sachsen und Böhmen von einem einheitlichen Meer bedeckt, aus dem Teile der Sudeten, vor allem das Riesengebirge und wohl auch das Eulengebirge, als Inseln herausragten. Die inner-sudetische Mulde war damals entweder eine Bucht dieses Meeres oder ein Meeresarm, der zwischen den Sudeteninseln hindurchführte. Wenn wir das Bild von den ineinander gelegten Trögen noch einmal anwenden, so sind die Kreideberge ein in dem innersten Trog

*) Die Kreideformation hat ihren Namen nach der damals auf Rügen und an vielen anderen Orten abgelagerten Schreibkreide. In unserer Gegend wurden damals keine Schreibkreide, sondern nur Sand- und Kalksteine abgelagert. Der Name wird also lediglich als Zeitangabe, nicht als Bezeichnung einer bestimmten Gesteinsart verwendet.

errichteter hochragender Felsenbau. — Sehr auffallend ändert hier die Landschaft ihren Charakter. Während wir bisher ein welliges Hügelland durchwandert haben, stehen wir jetzt, wenn wir von Grüssau, Schömberg oder Trautliebisdorf aus noch weiter ins Muldeninnere auf Raspenau zu wandern wollen, vor hundert Meter hohen Steilwänden aus weißem Sandstein, die von einer platten Tafel überdeckt sind. Die Kreidegesteine bilden also eine ähnliche Tafellandschaft oder Stufenlandschaft, wie sie Abb. 3 darstellt. Der Stufenbau ist dadurch bedingt, daß während der Kreidezeit zweierlei verschiedenes Gestein in mehrfachem Wechsel übereinander gelagert wurde: 1. ein weißer oder grauer, aus Quarzkörnern bestehender tonfreier Sandstein, 2. ein blauer oder nach Verwitterung brauner sandiger Kalkstein. Der Sandstein bildet meist die Steilkante der Stufen, der Kalkstein liegt ihnen als Deckplatte auf. Wir wollen zunächst die Sandsteine betrachten. Sie fallen nicht nur durch die Steilhänge, sondern auch durch die schönen Felsbildungen allenthalben auf. Die Felsenlandschaft von Abersbach — Wefelsdorf ebenso wie die der Heuscheuer und die Zwergsteine bei Görtelsdorf bestehen aus ihnen. Ähnliche Felsformen finden wir auch im Elbsandsteingebirge, das aus demselben Gestein aufgebaut ist. Die Felsbildungen beruhen auf einer bestimmten Eigentümlichkeit des Sandsteins. Er ist nämlich von lauter senkrecht stehenden Klüften durchzogen, die ihn in mächtige Pfeiler aufteilen. Da außerdem die horizontalen Schichtfugen das Gestein durchziehen, ist eine Felswand in ihm in lauter mächtige quaderförmige Klöße aufgeteilt. Davon hat der Sandstein seinen Namen „Quadersandstein“ erhalten. Wie die Klüfte entstanden sind, ist nicht ganz sicher. Wahrscheinlich sind sie die Folge eines Gebirgsdruckes, der den fertigen Sandstein von der Seite her presste. — Kommt ein solcher Sandstein mit der Atmosphäre in Berührung, so hat es das Wasser leicht, in den Fugen entlang zu fließen und sie zu breiten Rinnen und Spalten zu vertiefen. So wittern schließlich lauter hohe Pfeiler heraus, die oft durch zentimeterbreite und metertiefe Felspalten von einander getrennt sind. Jeder Pfeiler besteht aus vielen übereinander liegenden Quadern. Allmählich wäscht das Wasser und bläst der Wind mit Unterstützung des Frostes auch die horizontalen Klüfte aus und unterhöhlt die Quader von allen Seiten, so daß sie erst zu wackeln beginnen und schließlich herabstürzen. Auf diese Weise wird ein Quader nach dem anderen, ein Pfeiler nach dem anderen abgetragen. So sind die Görtelsdorfer und die Abersbacher Felsen entstanden. (Tafel 2). Weit entfernt von den Zwergsteinen hat ein einzelner Pfeiler bis heute der Verwitterung Widerstand geleistet: Der Teufelsstein bei Görtelsdorf (Tafel 4). Er muß aus besonders widerstandsfähigem Material bestehen. Er ist nicht etwa von weit entfernten Gegenden hierher verschleppt worden, sondern als Kronzeuge dafür stehen geblieben, daß ehemals die Sandsteine der Zwergsteine sich viel weiter ausgedehnt haben als heute. — Mitunter ist zwischen die Quader eine besonders leicht verwitternde Schicht eingeschaltet, die zuerst herausgenagt wird. Dann entstehen pilzförmige Felsen, wie wir sie am oberen Rand der Zwergsteine beobachten. Die Einlagerung dort ist eine Linse aus leicht verwitterndem Gestein; sie wird nach rechts zu schmaler. (s. Tafel 2 unten). Das zweite Hauptgestein der Kreidezeit ist ein Kalk oder

kalkreicher Sandstein, der Pläner heißt. Er zerfällt nie in Quader, er ist in frischem Bruch massig und splittert und schiefert leicht, wenn er verwittert. Im Plänergebiet finden wir stets flach geneigte Hänge, nie aber Steilkante. Der Pläner bildet, wie gesagt, die Deckplatten auf den Quaderkanten. — Der Wechsel von Quader und Pläner muß darauf beruhen, daß das Kreidemeer bald flacher, bald tiefer war. In der untersten bei uns ausgebildeten Kreidestufe, dem sogenannten Cenoman, sank unser Gebiet allmählich unter. Es wurde am Strand erst grober, dann im tieferen Wasser feiner Sand abgelagert. Dies ist der Ursprung der unteren Quadersandsteinstufe, des Cenoman-Quadersandsteins. Aus ihm bestehen die Steilränder unserer Berge, die des Streitberges, der Kumpellehne, der Annakapelle, des Buch- und Postberges. Weil dieser Sandstein sehr feinkörnig und als Bau- und Ornamentstein brauchbar ist, wird er in großen Brüchen, besonders bei Raspenau und Trautlieborsdorf abgebaut. In diesem Meeresande sind mancherlei Meeres-tiere, Austern und Muscheln, verschüttet worden, deren Schalen man in den Steinbrüchen und Hängen als Steinkerne oder Abdrücke findet. Das Meer muß sich vertieft haben, denn über dem Sandstein liegt ein kalkreicher cenomaner Pläner. Er bildet heute überall die Deckplatte, die Hochfläche oben auf dem Streitberg, dem Schweineberg, dem Buchberg, Postberg usw. Die schöne Schichtfuge zwischen Quader und Pläner in Eschörtners Steinbruch und die sehenswerten Versteinerungen im Quader des Weißschen Steinbruchs, beide in Raspenau, wurden oben (S. 6 und 8) erwähnt.

Seltamerweise zeigen in unserem Kreis die Kreideschichten nicht genau diese regelmäßige horizontale Lagerung. An den Zwergsteinen kann man z. B. beobachten, daß die Schichten nach N. nach Neuen zu einfallen, also gerade umgekehrt, als man erwartet, und steht man in Neuen selbst, so sieht man von allen Seiten die Hänge flach auf sich zukommen, als ob man im Mittelpunkt eines flachen Trichters stünde. So ist es in der Tat. Die ursprünglich flach gelagerten Schichten sind hier trichterförmig in die Tiefe eingebrochen. So ist eine kleine Sondermulde entstanden mit dem Mittelpunkt in Neuen, die sogenannte Neuen-er-Sondermulde. In diesem Trichter haben sich noch Schichten erhalten, die hier sonst bei normaler Lagerung längst der Verwitterung zum Opfer gefallen wären, nämlich die Turon-schichten, die normal erst südlich der Landesgrenze bei Adersbach beginnen. Vom Turon ist ein Pläner erhalten, der die breiten Auen von Kindelsdorf, Görtelsdorf und Grüssau bildet, ein feuchter wasserundurchlässiger und darum nicht sehr fruchtbarer Boden. In diesen Plänerkalken sind mächtige Quadersandsteinmassen eingelagert, die natürlich auch dem Turon angehören und ziemlich gleich alt mit den Adersbachern sind. Sie sind es, die die Zwergsteine und den Teufelsstein bilden. Versteinerungen in ihnen findet man z. B. am Osthang der Zwergsteine. Schließlich liegen ganz im innersten Trichtervinkel bei dem Orte Neuen selbst noch jüngere Kreideschichten. Sie bilden am Dachsberg Felsen, verwittern aber normalerweise sehr tiefgründig und bilden den bekannten schneeweißen Neuener Sand. Das Kreidemeer war die letzte große Meeresüberflutung unserer Heimat. Die Meeresande (Sandsteine) und die Muscheln in ihnen, die wir heute an

so hochgelegenen Stellen finden, machen uns besonders eindringlich klar, welch gewaltige Hebungen seit dem Ende der Kreidezeit sich vollzogen haben müssen.

8. Die gebirgsbildenden Vorgänge im Tertiär. Diese Vorgänge spielten sich in der nun folgenden Tertiärzeit ab. Große Teile der Erdoberfläche wurden während dieser Zeit gewaltigen Revolutionen unterworfen. Es entstanden durch Auffaltung die höchsten Gebirge unserer Erde, die Alpen und Karpathen, die Pyrenäen und Alpenninen, der Himalaya und die großen Gebirge Amerikas. Von solchen Faltungen blieb unsere Heimat verschont. Aber die Scholle zerbrach und zerbarst, und riesige Landschaftsblöcke sanken an den Klüften in die Tiefe oder hoben sich empor. An einer ganz großen Kluft zerbarst Nieder-Schlesien in zwei Teile; an einer fast schnurgeraden Linie, die südwestlich von Liegnitz beginnt und über Freiburg am östlichen Eulstrand entlang bis Reichenstein zieht, bewegten sich die Schollen. Das heutige Sudetenland einschließlich unserer Mulde stieg empor und war seitdem Gebirgstheil, die heutige Ebene sank ab und war seitdem Niederung. Die Bruchlinie nennt man den *sudetischen Randbruch* (s. Abb. 2). Die Narbe im Antlitz Schlesiens ist noch heute nicht verheilt, noch ist das Absinken als eine Treppstufe im Gelände sichtbar. Wenn man z. B. auf der Landstraße über Reichenau nach Freiburg fährt, sieht man plötzlich tief unter sich die Stadt Freiburg liegen und die weite flache Ebene, und wenn man umgekehrt auf der Ebene dem Gebirge zustrebt, so hat man, etwa von Schweidnitz nach SW. blickend, vor sich den Steilrand jenes Bruches. Man blickt wie vom Meer aus auf eine Steilküste, die sich an der Eule bis 600 Meter hoch erhebt. Durch dieselbe Hebung ist die auch aus marinen Sandsteinen der Kreidezeit bestehende Heuscheuer, die ja einst tief unter dem Meerespiegel gelegen haben muß, 800 Meter über den Meerespiegel gelangt. Eine ähnliche Kluft bildet die Grenze unserer Mulde im Südosten; an ihr sank die sogenannte *böhmische Notliegendetafel* (Trautenaus Gegend) ab. Eine dritte Kluft begrenzt die Mulde im Norden gegen das Bober-Katzbachgebirge (s. Abb. 2).

9. Das Diluvium*) (Eiszeit). Die Großformen unserer Landschaft sind also damals in der Tertiärzeit festgelegt worden. — Das endgültige Landschaftsbild wurde in der nun folgenden Diluvialperiode geschaffen. In ihr wirkte eine neue geologische Gewalt, das Eis. Es zerstörte vieles von dem Geschaffenen und baute neue Formationen auf. — Durch eine in ihren Ursachen noch keineswegs geklärte Klimaänderung, durch einen schroffen Wandel vom warmen zum kalten und überaus feuchten Klima setzte zunächst einmal überall eine kräftige Zerstörungs- und Abtragungsarbeit ein. Zum letzten Male wurden in größerem Maßstabe Schottermengen zu Tale getragen und alle Vertiefungen des Geländes mit Schutt und Lehmen ausgefüllt. In den Niederungen zwischen Reußendorf und Schreibendorf, bei Blasdorf, Buchwald und Michelsdorf, bei Hartau und

*) Vom Diluvium sind in der geol. Karte nur die größeren Flecken eingetragen.

Wittgendorf finden sich solche mächtige sogenannte *Gehängelehme*. Vielfach sind in ihnen Ziegeleien angelegt. Die geröllreichen Ablagerungen der diluvialen Flüsse, die sogenannten *Terrassenschotter*, liegen meist seitlich von den heutigen Flussbetten und etwas höher als diese. In den weiten Niederungen links des Zieders bei Neuen, Grüssau und Nieder-Zieder sind sie aufgehäuft. Sie sind auch in dem jetzt wasserleeren Tal gefunden worden, das von Schömberg über Ullersdorf nach Liebau zieht. Daraus können wir schließen, daß die Schömberger Gegend zur Diluvialzeit nicht durch den heutigen Zieder, sondern durch einen nicht mehr vorhandenen Fluß nach Liebau zu entwässert wurde. —

Im Laufe der Diluvialzeit sank die Temperatur mehr und mehr, die Niederschlagsmenge wuchs, im Norden Europas, in den Skandinavischen Hochgebirgen, tauten die Schnee- und Eismassen überhaupt nicht mehr ab. Die Gletscher, die ähnlich dem heute Grönland bedeckenden Inlandeis ganz Nordeuropa überzogen, begannen durch den Druck der in Skandinavien sich häufenden Eismassen allmählich sich in Bewegung zu setzen und wurden langsam weit nach Osten, nach Rußland hinein, nach Süden, nach Deutschland hinein, und nach Westen bis England vorgeschoben. Diese Zeit heißt *Eiszeit*. Als die Eisbedeckung am weitesten fortgeschritten war, lag das heutige Rußland bis Moskau, Deutschland bis Schlesien und zum Harz heran, England bis zur Themsemündung unter dem Eis. Mehrmals zog sich das Eis weit nach Norden zurück, nämlich dann, wenn mildere Klimaperioden den strengen Dauerwinter unterbrachen. Nur bei dem stärksten Vorstoß erreichte es als einen seiner südlichsten Endpunkte auch unseren Heimatboden. Während dieser „Haupteiszeit“ waren auch die Alpen von eigenen Gletschern bedeckt. Im Riesengebirge entstanden eigene Gletscher merkwürdigerweise erst in einer späteren (wahrscheinlich der dritten) Eiszeit; und zwar sind mindestens 7 Gletscher festgestellt worden, von denen allerdings keiner in unseren Kreis hineinragte. Der nordische Gletscher trieb die Pflanzen- und Tierwelt vor sich her. Soweit sie nicht dem eisigen Klima zum Opfer fiel, sammelte sie sich in dem schmalen eisfrei gebliebenen Raum zwischen der Stirn der nordischen und der der alpinen Gletscher im mittleren und südlichen Deutschland, und erst als die Gletscher abschmolzen, konnten sie wieder den freigegebenen Raum besiedeln. —

Als das nordische Inlandeis abgeschmolzen war, fanden sich in allen Ländern, die es bedeckt hatte, seine Spuren vor. Wir wissen von den noch heute bestehenden Gletschern, daß sie große Geröllmassen mit sich zu Tale schleppen können und sie dann beim Abschmelzen als sogenannte *Moränen* liegen lassen. All die Schottermassen, die in der abtragungsreichen Diluvialzeit im Ursprungsgebiet der Gletscher, in Skandinavien, auf die Gletscher stürzten, wurden nach Süden mitgenommen. Die Blöcke und Gerölle blieben teils auf der Oberfläche des Gletschers liegen, teils stürzten sie durch Spalten in die Tiefe und froren dort an der Unterfläche ein. Wie eine raue Feile schob sich nun der Gletscher vorwärts und polierte den Boden, über den er sich vorwärts bewegte, glatt. Dabei wurde alles lockere Material, das vom Untergrund losplitterte und losbrach, mitgeschleppt. Die ganze mitgeführte Schuttmasse blieb, als das Eis abgeschmolzen war, im Lande zurück und bildet die sogenannte *Grundmoräne*. Sie ist eine mehrere



Einzig Findlinge des Kreises (im Sattelwald).

Phot. Thur



Tafel 2

Die Zwergsteine bei Görtelsdorf.

Phot. Dittrich

Meter hohe Decke wird durcheinander geworfener Blöcke und Steine, die mit viel Sand und Ton (Lehm) verbacken ist. Zum Unterschied von allen Flußablagerungen liegen in der Moräne die Steine nicht schön geschichtet und mit den flachen Seiten nach unten auf dem Boden, sondern sie sind oft aufgerichtet, wie das Eis sie hinstellte. — In der Landeshuter Gegend erreichte das Eis seine Südgrenze. Es schob einige schmale Gletscherzungen nach Süden vor, die eine im Bobertal aufwärts bis zur Mündung des Absbaches, eine zweite bis nach Grüssau, die vielleicht bis Neuen reichte. Die einheitliche Haupt-Eisdecke scheint bis in die Gegend Merzdorf — Ruhbank — Wittgendorf vorgestoßen zu sein. — In der Grüssauer Ziegelei finden wir die südlichsten Ablagerungen der nordischen Grundmoräne. Auch die Landeshuter Ziegeleien in Zieder und Leppersdorf, die am Rosenberg bei Ruhbank und die zwischen Hartmannsdorf und Giesmannsdorf sind in Grundmoräne angelegt. Daraus geht schon hervor, daß die Grundmoräne auch Lehme einschließt. Überall in diesen Steinbrüchen kann man die charakteristische Blocklagerung der Moränen sehen. In Ton- und Sandlagen eingebettet, liegen große und kleine Brocken aus Granit, Gneis und Porphyry, die die weite Reise aus Skandinavien mitgemacht haben, neben den grauen Schieferen, die aus dem Bober-Ragbachgebirge losgefeilt wurden, neben den uns vertrauten Kulmgeröllen. Mitunter findet man auch einen Feuerstein, den das Eis aus den Kreidefelsen von Rügen herauspräpariert und mitgeschleppt hat. — Von der ganzen ursprünglich einheitlichen Grundmoränendecke, die z. B. Norddeutschland (Pommern, Mecklenburg usw.) heute noch bedeckt, sind bei uns nur noch hier und da ein paar Felsen von Lehm oder Mergel in den Geländeniebungen liegen geblieben. Denn die Moräne war hier nie sehr dick, zudem verwittert sie rasch, und das meiste von ihr ist in unserer Gegend bereits weggeschwemmt worden. Größere Flächen aus Geschiebelehm (so heißt die verwitterte Grundmoräne) breiten sich noch bei Grüssau, an der Bahnlinie von Kreppelhof bis zur Abemühle, bei Hartmannsdorf, Wittgendorf und Ruhbank aus. — Von der Macht des Eises geben nicht Mergel und Gerölle den stärksten Eindruck, sondern die vom hohen Norden her mitgeschleppten Riesenblöcke, die als Felsen im Moränengebiet verstreut sind. Sie heißen Findlinge oder erratische Blöcke und bestehen meist aus skandinavischem Granit. Sie können die Größe eines Hauses erreichen. Ein paar von ihnen sind bis in unsere Gegend getragen worden; bei Ruhbank liegen einige, andere hat Geheimrat Zimmermann an einer recht bemerkenswerten Stelle entdeckt: fast auf der Höhe des Sattelwaldes, am Kiefern Rücken, in 560 m Höhe, andere etwas tiefer jenseits der Kreisgrenze (Tafel 2). Das Eis muß also unter dem Druck der dahinter liegenden Masse so hoch in die Berge hinaufgeschoben worden sein. Die erratischen Blöcke auf dem Sattelwald sind die höchstgelegenen in ganz Deutschland und darum mit Recht als Naturdenkmäler geschützt. Als das Eis abschmolz, trugen zahlreiche Schmelzbäche das Wasser von dem Vorderrand des Gletschers, der „Gletscherstirn“, nach Süden, denn nach Norden zu versperrte ja die Eismwand selbst den Abfluß. Diese Wässer führten die feinsten Ton- und Sandteilchen aus dem Gletscher und der Moräne mit und häuften sie dicht vor der Stirn an als sog. Vändertone, Sand- und Riesablagerungen usw. Durch ihre deutliche Schichtung unter-

scheiden sie sich scharf von Gletscherablagerungen und beweisen einem, daß man nicht mehr im Bereich des ehemaligen Gletschers selbst, sondern vor seiner Stirn steht. Solche Ablagerungen sind ausgezeichnet zu sehen in den Kiesgruben bei der Scholtisei Oberzierder. Hier liegen feine fette blaue Tone meist in kleinen Schichten von wechselnder Farbe (Vändertone) in Wechsel-lagerung mit Sanden, die oft Kreuzschichtung zeigen, also in lebhaft bewegtem Flachwasser entstanden sein müssen. In ihnen findet man oft Feuersteine, die uns wieder eindringlich beweisen, welche weite Reise das Gestein gemacht hat, ehe es in unserem Grüssauer Tal abgesetzt wurde.

10. Das Alluvium*). Seit dem Rückgang des Eises hat sich das Klima der Heimat mehrfach geändert, aber die Oberflächenformen sind nicht mehr wesentlich gewandelt. Seitdem ergriffen Pflanzenwelt, Tierwelt und der Mensch Besitz von der Oberfläche. Sie arbeiten sie um und vereinigen ihre Kräfte mit denen der Verwitterung. Unmerklich ändert sich dadurch auch heute noch unsere Landschaft, die höher gelegenen Teile werden abgetragen. Bäche und Flüsse schleppen Geröll, Sand und Ton talabwärts und häufen sie an den tiefer gelegenen Teilen an. Die meist fruchtbaren, mitunter aber übermäßig feuchten Talauen unserer Flüsse und Bäche und die Geröll- und Schutthalben an den Berghängen, das sind die geologisch unbedeutenden, landwirtschaftlich wichtigen Ablagerungen des Alluviums, der geologischen Gegenwart, in unserer Heimat.

C. Die kristallinen Schiefer des Riesengebirges in der Landeshuter Gegend.

1. Allgemeine Entstehung der kristallinen Schiefer. Auf unseren bisherigen Wanderungen haben wir den höchstgelegenen Teil des Kreises Landeshut, den Kolbenkamm, das Röhrengebirge und den Landeshuter Kamm, nicht berührt. Dieses Gebiet wollen wir jetzt genauer betrachten. Es wird im W. und NW. durch die Höhen der eben genannten Kämme, im N. durch die Orte Kupferberg, Rohnau, Neusendorf, Hohenwaldbau, Pfaffendorf, Neuweißbach, Pehelsdorf, Dypau, Kunzendorf begrenzt. In seinen Oberflächenformen unterscheidet es sich ganz von dem bisher besprochenen Gebiet. Kein Berg hat hier einen dem Muldenbau entsprechenden Verlauf oder gar die charakteristische Form mit Flach- und Steilhang. Vielmehr finden wir ein unübersichtliches Gewirr breiter, runder Höhenzüge und dazwischen ausgebreiteter Hochflächen. Dieser Unterschied beruht auf dem geologischen Bau. Das Gebiet hat nämlich auch geologisch mit der Mulde nichts zu tun, vielmehr gehört es dem Ostteil des Riesengebirges an. Das Riesengebirge aber ist kein Schichtgesteinsgebirge, sondern ein Massiv aus Granit, das von einem Rahmen aus sog. kristallinen Schiefen umhüllt wird, und der östliche Bogen dieses Rahmens ist unser Gebiet.

Die Entstehungsgeschichte dieses Gebiets versuchen wir wieder aus den Steinen und ihrer Lagerung in den Steinbrüchen zu entziffern. Bei Haselbach und Pehelsdorf finden wir ein Gestein,

*) Das Alluvium ist auf der geol. Karte nicht mit eingezeichnet.

das dem Granit ähnlich sieht. Nur sind die Einzelkristalle in einer Richtung gestreckt, daher sieht es nicht fleckig, sondern streifig aus. Es heißt *Gneis*. Am Paß und am Kolbentamm liegt der flaserige, silberglänzende *Glimmerschiefer*, und an den Rändern der Chaussee zwischen Haselbach und dem Paß sieht man ein dichtes schwarzes Gestein, das dem Melaphyr ähnelt und *Amphibolit* heißt. Dazu kommen noch manche andere. So verschiedenartig diese Gesteine sind, alle haben sie einige gemeinsame Merkmale: Sie sind mehr oder weniger deutlich geschiefert, d. h. sie lassen sich wenigstens stellenweise in flache Platten spalten, und die mikroskopische Untersuchung zeigt, daß sie aus Kristallen aufgebaut sind. Nach diesen Haupteigentümlichkeiten haben sie den gemeinsamen Namen *Kristallinschiefer*.

Alle kristallinen Schiefer sind keine ursprünglich entstandenen Gesteine, sondern teils Erstarrungs- teils Schichtgesteine, die durch gewaltige Kräfte völlig umgewandelt wurden und ihr ursprüngliches Aussehen ganz verloren haben. Diesen Umwandlungsvorgang nennt man *Metamorphose* (Griechisch = Verwandlung).

Die kristallinen Schiefer sahen also vor ihrer Umwandlung nicht anders aus als die Schicht- und Erstarrungsgesteine, die wir in der Mulde kennen gelernt haben. Ihr jetziges kristallinschieferiges Aussehen verdanken sie dem Umstand, daß sie nicht wie die Muldengesteine fast ungestört liegen geblieben sind, sondern lange nach ihrer Ablagerung gewaltigen Kräften, nämlich starkem *Druck* und gleichzeitig sehr starker *Hitze* ausgesetzt waren. Dazu kam die chemische Wirkung von *Gasen* (besonders heißem Wasserdampf), die teils bei dem Umwandlungsprozeß selbst erzeugt wurden, teils aus dem aufdringenden Magma stammten.

Starke Drücke und Hitzegrade sind in erster Linie in großer Erdtiefe wirksam. Man nimmt an, daß schon in 33 km Tiefe eine Temperatur von 1000 Grad herrscht; zugleich ist in einer solchen Tiefe der Druck der darüberliegenden Gesteinsmassen außerordentlich groß. Von bestimmten Erdtiefen an werden wir also überall kristalline Schiefer als Unterlage unserer sichtbaren Gesteine vermuten, und an vielen Orten ist diese Unterlage heute an der Erdoberfläche sichtbar. Die kristallinen Schiefer unseres Gebietes sind aber nicht einer solchen Ziefenmetamorphose unterlegen; vielmehr hat bei ihnen (wie in manchen anderen Gebirgen) ein gewaltiger Seitendruck, der auch zur Entstehung des Riesengebirges führte, die Metamorphose bewirkt. Die hierzu außer dem Druck nötige Hitze brachten große Magma-Massen mit, die gleichzeitig aus der Tiefe empordrangen. Wir werden fogleich Genaueres darüber hören.

Was geschah bei der Metamorphose mit den *Ursprungsgesteinen*? Sie wurden durch Druck und Hitze plastisch. Die Sandförner der Sandsteine, die Tonpartikel, die Kristalle der Erstarrungsgesteine usw. wurden eingeschmolzen, ihre chemischen Bestandteile wurden umgewandelt und umgelagert, und als das Gestein wieder erkaltete, waren viele neue chemische Verbindungen entstanden, die natürlich auch zu anderen Kristallisationen führten als vorher. Da der Druck bei der Erkaltung des Gesteines andauerte, konnten die Kristalle nicht so ungestört wachsen wie etwa im Granit, sie sind alle in einer bestimmten Richtung

gestreckt. Das ist besonders gut am Gneis zu sehen, der wie ein Granit aussieht, nur mit langgestreckten Kristallen. — Der fortbauernde Druck bewirkte auch, daß das Gestein eine Schieferung erhielt. Und zwar schieferte der ganze Gesteinsblock gleichzeitig. Schieferungsfugen dürfen also nicht mit Schichtfugen verwechselt werden. Letztere sind eine nach der anderen entstanden (s. S. 6), erstere alle gleichzeitig. Die Schieferung bringt es mit sich, daß kristalline Schiefer häufig ein schieferig-flaseriges Aussehen zeigen, wie man es am besten am Glimmerschiefer sieht.

Alles in allem waren die Umwandlungen so gewaltig, daß man wohl versteht, wenn der Geologe oft nicht sicher ist, ob ein kristalliner Schiefer, den er vor sich hat, einst ein Schichtgestein oder ein Erstarrungsgestein war. Beide Gesteinsarten sind durch den Metamorphosevorgang häufig einander sehr ähnlich geworden. Dazu kommt die weitere Schwierigkeit, daß bei der Metamorphose auch alle Versteinerungen dem Druck und der Hitze zum Opfer gefallen sind und damit die wichtigsten Zeugen der geologischen Vergangenheit. Der Gneis z. B. sieht dem Granit sehr ähnlich, nur sind seine Kristalle schlechter ausgebildet und in die Länge gestreckt. Er ist in der Tat meist ein metamorph veränderter Granit. Er kann aber auch durch völlige Umgestaltung aus Tongesteinen entstehen. Ebenso ist der schwarze Amphibolit (s. S. 35 und S. 41) meist aus einer dunklen Lava, dem Diabas, hervorgegangen; aber in anderen Fällen ist er ein metamorphosierter Mergel. Nur bei den schön glitzernden Glimmerschiefern und den ihnen verwandten Phylliten ist man sicher, daß sie umgewandelte Schiefertone sind. Auch der Marmor ist ein metamorphes Gestein, er ist stets ein Meereskalk gewesen.

Wir haben jetzt die Merkmale der kristallinen Schiefer und ihre Entstehung durch Metamorphose im allgemeinen kennen gelernt und betrachten nun im besonderen

2. Die kristallinen Schiefer des Landeshuter Gebietes. Aus den soeben erörterten Gründen ist deren Untersuchung viel schwieriger als die der Muldengesteine, und wir werden uns hier mit einer recht unvollständigen Geschichte begnügen müssen. Um überhaupt Klarheit zu gewinnen, müssen wir drei Fragen scharf trennen:

1. Wie sahen die heutigen kristallinen Schiefer vor der Metamorphose aus, und wann wurden diese Ursprungsgesteine abgelagert?
2. Wann und unter welchen Umständen fand die Metamorphose statt?
3. Wie sehen die Gesteine heute, nach der Metamorphose aus?

Wir behandeln am besten erst Frage 2 und dann am Schluß Frage 1 und 3 zusammen.

a. Entstehung des Riesengebirges und der kristallinen Schiefer. Die Ursprungsgesteine unserer kristallinen Schiefer sind als mächtiges Schichtpaket vor der Devonzeit abgelagert worden. (s. Tabelle S. 9). Im Devon wurden sie metamorphosiert. Damals wurden große Teile der Erdkruste, darunter auch unser Gebiet, von Faltungen =

vorgängen heimgesucht. Diese Phase der Gebirgsbildung heißt die kaledonische. Die Schichten unseres Gebietes wurden stark emporgefaltet. Der Seitendruck, der sie schuf, kam damals aus SW., die Hauptfalten warfen sich also quer dazu in nw.—sö. Richtung. Das neu entstehende Gebirge müssen wir uns als ein riesiges aufgewölbtes Wellblech vorstellen. Der Faltungsdruck muß sehr intensiv gewirkt haben, denn er erfaßte auch die kleinsten Teile des Gesteins und knetete und fältelte sie. Während wir die Riesenfalten in der Landschaft nicht mehr erkennen können, sind an mehreren Stellen in unserer Nähe Kleinfalten wunderschön zu beobachten als Zeugen dieser gewaltigen Ereignisse. Die Fahrstraße vom Ausgespann nach den Grenzbauden ist da, wo sie scharf umbiegt und der abkürzende Fußweg in sie einmündet, am Südhang des Mollenberges durch den Glimmerschieferfels durchgebrochen. Die Schieferflächen sind steil aufgerichtet und an manchen Stellen gewölbt und aufgefaltet (s. Abb. 8).

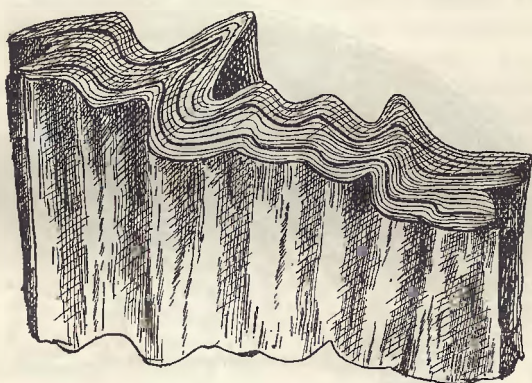


Abb. 8. Kleinfaltung an einem Glimmerschiefer-Block.
(Straße Ausgespann—Grenzbauden.)

Ebenso gefaltete Glimmerschiefer sieht man am Rand des Weges, der am Nordhang des Mollenberges entlang vom Paß zu den Grenzbauden führt. Wie die Schichten hier im Kleinen, so war ein weites Gebiet damals im Großen in Falten geworfen. Aber dieser Faltungsdruck allein hätte keine Metamorphose bewirken können. Es mußte Hitze und Einwirkung von Gasen dazukommen. Gleichzeitig mit der Faltung drangen mächtige Massen von Granitschmelze aus der Tiefe empor und füllten die eben sich bildenden Falten aus. Sie drangen auch in alle kleinen und großen Risse und Spalten ein, die im Nebengestein aufgerissen waren. Und durch die große Hitze, die dieses Magma ausstrahlte, wurde das Werk der Metamorphose vollendet, das der Faltungsdruck begonnen hatte. Allmählich kühlte das Gestein ab; die Granitschmelze erstarrte ganz langsam. Noch aber hielt der Seitendruck an, und so konnten die Einzelkristalle sich nicht ganz ruhig nach allen Richtungen hin ausbilden, sondern sie wurden in einer Richtung gestreckt. Auf diese Weise entstand aus der Granitschmelze kein normaler Granit, sondern ein Granitgneis. Als der Gebirgsdruck aufgehört hatte, war als Ergebnis dieser ältesten kaledonischen Gebirgsbildung das

Ur-Niesengebirge fertig gestellt, ein welliges Faltengebirge aus kristallinen Schiefen, die innig durchmischt waren mit Gneis.

An einer Stelle können wir im Kleinen beobachten, wie intensiv die Schmelze in das Nachbargestein eindrang und sich mit tausend Fingern in die Klüfte hineinzwängte. Der Bahndurchbruch am Harteberg westlich vom Bahnhof Haselbach durchschneidet gerade solch eine Grenze zwischen Magma (Gneis) und kristallinen Schiefen (Amphibolit) (s. Abb. 9). Geht man zum Harteberg vom Bahnhof Haselbach aus, so sieht man zuerst schöne, granit-ähnliche helle Gneise. Plötzlich schieben sich in sie Zungen, Einsen und Bänder von schwarzem Amphibolit ein. Man sieht, wie die Gneisschmelze auf kleinen und kleinsten Rissen eingedrungen und erstarrt ist, wie sie große und kleine Amphibolitschollen losgeblättert und eingefasst hat. Allmählich geht das Gestein dann in einheitlichen Amphibolit über. Ähnlich ist es in einem

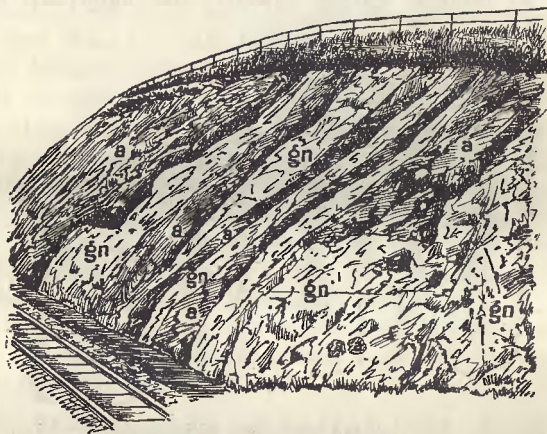


Abb. 9. Eindringen von Gneis in Amphibolit. gn = Gneis. a = Amphibolit. Bahndurchbruch westlich Haselbach. (Nach Berg, Die kristallinen Schiefer des östl. Riesengebirges 1912.)

anderen Bahndurchschnitt östlich vom Bahnhof Haselbach. Dort bildet der Amphibolit die Hauptmasse, und in ihm stecken kleinere und größere Finger und Einsen der Schmelze darin. Es ist, als ob die heiße Schmelze in diesem Augenblick mitten bei ihrem Eindringen von der Abkühlung überrascht worden sei, so klar und eindringlich redet das Gestein zu uns. Sicherlich gehört dieser Steinbruch als Zeuge der gewaltigen und eigenartigen Metamorphose-Vorgänge zu den eindrucksvollsten geologischen Erlebnissen der Heimat.

Das Ur-Niesengebirge, dessen Entstehung wir eben kennen gelernt haben, müssen wir uns als ein riesiges Faltengebirge mit erstarrtem Gneismagma durchtränkt vorstellen, das etwa den Raum des heutigen Riesengebirges einnahm. Zum Unterschied von letzterem bestand es ganz aus kristallinen Schiefen, ihm fehlte der Granitforn, der das Werk einer späteren Gebirgsbildung ist. Sein östlicher Teil waren der Landeshüter und Kolbenkamm. Unsere erste Frage nach den Umständen der Metamorphose

unserer kristallinen Schiefer ist also dahin beantwortet, daß nicht Tiefenmetamorphose sondern Faltungsdruck im Verein mit aufsteigendem Magma sie bewirkte. — Das Ur-Niesengebirge war zu Beginn der Kulmzeit, als die Ablagerungen der Mulde begannen, fertiggestellt. Landeshuter und Kolbenkamm sind also die geologisch ältesten Teile des Kreises.

Lange Zeit hindurch ruhte die Gebirgsbildung. Die Höhe des neu entstandenen Gebirges wurde abgetragen. Wahrscheinlich rührt ein großer Teil der gewaltigen Schottermassen des Kulms (Konglomerate) von der Abtragung seiner Höhen her. Während der Karbonzeit lebten die alten Kräfte wieder auf und führten zur Bildung des heutigen oder eigentlichen Niesengebirges. Jetzt wurden große Teile Europas von neuen Faltungsbewegungen ergriffen. Es wurden die großen sogenannten „varistischen“ Gebirgszüge aufgefaltet, lange Faltungsketten, die von England und Frankreich aus über Vogesen und Schwarzwald, Harz und Erzgebirge zu den Sudeten ziehen. In unserem Gebiet, das infolge der Durchtränkung mit Gneis anscheinend hart und widerstandsfähig geworden war, haben die Druckkräfte keine neuen Falten erzeugt. Aber noch einmal wanderten aus dem Erdinnern gewaltige Massen von Granitschmelze empor. Diesmal drangen sie nicht mit solchem Ungestüm in das Nachbargestein ein, sondern brachen sich langsam ihren Weg und nisteten sich im Inneren des Ur-Niesengebirgsgewölbes noch weit unter der Erdoberfläche ein. Hier konnte die Schmelze in aller Ruhe ungestört von seitlichem Druck erkalten, und sie erstarrte zu einem riesigen kristallinen Granitmassiv, das in seinem Schiefermantel darin steckt, wie ein Nufkern in seiner Schale (s. Abb. 10). Die Schale wurde später von den verwitternden Kräften angenagt und der Granitkern schon zur Karbonzeit freigelegt, denn damals traten die ersten Granitgerölle in der Mulde auf. Seit der Zeit ist der Kern in immer größerer Ausdehnung bloßgelegt worden; er nimmt den Mittelteil des Niesengebirges ein und wird umrahmt von den Resten seiner alten Schale. Der östliche Teil dieser Schale ist unser Gebiet (s. Abb. 2).

Der aufdringende Granit ließ die kristallinen Schiefer, in die er sich einlagerte, im großen und ganzen unbehelligt. Aber ganz spurlos ging dieses Ereignis doch nicht an ihnen vorüber. Überall, wo zufällig Glimmerschiefer dem Granitkern auflag, läßt sich die Druck- und Hitzewirkung des Magmas bis 400 Meter tief ins Gestein verfolgen. Sie bewirkte die ersten Anzeichen einer neuen Metamorphose: Das Gestein bekam eine etwas andere Zusammensetzung. Es entstanden in dieser Zone neue Mineralien,



Abb. 10. Schema zur Entstehung des Niesengebirges. In das gefaltete Ur-Niesengebirge lagerte sich der Granit = + ein.

vor allem Andalusit und Cordierit; die umgewandelten Glimmerschiefer heißen jetzt Andalusit- und Cordierithornfels. Diese sind härter und widerstandsfähiger als die alten Glimmerschiefer, und während um sie herum das Gestein, selbst der zu Grus verwitternde Granit, abgetragen wurde, haben sie der Verwitterung Widerstand geleistet. Sie überragen jetzt ihre Umgebung als sog. H ä r t l i n g e überall da, wo Granit an Glimmerschiefer grenzt. Krokonosch und Ziegenrücken, Brunnenberg und Schneekoppe verdanken ihre überragende Höhe dieser letzten Metamorphose. In unserem Gebiet ist der Dohsenkopf so entstanden.

Das Magma brachte aus der Tiefe einige wertvolle Stoffe mit, die sich z. B. im Nachbargestein als Erzlagerrstätten niederschlugen. In unserer Gegend finden sich solche an vier Stellen. Die wichtigste ist das Schmiedeberger Eisenlager. Hier lagern sehr wertvolle bis 50prozentige Magnetitenerze in Amphiboliten. Man nimmt an, daß der Amphibolit, das Muttergestein, den Eisengehalt schon vor der Metamorphose besaß, daß das Eisen nur dichter zusammenrückte und dadurch das Lager wertvoller wurde. — In Kupferberg wanderten wertvolle kupfer- und schwefelhaltige Lösungen aus dem Magma ins Nebengestein ein und schlugen sich im Glimmerschiefer und Amphibolit nieder. — Ebenso dürften die Rothenzschauer Arsenenerze entstanden sein. Dagegen ist die Entstehung der Rohnauer Schwefelkiese noch unklar. Entweder sie sind auch aus dem Magmaherd gekommen, oder sie waren in dem Muttergestein von vornherein in ihrer heutigen Menge vorhanden.

b. Das Aussehen der kristallinen Schiefer und ihrer Ursprungsgesteine. Zum Schluß wollen wir noch die beiden letzten Fragen behandeln (s. S. 36); wir wollen die kristallinen Schiefer unseres Gebiets flüchtig kennen lernen und dabei versuchen, uns ein Bild davon zu machen, wie sie vor der Metamorphose aussahen. Wir müssen uns dabei ins Gedächtnis zurückrufen, daß sie zur Devonzeit von dem Schicksal der Metamorphose erfaßt wurden; sie müssen also schon vor dieser Zeit entstanden sein. Abgesehen von den Gneisen, die magmatischer Herkunft sind, haben wir in den kristallinen Schiefen also die ältesten Ablagerungen unserer Heimat aus dem Vorkambrium, Kambrium (?), Silur und Devon vor uns — Auf der Karte sind es lauter schmale, z. B. ineinander greifende Farbstreifen, die in Richtung SW.—NW. von der Oppauer Gegend bis Kupferberg ziehen. In Wirklichkeit sind es steil aufgerichtete Schieferlagen, die an das Granitmassiv des Riesengebirges sich schräg anlehnen, wie die Leitern an ein Haus. Sie verschwinden alle unter dem Kulm der Mulde. Die westlich an den Granit unmittelbar angelehnten lagen vor ihrer Auffaltung zu unterst, sind also die ältesten. Bei ihnen wollen wir beginnen.

Den höchsten Teil des Landeshuter Kammes von Wüsteröhrsdorf bis zum Paß nimmt eine mehrere hundert Meter breite Zone von Gneis ein. Berg nennt ihn den Schmiedeberger Gneis. Er ist sehr granitähnlich, nur sind die Kristalle in bestimmten Ebenen gestreckt. Mit Sicherheit ist er aus dem kaledonischen Granitmagma entstanden. Er neigt dazu, Blockhalden zu bilden, tritt im übrigen in der Landschaft nicht hervor.

Auf den Gneis folgt der Glimmerschiefer, der im Norden, wo der Gneis fehlt, sich unmittelbar an den Riesengebirgsgranit anlehnt. Er zieht als ununterbrochenes Schichtpaket von Kupferberg bis Kunzendorf. Ihn kennt jeder von den Wanderungen auf den Kolbentamm oder über die Schwarze Koppe. Es ist ein silberglänzendes ganz schieferiges Gestein. Die silbrigen und die schwarzen glitzernden Plättchen darin sind Glimmerkristalle. Sie sind in eine Grundmasse von Quarz eingebettet. Feldspat fehlt ihnen. Häufig sind sie stark gefaltet und gefältelt, wie wir das oben geschildert haben. — Die Glimmerschiefer waren ursprünglich Sedimente: Tonschiefer und Arkosen. In der Landschaft machen sie sich nicht bemerkbar. Nur im Norden, wo sie unmittelbar an dem Granit anliegen, sind sie in Hornfelse verwandelt und bilden heute Härtlinge (Ochsenkopf).

Diesen Sedimenten müssen einst Meereskalk eingelagert sein; denn man findet hier und da Marmorlagen. Bei Rothenzschau werden sie bekanntlich in großartigen Steinbrüchen abgebaut. Der Kalk ist ein Beweis, daß die damaligen Sedimente teilweise in geraumer Meeresstiefe abgelagert wurden.

Auf diese Tonschiefer und Meereskalk müssen sich mächtige Decken aus vulkanischen Ergüssen gelagert haben, denn auf die Glimmerschiefer folgt eine etwa 1000 Meter dicke Schicht eines dunkelgrünen bis schwarzen Gesteines, des Amphibolites, der vor der Metamorphose eine basaltähnliche Lava gewesen ist. Allenthalben begegnet er uns bei Haselbach, Dittersbach, am Ausgespann, auch in der Rohnauer Gegend. Seine schwarze Farbe hat er von dem Mineral Hornblende. Im übrigen besteht er vorwiegend aus Feldspat. Wegen seiner Härte wird er als Straßenschotter verwendet und in großen Steinbrüchen am Vogelberg und Glasberg bei Haselbach abgebaut. Aus demselben Grunde tritt er auch in der Landschaft als Vergzug hervor. Von Rudelsdorf über Rohnau, Wüsteröhrsdorf bis Haselbach bildet er ein einheitliches walddreiches Bergsystem. Bei Haselbach teilt er sich südlich der Chaussee in drei Äste. Der eine wird gebildet vom Vogelberg-Dürrberg-Glashügel-Pliffenberg-Scheibe und endet am Kolbentamm. An ihm führt die Chaussee von Haselbach zum Paß entlang. Am Paß trifft er zusammen mit einem zweiten Höhenzug, der nördlich der Bahnlinie vom Wolfsberg zum Paß zieht und als eine unscheinbare Kette bewaldeter Vorhügel sich an den Landeshuter Kamm anlehnt. Beide Höhenzüge sind von der Spitze des Vogelberges bei Haselbach sehr schön zu erkennen. Der dritte bedeutende Höhenzug führt von Pfaffendorf über den Stenzelberg zum Kloseberg bei Hermsdorf.

An der Südecke des Kreises bei Kunzendorf liegen Gesteine desselben Amphibolitmaterials, die aber wesentlich stärker geschiefert sind und wegen ihrer Farbe Grünschiefer heißen. Sie sind sehr hart, neigen zu Felsbildungen und sind beiderseits Oberkunzendorf am Kammelberg und ihm gegenüber sehr schön zu sehen.

Auf dem Amphibolit lagen einst, wenigstens im Norden, noch grobkörnige Sedimente, die sich in schmutzig-graugrüne, sehr grobe und feste Schiefer umwandelten. Sie heißen heute Quarzchloritschiefer, weil sie in der Hauptsache aus Quarz, Chlorit und Hornblende aufgebaut sind. Der Scharlach- und Hedwigsberg bei Schreibendorf besteht aus ihnen.

Sie sind das Muttergestein der Rohnauer Erze. Ein schöner Steinbruch in ihnen liegt an der Landstraße an der Grenze von Schreibendorf und Wüsteröhrsdorf.

Zwischen diese letzteren Gesteinslagen haben sich noch einmal mächtige Gneismassen eingezwängt, die G. Berg Pegelsdorfer Gneis nennt. Sie bilden Einschaltungen östlich Rohnau, ferner bei Haselbach, in der Gegend von Pfaffendorf, Pegelsdorf und Klette. An den obersten Häusern von Klette ist ein schöner Steinbruch in ihnen.

Schluß.

In großen Zügen kann man die geologische Geschichte unserer Heimat folgendermaßen darstellen:

1. In der Kambrium- bis Devonzeit bildeten sich die ältesten Gesteine. Am Boden eines Meeres lagerten sich sandiger Schiefer- ton, Konglomerate und Kalklager ab (heute Glimmerschiefer und Marmor). Es folgten deckenförmige Ergüsse von Diabas (heute Amphibolit) und darüber eine nochmalige Ablagerung feinkörniger, schlammiger und grobkörniger Sedimente (heute Quarzchloritschiefer).

2. Am Ende der Devonzeit in der kaledonischen Gebirgsbildungsphase, Entstehung des Ur-Niesengebirges. Auffaltung und Metamorphose der alten Schichten zu kristallinen Schiefen, Empordringen einer älteren Granitschmelze, die als Gneis zwischen den kristallinen Schiefen erstarrte. Seitdem sind unsere kristallinen Schiefer fertig.

3. Im Kulm Abtragung des Ur-Niesengebirges, Beginn der Geröll- aufschüttung in der Mulde.

4. Zwischen Kulm und Karbon während der varistischen Gebirgsbildungsphase Empordringen einer neuen Granitschmelze, die sich als Granitkern in das Gewölbe des Ur-Niesengebirges einnistete und dort erstarrte. Damit ist das Niesengebirge geologisch fertig gestellt. Seither wurde es abgetragen und erhielt seine heutige Gestalt. Seine Schotter vor allem dienen zur Aufschüttung der Mulde in den folgenden Perioden.

5. Im Karbon Ablagerung von Sandsteinen und Tonen mit eingeschalteten Kohlenflözen. Warmes Klima, üppige Vegetation.

6. Im Rotliegenden Fortsetzung der Ablagerung unter heißem Klima, gewaltige vulkanische Deckenergüsse, (Porphyre und Melaphyre des Raben- gebirges, des Waldenburger Gebirges, des Sattel- und Hochwaldes, des Buch- und Beerberges).

7. Zur Zechsteinzeit kalkhaltige Ablagerungen wahrscheinlich im flachen Meer.

8. Zur Buntsandsteinzeit geringe Ablagerung von Sanden in einem heißen Klima. Jetzt und in den folgenden Zeiten Abtragung der rotliegenden Vulkandecken, Herauspräparierung des Raben- gebirges, des Waldenburger Gebirges, des Hochwaldes usw.

9. Zur Kreidezeit abwechselnde Aufschüttung von Quadersand- steinen und Plänerkalken in einem bald flacheren, bald tieferen Meer.

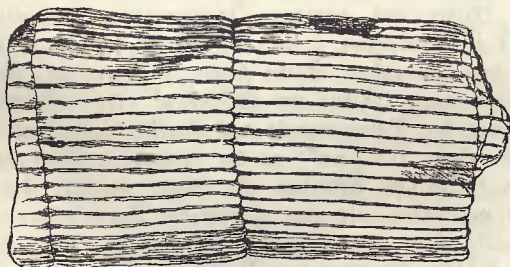
10. Im Tertiär Zerbrechen der Schollen, Aufsteigen des gesamten sudetischen Berglandes einschließlich der bis dahin tiefer gelegenen Mulde, Ab sinken der schlesischen Ebene an dem sudetischen Randbruch. Erste Anlage der heutigen Täler.

11. Während des Diluviums noch einmal besonders starke Abtragung und Ablagerung von Geröllen. Eiszeit, Ablagerung der Grundmoräne und der Sedimente an der Gletscherstirn. Absetzung der Findlinge durch den Gletscher. Teilweise Zuschüttung und Verlegung der alten Täler.

12. Im Alluvium (Jetztzeit) fortschreitende Abtragung der höher gelegenen Gebiete durch unsere Bäche und Flüsse und Ablagerung ihrer Schotter, Sande, Kiese und Tone in den Tälern.

Wenn wir die Erdgeschichte unseres Heimatbodens überblicken, so werden wir einer fast unerschöpflichen Fülle geologischer Erscheinungen inne werden. Kaum ein Zeitalter der Vergangenheit, das uns nicht seine ihm eigentümlichen Spuren hinterlassen hat, kaum ein wichtiger geologischer Vorgang, der sich nicht auch auf unserem engsten Heimatboden abgespielt hat. Sicherlich kann es auf der Erdoberfläche nur wenige Landschaften geben, die uns auf engstem Raum so viel des geologisch Sehenswerten und Wissenswerten darbieten. Mit den materiellen Schätzen der Erde hat uns die Natur zwar nicht gesegnet. Sie hat uns nur spärlich bedacht mit Erzen und mit Kohle, mit Werkstein und mit fruchtbarem Boden. Dafür hat sie uns den Schlüssel in die Hand gegeben, mit dem wir uns das Verständnis für ihre wirkenden Kräfte erschließen können.

Ein Verzeichnis des gesamten geologischen Schrifttums des Kreises Landeshut ist vom Verfasser zusammengestellt worden und kann bis zur Drucklegung an anderem Ort beim Herausgeber eingesehen werden.



Zwei Stengelglieder eines Kalamiten (Riesenschachtelhalm) aus der Kreidezeit;
die häufigste Versteinerung um Landeshut.

Die Pflanzenwelt des Kreises Landeshut und ihre Eigenart.

Von Paul Kruber, Hirschberg.

Die ältesten Nachrichten über Pflanzen des Kreises Landeshut stammen aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. In dieser Zeit lebte in H a s e l b a c h von 1778–1806 Pastor Joh. Adam Valent. W e i g e l, ein eifriger Naturforscher, der nicht nur die Flora der Umgebung seines Wohnorts, sowie des Riesengebirges gut kannte, sondern seine Forschungen auch auf andere Teile der Provinz ausdehnte. Im Jahre 1791 veröffentlichte er in der „Litterarischen Chronik von Schlesien“ (Breslau, bei Löwe) einen „Schlesischen Pflanzen-Kalender oder Verzeichnis der in Schlesien wildwachsenden Pflanzen wie sie in jedem Monat blühen“. Diese nach dem Linnéschen System geordnete Aufzählung enthält nicht nur eigentliche Blütenpflanzen (Phanerogamen), sondern auch die Blütenlosen: Algen, Pilze, Flechten, Moose und Gefäßkryptogamen (Farne, Schachtelhalme und Bärlappgewächse). Von einigen Arten gibt er den genauen Standort in der Nähe seines Wohnorts, am Schmiedeberg und im Gebirge an. Der „Pflanzenkalender“ enthält allerdings viele Unrichtigkeiten. Eine große Menge der genannten Pflanzen sind niemals in Schlesien vorgekommen. Ihre Angabe beruht auf falschen Bestimmungen und ist zumeist den Florenwerken von M a t t u s c h k a und K r o c k e r entnommen. Weigel war aber nicht nur ein guter Pflanzenkenner; er beschäftigte sich auch mit der Erforschung der schlesischen Tierwelt. In den Jahren 1800–1806 gab er ein größeres Werk heraus „Geographische, naturhistorische, und technologische Beschreibung des Herzogthums Schlesien“, worin er die Resultate seiner Forschartätigkeit auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften mitteilt. Ein von ihm hinterlassenes Manuskript benutzte später der Schmiedeberger Arzt Dr. W. N e y g e n s i n d bei der Herausgabe einer Flora von Schlesien, die 1821 unter dem Titel „Enchiridion botanicorum“ erschien, aber keinen Fortschritt gegenüber den vorher erwähnten Werken aufwies.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beschäftigte sich Dr. S c h u c h a r d t in Landeshut, später in Görlitz, eingehend mit der Flora der Umgebung von Landeshut. Seine Funde veröffentlichte Fr. W i m m e r in der 3. Auflage seiner „Flora von Schlesien“ (1857 Breslau bei Korn). Der beste Kenner der Pflanzenwelt des Kreises Landeshut war aber unstreitig der Oberlehrer H ö g e r *) an der damaligen Realschule in Landeshut, auf dessen floristische Arbeiten ich später ausführlicher zu sprechen komme. Ihm verdanken wir eine gründliche Durchforschung des Kreises Landeshut in geologischer und botanischer Beziehung. Auch Högers Schüler F. P a r, der spätere Direktor des Breslauer Botanischen Institutes, beschäftigte sich eingehend mit der Pflanzenwelt des Landeshuter Gebietes und

*) Auf den Lebensgang dieses um die naturwissenschaftliche Erforschung des Landeshuter Kreises hochverdienten Mannes wird weiter unten (Abschn.: Bedeutende Männer des Kreises Landeshut) eingegangen.

entdeckte noch während seiner Schülerzeit — in den siebziger Jahren — hier ein interessantes, später nach ihm benanntes Habichtskraut. — In der Gegenwart untersucht die Moose unseres Gebietes Oberschullehrer J. Paesler, Landeshut, nachdem von den Bearbeitern der „Kryptogamen-Flora von Schlesien“, herausgegeben von J. Cohn, Breslau, 1877 bis 1908, nur ganz wenige Angaben über die Blütenlosen des Kreises Landeshut gemacht werden konnten.

Ein kurzer Blick auf die fossile Pflanzenwelt des Kreises möge als Einleitung für die Schilderung der heutigen Verhältnisse dienen!

Im geologischen Teile dieses Buches wird bereits darauf hingewiesen, daß schon in den ältesten im Kreise Landeshut zutage tretenden und der Kulm- und Kohlenformation angehörigen Gesteinschichten Überreste einer reich entwickelten Pflanzenwelt zu finden sind. Diese setzte sich zumeist aus Gefäßkryptogamen zusammen, zu denen sich auch Gymnospermen (Ehladeen, Nadelbäume), ja sogar vereinzelte Monokotyledonen (Palmen) gesellten, während dikotyle Laubhölzer noch gänzlich fehlten. In dem heißen, feuchten Klima, das in jenen so weit zurückliegenden Zeiten geherrscht haben muß, gedieh eine üppige Sumpfflora, wie sie in etwas anderer Zusammensetzung noch heute in den Tropen beobachtet werden kann. Baumartige Farne der verschiedensten Gattungen und Arten, riesige, schachtelhalmähnliche Calamiten (Abb. 7), die eigentümlich aussehenden, längst ausgestorbenen Siegel- und Schuppenbäume (*Sigillaria* und *Lepidodendron*) (Abb. 6 und 7) bildeten vorwiegend die Bestandteile jener in der an Kohensäure reichen Atmosphäre besonders gut gedeihenden Urwälder, die im Laufe ungezählter Jahrtausende allmählich zu Steinkohle umgewandelt wurden. Abdrücke der genannten Pflanzen sind in den Steinbrüchen und Bergwerken des Kreises vielfach gesammelt worden. Im südlichsten Teile von Abendorf hat man neben anderen Versteinerungen auch die dem obersten Karbon, den sogenannten Ottweiler Schichten, eigentümlichen verkieselten Hölzer (*Araucarites Schrollianus*) gefunden, die ehemals sehr häufig im „Versteinigten Wald“ von Radowenz jenseits der böhmischen Grenze vorkamen und diesen Ort in der geologischen Literatur so berühmt gemacht haben.

Im Gegensatz zu den genannten Schichten, die fossile Pflanzen in reicher Zahl aufweisen, fehlen solche in den darauf folgenden Formationen vollständig. Weder im Rotliegenden und Zechstein noch im Buntsandstein und in der Kreide hat man bei uns Reste pflanzlicher Natur nachweisen können. Aus Funden, die in anderen Gegenden gemacht wurden, ersieht man, wie die Pflanzenwelt sich immer mehr veränderte und schließlich der jetzt lebenden sehr ähnlich wurde.

Dies ist vor allem der Fall in der zur „Neuzeit“ der Erdgeschichte gerechneten Tertiärperiode, von der wir in Schlesien vielfache Aufschlüsse, besonders aus den Braunkohlengruben, besitzen. Es zeigt sich, daß beim Beginn dieses langen Zeitraumes auch bei uns ein sehr warmes Klima herrschte, in welchem Myrten, Sandel- und langblättrige Gummibäume, Feigen, Akazien, Cypressen, immergrüne Eichen, Lorbeerbäume, Kampferbäume und andere subtropische Arten gediehen. Das Auftreten laubwechselnder Bäume — Ahorn, Weiden, Pappeln — im weiteren Ver-

laufe jener Epoche läßt auf ein allmähliches Sinken der Temperatur schließen. Es macht sich das Herannahen der Eiszeit bemerkbar, die diese reiche Vegetation zum Absterben brachte. Ausläufer des nordischen Inlandeises sind, wie im erdgeschichtlichen Teile erörtert wurde, auch bis tief in den Landeshuter Kreis gedrungen. Ob die Vergrüden, die über die Gletscher hinwegragten, zur Zeit der stärksten Vereisung eine Pflanzenbedeckung trugen, und wie diese zusammengesetzt war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen. Nach dem Abschmelzen des Eises bedeckten weite Sumpfsfirecken den freigewordenen Boden. Die Vegetation dieser Gebiete war im allgemeinen wohl derjenigen ähnlich, die gegenwärtig für die öden Tundragebiete der Polarländer charakteristisch ist. Das wärmer werdende, trockene Klima rief neue Veränderungen hervor. Die Sümpfe trockneten aus und wurden von anders gearteten Ankömmlingen besiedelt, während die an Kälte gewöhnten Pflanzen ausstarben oder sich auf die höheren Teile unserer Gebirge zurückzogen, wo einige von ihnen als lebende „Relikte der Eiszeit“ noch heute unser lebhaftes Interesse erwecken.

Nach neueren Forschungen (vergl. F. Pax: „Schlesiens Pflanzenwelt“ Jena 1915) soll nun die Pflanzenbesiedelung Schlesiens in der Weise vor sich gegangen sein, daß zuerst die Birke mit ihren Begleitpflanzen erschien, gleichzeitig oder nur sehr kurze Zeit nach ihr die Kiefer. Diese wurden, als das Klima sich noch mehr erwärmte, von der Eiche verdrängt, in deren Gefolge sich Linde, Feldahorn, Hainbuche, Haselstrauch und roter Hartriegel befanden. Dann muß eine erneute Abkühlung eingetreten sein (vielleicht infolge des 2. Vorstoßes des Eises, das unsere Provinz nicht mehr erreichte), und es begann nun die Herrschaft der Fichte. Ob diese Reihenfolge auch für den Kreis Landeshut zutrifft, läßt sich nicht nachweisen. Jedenfalls fand die Fichte bei der Höhenlage und in dem verhältnismäßig rauhen Klima unserer Gegend die besten Bedingungen für ihr Gedeihen, und so ist es leicht erklärlich, daß sie noch heute der typische Waldbaum des Kreises ist. In die Lücken, die der geschlossene Waldbestand aufwies, drang allmählich eine vielgestaltige Pflanzenwelt ein, deren Blüten Schmuck wir namentlich an Stellen, die von der menschlichen Kultur noch wenig verändert sind, in jedem Frühling und Sommer immer wieder von neuem bewundern können. Die Einwanderung geschah sowohl von Norden her längs der Flußtäler des Bobers und seiner Zuflüsse, als auch von Süden her durch die böhmischen Pässe.

Fragen wir nun nach der Heimat dieser scheinbar so regellos bunt zusammengewürfelten Pflanzengesellschaften, so ergibt sich eine große Mannigfaltigkeit in bezug auf ihre Herkunft. Einige von ihnen, wie die Tanne, Buche, Eiche, Ahorn u. a., haben ihr Hauptverbreitungsgebiet in Mitteleuropa; sie gehören dem mitteleuropäischen Florenelemente an. Andere wieder, z. B. die Purpurweide, Schwarzerle, Alpen-Johannisbeere, Pfaffenhütchen, Sumpfstorchschnabel, gelber Fingerhut, kamen aus dem fernen Nordosten, aus Sibirien; man rechnet sie dem europäischen-sibirischen Elemente zu. Ein sehr großer Teil unserer häufigsten Wald- und Wiesenpflanzen — Leberblümchen, Schmirgel, Wiesenschäumkraut u. s. w. — zählt zum boreal-subarktischen Element; sein Verbreitungszentrum liegt in der nördlich gemäßigten Zone.

Die Hauptmasse unserer Gebirgspflanzen gehört dem boreal-arktischen bezw. altaischen oder dem alpinen Elemente an. Sehr gering ist bei uns die Zahl der Pflanzen, deren Heimat im Westen oder Süden Deutschlands liegt (atlantisches bezw. submediterranes Element). Als pontisches Element bezeichnet man die Arten, die für die weiten Ebenen Südrusslands und Ungarns charakteristisch sind. Sie sind in einer warmen, trockenen Zeit besonders an den Rändern der Urstromtäler in Deutschland eingewandert und haben sich auch in Schlesien an manchen Stellen angesiedelt. Im Landeshuter Kreise findet man von ihnen z. B. die stengellose Eberwurz (Abb. 11), die Schafgarbe u. a. Als

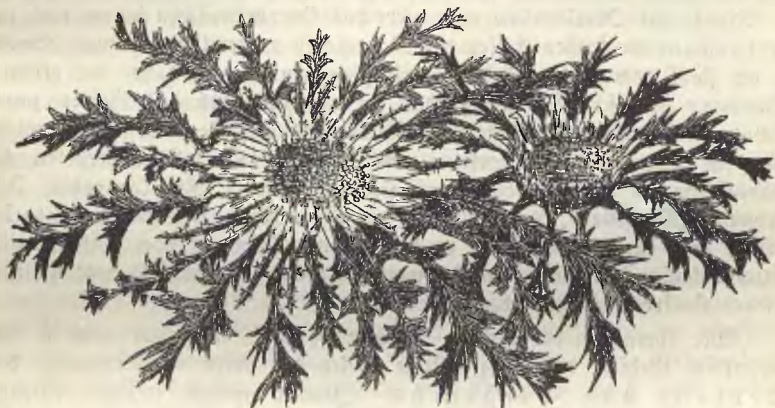


Abb. 11. Stengellose Eberwurz, auch Wetterdistel genannt (*Carlina acaulis*). Vertreter des pontischen Elements in der heimischen Pflanzenwelt. (Federzeichnung von G. Ruste, Schwarzwaldau).

sudetisch-karpathisches Element bezeichnet man schließlich die Gruppe, die ihr Entwicklungszentrum in diesen beiden Gebirgssystemen besitzt. Hierzu gehören die im Gebirge häufige Schlessische Weide, *Salix silesiaca*, sowie der Karpathen-Enzian, *Gentiana carpatica*.

Nicht alle Pflanzen, die bei uns vorkommen, sind aus der Ferne hierher gewandert. Eine allerdings beschränkte Zahl von ihnen haben hier ihre Entstehung gefunden. Besonders unser Riesengebirge besitzt eine Anzahl von Endemismen. So bezeichnet man diejenigen Pflanzen, die hier ihre Heimat haben, sonst aber nirgends mehr in der Welt beobachtet worden sind. An endemischen Arten verhältnismäßig reich ist die Gattung *Hieracium*. Auch im Landeshuter Kreise ist ein Fall von Endemismus festgestellt worden.

Einer der bedeutendsten schlessischen Botaniker, Rudolf von Uechtrich, besuchte im zeitigen Frühling des Jahres 1859 die Umgebung von Lieban. Im Rabental bemerkte er u. a. Veilchen, die er als *Viola collina* bestimmte. Auch die steilen Porphyrhänge der Rabenfelsen schienen in reicher Fülle von ihnen bedeckt zu sein. Als er aber näher zusah, fand er, daß die Mehrzahl dieser an den Felsen wachsenden

Veilchen in manchen Beziehungen von der vorhin genannten Art abweichen¹⁾. Er glaubte zunächst, die in den Alpen vorkommende *V. sciaphila* vor sich zu haben. Durch Vergleich mit dem reichen Material seines großen Herbars konnte er sich aber später davon überzeugen, daß die beiden Arten nicht identisch sind, daß es sich vielmehr hier um eine neue Art handelte, die nirgends sonst (auch heute noch nicht!) an anderen Orten beobachtet worden ist. Also eine endemische Pflanze! Er nannte sie *V. porphyrea*. Man nimmt neuerdings an, daß sie sich durch Veränderung (Mutation) aus der *V. collina* gebildet hat. Während die letztere jetzt an dem genannten Standorte nur noch vereinzelt vorhanden ist (sie kommt sonst noch an lichten Waldstellen der Hügelland Niedererschlesiens, besonders aber in Mittel- und Oberschlesien vor), ziert das Porphyrveilchen immer noch zur Frühlingszeit die kahlen Felsen des Rabenales in ziemlicher Menge, obwohl es an Zahl doch schon erheblich zurückgegangen ist und daher der größten Schonung bedarf. Es ist dankbar zu begrüßen, daß das Gebiet unter Schutz gestellt wurde. Nach einer Mitteilung der Regierung in Breslau, Abt. für Domänen und Forsten, vom 23. 12. 1927 ist es verboten, die Rabenfelsen in der Staatl. Oberförsterei Ullersdorf, Kr. Landeshut, Post Liebau — Parzelle 9, Kartenblatt 2 der Gemarkung Dittersbach — zu betreten, dort vorhandene Tiere zu fangen und Pflanzen oder Pflanzenteile abzupflücken. Zuwiderhandlungen werden gemäß § 3 des Feld- und Polizeigesetzes strafrechtlich geahndet.

Wie überall in der Natur, so herrscht auch in jedem noch so beschränkten Gebiete das ewig gültige Gesetz der steten Veränderung, des Werdens und Vergehens. Immer wieder erliegen einzelne Individuen im „Kampfe ums Dasein“ und machen anderen Platz, die den veränderten Verhältnissen besser angepasst sind. Auch in der neueren Zeit ist ein beständiger Wechsel in der Zusammensetzung der Pflanzenwelt unseres Kreises bemerkbar, wenn er auch nicht immer augenfällig in Erscheinung tritt. Besonders sind es Bürger fremder Erdteile, die bei uns eine neue Heimat gefunden haben. Nur einige Beispiele seien genannt: Die Wasserpfeife (*Elodea canadensis*) aus Nordamerika drang um das Jahr 1860 in Schlesien ein. 1869 wurde sie zuerst bei Breslau beobachtet. Mit großer Schnelligkeit verbreitete sie sich (wohl durch Wasservögel) über die ganze Provinz, und bald gab es kaum einen Graben oder Teich, der nicht von ihr erfüllt war. Neuerdings scheint sie wieder im Zurückgehen begriffen zu sein. Aus den gleichen Gegenden stammt auch die kanadische Dürnwurze (*Erigeron canadense*). Sie kam vor etwa 200 Jahren nach Deutschland und ist jetzt an dünnen Stellen, auf sandigen Triften und ähnlichen Orten, in der Ebene wie im Vorgebirge sehr häufig. In den Kreis Landeshut ist sie merkwürdigerweise noch nicht eingewandert. Oder sollte sie bisher übersehen worden sein?²⁾ Ein Heimatgenosse dieser beiden Pflanzen ist die schön

¹⁾ Die Unterschiede sind angegeben in meiner „Exursionsflora für das Riesengebirge und das Erzgebirge sowie für das gesamte niederschlesische Hügelland.“ Mit 42 einfarbigen und 18 bunten Abbildungen. Verlag von Max Leopelt in Warmbrunn.

²⁾ Nach febl. Mitteilung des Herrn Geh. Rat Pax von ihm schon 1879 an der Grenze des Gebiets, bei Schatzlar, gefunden.

gelb blühende Nachtkerze (*Oenothera biennis*), die bereits 1614 nach Europa gebracht wurde und jetzt an Flußufern, in Sandgruben, selbst zwischen Eisenbahngleisen häufig zu finden ist. Zwei andere Nordamerikaner, der prächtige Sonnenhut (*Rudbeckia laciniata*) und die hübsche Gauflerblume (*Mimulus luteus*), die, wie anderwärts, so auch im Hirschberger Tale einen Schmuck der Bach- und Flußufer bilden, sind in den letzten Jahren bis an die Nordgrenze unseres Kreises gelangt, die letztere soll sogar schon um Schömberg beobachtet worden sein. In Sibirien und der Mongolei heimisch ist das kleinblütige Springkraut (*Impatiens parviflora*). Es siedelt sich mit Vorliebe in Parkanlagen an, wo es instande ist, die ganze übrige Vegetation völlig zu unterdrücken. Einen wahren „Siegeszug“ unternahm die ostasiatische strahllose Kamille (*Matricaria discoidea*). Aus dem botanischen Garten in Berlin entwichen, trat sie bereits 1852 dort als Unkraut in großer Menge auf. Unglaublich rasch wanderte sie zumeist an den Bahnlinien entlang bis in die entferntesten Teile Deutschlands. Heutzutage gibt es wohl kaum eine Ortschaft, in der sie nicht zu finden wäre. Selbst bis zu den Bauden des Hochgebirges ist sie emporgeklettert!

Während viele Fremdlinge, wie die genannten Arten, sich bei uns dauernd niedergelassen haben, gibt es wiederum eine Menge Pflanzen, die nur gelegentlich und vorübergehend bei uns eingeschleppt werden. Es sind die eigentlichen „*A d v e n t i v p f l a n z e n*“. Sie werden alljährlich mit ausländischen Gütern (Südfrüchten, Getreide, Baumwolle und dergl.) durch den Bahn- oder Schiffsverkehr eingeführt, finden sich daher am häufigsten an den großen Umladeplätzen, auf Güterbahnhofen, bei Hafenanlagen, Fabriken und ähnlichen Örtlichkeiten ein, sind aber meist nach wenigen Jahren wieder verschwunden. Unter ihnen sind vorwiegend Familien der Gräser, Kreuzblütler und Korbblütler vertreten. Einen kleinen Anteil der Flora eines Gebietes bilden schließlich die sogenannten verwilderten Pflanzen, Feld- und Gartenflüchtlinge, die zuweilen weit entfernt von der Stätte ihres Anbaus angetroffen werden und oft den Eindruck wild wachsender Arten erwecken, wie z. B. die Nachtkiefer, *Hesperis matronalis*, die in den Gärten unserer Dörfer gepflanzt wird, aber ebenso häufig an Flußufern, in Gebüsch, an Waldrändern zu bemerken ist, so daß Höger geneigt war, sie als einheimisch anzusehen. Der Gruppe der bisher behandelten wildwachsenden, einschließlich der Adventiv- und verwilderten Pflanzen steht nun die große Masse der *K u l t u r g e w ä c h s e* — Getreidearten, Gemüse- und Futterpflanzen, Hackfrüchte, Obstbäume, Beerensträucher, Gartenpflanzen, Zierblumen und -Sträucher u. a. — gegenüber, deren Gedeihen von der Fürsorge des Menschen abhängig ist. Von altersher hat dieser stark umgestaltend auf die natürlichen Verhältnisse seiner Umgebung gewirkt. Wälder wurden gerodet, Teiche und Sümpfe ausgetrocknet, um Acker- und Wiesenland zu gewinnen. Andererseits forstete er ödliegende Gegenden auf, legte künstliche Teiche an und wandelte Acker und Wiesen in Weideland um. So veränderte sich durch seine Arbeit die ursprüngliche Vegetation in hohem Maße. Im Gefolge der Cerealien gelangte das Heer der *A c k e r u n k r ä u t e r* zu uns, in den Dorfstraßen und Höfen, an Abzugsgräben und anderen Orten, deren Boden durch Abfallstoffe aller Art salz- und salpeterhaltig wurde, siedelten sich die *N u d e r a l p f l a n z e n* an.

In seinen Gärten hegt und pflegt er — teils zu Heilzwecken, teils als Schmuck — Gewächse fremder Zonen, in seinen Parkanlagen bevorzugt er ausländische Gehölze.

Wenn nun zum Gesamtbilde der Pflanzenwelt einer Gegend auch die eben genannten Nut- und Zierpflanzen gehören, so meint man doch, wenn man von der „Flora“ eines Gebietes spricht, im allgemeinen nur die wildwachsenden, zuzüglich der Adventivpflanzen, sowie die am häufigsten kultivierten und verwilderten Arten. Die meisten Florenwerke beschränken sich dabei auf die Aufzählung bzw. Beschreibung der höher entwickelten Pflanzen, nämlich der Gefäßkryptogamen und Phanerogamen, während die Fülle der niederen Pflanzenwelt — Algen, Pilze, Flechten, Laub- und Lebermoose — von Spezialforschern bearbeitet und zur Darstellung gebracht wird. Auch die vorliegende Arbeit beschränkt sich daher im allgemeinen auf die „Gefäßpflanzen“ des Kreises Landeshut.

Um den Pflanzenbestand dieses Gebietes zahlenmäßig zu erfassen und seine Wandlungen im Laufe der letzten Jahrzehnte festzustellen, ist es nötig, ältere Angaben mit den heutigen Bestandsaufnahmen zu vergleichen. Wir besitzen nun eine ziemlich ausführliche Aufzählung der im Kreise beobachteten Pflanzen aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Im Jahre 1871 veröffentlichte Konrektor Höger im Programm der städtischen Realschule „Beiträge zur Charakteristik der Flora des Landeshuter Kreises“. Er schildert darin zunächst das Gebiet nach seinen geographischen, geologischen und klimatischen Verhältnissen und gibt dann ein Verzeichnis der von ihm und einigen anderen Botanikern beobachteten Phanerogamen, insgesamt 690 Arten. 1874 brachte er dann einen Nachtrag, in dem er die einzelnen Vegetationsgebiete des Kreises mit ihren eigentümlichen Formen beschreibt. Am Schlusse bemerkt er, daß seit Aufstellung des ersten Verzeichnisses ihm weitere 60 wildwachsende Phanerogamen und gegen 20 Gefäßkryptogamen bekannt geworden, dagegen 10—12 der früher angeführten Arten als unsicher oder überhaupt nicht vorkommend zu streichen seien. Somit ergibt sich eine Zahl von rund 760 oder vielmehr, da nach unserer Kenntnis der hiesigen Flora etwa 20 Pflanzen in seine Liste irrtümlich aufgenommen worden sind, eine Gesamtzahl von 750 Arten. Heute kennen wir aus demselben Bezirk ungefähr 791 Phanerogamen und 25 Gefäßkryptogamen, also ein Mehr von 66 Arten. Bedauerlicher Weise hat Höger es unterlassen, die Namen der ihm nachträglich bekannt gewordenen Pflanzen mitzuteilen. Darum ist es unmöglich, mit Sicherheit festzustellen, welche Arten ihm seinerzeit entgangen waren, und welche seither im Gebiete eingewandert sind. Zu den letzteren möchte ich außer den schon genannten *Matricaria discoidea* und *Mimulus luteus* noch die folgenden rechnen: Die echte Kamille, *Matricaria chamomilla*, (1905 bei Grüssau mehrfach beobachtet; ob noch vorhanden?), *Silene gallica* und *dichotoma**) (mit Kleesamen eingeführt), *Epilobium Dodonaei* und *Euphorbia virgata* (auch in andern Teilen Schlesiens neuerdings auftretend), *Sedum spurium* und *Scrofularia vernalis*

*) Von den weniger bekannten, eines vollstümlichen deutschen Namens entbehrenden Pflanzen, die im allgemeinen nur den Botaniker interessieren, sollen hier und weiterhin — der Kürze halber — ausschließlich die lateinischen Namen angegeben werden.

(aus Gärten verwildert), *Sisymbrium altissimum* (durch Güterverkehr eingeschleppt), *Geranium columbinum* (auf Äckern), *Conium maculatum*, der gefleckte Schierling (bei Schwarzwaldau), *Cardamine impatiens* (von Höger ausdrücklich als im Kreise fehlend genannt), *Senecio barbaraeifolius* (vor einigen Jahren bei Niederzieder gefunden). Der letztgenannte ebenso wie *Scrofularia vernalis* sind für das gesamte Vorgebirge neu und müssen daher nebst *Sisymbrium altissimum* in meiner „Exkursionsflora“ nachgetragen werden. Es ist wohl anzunehmen, daß auch in den nächsten Jahrzehnten ein weiterer Zuwachs von Arten und Formen erfolgen wird, nicht nur durch „Ankömmlinge“, sondern auch infolge genaueren Studiums der Wildrosen, Brombeeren, Weiden, der Gattungen *Euphrasia*, *Hieracium*, *Carex* u. a., die bisher im Gebiete stark vernachlässigt wurden.

Wenn wir an einem schönen Sommertage eine Wanderung durch die Umgebung unseres Wohnortes unternehmen, so bieten sich in Feld und Flur, Wiese und Wald unsern Augen in stetem Wechsel die buntesten Bilder dar. Betrachten wir sie mit einiger Aufmerksamkeit, so erkennen wir bald eine gewisse Gesetzmäßigkeit „in der Erscheinungen Flucht“. So eben grüßten aus einem Getreidefelde die hübschen, blauen Kornblumen und die feuerroten Blüten des Klatschmohns. Auf der daneben liegenden Wiese suchen wir sie vergeblich. Andere Blumen sind es, die in den grünen Teppich zu unseren Füßen eingewebt sind. Dort im Felde sahen wir vielleicht eine Pflanze mit unscheinbaren, gelben Blüten, die wir nach ihrem „Habitus“ als zu der Gattung *Ranunculus*, Hahnenfuß, gehörig erkannten. Es war der Acker-H., *R. arvensis*. Hier auf der Wiese finden wir zwei andere Arten dieser vielgestaltigen Gattung: den Frühlings-H., *R. auricomus*, und den scharfen H., *R. acer*. Beide werden vom Volke wegen der leuchtend goldgelben Farbe ihrer Blüten „Butterblumen“ genannt, ein Name, der auch sonst noch gelb blühenden Pflanzen ganz anderer Gattungen beigelegt wird. Schweift das Auge über die Wiese dahin, so bemerkt es, wie nach einer tiefer liegenden Stelle zu das helle Grün allmählich einen dunkleren Farbenton annimmt. Betreten wir diesen Teil des Geländes, um nach der Ursache zu forschen, so bemerken wir, daß der Untergrund sumpfig geworden ist. Die Gräser (*Gramineen*), mit ihren zierlichen, im Winde schwankenden Rispen haben den unscheinbar blühenden Niedgräsern (*Cyperaceen*) und Binzen (*Juncaceen*) Platz gemacht. Zwischen ihnen erscheint eine neue Art von *Ranunculus*, *R. flammula*, der wegen seines scharfen Saftes der „brennende“ genannt wird. Er führt den Namen „Hahnenfuß“ allerdings mit Unrecht, denn seine Blätter sind nicht wie die der vorhergenannten eingeschnitten — fußförmig, sondern ganzrandig und elliptisch oder lanzettlich: ein Beispiel dafür, wie wenig zutreffend zuweilen die deutschen Bezeichnungen der Pflanzen in den botanischen Werken sind und wie notwendig es ist, sich der lateinischen Namen zu bedienen, um die Arten eindeutig zu bezeichnen. Beim Weiterwandern gelangen wir an den Vober. Hier bemerken wir ein Gewächs, dessen Stengel und Blätter, die in lange, schmale Zipfel geteilt sind, in der Strömung dahinfluten, während die Wurzeln im kiesigen Flussbette verankert sind. Über die Oberfläche des Wassers aber erheben sich eine Menge weißer Blüten. Wir erkennen in ihrem Bau eine große Übereinstimmung mit denen der erwähnten

Arten und überzeugen uns, daß wir tatsächlich wiederum einen *Ranunculus* vor uns haben, diesmal einen, der sich völlig an das Leben im Wasser angepasst hat. Es ist *R. fluitans*, der flutende H. Während dieser an schnell fließendes Wasser gebunden ist, findet sich ein anderer weißblühender H., *R. aquatilis*, in Teichen und Gräben. Noch einmal haben wir Gelegenheit, unsere Kenntnis der Gattung *Ranunculus* zu erweitern, wenn wir zum nahen Walde gelangen. An seinem Saume glänzen uns aus dem Gebüsch die großen, goldgelben Blüten einer neuen Art entgegen, die zu den stattlichsten der Gattung gehört; es ist der in allen Teilen stark behaarte „wollige“ H., *R. lanuginosus*, der sich nur hier wohl zu fühlen scheint, da wir ihn weder im Felde noch auf der Wiese oder im Wasser antreffen. Die angeführten Beispiele, die sich beliebig erweitern ließen, zeigen uns nicht bloß die Abhängigkeit der Pflanze von ihrem Standort, sie weisen auch auf die Fülle der Lebenserscheinungen hin, die uns überall in der Natur entgegentreten und die zu erklären oft vergebliches Bemühen bleibt. Die Pflanze ist — wie jedes Tier — eben ein komplizierter Organismus, dessen innerstes Wesen uns trotz aller Forschungen immer noch verborgen bleibt. Ihr Gedeihen hängt vom Zusammenwirken der verschiedensten Faktoren ab. Zu diesen gehören — außer der Höhenlage des Standorts — die Art und Beschaffenheit des Bodens, die größere oder geringere Menge des darin enthaltenen Wassers, sein Gehalt an Nährstoffen, dann die Menge des Lichts und der Wärme während einer Wachstumsperiode, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft, die atmosphärischen Niederschläge, die herrschenden Winde, kurz die Summe aller jener Erscheinungen, die wir unter dem Namen „Klima“ zusammenfassen, ferner die Einwirkung des Menschen mit ihren Folgeerscheinungen (Düngung, Entwässerung) und schließlich noch eine Anzahl anderer, die wir vielfach nicht zu erkennen vermögen.

Die schlesischen Floristen haben die Provinz nach ihrer Erhebung über den Meerespiegel in drei Regionen eingeteilt: die Ebene, das Vorgebirge und das Hochgebirge. Die obere Grenze der Ebene liegt bei etwa 300 m, die untere des Hochgebirges bei etwa 1250 m, nämlich dort, wo der geschlossene Waldbestand aufhört und die Herrschaft des Knieholzes beginnt. „Zieht man eine Linie von Görlitz über Goldberg, Hohenfriedeberg, Freiburg, Silberberg, Wartha, Reichenstein, Ziegenhals nach Jägerndorf, so bildet diese nicht nur eine Grenzscheide klimatischer, sondern auch geologischer Natur; denn sie trennt das Diluvium des Tieflandes von den westlich davon gelegenen, älteren Formationen der sudetischen Vorberge.“ (Pax). Unser Kreis gehört demnach der zweiten, der „montanen“ Region an, steigt aber bis nahe an die dritte, die „subalpine“ empor; denn seine tiefste Stelle liegt bei etwa 425 m dort, wo der Vober in den benachbarten Kreis Vollenhain tritt, während die höchste Stelle am Kolbenkamm 1187 m erreicht. Der bedeutende Höhenunterschied macht sich auch in der Vegetation bemerkbar. In den unteren Lagen finden sich noch vielfach typische Bewohner der Ebene vor; in den höheren Teilen — dem Sattelwalde, am Landesruter Kamm, im Rabengebirge und anderswo — zeigen sich bereits Vertreter der Hochgebirgsflora. Eine scharfe Grenze in der Verbreitung der Pflanzenwelt der drei Regionen läßt sich natürlich nicht

ziehen. Vielsach steigen Gebirgspflanzen an den Flüssen entlang bis tief in die Ebene hinab, wie beispielsweise der Hasenlattich, *Prenanthes purpurea*, der noch bei Bunzlau beobachtet wurde. Umgekehrt bringen Bewohner der Ebene bis zu den Höhen des Kammes hinauf. Der Löwenzahn (*Taraxacum officinale*) gedeiht noch auf dem Gipfel der Schneekoppe. Die Veränderung der Vegetation vollzieht sich ganz allmählich und fast unmerklich und kann nur durch vielfache Beobachtungen in ihren Einzelheiten festgestellt werden. So findet man beispielsweise den Wiesenfalbei (*Salvia pratensis*), dessen hübsche, blaue Blüten die Wegränder und Wiesen des Flachlandes in größter Menge zieren, noch um Jauer. Sobald wir aber in das südlich davon gelegene Hügelland eintreten, bleibt er zurück, selten, daß er hin und wieder vorübergehend eingeschleppt, wie sein Verwandter *Salvia verticillata*, hier gefunden wird. Der Rittersporn, *Delphinium consolida*, der in der Ebene in jedem Getreidefelde wächst, bringt nur bis in die Gegend von Volkenhain – Hohenfriedeberg vor, fehlt aber dem südlichen Teile dieses Kreises ebenso wie dem Landeshuter und dem Hirschberger. Zwei andere Pflanzen, typische Bewohner fast aller Wegränder der ersten Region, die Wolfsmilch *Euphorbia cyparissias* und die Wegwarte, *Cichorium intybus*, begleiten uns zwar noch getreulich durch das Hügelland der Kreise Volkenhain – Schönau, machen aber dann Halt und treten nicht ins Hirschberger Tal ein; im Kreise Landeshut hat allerdings die Wolfsmilch Eingang gefunden und wenige Stellen, wie z. B. die Ziederberge, besiedelt. Im Landschaftsbilde macht sich die Veränderung der Vegetation besonders dadurch bemerkbar, daß an die Stelle des Laubwaldes, der noch im niederen Hügelland vorherrscht, mehr und mehr der Nadelwald tritt. Zum Unterholze gesellen sich zwei typische Vorgebirgssträucher, der Traubenholunder, *Sambucus racemosa*, und die schwarze Heckenkirsche, *Lonicera nigra*. Auf unseren Wiesen erscheint im zeitigen Frühjahr die reizende Frühlingsknotenblume, das „Gelbspitzel“ des Volkes, *Leucoium vernum*, während das eigentliche Schneeglöckchen, *Galanthus nivalis*, – ein Bewohner der Auenwälder an der Oder und ihren Nebenflüssen – bei uns nur in Gärten vorkommt, aus denen es zuweilen verwildert. Auch in der Reichflora zeigt sich ein Unterschied zwischen der ersten und zweiten Region. So suchen wir im Vorgebirge vergeblich die schöne, rosenrot blühende Schwanenblume, *Butomus umbellatus*, und auch das sonst so häufige Pfeilkraut, *Sagittaria sagittifolia*, ist im Landeshuter Kreise recht selten. – Betrachten wir nun die Standortsverhältnisse der Pflanzen, so bemerken wir, daß die einzelnen Arten meist mit großer Zähigkeit an den ihnen zusagenden Wohnstätten festhalten. So wird man den Wiesenknopf, *Sanguisorba officinalis*, kaum anderswo als auf fruchtbaren Wiesen antreffen. Eine echte Wiesenblume ist auch das Schaumkraut, *Cardamine pratensis*, welches trockne und feuchte Stellen ohne Unterschied bewohnt, nur daß es an den letzteren größer wird und einen reichlicheren Blütenstand entwickelt. Die Osterblume, *Anemone nemorosa*, ebenso wie der Waldschachtelhalm, *Equisetum silvaticum*, sind ausgesprochene Waldbewohner. Findet man sie auf Wiesen, so ist das ein Beweis dafür, daß hier ehemals Waldbedeckung vorhanden war. Zuweilen zeigt aber die Natur ganz merkwürdige Launen. Das Herz-

blatt, *Parnassia*, führt seinen Artnamen, *palustris*, davon, daß es ein Bewohner sumpfigen Bodens ist. Auch in unserem Kreise findet man es an solchen Stellen recht häufig. Wie erstaunt man daher, wenn man die Pflanze anderswo (z. B. im Kreise Schöнау) hoch oben an den trockenen Abhängen der Kalkberge bemerkt. Was die Bodenunterlage, das Substrat, anbelangt, so sind die meisten Pflanzen ziemlich indifferent gegen die Art und Zusammensetzung desselben. Die Heidel- und Preiselbeersträucher auf dem dünnen Sandboden der Kiefernheiden Niederschlesiens bringen ebenso reichlich Früchte wie die unserer Gebirgswälder mit ihrem felsigen Untergrunde. Dagegen übt das Fehlen oder Vorhandensein des kohlensauren Kalkes im Boden einen gewissen Einfluß auf die Vegetation aus. Man spricht daher von kalkholden und kalkfliehenden Pflanzen. Zu den ersteren gehören einige der schönsten Blumen der schlesischen Flora, namentlich solche aus der Familie der Orchideen, wie *Cypripedium calceolus*, der Frauenschuh, *Orchis militaris* und *ustulata*, *Cephalanthera grandiflora* und *Epipactis rubiginosa*, die ziemlich häufig in der Gegend von Schöнау — Volkenhain wachsen, bei uns aber fehlen. Wie wir aus der geologischen Karte ersehen, tritt Kalk im Kreise Landeshute nur in geringer Menge auf. Ein schmales Band von Zechsteinkalk umschließt hufeisenförmig die Kreidemulde. Hier sowie auf dem kalkhaltigen Pläner, einer Schicht der Kreideformation, finden sich daher auch typische Kalkpflanzen ein, wie *Sanguisorba minor*, *Polygala comosa* u. a. Ein richtiger „Kalkanzeiger“ ist der schöne „gefranzte“ Enzian, *Gentiana ciliata*,



Abb. 12.

Gefranster Enzian (*Gentiana ciliata*). — Bezeichnende Kalkpflanze.

(Abb. 12), dessen tiefblaue Blüten wir auf Triften um Voigtsdorf, Berthelsdorf, an der Raspenlehne und bei Trautlieborsdorf im Spätsommer beobachten können. Außerhalb der Kalkzone würden wir ihn vergeblich suchen. Im allgemeinen sind die Gesteinsarten des Kreises für die Vegetation nicht besonders günstig. Die Grauwacke der Kulmburgformation liefert bei der Zersetzung einen an Quarz- und Kiefelschieferbrocken reichen, in der Regel grobkörnigen, schüttigen und losen Boden, während der Quadersandstein nur magere Sandanhäufungen bildet. Nicht viel besser steht es um die Verwitterungsprodukte des Steinkohlengebirges. Bei den aus Ton, Sand und Porphyrgerölle gemengten Ablagerungen des Rotliegenden bewirkt wohl, wie schon Höger bemerkt, der reichere Tongehalt eine größere Fruchtbarkeit des Dammschuttes; dagegen aber wird die zu starke Beimengung von rotem Eisenoryd und die Neigung des Bodens, in der Masse sich breiartig aufzulösen, der Vegetation wiederum nachteilig. Hieraus erklärt sich zum Teil die Einförmigkeit und Armut der Pflanzenvwelt unseres Bezirkes gegenüber den Nachbarkreisen. Günstiger liegen die Verhältnisse

dort, wo kristallinische Schiefer, Melaphyr oder Porphyry auftreten. Es ist darum kein Zufall, wenn die pflanzenreichsten Gebiete des Kreises dort liegen, wo solche Gesteine vorkommen, z. B. am Landeshuter Kamm, beim Forster Steinbruche, im Rabengebirge. — Da über die klimatischen Verhältnisse des Kreises an anderer Stelle eingehend berichtet wird, so möchte ich hier nur auf einige Erscheinungen hinweisen, die auf die Vegetation in ungünstigem Sinne einwirken müssen. Dazu gehören vor allem die reichlichen Niederschläge; Regen und Nebel sind häufiger als in anderen Gegenden. Die Schneebedeckung hält länger an als beispielsweise im Kreise Hirschberg. Nach Gewittern ist der Himmel oft tagelang von tief an den Bergen herabhängenden Wolkenmassen verhüllt, so daß dadurch den Sonnenstrahlen der Zutritt zu dem durchnäßten, kalten Boden länger verschlossen bleibt. Auch der Tau fällt infolge der größeren Temperaturunterschiede zwischen Luft und Erde außerordentlich stark. Die Hauptstreichungsrichtung der Gebirgszüge bringt es mit sich, daß die Täler schutzlos den kalten Nordwinden preisgegeben sind. Die Süd- und Westwinde dagegen müssen die breiten, meist mit Schnee bedeckten und auch im Sommer nicht sehr warmen Rücken des Hochgebirges übersteigen und kommen daher stark abgekühlt bei uns an. Der Winter dauert verhältnismäßig lange. Oft treten im April und Mai noch Nachtfroste ein, und in den höheren Lagen fällt der erste Schnee nicht selten schon Ende September oder Anfang Oktober. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn der Kreis eine auffallend niedrige Jahrestemperatur aufweist.

Schon mehrfach wurde darauf hingewiesen, daß jede Pflanze im allgemeinen denjenigen Wohnort bevorzugt, an dem sie die für ihr Gedeihen günstigsten Verhältnisse vorfindet. Ihn muß sie allermeist mit anderen Gewächsen teilen, die gleiche Ansprüche an das Leben stellen. Dabei geht's ohne Kampf nicht ab. Eins sucht das andere zu verdrängen und ihm den Platz streitig zu machen. Schließlich stellt sich ein gewisses Gleichgewicht ein. Es entstehen Lebensgemeinschaften, die man *Pflanzenvereine* oder *Assoziationen* nennt. Das Studium derselben ist in den letzten Jahrzehnten besonders von schwedischen und Schweizer Gelehrten stark gefördert und methodisch festgelegt worden. Man unterscheidet gewöhnlich zwei Gruppen von Assoziationen: 1. solche, die wenig oder gar nicht der Einwirkung des Menschen unterliegen, 2. solche, bei denen sich diese Einwirkung deutlich bemerkbar macht. Zur ersten gehören der Wald — Fichtenwald, Kiefernwald, Laubwald (Buchen-, Eichen-, Birkenwald), — Gebüsche (meist Laub- und Nadelholz gemischt), Wiesen (Bergwiesen, Wiesen niederer Lagen, Sumpfwiesen), Torfsümpfe, Erlenbrüche, Weidengebüsche, Bergmatten, Triften, sonnige Abhänge, Felslehnen, Wegränder, Flüsse, Gräben, Teiche (mit ihrer Uferflora) u. a. m. Zur 2. Gruppe rechnet man Äcker, Brachen, Kulturwiesen, Weideland, Gärten, Parkanlagen, Ruderalplätze, Hecken und Zäune, wohl auch Eisenbahnausfische und Dämme, Schuttplätze und ähnliche Lokalitäten. Nicht immer lassen sich zwischen beiden Gruppen scharfe Grenzen ziehen, und oft geht eine Pflanzenformation in die andere über. Nachfolgend sollen nun in kurzen Umrissen die charakteristischen Eigenheiten der wichtigsten in unserem Kreise vorhandenen Assoziationen geschildert werden, wobei auf die Wiedergabe vollständiger Pflanzenlisten verzichtet

werden soll. Da viele Pflanzen in den verschiedensten Vereinen auftreten, so läßt sich eine Wiederholung derselben Namen nicht immer vermeiden. Meist sind diese lateinisch (in Übereinstimmung mit meiner „Flora“) angegeben.

Den weitaus größten Teil unserer Berge bedeckt *Nadelwald*, der sich aus Fichte und Tanne mit vereinzelt Lärchen und Kiefern zusammensetzt. Meist findet man dazwischen Laubbäume — Buchen, Urlen, Ebereschen, Bergrüstern — eingesprenkt. Das Aussehen eines solchen Waldes ändert sich im Laufe der Jahre ganz bedeutend, und es ist interessant, sein Wachstum — vom Standpunkte des Pflanzenfreundes aus — zu verfolgen. Sobald in einem Gebiet ein „Kahl Schlag“ beendet ist, stellt sich nach Abfuhr der gefälltten Stämme im Verlauf einiger Jahre hier eine eigenartige Flora ein, die man „Schlagflora“ genannt hat. Auf der dem Sonnenlichte stark ausgefakten und daher meist trockenen Fläche bildet sich eine Assoziation von ziemlich konstanter Zusammensetzung, deren Lebensdauer freilich nur kurz bemessen ist. Ihr Anblick ist nicht ohne Reiz. Ein wahres Meer von Gräsern — *Aira flexuosa*, *Agrostis vulgaris*, *Calamagrostis arundinacea* u. a. — wogt rötlich-silbern gläsernd im Winde hin und her. Zwischen ihnen leuchten die gelben Blüten von *Solidago virga aurea* (Goldrute), *Senecio Fuchsii*, *silvaticus*, *viscosus*, *vulgaris*, *Hypericum perforatum*, *Verbascum Thapsus* und *thapsiforme* (Wollkräuter). *Gnaphalium silvaticum*, *Galeopsis tetrahit* und das für diesen Pflanzenverein besonders charakteristische *Epilobium angustifolium* (Weidenröschen) vervollständigen das Bild. Dichtes Himbeergesträuch bedeckt oft den Boden und gewährt — ebenso wie die reichlich fruchtenden Erdbeeren (*Fragaria vesca* und *moschata*) — im Sommer große Ausbeute. Andere Sträucher siedeln sich ebenfalls an: Der Schneeballstrauch *Viburnum opulus*, der schon genannte Traubenholunder *Sambucus racemosa*, zuweilen auch die giftige Tollkirsche (*Atropa belladonna*), die im Gebiete allerdings noch nicht beobachtet wurde. — Schon nach wenigen Jahrzehnten hat die ganze Herrlichkeit ein Ende! Indessen sind die neu gepflanzten Fichten zu stattlichen, 2 bis 3 m hohen „Christbäumen“ herangewachsen, deren untere Zweige den Boden dicht bedecken und keinen reichen Pflanzenwuchs aufkommen lassen. Die besten Bedingungen für ihr Gedeihen finden in solchen meist feuchten Schonungen noch die Moose und Pilze, besonders der vielgesuchte Blutreizker. Von Moosen seien nur einige, durch ihr zierliches Laub besonders auffallende Arten genannt: *Thuidium tamariscinum*, *Climacium dendroides*, *Neckera crispa*¹⁾ und *complanata*,²⁾ *Hylocomium Schreberi*, *triquetrum*, *loreum* und *splendens*. Zwischen ihnen kriecht oft das Schlangenmoos (*Lycopodium clavatum*, *annotinum*, zuweilen auch *complanatum*) hin, das freilich kein Moos ist, sondern zu den Bärlappgewächsen gehört. Blütenpflanzen sind an solchen Orten nur in geringer Zahl zu finden. Selten fehlen *Potentilla silvestris* und *Melampyrum silvaticum*. Diese Art des „Wachtelweizens“ kommt im ganzen Berglande bis ins Hochgebirge hinauf fast stets mit *M. pratense* vergesellschaftet vor. Noch bei Kreuzwiese am Ochsenkopfe stehen beide neben einander. Desto auffälliger ist es, daß im Kreise

1) u. 2) Meist an Felsen und auf Buchenstämmen.

Landeshut letzterer völlig zu fehlen scheint. Höger erwähnt ihn nicht, und auch ich entsinne mich nicht, ihn hier gesehen zu haben.

Wiederum ist eine Reihe von Jahren vergangen. Aus der Schonung ist ein junger Wald geworden. Freilich stehen seine Bäume noch sehr eng neben einander, sodasß ein Durchschreiten zuweilen schwer möglich ist. Die Wipfel, die einen dichten Schluß bilden, lassen fast gar kein Licht eindringen. Infolgedessen sind die unteren Äste abgestorben. Die abgefallenen Nadeln bilden auf dem Boden eine dicke, braune Lage. Kaum eine Spur von Vegetation ist hier zu bemerken. Allmählich ändern sich die Verhältnisse. Der Wald wird durchforstet und gelichtet. Zwischen den Bäumen siedeln sich Pflanzen an, und es entsteht eine neue Assoziation, die wiederum ihr eigenartiges Gepräge besitzt. Und wenn dann nach mehr als einem Menschenalter der Wald sein volles Wachstum erreicht hat, wenn er zum *Hochwalde* geworden ist, welch herrlichen Anblick zeigt er da! Schlank und stolz ragen die mächtigen Stämme zum Himmel empor und trotzen der Gewalt der Stürme. Ihre Rinde ist mit Flechten und Moos bewachsen, und Flechten hängen oft als lange Bärte von den Zweigen hernieder. Das ist der Wald, den unsere Dichter so oft besungen haben, dessen Schönheit keiner so treffend zu würdigen vermochte wie unser Landsmann Eichendorff. Köstlichen Genuß gewährt es in der Tat, zur heißen Sommerszeit „des Forstes grüne Hallen“ zu durchwandern und in seinem kühlen Schatten zu ruhen. Dem Auge zeigen sich anmutsvolle Bilder. Der Boden ist mit einem weichen, dunkelgrünen Moosteppich bedeckt, aus Arten von *Polytrichum*, *Dicranum*, *Hypnum*, *Catharinaea* und vielen anderen Gattungen bestehend. Wirkungsvoll heben sich davon die runden, weißlichen Polster von *Leucobryum* ab. Moose bekleiden auch die Felsblöcke mit einem grünen Gewande. An diesen hängen die zierlichen Wedel des Engelsfarns, *Polypodium vulgare*. Der Rippenfarn, *Blechnum spicant*, ist ebenfalls ein Bewohner des Fichtenwaldes. Weite Strecken sind mit dem Sauerflee (*Oxalis acetosella*) oder dem Bingelkraut (*Mercurialis perennis*) überzogen. In höheren Lagen bildet dichtes Heidelbeer- und Preiselbeer- gestrüpp oft die ausschließliche Bodenbedeckung. Der Assoziation des Fichtenwaldes gehören ferner an die Gräser *Calamagrostis arundinacea*, *villosa* und *epigeios*, *Aira flexuosa*, dann *Luzula nemorosa*, *Majanthemum bifolium* (Schattenblümchen), *Orchis maculata*, *Goodyera repens*, die eigenartigen, im Moder der Nadeln und des Laubes vegetierenden chlorophyllosen, daher bleichen „Saprophyten“ *Neottia nidus avis*, *Coralliorrhiza innata* und *Monotropa hypopitys*, außerdem *Rubus saxatilis* nebst einigen anderen Brombeeren, *Pirola uniflora*, *Veronica officinalis*, *Galium rotundifolium*, *Lactuca muralis*, *Prenanthes purpurea* und *Hieracium murorum*. Durchziehen feuchte Schluchten den Wald, so drängt sich hier ein besonders reiches Pflanzenleben zusammen. In üppiger Fülle gedeihen prächtige Farnkräuter: *Athyrium filix femina*, *Phegopteris polypodioides* und *dryopteris*, *Polystichum filix mas* und *spinulosum* (mit der Unterart *dilatatum*), dazwischen *Equisetum silvaticum*, *Festuca silvatica*, *Cardamine silvatica*, *Dentaria enneaphyllos*, *Aruncus silvester*, *Impatiens noli me tangere* (Springkraut), *Circaea lutetiana*, *alpina*, *intermedia*, *Chaerophyllum hirsutum* (sehr häufig), *Lysimachia nemorum* und andere Arten.

Keine Kiefernbestände sind im Kreise selten. Ihr Vorkommen beschränkt sich auf das Gebiet des Quadersandsteins. Die Vegetation eines Kiefernwaldes ist meist sehr dürrig und artenarm. Oft bedecken nur Moose und die dichte Grasnarbe von *Festuca ovina* den trocknen Boden. Auch die Laubwälder sind gegenüber dem Fichtenwalde nur von untergeordneter Bedeutung.

Keiner Buchenwald mit *Fagus silvatica* findet sich hin und wieder noch in einigen Revieren. Charakteristische Buchenbegleiter sind *Asperula odorata* (Waldmeister) und *Sanicula europaea* (ziemlich selten).

Birkenwald trifft man zuweilen an trocknen Lehnen, auf Halben und Pingen der aufgelassenen Kohlenbergwerke, auch zwischen Nadelholz an. Meist ist der Boden mit Heidekraut überzogen, zwischen dem sich Wacholderbüsche erheben. Ginster (*Genista tinctoria* und *germanica*, *Sarothamnus scoparius*) beleben solche Stellen durch ihre goldgelben Blüten.

Die Laubwälder setzen sich aus Urten (*Acer pseudoplatanus*), Eichen und Feldahorn, Eschen, Weißbuchen, Zitterpappel, Berg- und Feldruster, Eichen (*Quercus robur* und *sessiliflora*), Linden (*Tilia platyphyllos* und *ulmifolia*), Erlen (*Alnus incana*, an feuchten Stellen *A. glutinosa*), Birken und einigen andern hin und wieder eingesprengten Bäumen, wie Süßkirsche, Birne zusammen. Das Unterholz wird aus *Corylus avellana* (Haselnuß), *Crataegus oxyacantha* (Weißdorn), Traubenholunder, Heckenkirsche (*Lonicera nigra* und *xylosteum*), Hundsrosen, Pfaffenhütchen (*Eronium europaeus*), Salweiden, sowie aus dem Strauchwerk der vorhin genannten Bäume gebildet. Die Affoziationen des Laubwaldes zeigen je nach der Jahreszeit ein recht verschiedenes Aussehen.

Ende März oder Anfang April, wenn der Schnee geschmolzen ist, die Sonne wieder wärmer scheint und ihre Strahlen ungehindert durch das noch wenig entwickelte Laub der Bäume und Sträucher bis zum Boden gelangen können, erblühen alle die lieblichen Frühlingsboten, die wir jedes Jahr von neuem mit Freude begrüßen; künden sie doch an, daß des Winters strenges Regiment ein Ende hat. In dem feuchten, modernden Laube zwischen den Blättern der Haselwurz (*Asarum europaeum*) und des Sinnenkräutels (*Vinca minor*), das bei uns selten zur Blüte gelangt, zeigen sich zuerst die weißen Glocken der Frühlingsknotenblume (*Leucoium vernum*), die blauen Sterne des Leberblümchens (*Hepatica triloba*), die gelben des Goldsterns (*Gagea lutea*). Bald folgen andere nach: *Luzula pilosa*, *Stellaria holostea*, *Ficaria verna* (Scharbockskraut), *Pulmonaria officinalis* (Lungenkraut), *Adoxa moschatellina*, *Corydalis cava*, *Corydalis intermedia* (Verchensporn), *Lathraea squamaria* (Schuppenwurz), *Anemone nemorosa* und *ranunculoides*, *Chrysosplenium alternifolium* und *oppositifolium* (Milzkraut), *Lathyrus vernus*, *Viola odorata*, *silvatica* und *riviniana*. Im Mai erreicht der Flor des Laubwaldes seinen Höhepunkt. Dann blühen u. a. *Melica nutans*, *Carex digitata*, *Allium ursinum*, *Dentaria bulbifera* (selten), *Lunaria rediviva*, *Lamium purpureum*, *Galeobdolon luteum*. Im Sommer, wenn sich das Laub voll entfaltet hat, treten an ihre Stelle andere Pflanzen, die ein geringeres Lichtbedürfnis besitzen. Zu ihnen gehören eine Anzahl von Gräsern: *Poa nemoralis*, *Festuca gigantea*, *Brachypodium silvaticum* und *pinnatum*, *Bromus asper*, *Elymus europaeus*,

Carex brizoides, *pallescent*, *silvatica*, ferner *Polygonatum multiflorum* und *verticillatum*, *Epipactis latifolia*, *Urtica dioica*, *Rumex obtusifolius*, *Melandryum rubrum*, *Actaea spicata*, *Ranunculus lanuginosus*, *Astragalus glycyphyllos*, *Vicia silvatica* und *dumetorum*, *Euphorbia dulcis*, *Selinum carvifolia*, *Torilis anthriscus*, *Betonica officinalis*, *Veronica montana* (selten), *Galium silvaticum*, *Campanula persicifolia*, *Lampsana communis*. Selbstverständlich kommen nicht alle der genannten Arten an denselben Stellen vor. Vielmehr richtet sich die Reichhaltigkeit und Zusammensetzung der Pflanzenvereine nach der Lage, der Bodenbeschaffenheit, der Feuchtigkeit des Waldes und anderen Faktoren.

Dasselbe gilt auch von den G e b ü s c h e n und F e l d g e h ö l z e n , die in großer Zahl im Kreise vorhanden sind und die oft in Wald übergehen. In ihnen finden sich außer den oben erwähnten Sträuchern noch *Rhamnus cathartica* (Kreuzdorn), *Rhamnus frangula* (Faulbaum), *Viburnum opulus* (wilder Schneeball), *Ribes grossularia* und *nigra* (Stachelbeeren), *Cornus sanguinea* (Hartriegel) u. a. Fast stets ist auch Nadelholz eingesprengt.

Im zeitigen Frühjahr blüht hier der Seidelbast, *Daphne mezereum*, dessen Blätter und Früchte sich erst später entwickeln. Im Mai gelangen zur Blüte: *Convallaria majalis* (Springauf), *Lilium martagon* (Türkenbund), *Paris quadrifolia*, *Platanthera bifolia*, *Fragaria moschata*, *Potentilla silvestris*, *Trientalis europaea* (Siebenstern). Im Sommer ist der Boden oft weithin vom Adlersfarn (*Pteridium aquilinum*) bedeckt. Dazwischen stehen die Gräser *Milium effusum*, *Holcus mollis*, *Melica nutans*, *Carex muricata* und *remota*, *Luzula nemorosa*, ferner *Silene inflata*, *Stellaria nemorum*, *Möhringia trinervia*, *Aquilegia vulgaris* (Akelei), *Aconitum variegatum* (Eisenhut), *Thalictrum aquilegifolium*, *Trifolium alpestre* und *medium*, *Pirola secunda* und *rotundifolia*, seltener *minor* und *media*, *Phyteuma spicatum*, *Campanula latifolia*, *Hieracium vulgatum*, *laevigatum* und *silvestre*, *Angelica silvestris*.

Während etwa 27 Prozent des gesamten Flächeninhalts im Kreise Landeshut von Wald bedeckt wird, entfallen auf Wiesen und Weideland rund 20 Prozent. Die meisten Wiesen sind zweischürige, die zweimal im Jahre gemäht werden. Ihr Pflanzenbestand zeigt eine gewisse Konstanz inbezug auf die Artenzusammensetzung. Nur dort, wo sie regelmäßig und reichlich gedüngt werden, treten weitgehende Veränderungen auf. Die im Dung enthaltenen Stoffe wirken auf manche Pflanzen sehr ungünstig ein und bringen sie zum Absterben. Andere dagegen gedeihen desto üppiger und breiten sich immer mehr aus. Die Folge davon ist eine gewisse Einförmigkeit und Reizlosigkeit in der Vegetation. Noch schlimmer tritt dies in Erscheinung bei den zu V i e h w e i d e n umgewandelten Wiesen, deren Anblick — vom Standpunkt des Botanikers aus — geradezu trostlos wirkt. Neuerdings macht sich das Bestreben, auf Kosten von Acker- und Wiesenland ausgedehnte Weideflächen zu schaffen, in unsern Gebirgskreisen immer mehr bemerkbar. Mag das im Interesse der Landwirtschaft vielleicht zu begrüßen sein, für die Allgemeinheit bedeutet es eine starke Schädigung der Ursprünglichkeit und Schönheit der heimischen Natur. Gibt es wohl ein farbenprächtigeres Gemälde als das einer blühenden Wiese im Hochsommer? Wer möchte sie wohl im Landschaftsbilde vermissen? Wenn

wir die Entwicklung einer Wiese im Laufe des Jahres verfolgen, so können wir mancherlei Veränderungen beobachten. Im zeitigen Frühjahr sind es noch wenige Arten, die ihre Blüten entfalten. Oft ist die Wiese mit Himmelschlüsselchen (*Primula elatior*, seltener und nur vereinzelt *Primula officinalis*) wie übersät. Gänseblümchen (*Bellis perennis*), Schmirgeln (*Caltha palustris* und *Ficaria*) leisten ihnen Gesellschaft, vielfach auch *Anemone nemorosa*. Einige Wochen später wird der Bestand schon reicher. Schaumkraut (*Cardamine pratensis* und *amara*), *Ranunculus auricomus*, die schöne Trollblume, (*Trollius europaeus*), das Aschenkraut (*Cineraria crista*) und andere erfreuen uns. Ende Juni ist der Höhepunkt der Entwicklung erreicht. Von den vielen Arten, die sich da zu einer Gemeinschaft zusammengefunden haben, seien nur die folgenden fast immer vorhandenen erwähnt: Die Gräser *Alopecurus pratensis*, *Holcus lanatus*, *Trisetum flavescens* (oft den Typus der Assoziation bestimmend), *Avena pubescens*, *Arrhenatherum elatius*, *Dactylis glomerata*, *Poa pratensis*, *Festuca elatior*, *Phleum pratense*, *Anthoxanthum odoratum* (das Ruchgras, das durch seinen Gehalt an Kuminin den Wohlgeruch des Heus verursacht), ferner *Rumex acetosa*, *Polygonum bistorta*, *Lychnis flos cuculi*, *Stellaria graminea*, *Ranunculus acer*, *Medicago lupulina*, *Trifolium pratense*, *hybridum*, *agrarium*, zuweilen auch *spadiceum*, *Lathyrus pratensis*, *Geranium pratense*, *Anthriscus silvestris*, *Daucus carota*, *Brunella vulgaris*, *Alectorolophus minor* und *major*, *Campanula rotundifolia* und *patula*, *Chrysanthemum leucanthemum*, *Centaurea jacea*, *Crepis succisae-folia*, *Taraxacum officinale*, *Leontodon hispidus*, *Tragopogon pratense*.

Wenn all diese Pracht der Sense zum Opfer gefallen ist, so bringt der Boden im Spätsommer einen zweiten Flor, der freilich dem ersten an Reichhaltigkeit und Farbenpracht sehr nachsteht. Die zierlichen, weißlichen Blüten des Augentrostes (*Euphrasia pratensis*) entfalten sich in großer Menge, daneben der Wiesentknopf (*Sanguisorba officinalis*), *Cirsium oleraceum*, *Succisa pratensis*, *Heracleum sphondylium*, *Leontodon autumnalis*, endlich als Zeichen des beginnenden Herbstes *Colchicum autumnale*, die Herbstzeitlose.

Die feuchten Wiesen zeigen, besonders im Sommer, beträchtliche Abweichungen von dem vorhin geschilderten Typus. Vorherrschend sind hier die Niedgräser (Sauergräser!) *Carex Davalliana*, *echinata*, *canescens*, *panicea*, *flava* u. a., dann *Aira caespitosa*, *Funcus alpinus*, *lamprocarpus*, *silvester*, *Orchis latifolia*, *Stellaria palustris*, *Ranunculus flammula*, *Parnassia palustris*, *Geum rivale*, *Lotus uliginosus*, *Viola palustris*, *Lythrum salicaria*, *Myosotis palustris* und *caespitosa*, *Stachys palustris*, *Pedicularis silvatica*, *Valeriana dioica* und *officinalis*, *Cirsium palustre* und *rivulare* mit ihren Bastarden, *Crepis paludosa*.

Für die an wenigen Stellen des Kreises vorhandenen Sümpfe und Torfmoore sind die folgenden Pflanzen charakteristisch, von denen einige zu den größten Seltenheiten des Gebietes gehören: *Agrostis camina*, *Molinia coerulea*, *Eriophorum angustifolium* und *latifolium*, *Scirpus paluster*, *acicularis*, *maritimus*, *silvaticus*, *Carex paniculata*, *acuta*, *limosa*, *rostrata*, *vesicaria*, *acutiformis*, *riparia*, *Funcus filiformis*, *Rumex aquaticus*, *Sedum villosus*, *Comarum palustre*, *Epilobium palustre*,

Peucedanum palustre, *Menyanthes trifoliata*, *Scutellaria galericulata*, *Pedicularis palustris*. In höheren Lagen wurde auch *Ledum palustre*, *Vaccinium oxycoccus* und *uliginosum* beobachtet. An zwei Stellen im Kreise kommt der interessante Sonnentau, *Drosera rotundifolia*, eine „fleischfressende“ Pflanze, vor.

Den im Jahre meist nur einmal gemähten Bergwiesen ist das Auftreten subalpiner Arten eigen. Zu ihnen gehören *Homogyne alpina* (noch bei etwa 600 m Höhe in der Nähe von Gaablauf beobachtet!) *Veratrum Lobelianum*, *Ranunculus aconitifolius*, *Mulgedium alpinum*, *Crepis grandiflora*, *Hieracium aurantiacum*, *Cirsium heterophyllum*, *Viola biflora*, *Eriophorum alpinum*. Auch *Arnica montana* wächst da ziemlich häufig. Im Frühjahr sind sie oft weiß von den Blüten der Frühlingsknotenblume.

Zuweilen findet man in den höheren Lagen des Kreises noch Matten, die von der Sense überhaupt verschont werden. Hier konnte sich die Vegetation noch in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Solche meist an Waldrändern liegende Stellen weisen daher oft interessante Pflanzen auf. Es seien genannt die hübschen Orchideen *Orchis mascula* und *sambucina*, *Gymnadenia conopsea*, *Coeloglossum viride*, *Listera ovata*, ferner *Arabis Halleri*, *Potentilla procumbens*, *Thesium pratense*, *Gentiana praecox*, *campestris* und *carpatica*, *Euphrasia montana* u. a. m., also Arten, die zum Teil zu den größten Seltenheiten der schlesischen Flora gehören.

Die Pflanzenvereine der *Wegränder* und *Ackeraine* zeigen im allgemeinen viel Übereinstimmung mit denen der Wiesen, doch machen sich infolge der Lage und Trockenheit solcher Örtlichkeiten auch manche Unterschiede bemerkbar. Wenn kaum die Märzensonne den Schnee weggetaut hat, öffnen einige „Frühlüher“ ihre unscheinbaren Blüten, wie *Carex verna*, *Luzula campestris*, *Erophila verna* (Hungerblümchen); dann erscheinen *Alchemilla vulgaris*, *Fragaria vesca* und *collina*, *Glechoma hederacea*, *Ajuga reptans*, *Viola canina*, *Veronica arvensis*. Die Schlehdornbüsche entfalten ihre Blüten, und im Juni prangen die Wildrosen im schönsten Schmuck (*Rosa canina*, *glauca*, *dumetorum*, *agrestis*, *elliptica*, *omissa*). Von Sommerblumen seien erwähnt einige Gräser, wie *Sieglingia decumbens*, *Koeleria cristata*, *Briza media*, *Cynosurus cristatus*, *Festuca rubra*, *Bromus mollis*, *Carex leporina*; ferner *Dianthus deltoides*, *Cerastium arvense* und *triviale*, *Cerastium semidecandrum* und *glutinosum*, *Potentilla canescens*, *Coronilla varia*, *Trifolium minus* und *repens*, *Anthyllis vulneraria*, *Vicia sepium*, *cracca*, *tenuifolia*, *Hypericum perforatum*, *Carum carvi*, *Daucus carota*, *Anchusa officinalis*, *Echium vulgare*, *Thymus chamaedrys*, *Linaria vulgaris*, *Veronica chamaedrys* und *serpyllifolia*, *Alectorolophus minor* und *major*, *Plantago major* und *media*, *Galium mollugo* und *verum*, *Knautia arvensis*, *Achillea millefolium*, *Tanacetum vulgare*, *Senecio jacobaea*, *Carlina acaulis*, *Centaurea jacea*, *Crepis biennis*, *Hieracium pilosella*, *auricula*, *floribundum*, *pratense*, *umbellatum*.

Viele der eben erwähnten Pflanzen besiedeln auch die trockenen, sonnigen *Triften* und *Abhänge* unserer Berge. Solche Standorte

bevorzugen besonders *Alyssum calycinum*, *Saxifraga tridactylites* (selten), *Potentilla verna*, *Viola hirta* (nur an der Nordgrenze des Gebiets); *Allium oleraceum*, *Rumex acetosella*, *Viscaria vulgaris* (Pechnelke), *Silene nutans* (selten), *Ranunculus polyanthemus*, *Potentilla argentea*, *Agrimonia eupatorium*, *Genista tinctoria* und *germanica*, *Trifolium montanum*, *Lotus corniculatus*, *Linum catharticum*, *Polygala vulgaris* und *comosa*, *Euphorbia cyparissias* (selten), *Euphorbia esula*, *Makva alcea*, *Pimpinella saxifraga*, *Armeria vulgaris*, *Myosotis hispida* und *versicolor*, *Ajuga genevensis* (sehr selten), *Verbascum lychnitis*, *Verbascum nigrum*, *Euphrasia stricta* und *nemorosa*, *Galium boreale*, *Scabiosa ochroleuca*, *Fasione montana*, *Anthemis tinctoria* (sehr selten), *Carlina vulgaris* und *acaulis*, *Centaurea scabiosa*, *Hypochaeris radicata* und *maculata*, *Hieracium praealtum*.

Treten an solchen Stellen Felsen zutage, so werden diese meist von Flechten überzogen und von kleinen Farnen. — *Asplenium trichomanes*, *septentrionale*, *ruta muraria* — bewohnt.

Besonders pflanzenreich sind die buschigen Felslehnen im Rabentale bei Liebau, berühmt als Standort von *Viola porphyrea* und darum oft von Botanikern aufgesucht. Hier wachsen neben vielen häufigen Arten auch manche für den Kreis Landeshut seltene Sachen. Erwähnt seien außer den eben genannten Farnen noch *Polypodium vulgare*, ferner *Festuca glauca*, *Lilium martagon*, *Polygonatum officinale*, *Silene inflata*,*) *Turritis glabra*, *Sempervivum soboliferum*, *Sedum acre*, *boloniense*, *maximum*, *Rosa pendulina* (= *alpina*), *villosa*, *canina*, *Cotoneaster integerrimus*, *Coronilla varia*, *Geranium Robertianum*, *Epilobium montanum* und *collinum*, *Aegopodium podagraria*, *Vincetoxicum officinale*, *Echium vulgare*, *Digitalis ambigua*, *Galium silvaticum* und *silvestre*, *Lonicera xylosteum*, *Knautia arvensis*, *Inula conyza*, *Hieracium cymosum* und *pallidum* (= *Schmidtii*).

Im Gegensatz zum Hirschberger Tale, in dem eine Menge größerer Wasserflächen vorhanden sind, gibt es in unserem Gebiete nur wenige Teiche von geringem Umfange, dazu noch eine Anzahl kleiner Dorfweiher, Tümpel und Lachen. Ihnen gemeinsam ist vielfach die völlige Bedeckung der Oberfläche mit Wasserlinsen, *Lemna minor* und der nicht häufigen *L. trisulca*. Selten wird man hier die Wasserpest, *Elodea canadensis*, vermissen. Auf den freien Stellen des Wasserspiegels schwimmen Laichkräuter (*Potamogeton natans*, *crispus*, *alpinus*), ferner *Ranunculus aquatilis*, *Polygonum amphibium*, *Oenanthe phellandrium*, seltener *Utricularia vulgaris* und *minor*. In der Uferzone gedeihen die typischen „Verlandungspflanzen“, die allmählich immer weiter ins Innere hineinwachsen und endlich bewirken, daß der Teich zum Sumpfe wird. Außer einigen oben genannten *Carex*-Arten sind es besonders Schachtelhalme (*Equisetum palustre* und *limosum*), Kolbenrohr (*Typha latifolia*), Schilf (*Phragmites communis*), Kalmus (*Acorus calamus*), Froschlöffel (*Alisma plantago*) und einige andere Arten, wie *Sparganium ramosum* und *simplex*, *Scirpus lacustris*, *Myriophyllum verticillatum* und *spicatum*.

*) In der var. *angustifolia*.

(selten). Dazwischen stehen zuweilen die gelbe Schwertlilie (*Iris pseudacorus*) und der Wassertaster (*Cicuta virosa*).

In Gräben und an Grabenrändern findet man *Alopecurus geniculatus* und *fulvus*, *Glyceria fluitans* und *plicata*, *Funcus effusus* und *conglomeratus*, *Funcus bufonius*, *Polygonum hydropiper*, *Stellaria uliginosa*, *Cardamine amara*, *Barbarea vulgaris*, *Callitriche verna* und *hamulata*, *Hypericum tetrapterum*, *Epilobium hirsutum* und *parviflorum*, *Symphytum officinale*, *Lycopus europaeus*, *Mentha aquatica*, *verticillata*, *longifolia*, *Scrophularia nodosa*, *Veronica scutellata*, *anagallis* und *beccabunga*, *Galium uliginosum* und *palustre*, *Bidens tripartitus*, *Petasites officinalis* und *albus* und verschiedene andere Arten.

Für den Bober charakteristisch ist das reichliche Auftreten des in Schlesien ziemlich seltenen *Ranunculus fluitans*, der flussabwärts durch die Kreise Vollenhain, Hirschberg, Löwenberg, Bunzlau bis unterhalb Sprottau gewandert ist. Im Zieder kommt *Ranunculus circinatus* vor.

An den Ufern der Flüsse ziehen sich vielfach Gebüsche entlang, die aus Weiden (*Salix alba*, *amygdalina*, *fragilis*, *pentandra*, *purpurea*, *viminialis*, *cinerea*), Erlen (*Alnus glutinosa* und *incana*), Ahlfirsche (*Prunus padus*) u. a. bestehen. Zwischen ihnen winden sich *Humulus lupulus*, *Cuscuta europaea* und *Solanum dulcamara* empor. Zur Uferflora gehören auch *Phalaris arundinacea*, *Melandryum album* und *rubrum*, *Malachium aquaticum*, *Nasturtium amphibium* und *palustre*, *Hesperis matronalis* (wie wild!), *Geranium palustre*, *Lythrum salicaria*, *Ulmaria pentapetala*, *Chaerophyllum aromaticum*, *Lysimachia vulgaris*, *Valeriana officinalis*, *Achillea ptarmica*, sowie die wohl vom Gebirge herabgeschwemmten *Campanula latifolia* und *Carduus personata*. Auffallend ist das Fehlen des in andern Kreisen an solchen Stellen überaus häufigen Knoblauchsrautes, *Alliaria officinalis*.

Die Uferflora weist eine Menge typischer Formen auf, die man unter dem Begriff „Uferunkräuter“ zusammenfaßt. Der Landmann sucht sich ihrer durch gründliche Reinigung des Saatgutes zu erwehren. Wenn sie sich trotzdem immer wieder zeigen, so liegt das daran, daß ihre Samenkörner jahrelang in der Erde liegen können, ohne zum Keimen zu gelangen. Erst, wenn die Bedingungen für ihr Gedeihen günstig geworden sind, entwickeln sich die Pflanzen, um dann oft in unsäglichlicher Menge aufzutreten, wie das beim Hederich (*Sinapis arvensis* und *Raphanus raphanistrum*) der Fall ist.

Im zeitigen Frühjahr öffnen die Blüten des Hufslattichs (*Tussilago farfara*) ihre gelben Sterne (besonders auf feuchtem, lehmigem Boden), dann blühen die blauen Ehrenpreisarten (*Veronica triphyllos*, *hederifolia*, *Tournefortii*, *opaca*, *agrestis*, *polita*), die Bauernschminke (*Lithospermum arvense*), das Täschelkraut (*Thlaspi arvense*), die Rapunze (*Valerianella olitoria*). Im Sommer drängen sich um die dichtstehenden, hochgewachsenen Getreidehalme eine Menge von Arten in bunter Fülle. Neben den allbekannten Kornblumen (*Centaurea cyanus*), Kornraden (*Agrostemma githago*) und dem Klatschmohn (*Papaver rhoeas* und *argemone*) sind es vor allem folgende: *Agrostis spica venti* (Windhalm), *Avena fatua*, *Bromus secalinus*, *Polygonum persicaria* und *lapathifolium*, *Spergula arvensis*,

Scleranthus annuus, *Ranunculus arvensis* und *sceleratus*, *Erysimum cheiranthoides*, *Vogelia paniculata*, *Vicia angustifolia*, *hirsuta*, *tetrasperma*, *Geranium dissectum*, *Euphorbia helioscopia*, *Anagallis arvensis*, *Convolvulus arvensis*, *Anchusa arvensis*, *Myosotis arenaria*, *Galeopsis ladanum*, *Melampyrum arvense*, *Odontites rubra*, *Alectorolophus hirsutus*, *Sherardia arvensis*, *Valerianella dentata* und *rimosa*, *Campanula trachelium*, *Gnaphalium uliginosum*, *Anthemis arvensis* und *cotula*, *Matricaria inodora*, *Cirsium arvense*, *Sonchus arvensis*, *asper* und *oleraceus* (besonders auf Gemüseäckern); selten tritt *Lathyrus tuberosus* auf.

Auf Brachen und sandigen Feldern findet man häufig *Rumex crispus*, *Polygonum aviculare*, *convolvulus* und *dumetorum*, *Arenaria serpyllifolia*, *Spergularia campestris*, *Herniaria glabra*, *Fumaria officinalis*, *Stenophragma Thalianum*, *Capsella bursa pastoris*, *Alchemilla arvensis*, *Trifolium arvense*, *Geranium molle* und *columbinum*, *Erodium cicutarium*, *Hypericum humifusum*, *Viola tricolor*, *Lamium purpureum* und *amplexicaule*, *Mentha arvensis*, *Plantago lanceolata*, *Erigeron acer*, *Filago arvensis* und *minima*, *Crepis virens*.

Groß ist auch die Zahl der Pflanzen, die sich auf Dorfstraßen, Ängern, Schuttplätzen, Hof- und Gartenland und ähnlichen Stellen angesiedelt haben. Diese Ruderalpflanzen teilen mit den Ackerunkräutern das Los, wenig gekannt und viel verachtet zu werden. Solche „Parias“ der Pflanzenwelt sind *Poa annua*, *Panicum crus galli*, *Setaria viridis* und *glauca*, *Hordeum murinum* (Gräser); *Urtica urens* und *dioica* (Brennnesseln); *Rumex conglomeratus*, *Chenopodium album*, *vulvaria*, *hybridum*, *murale*, *rubrum*, *bonus Henricus* und *Atriplex patulum* (Melden); *Stellaria media* (Vogelmiere); *Nasturtium silvestre*, *Sisymbrium officinale* und *sophia*, *Potentilla anserina* und *reptans*, *Melilotus albus* und *officinalis*, *Geranium pusillum*, *Oxalis stricta*, *Euphorbia peplus* (Wolfsmilch); *Malva silvestris* und *neglecta* („Käsenäppel“); *Aethusa cynapium* (Schierling); *Lamium album*, *rubrum* und *verticillatum* (Taubnesseln); *Solanum nigrum* (Nachtschatten); *Hyoscyamus niger* (Wilsenfraut), *Verbena officinalis*, *Matricaria discoidea*, *Senecio vulgaris*, *Arctium minus* (Klette); *Carduus acanthoides* und *Cirsium lanceolatum* (Disteln); *Sonchus oleraceus* und *asper*.

Auf und an Mauern fristen ihr Dasein das Schöllkraut *Chelidonium majus*, (dessen Samen durch Ameisen verschleppt werden), *Bromus tectorum* und *Poa compressa* (Gräser), *Nepeta cataria*, *Linaria cymbalaria*, *Taraxacum officinale*, (Früchte durch den Wind hierher gebracht), *Crepis tectorum*, gelegentlich auch noch manche andere Art.

An Hecken und Zäunen findet man *Bromus sterilis* und *Agropyrum repens* (Gräser); *Geum urbanum*, *Geranium Robertianum*, *Aegopodium podagraria*, *Chaerophyllum temulum*, *Anthriscus silvestris*, *Convolvulus sepium*, *Galeopsis tetrahit*, *Leonurus cardiaca*, *Ballota nigra*, *Galium aparine*, *Bryonia alba*, *Campanula rotundifolia*, *Chrysanthemum parthenium* (völlig eingebürgert), *Artemisia vulgaris*.

Auch das Studium der Neubesiedlung kahler Stellen — frisch aufgeschütteter Eisenbahndämme, Ausflüche, verlassener Steinbrüche und Kiesgruben u. dergl. — gibt zu interessanten Beobachtungen Anlaß. An solchen

Stellen vereinigen sich die verschiedensten Pflanzen aus Wald, Feld und Wiese und von anderer Herkunft zu neuen Assoziationen, die sich im Laufe der Zeit durch Zu- und Abwanderung beträchtlich verändern können. Von Adventivpflanzen, die in den letzten Jahrzehnten stärkere Beachtung erfahren haben als früher, dürften bei uns noch bemerkenswerte Funde gemacht werden. —

Man hat die Botanik von altersher *scientia amabilis*, „die liebenswürdige Wissenschaft“, genannt. Sie verdient in der Tat diese Bezeichnung. Kein anderer Zweig der Naturwissenschaften ist so wie sie dazu geeignet, den Geist anzuregen, die Sinne zu erfreuen und dem Herzen volle Befriedigung zu gewähren. Seit H ö g e r s Zeiten ist die floristische Durchforschung des Kreises Landeshut wenig gefördert worden. Möchte dem „Heimatsbuch“ der Erfolg beschieden sein, auch für diese dankenswerte Arbeit neue Freunde zu gewinnen!



Abb. 13. Riesenfichte in Bethlehem. Naturdenkmal aus der Pflanzenwelt des Kreises Landeshut. (Federzeichnung von A. Maxter, Hirschberg).



Geweih eines Rothirſches
vom Kolbentamm.

Die Tierwelt des Kreiſes Landeſhut.

Von Walther Arndt, Berlin.

Während die Pflanzenwelt des Kreiſes Landeſhut bereits in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch den damaligen Prorektor der Landeſhuter Realkſchule C. A. Höger¹⁾ eine ebenſo fachverſtändige wie liebevolle Darſtellung erfahren hat, ſetzte eingehendere Beſchäftigung mit der Tierwelt unſeres Gebietes verhältnismäßig recht ſpät ein. Einmal hat ſich nur eine ſehr kleine Zahl ortſtäffiger Naturfreunde mit der Fauna des Landeſhuter Kreiſes beſchäftigt, ſei es in literariſcher Betätigung, ſei es im Anlegen wiſſenſchaftlich verwertbarer Sammlungen, ſodann bewirkte die Lage unſeres Kreiſes in dem bis vor etwa zwanzig Jahren ſo abgelegenen Teile der Vorberge des Nieſengebirges, daß ſich auſwärtige Zoologen in unſerem Gebiet nur wenig betätigt haben, im übrigen faſt excluſiv im Rabengebirge und im Bereich des Dittersbacher Paſſes.

Wie es ſcheint, iſt der erſte im Landeſhuter Kreiſe anſäßige Fauniſt, deſſen Schriften auf uns gekommen ſind, der gelehrte evangeliſch-lutheriſche Prediger J. A. Weigel (1740—1806), der um die Jahrhundertwende als Geiſtlicher in Haſelbach wirkte, und an deſſen Tätigkeit als „Geograph und Naturforſcher“ noch heute ein Denkſtein im Park von Buchwald erinnert, den Graf Neden ſetzen ließ. Weigel gab ſeiner zehnbändigen „Beſchreibung von Schleſien“ als „Prodromus Faunae ſileſiacae“ (1806) ein Verzeichnis ſämtlicher damals aus Schleſien bekannt gewordener Tierarten bei, leider zumeiſt ohne Angabe des Fundorts. Funde aus dem Kreiſe Landeſhut werden von ihm alſo nicht eigentlich namhaft gemacht; möglicherweise befinden ſich aber unter den von dem Schmiedeberger Lehrer

¹⁾ Höger C. A.: Beiträge zur Charakteriſtik der Flora des Landeſhuter Tales. Progr. Realkſch. Landeſhut Schleſ. 1870/71 S. 1 und 1873/74 S. 1.

J. Ehr. G. Koehler unter der Fundortsbezeichnung „Schmiedeberg“ beschriebenen Insektenarten auch Tiere, die er von dem befreundeten Weigel erhielt, dessen entomologischer Berater er war¹⁾. Weigels Angabe, daß die Malermuschel, die er als einzige Flußmuschel anführt, im Bober nur bis Bunzlau aufwärts steige, läßt darauf schließen, daß ihm das Vorkommen der Zeichmuschel *Anodonta cygnea* bei Landeshut unbekannt war.

Von dem naturwissenschaftlich vielseitig tätigen Gottfried Langhans, der um 1734 der Landeshuter Lateinschule als Konrektor angehörte, dürfen wir zwar mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er auch der Tierwelt des Landeshuter Kreises seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, doch sind mir wirkliche Belege dafür nicht bekannt geworden.

So ist, soweit ich sehe, die älteste Schrift zoologischen Inhalts, in der ausdrücklich Tiere des Landeshuter Gebietes erwähnt werden, das 1813 erschienene „Kritische Verzeichnis der bisher bekannt gewordenen Schlesiſchen Schmetterlinge“, dessen Verfasser, der Brieger Lepidopterologe und Kreisgerichtssekretär C. F. W. Richter, „*Papilio ligea*“ (d. i. *Erebia ligea*) aus dem Landeshuter Stadtwald erwähnt und mitteilt, daß er „*Papilio Maera*“ (d. i. *Pararge maera*) bei Landeshut in einem Walde fing, zwei noch heute hier vorkommende Falter²⁾.

Ein wertvoller Anstoß für die naturwissenschaftliche Betätigung am Ort war die Wirksamkeit des Landeshuter Bürgers J. H. A. Schottin, gebürtig zu Artern in der Grafschaft Mansfeld, wie ihn Bürgermeister Perschke in seinem „Verzeichnis der Wallenberg-Fenderlin'schen Bibliothek zu Landeshut“ (1829) nennt: „ein großer Freund von Büchern und naturhistorischen Dingen, selbst im Besitz einer interessanten Sammlung, besonders von hiesigen Lokal-Mineralien, in mehreren Reise werken genannt und von Fremden viel aufgesucht“³⁾. Im Rahmen der einheimischen Tierwelt wandte Schottin seine Aufmerksamkeit besonders den Vögeln zu. Von ihnen überwies er, als 1836 auf seinen Antrag der der evangelischen Kirche zu Landeshut gehörigen Wallenberg-Fenderlin'schen Bibliothek auch ein „Naturalienkabinett“ angegliedert wurde, diesem eine Anzahl ausgestopfter Stücke, die später unter seiner Pflege zu einer Sammlung von 100 Exemplaren anwuchs. Dem Einfluß Schottins, der seines Zeichens Bäckermeister war, von der Verwaltung der Wallenbergschen Bibliothek aber zu deren Rustos bestellt wurde, und dem zu Ehren H. N. Göppert eine in der Grauwacke von Landeshut gefundene Schuppenbaumart als *Didymophyllum Schottini* bezeichnete, ist es wohl zu danken, daß bereits 1829 der Landeshuter Kaufmann und städtische Forstinspektor Carl

¹⁾ Außer Weigels Insektensammlung nennt aus unserem Kreise eine anonyme Zusammenstellung der schlesiſchen Naturaliensammlungen aus dem Jahre 1797 (Literar. Beilage z. d. Schles. Prov.-Blatt. Bd. 26. S. 235—237. 1797) an entomol. Sammlungen die von Erzpriester Weber, Rektor Glauber u. Fiebiger jun. (sämtl. i. Landeshut).

²⁾ Seine „Beschreibung und Abbildung Schlesiſcher Insekten“ Breslau 1821 nennt vom Laubberge bei Haselbach *Parnassius mnemosyne* und vom „Landeshuter Berge“ den Schillerfalter.

³⁾ Das in der Landeshuter Niedervorstadt gegenüber dem Gebäude der späteren Mühlenwerke gelegene Haus Schottins ist 1856 einem Brande zum Opfer gefallen.

Fischer seine Sammlung von Nestern und Eiern einheimischer Vogelarten der Wallenbergischen Bibliothek überwies.

Sieht man von den Lehrsammlungen der Landeshuter Schulen ab, so ist das „Naturalienkabinett“ der Wallenbergischen Bibliothek noch heute die einzige im Landeshuter Kreise bestehende öffentliche Sammlung zoologischer Gegenstände¹⁾. Wissenschaftlich wertvolle im Kreise Landeshut angelegte zoologische Privatsammlungen sind die Schmetterlingsammlungen des 1922 verstorbenen Landeshuter Superintendenten E. Förster, des besten Kenners unserer Landeshuter Schmetterlingsfauna, und die — 1868—1882 angelegte — des Gärtnereibesizers Th. Teichert zu Landeshut, der auch den entomologischen Nachlaß des Landeshuter Lehrers Bläser übernahm. Während ein von Teichert dem Verein für schlesische Insektenkunde als unveröffentlichte Handschrift eingereichtes Verzeichnis der von ihm bei Landeshut beobachteten Großschmetterlinge²⁾ leider verschollen ist, steht eine umfangreiche Arbeit von Förster, die für die Umgebung von Landeshut 385 Großschmetterlings-Arten nennt, vor der Drucklegung³⁾. Kurze Aufsätze über die Landeshuter Schmetterlingsfauna hat Förster wiederholt in der Zeitschrift des Vereins für schlesische Insektenkunde und in Landeshuter Zeitungen veröffentlicht⁴⁾. Zufolge letztwilliger Verfügung wird die Förstersche Schmetterlingsammlung in den Besitz des Breslauer zoologischen Museums übergehen, während die Teicherts leider ins Ausland verkauft wurde. — Eine Sammlung von Schnecken und Muscheln aus dem Kreise Landeshut hat Dr. G. Förster, Frankfurt a. O., ein Sohn des eben genannten Landeshuter Lepidopterologen, angelegt. Heute leider zerstreut ist eine kleine Balgsammlung einheimischer Vögel, die im Besitz des verstorbenen, als Sammler und Kenner der Steinkohlensflora des Landeshuter Gebiets weit bekannten Bergwerksdirektors Schönknecht war.

Der erste auswärtige Weichtier-Kenner, der unser Gebiet besuchte, war der Löwenberger Rektor J. G. Neumann, der in seiner 1832 und 1833 im Neuen Lausitz. Magazin erschienenen „Naturgeschichte Schlesisch-Lausitzischer Land- und Wassermollusken“ das von ihm beobachtete Auftreten der Nacktschnecke *Arion empiricorum* in Haselbacher Kellern erwähnt. — Einem am 3. 8. 1840 vorgenommenen Besuch auf dem zu unglücklicher Verühmtheit gelangten Apollo-Flugplatz am Rabenstein gilt eine anschauliche Schilderung des Pastors G. Standfuß⁵⁾. Wie dieser Standort des schon damals

¹⁾ Sehr bedauerlich ist der Verlust des alten Schottinschen Kataloges mit den Fundortsangaben der aufbewahrten Tiere.

²⁾ J. Paz F.: Unveröffentlichte Werke schlesischer Faunisten. Arch. f. d. Gesch. d. Naturw. u. Techn. Bd. 5. S. 451. 1915.

³⁾ Förster E.: Versuch einer Fauna der Großschmetterlinge von Landeshut. Ich verdanke die Möglichkeit, die umfangreiche Arbeit hier bereits zu benutzen, Frau Superintendent Förster, Landeshut. — Viele der der Arbeit zugrunde liegenden Notizen hatte ihr Verf. auch schon für die Herausgabe des Buches von P. Wolf: Die Großschmetterlinge Schlesiens, Breslau 1927, zur Verfügung gestellt.

⁴⁾ Ein Verzeichnis dieser enthält: Arndt W.: Carl Förster f. 14. Jh. Ver. schles. Insektenkd. S. 25. 1924.

⁵⁾ Lepidopterologische Beiträge. Entom. Ztschr. Stettin. Bd. 7. S. 380. 1846. — Hierzu auch: Standfuß W.: Pastor Gustav Standfuß als Entomologe. Internat. Entom. Ztschr. Bd. 8. S. 139. 1914. Guben.

seltener werdenden Falters (Abb. 25), der im Rabengebirge in einer nur von hier bekannten Abart (*var. silesianus*) vorkam, in der Folgezeit immer wieder von fremden Schmetterlingsfammllern aufgesucht und im Schrifttum erwähnt wurde, bis das Tier um 1888 hier ausgerottet war, hat P a r¹⁾ dargelegt.

Der Übersicht über die Wanzenfauna Schlesiens, die 1850 A. A s m a n n, der Breslauer Universitätszeichner und tätige Entomologe, gegeben hat²⁾, entnehme ich, daß diesem aus dem Landeshuter Kreise nur die auf Ampfer häufige Randwanze *Mesoceros marginalis* vorlag. Abgesehen von Schmidts Feststellung der Blattlaus *Phyllaphis fagi*, die auch bei Landeshut auf den Buchenblättern die bezeichnende Kräuselung hervorruft³⁾, ist die Angabe A s m a n n s die einzige Mitteilung über die Schnabellkerfe des Landeshuter Kreises geblieben⁴⁾. Stärkere Beachtung fanden die Käfer unseres Gebietes, über die, wie es scheint, die ersten Angaben der bereits als Lepidopterologe erwähnte E. F. W. R i c h t e r machte. R i c h t e r s „Schlesische Insektenfauna“ (H. 1–4. Breslau 1821) erwähnt den Bockkäfer *Pachyta quadrimaculata* und den Pinselkäfer, *Trichius fasciatus*, als Blütenbesucher am Landeshuter Kamm. G e r h a r d t s „Verzeichnis der Käfer Schlesiens“ führt in seiner neuesten, 1910 erschienenen, Auflage für den Kreis Landeshut 127 Arten an (unter ihnen 47 Kurzflügler, hauptsächlich im Rabengebirge gesammelt). Abgesehen von dem Hirschberger Kammerherrn Baron von Stillfried († 1847), dem Breslauer Privatlehrer und Verwalter der Bücherei der Schles. Ges. f. vaterländische Kultur S c h u m m e l († 1848), dem Breslauer Rektor L e h n e r (1812 bis 1889⁵⁾), dem Hirschberger Staatsanwalt P f e i l († 1866), Landgerichtsrat K o s m a n n († 1902 zu Liegnitz) und Oberregierungsrat von W a r e n d o r f f (jetzt in Breslau) ist es der Liegnitzer Oberlehrer J. G e r h a r d t (1827–1912) selbst, dem die bisherigen Angaben über

¹⁾ Über das Aussterben der Gattung *Parnassius* in den Sudeten. Zool. Annal. Bd. 7. S. 81. 1915. Hierzu auch: Klop sch: Über einen noch wenig bekannten Zangort des Papilio Apollo im Rabengebirge. Übers. Arb. Schles. Ges. f. vaterl. Kultur (1839) 1840 S. 132. Mit dem ausgestorbenen Rabengebirgs-Apollo haben sich — worauf mich Herr Prof. Pax aufmerksam machte — später dann noch beschäftigt: Belling H.: Vom alten schlesischen Apollosalter. Deutsche Ent.-Ztg. 1916. S. 203. — Ders.: [Vorlage von 2 Stücken *Parnassius apollo* L., die 1893 bei Liebau gefangen]. Ebenda 1920. S. 233. — Niepelt W.: Nachträge zu Lepidoptera Niepeltiana. Leipzig 1918. S. 3. — Rebel H.: Zur Rassenfrage von *Parnassius apollo* L. in den Sudetenländern. Ann. nat. hist. Mus. Wien. Bd. 33. S. 59. 1919. — Warnecke G.: Das Männchen von *Parnassius apollo silesianus* Marschen. D. Entom.-Zeitschr. Iris. Bd. 35. 1921. S. 1.

²⁾ Verzeichnis der bisher in Schlesiens aufgefundenen wanzenartigen Insekten. Ztschr. f. Entom. Bd. 8. S. 85. 1854.

³⁾ Dittrich R. und Schmidt H.: Nachtrag zu einem Verzeichnis der Schlesischen Gallen I. 87. Zber. Schles. Ges. vaterl. Kultur. Zool. bot. Sect. S. 77. 1909.

⁴⁾ Soweit es sich nicht um Nutzpflanzen-Schädlinge handelt (s. unten).

⁵⁾ Lehner R.: Verzeichnis der Käfer Schlesiens. Ztschr. f. Entom. N. F. Bd. 2. 1871. — Hierin 30 von Lehner selbst für den Landeshuter Kreis festgestellte Arten.

die Käferfauna des Landeshuter Kreises zu verdanken ist¹⁾). Nachdem in Fortsetzung der erwähnten Befunde Richters der Brieger Gymnasiallehrer Dr. Döring Mitteilungen über die Schmetterlinge unseres Gebietes gemacht hatte²⁾ (gesammelt in den von ihm herausgegebenen „Jahresberichten des lepidopterol. Tauschvereins“. Brieg 1847–1849 und z. Z. wiedergegeben in dem 1858 und 1862 erschienenen Werk A. und A. Speyers: „Die geogr. Verbreitung der Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz“, das auch sonst einige neue lepidopterologische Angaben über den Landeshuter Kreis enthält), machte der Breslauer Arzt M. J. Wocke³⁾ 1872 und 1874 in seinem „Verzeichnis der Falter Schlesiens“ für Landeshut, die Umgebung von Liebau und den Sattelwald 19 Groß- und Kleinschmetterlingsarten namhaft, von denen nach Förster *Polyommatus alciphron*, sowie *Argynnis adippe* und *ino* hier jetzt fehlen. Spätere Angaben und Veröffentlichungen über die Schmetterlingsfauna des Kreises Landeshut stammen – abgesehen von den auf S. 68/69 erwähnten Arbeiten E. Försters, H. Bellings, F. Pax's, H. Rebels und G. Warnekes – von H. Wuhdorf⁴⁾, H. Marschner⁵⁾ und P. Wolf⁶⁾.

Über die Spinnen des Landeshuter Kreises enthalten Angaben die beiden 1875 und 1876 erschienenen Bearbeitungen der schlesischen Spinnenfauna durch den Breslauer Arzt Fickert⁷⁾ und den damals bereits emeritierten Direktor der Breslauer medizinischen Universitätsklinik Lebert⁸⁾. Von den 4 für Landeshut und den 27 für Liebau festgestellten Spinnenarten sammelte Prof. Lebert während eines Mai-Aufenthaltes in Liebau 15 Arten, von denen 5 in Schlessen bisher nur durch diesen Fund bekannt geworden sind: *Meta tigrina*, *Bathyphantes setipalpus*, *Stylophora concolor*, *Gongylidium nigricans*, *Erigone longipalpis*. Seit Fickerts und Leberts Sammeltätigkeit haben von den Spinnentieren des Landeshuter Kreises nur die Gallmilben fachliche Berücksichtigung gefunden: Am Landeshuter Kamm beobachtete der gründliche Kenner der schlesischen Gallen Hieronymus⁹⁾ auf Buchenblättern die Gallmilbe *Eriophyes nervis equis typicus* und am Sattelwald sammelte der

¹⁾ Gerhardt J.: Verzeichnis der Käfer Schlesiens. 3. Aufl. Berlin. 1910. — Auch Berliner Entom.-Ztschr. Bd. 10. S. 295–298. 1866 u. Deutsche Entom.-Ztschr. Bd. 20. S. 170–173. 1876.

²⁾ Gedacht sei auch Schillings u. Runds Schmidts Feststellung von „*Chrysomela lapponica* auf dem Landeshuter Berge“. Übers. Arbeit. Schles. Ges. f. vaterl. Kultur. (1834), 1835. S. 89.

³⁾ Döring R.: Die Schlessischen Tagfalter. Brieg 1851.

⁴⁾ Ztschr. f. Entom. N. F. H. 3. S. 1. 1872 u. H. 4. S. 1. 1874.

⁵⁾ Wuhdorf H.: (Vorlage von *Zygaena trifolii aberr. citrina* aus Landeshut i. Schl.) Ztschr. f. Entom. N. F. H. 14. S. XXIV 1888.

⁶⁾ Marschner H.: Eine melanistische Form von *Ptilophora plumigera*. D. Entom. Ztschr. 1918. S. 133. — Die neue f. *schaffgotschi* am Schmiedberger Paß nach briefl. Mitt. d. Verf. auch auf der Landeshuter Seite.

⁷⁾ Wolf P.: Die Großschmetterlinge Schlesiens. Breslau 1927.

⁸⁾ Fickert C.: Verzeichnis der schlesischen Spinnen. Ztschr. f. Entom. N. F. H. 5. S. 46. 1876.

⁹⁾ Lebert H.: Verzeichnis schlesischer Spinnen. Tübingen 1875.

¹⁰⁾ Hieronymus G.: Beiträge zur Kenntnis der europäischen Zooceciden. Ergän.-Heft z. 68. Jber. Schles. Ges. vaterl. Kultur. S. 22, 16, 27, 41, 44 1890.

1922 verstorbene Breslauer Hymenopterologe R. Dittrich auf der Birke *Betula verrucosa* *Eriophyes rudis typicus*, auf Trauben-Hollunder *Epitrimerus trilobus* und bei Liebersdorf auf der echten Melkenwurz (*Geum urbanum*) *Eriophyes nudus*¹⁾.

Von Tausendfüßlern sind im Kreise Landeshut bislang nur die beiden 1880 von dem Breslauer Zoologen E. Haase²⁾ im Tal der Liebe und bei Liebau sowie Hermsdorf erbeuteten Arten *Fulus nanus* und *Geophilus proximus*, ferner *Scolioplanes crassipes* bekannt, auf den infolge seines Leuchtens im Herbst 1922 Herr Oberschullehrer Roth in Landeshut aufmerksam wurde³⁾. — Die noch ganz spärlichen Nachrichten über die Hautflügler unseres Gebietes beschränken sich auf einige Funde R. Dittrichs am Sattelwald (die Biene *Prosopis hyalinata*, die Wespe *Odynerus bifasciatus*, die Blattwespe *Allantis fasciatus*, die Sandwespe *Stigmus pendulus*⁴⁾, die Gallwespe *Nematus bellus*, (Hieronymus S. 203), die von dem Breslauer Pflanzenpathologen Dr. W. Großer bei Hermsdorf städt. auf Silberpappel beobachtete *Pontania pedunculi*⁵⁾ sowie die von Höger bei Landeshut angetroffene Rosen-Gallwespe *Rhodites eglanteriae*. Befall des Farnes *Athyrium filix femina* mit der Gallmücke *Anthomyia signata* stellte H. Schmidt⁶⁾ bei Grüssau fest, wo er auch die Gallmücke *Contarinia nicolayi* auf Bärenklau (*Heracleum spondylium*) fand. Zwei weitere Gallmückenarten, *Contarinia betulicola* und *Rhopalomyia ptarmica*, waren von Dittrich auf dem Sattelwald und von Oberstabsarzt Schröter bei Hartmannsdorf gesammelt worden (Hieronymus a. a. D. S. 77 und 73).

Der 1919 verstorbene Bearbeiter der schlesischen Weichtier-Fauna, Lehrer A. Merkel in Breslau, sammelte gelegentlich eines Aufenthaltes in Hermsdorf bei Liebau 1 Muschel und 11 Schneckenarten⁷⁾.

Über die Vögel des Landeshuter Gebietes erschien, soweit ich sehe, die erste Angabe im zoologischen Schrifttum 1904: eine Bemerkung des Hirschberger, später Berliner, Ornithologen G. Krause, der bei Landeshut nach einem Sturm im Wurzelwerk umgeworfener Stämme an einem Tage 45 Zaunkönigseier gefunden hatte, einen Teil mit Kuckuckseiern belegt, einen anderen von einer Hummelart beschlagnahmt und mit Moos vollgestopft⁸⁾. Ein — mir in dem von E. Kunick herausgegebenen Buch „Vögel aus dem Kreise Landeshut“ vorliegender — Aufsatz von W. Patzschowsky „Das Raben- und Überschaar-Gebirge“ sei hier besonders

¹⁾ f. hierzu auch S. 107.

²⁾ Haase E.: Schlesiens Chilopoden. Teil I. Dissert., Breslau 1880. Teil II. Ztschr. f. Entom. N. F. H. 8. S. 66. 1881.

³⁾ f. Arndt W.: Leuchtende Tausendfüße in Schlesien. 14. J. h. Ver. schles. Insekt.f. S. 31. 1924.

⁴⁾ Dittrich R.: Verzeichnis der bisher in Schlesien aufgefundenen Hymenopteren. Ztschr. f. Entom. N. F. Bd. 28. S. 26. 1903; Bd. 30. S. 45. 1905; 4. J. h. Ver. schles. Insekt.f. S. 17. 1911.

⁵⁾ u. ⁶⁾ Dittrich R. u. Schmidt H.: a. a. D. S. 100 u. S. 77. 1909; 88. J. h. Ver. schles. Ges. vaterl. Kultur. S. 52. 1910.

⁷⁾ Merkel E.: Molluskenfauna von Schlesien. Breslau 1894.

⁸⁾ Krause G.: Zaunkönig — Kuckuck — Hummel. Ornith. Mon. Schr. Bd. 29. S. 365. 1904.

deshalb erwähnt, weil sein Verfasser¹⁾ unter den als Bewohner dieses Teiles unseres Kreises angeführten Tieren auch des Feuersalamanders gedenkt. In den eben erwähnten „Bildern aus dem Kreise Landeshut“ gibt R u n i c²⁾ selbst einen kurzen Überblick über die jagdbaren Tiere unseres Gebietes, auf die auch die gedrängte R ü c k e r s³⁾ Heimatkunde des Kreises Landeshut eingeht.

Zahlreiche Bemerkungen über die Fauna unseres Kreises enthalten die beiden 1921 und 1925 erschienenen für die schlesische Faunistik hochbedeutenden Werke des Breslauer Zoologen Ferdinand Pax „Die Tierwelt Schlesiens“ und „Wirbeltierfauna von Schlesien“. — Teils angeregt durch diese, teils als Stoffsammlung für sie, entstanden einige die Wirbeltierfauna des Landeshuter Kreises und des Bobers behandelnde Aufsätze des Verfassers⁴⁾, der sich dabei, besonders als in der Folgezeit mit der planmäßigen Aufnahme der Tierwelt unseres Gebietes begonnen wurde, der Unterstützung einer Anzahl Mitarbeiter erfreute, denen hier herzlichster Dank ausgesprochen sei: Den Herren A. D a m b o c k †, Landeshut, Prediger F a l k e n s t e i n, Landeshut, Gewerberat F i s c h e r, Landeshut, Frau Pastor F ö r s t e r - S c h u b e r t, Superintendent F ö r s t e r †, Landeshut, Dr. F ö r s t e r, Frankfurt a. O., Lehrer G ü n t h e r, Oberleppersdorf, Frau Dr. H e r o l d, Coburg, Förster J o h a n n, Hermsdorf städt., Lehrer K ü g l e r, Landeshut, H. K e i m a n n, Landeshut, Kaufmann M. S c h o l z, Landeshut, Direktor S t i e b l e r, Landeshut, Zeichenlehrer T h i e l o w, Landeshut, Klaviertechniker W a h n, Landeshut, H. W o r b s, Landeshut. Ganz besonderen Dank für viele wertvolle faunistische Beobachtungen schulde ich meinem verehrten Lehrer, Herrn Oberschullehrer R o t h †, Landeshut.

Während so die Wirbeltierfauna des Kreises Landeshut in den letzten Jahren wenigstens in den wesentlichen Zügen überblickt werden konnte, stecken unsere Kenntnisse von den wirbellosen Tieren unseres Gebietes — etwa mit Ausnahme der Großschmetterlinge — noch in ihren ersten Anfängen. Lediglich für die Gruppe der Schnecken und Muscheln, Spinnen, Tausendfüßler, Käfer, Hautflügler, Schnabellkerfe und Fliegen⁵⁾ liegen die oben erwähnten spärlichen Angaben vor. — Über die versteinernte Tierwelt des Landeshuter Kreises finden sich Mitteilungen in erster Linie in den Erläuterungen zu den Blättern Landeshut, Schömburg und Ruhbank der

¹⁾ Von diesem um die Naturdenkmalspflege im Landeshuter Kreise, sodann aber besonders um dessen volkstündliche Erforschung hochverdienten Verfasser liegt auch eine kleine Sammlung örtlicher Bezeichnungen von Tieren aus dem Viebauer Tale vor (Mitt. Schles. Ges. Volkskd. Jg. 1897. S. 4. S. 21).

²⁾ Runic G.: Bilder aus dem Kreise Landeshut. Landeshut [1914].

³⁾ Rücker J.: Heimatkunde des Kreises Landeshut. Riegnitz 1881.

⁴⁾ Arndt W.: Ornithologische Spaziergänge in der Umgebung Landeshuts. Landeshuter Jtg. vom 7., 9. und 10. 4. 1921. — Bemerkungen über die Verbreitung niederer Wirbeltiere der deutschen Fauna. Arch. f. Naturg. Bd. 89. S. 12. 1923. — Der Biber als Fischgewässer. Landeshuter Tageblatt vom 20., 21. u. 22. 8. 1925. — Tierische Schädlinge des Landeshuter Kreises. Heimatkalender für den Kreis Landeshut i. Schl. 1927. S. 76.

⁵⁾ Betreffs der den landwirtschaftlichen Nutzpflanzen schädlichen Fliegen s. S. 107.

geologischen Karte von Preußen¹⁾. Weitere Angaben sind enthalten in den Arbeiten von Schüke²⁾, Herbing³⁾ und Cramer⁴⁾.

Die Zusammensetzung der Tierwelt eines Gebietes hängt einmal von dem geographischen Charakter dieser Gegend ab (einschließlich der Boden- und klimatischen Verhältnisse, der Pflanzenbedeckung und der durch den Menschen bewirkten Veränderungen), sodann von der Vergangenheit dieses Gebietes.

Der bedeutsamste Zug im geographischen Charakter des Landeshuter Kreises, derjenige, der seiner Tierwelt mehr als jeder andere ihre Stellung im Rahmen der Fauna Schlesiens zuweist, ist die Höhenlage unseres Gebietes. Landeshut selbst hat eine Seehöhe von 445 m. Da aber der weitaus größte Teil des 38 664,5 ha großen Kreises bedeutend höher liegt, im besonderen die Talebenen einen nur kleinen Anteil ausmachen, wird man mit Höger (a. S. 66 a. D.) die Seehöhe des überwiegenden Teiles des Kreises mit 450–600 m veranschlagen dürfen. Seine größte Höhe erreicht der Landeshuter Kreis an seiner Peripherie im Bereich des Kolbenkamms (1183 m) und des Landeshuter Kamms (Scharlachberg 871 m), des Sattelwaldes (779 m), des Gr. Wildbergs bei Konradswaldau (836 m), des Gotschenberges (795 m) und Breitenberges (840 m) im Rabengebirge, ferner im Scharenberg bei Liebau (724 m) und den Forstbergen bei Landeshut (660 m). Der tiefst gelegene Punkt des Kreises ist die Austrittsstelle des Bobers (425 m).

Die Entwässerung des Beckens, als das der Landeshuter Kreis – als Ganzes betrachtet – erscheint, vollzieht sich im wesentlichen durch den Bober und seine Nebenflüsse (94 Prozent der Gesamtfläche⁵⁾). Nur zwei kleine Randgebiete – die Gemarkungen von Liebersdorf (ungefähr 2 Proz.) und von Berthelsdorf–Albendorf (etwa 4 Proz.) entwässern nach anderen Flüssen: Liebersdorf nach einem zweiten Ober-Nebenfluß, der Weistritz, der Berthelsdorf–Albendorfer Bezirk nach dem Glaserwasser und damit der Elbe (siehe Karte: Abb. 48).

Auf die chemische und physikalische Beschaffenheit der Bodendecke des Landeshuter Kreises braucht hier deswegen nicht näher eingegangen zu werden, weil unsere Böden in dem durch Dr. K. Tietze bearbeiteten Teil dieses Buches: „Die Landwirtschaft im Kreise Landeshut“ gesonderte

1) Dathe E. u. Berg G.: Blatt Landeshut. Erl. z. geol. Karte v. Preußen Lief. 193. 1912. — Berg G.: Blatt Schömberg. Ebenda Lief. 145. 1909. — Zimmermann E.: Blatt Ruhbank. (Ebenda; im Druck).

2) Schüke A.: Geognostische Darstellung des N. schles. böhmischen Steinkohlenbeckens. Abh. geol. Spezialkarte v. Preußen. Bd. 3. H. 4. S. 1. 1882.

3) Herbing J.: Über Steinkohlenformation und Rotliegendes bei Landeshut, Schahlar und Schwadowitz. Dissert. Breslau 1906.

4) Cramer R.: Die Untercarbonfauna von Gaablaw in Niederschlesien. Jb. Preuß. Geol. Landesanstalt Bd. 33. S. 40. 1912.

5) Es sei übrigens darauf hingewiesen, daß Berg (Jb. d. Preuß. Geol. Landesanstalt Bd. 26 S. 729, 1905) es für höchst wahrscheinlich hält, daß die „auffällige, das Rabengebirge quer durchziehende Talung in früherer Zeit von einem bedeutenden einheitlichen Gewässer in ostwestlicher Richtung durchflossen wurde.“

Besprechung erfahren und andererseits ihre erdgeschichtliche Bedingtheit im geologischen Teil (bearbeitet durch Dr. W. H a m b u r g e r) Berücksichtigung findet. Nur der ganz spärlichen Kalkvorkommen in unserem Kreise sei im Hinblick auf hier vielleicht anzutreffende kalkliebende Tiere gedacht. Sie sind beschränkt auf wenige Flöze im kristallinen Schiefer („Kalklehne“ oberhalb Hermsdorf städt., Schmiedeberger Paf, bei Hohenwaldau), Unterkarbon (Viebersdorf), Oberkarbon (Kunzendorf), Rotliegendem (Abendorf, Trautliebersdorf, Fleischbachtal bei Habichtsb.), einen schmalen Streifen Dolomits (magnesiumhaltigen Kalksteins) an der Basis des Zechsteins (zwischen Leuthmannsdorf und Berthelsdorf) und das Zechstein-Konglomerat mit Kalkzement um Trautliebersdorf, Berthelsdorf und Leuthmannsdorf¹⁾. Die Beschränkung des Kalkvorkommens bewirkt eine starke Beeinträchtigung der Schneefsauna, sowie das Fehlen nennenswerter Höhlen im Landeshuter Kreise. Die kleine Grotte im Melaphyr, über die 1750 Konrektor A d a m i seine „Gedanken über die Verghöhle des ehemaligen Jägerschirms oder Mummelloches auf dem Landeshutischen Buchen- oder Bruchberg“ schrieb, ist infolge des Steinbruchbetriebs heute zu einer kleinen Nische zusammengeschrumpft²⁾. — Naekte Felsbildungen treten im Melaphyr-Porphyr-Zuge (S. 24), im Bereich der Grauwacken (S. 17) und der Kreidesandsteine (S. 29) zu Tage. Basalt fehlt dem Kreise ganz, auch anstehender Granit so gut wie völlig³⁾. Geringen Raum — im Bober- und Ziedertale — bedecken diluviale Blocklehne.

Während — entsprechend der Bodenbeschaffenheit und Oberflächenform des Kreises Landeshut — die fließenden Gewässer hier eine bedeutende Entwicklung erfahren haben, spielen die stehenden Gewässer in unserem Gebiet eine so geringe Rolle, daß der Gesamtumfang der Wasserfläche erheblich unter 1 Prozent der Kreisfläche zurückbleibt und Landeshut demzufolge zu den wasserärmsten Kreisen Schlesiens gehört. Als stehende Gewässer kommen im Landeshuter Kreise in Betracht: Etwa 40 Dorfteiche, ungefähr 20 Ziegeleiteiche, 10 Fischteiche — nur noch z. T. ihrer ursprünglichen Bestimmung dienend —, 5 kleinere im Boberalluvium liegende Wasserbecken — das größte unter ihnen ist der Muschelsteich bei Kreppelhof —, einige wenige Vorratsbecken für Mühlen, Brauereien usw., Klärteiche der Industrie und eine Anzahl wassergefüllter Ausflüsse an Eisenbahnen und Kunststraßen. Der Zahl nach also eine nicht unerhebliche Menge, an Fläche aber insgesamt kaum die eines einzigen der großen Teiche des Hirschberger Kreises erreichend.

Hinsichtlich der P f l a n z e n d e c k e des Kreises Landeshut ist dessen hier wichtigste Eigentümlichkeit sein Wald- und Wiesenreichtum. Über 27 %

¹⁾ Hier nicht wesentlich von Belang sind der Zug Kalkgerölle im groben Rulmungskonglomerat zwischen Oppau und Hartau städt. und der sandige Plänerkalk im Turon des Neuener Tals und an den Zwergsteinen.

²⁾ Vom zoologischen Standpunkt gleichfalls ganz unbedeutend sind die in Patschowskys Liste der Naturdenkmäler des Kreises Landeshut aufgeführten 2 Höhlen bei Schreibendorf, die im Laubtal und bei Trautliebersdorf, sowie die 2 neuerdings auf dem Boden der Scholtisei Abendorf bekannt gewordenen.

³⁾ Eine nur etwa 5 Ar bedeckende Fläche porphyrtartigen Granits weist westlich von Hohenwaldau das geologische Meßtischblatt Schmiedeberg—Tschöpsdorf im Bereich des Kreises Landeshut nach.

seiner Fläche ist mit Wald bestanden. Nur ein ganz geringer Teil entfällt dabei auf Laubwald, im wesentlichen die Buche, die aber gewöhnlich auch dann nur als Hauptholzart auftritt (so am Mummelberg bei Landeshut, am Buchberg bei Krausendorf und Neuweißbach, in beschränkten Revieren der Förstereien Dittersbach und Kunzendorf). Gebüschartiger Erlenwald bezeichnet an einzelnen Boberzuflüssen sumpfige Niederungen. Birken besiedeln mit Vorliebe die Halden und Pingen der aufgegebenen Kohlenbergwerke. So wird fast das ganze Waldgebiet des Kreises Landeshut von Fichtenbeständen eingenommen, denen hin und wieder Edeltannen, Lärchen und — auf Quadersandstein — Kiefern beigemischt sind. In den Knieholzgürtel des Gebirges reicht der Kreis Landeshut nicht mehr hinein. — Über die Verteilung des bedeckten und offenen Landes in ihm gibt die Karte: Abbildung 48 Aufschluß. Die umfangreichsten Waldungen besitzt unser Kreis zwischen Hermsdorf städt. und Dittersbach städt. am Kolbenkamm, im Bereich des Rabengebirges, des Konradswaldauer Forstes, zwischen Voigtsdorf und Trautliebersdorf und vom Scharlach nach Osten. — Sehr bedeutend ist die Ausdehnung der Wiesen im Landeshuter Kreise. Nach der statistischen Erhebung im Juni 1919, die ich dank dem Entgegenkommen des Herrn Landrats Dr. Fiebrank benutzen konnte, nahmen sie zu diesem Zeitpunkt 19 Proz. der Gesamtfläche ein, zu denen noch 1,2 Proz. Weiden hinzukommen. Landeshut ist damit der wiesenreichste Kreis Schlesiens. Das Ackerland — einschließlich der Brachen und Ackerweiden — macht 45 Proz. aus, das Odland etwa 2 Proz., Haus- und Hoffstellen und Gärten 2,1 Proz.¹⁾ Die wenig zahlreichen Moorbildungen des Landeshuter Kreises sind zu klein, um eine echte Moorfauna zu beherbergen. Das gilt selbst für die größten unter ihnen, die „Weichelten“ zwischen Schömburg und Kindelsdorf, die mit einer Torfmächtigkeit von stellenweise über 1 m die Bezeichnung Moor immerhin verdienen, und die „Wampawiesen“ bei Lindenau²⁾.

Bezüglich des Klimas des Kreises Landeshut, das als ausgesprochen rauh bezeichnet werden muß, ungünstiger als es der mittleren Höhenlage des Gebietes (450–600 m) entspricht, und seiner einzelnen meteorologischen Größen sei auf die weiter unten von H. Aberle gegebene ausführliche Darstellung verwiesen.

Den bisher betrachteten, das Tierleben unseres Kreises beeinflussenden Faktoren steht — gleichfalls von nicht geringer Bedeutung für unseren Gegenstand — die geschichtliche Bedingtheit unserer Fauna gegenüber.

Wenden wir uns dieser zu, so muß im Hinblick auf die geologische Vergangenheit unseres Gebietes auf den vorausgegangenen Teil dieses Buches, die Erdgeschichte des Kreises Landeshut (bearbeitet von Dr. W. Hamburger) verwiesen werden. Nur über die jeweilige Tier-

¹⁾ Unter die Abteilung „Wald“ sind in der Statistik von 1919 auch Parke, Wegegelände und Gewässer gezogen.

²⁾ Ganz unbedeutend sind die anmoorigen Stellen am Fleischbach unweit der Försterei Habichtsberg, bei Bethlehem, zwischen Görtelsdorf und Oberkonradswaldau, zwischen Gaablau und Neugaablau und das Quellmoor bei Pfauenzahl. Auch die Johndorfer Haasemühle steht auf moorigem Gelände.

befiedelung unseres Gebietes in den vergangenen Erdzeitaltern sollen hier einige Bemerkungen folgen¹⁾.

Von der Tierwelt des Meeres, das sich — mit Unterbrechungen — vom ältesten Zeitabschnitt, bis zu dem wir die geologische Geschichte unseres Kreises zurückverfolgen können, dem Kambrium (s. geologische Zeittafel S. 42), bis zur Entstehung des Ur-Niesengebirges gegen Ende des Devons (S. 17) auch in unser Gebiet erstreckte, sind Reste im Bereich des Kreises Landeshut bisher nicht gefunden worden; ebenso wenig von landbewohnenden Tieren jenes Zeitabschnitts. Soweit bekannt, stammen die ältesten im Landeshuter Kreise bisher nachgewiesenen Spuren tierischen Lebens aus der Zeit des Kulms, der dem Zeitabschnitt, in dem unsere Steinkohle gebildet wurde, unmittelbar vorausgehenden Formation. In einer dem Kulm (s. S. 17) angehörenden Schiefertonlage fand 1892 Geheimrat Dache bei Gaablaun Reste von Meerestieren, die später von Cramer genauer untersucht worden sind. Cramer (a. S. 73 a. N.) erkannte in dem Gaablauer Fossilmaterial eine ganze Anzahl Vertreter der uralten Gruppe der Arm-



Abb. 14. Abdruck der Muschel *Aviculopecten gaablauensis* aus dem Kulm (Unterkarbon) bei Gaablaun, der Fundstätte der ältesten bisher aus dem Landeshuter Kreise bekannten Spuren tierischen Lebens. Stüd im Besitz der Preuß. Geol. Landesanstalt.

füßer (*Brachyopoda*), äußerlich muschelähnlicher Tiere: *Fenestella plebeja*, *Spiriferina octoplicata*, *Orthis resupinata*, *Orthotetes resupinata* und *crenistria*, *Rhynchonella pleurodon*, *Chonetes hardrensis*, *Productus giganteus*, *striatus*, *semireticulatus* und *fimbriatus*; ferner die Muscheln *Edmondia sulcata*, *selecta* und *rudis*, *Leiopteria* cf. *hirundo* und *laminosa*, *Sanguinolites fabalis*, *Macrodon meridionalis*, *Mytilomorpha* cf. *rhombea* und 10 Arten der Gattung *Aviculopecten*, darunter die 4 neuen Arten *Av. gaablauensis* (Abb. 14), *diensti*,

semiclastratus und *trifidecostatus*, die Schnecken *Loxonema sulcatula* und cf. *scalarioidea*, *Euphemus* (*Bucania*) sp. (*kükenthalii*?), der schlankschalige Grabfüßler *Dentalium priscum*?, sowie die in den Verwandtschaftskreis der heutigen Tintenfische gehörenden Kopffüßer *Temnocheilus tuberculatus* und *Orthoceras* sp., neben denen sich Glieder nicht näher bestimmbarer Seelilienstiele fanden. — Zwei weitere Fundstellen der Tierwelt dieser Stufe hat — nach liebenswürdiger mündlicher Mitteilung — Herr Geheimrat E. Z i m m e r m a n n, dem ich für vielfältige Unterstützung meinen

¹⁾ Der folgende Abschnitt wurde bereits im „Wanderer im Niesengebirge“ Jg. 1926. S. 157 ff. unter dem Titel: „Zur Geschichte der Tierwelt des Kreises Landeshut“ veröffentlicht.

Dank auch hier ausspreche, östlich vor Wittgendorf und am Wasserwerk Merzdorf (hart vor der Kreisgrenze) entdeckt.

Der Erhaltung tierischer Reste aus dem Zeitabschnitt des Oberkarbons, während dessen unser Gebiet wiederholt von einem offenbar flachen und sumpfigen Landsee, wohl auch Mooren bedeckt wurde, und während dessen unter einem warmen Klima unsere kleinen Steinkohlenflöße entstanden, sind die Verhältnisse bei uns nicht günstig gewesen.

Aus den Schaglarer Schichten des Oberkarbons erwähnt Sch ü ß e (a. S. 73 a. D.) ein aus der Gustavgrube bei Schwarzwaldau stammendes Stück der Süßwasser-Affel *Arthropleura armata*. Ein von Sch ü ß e



Abb. 15. Fossilreste des Schmelzschupper-Fisches *Amblypterus vöcksi* aus dem unteren Rotliegenden bei Albendorf. Stück im Besitz der Preuß. Geol. Landesanstalt.

(ebenda) in den Radowenzer Schichten der Gabe-Gottes-Grube in Albendorf gesunder Stachel des kleinen Süßwasserhaies *Acanthodes*, — von dem Finder dem Oberkarbon zugerechnet — gehört vielleicht bereits dem folgenden Zeitabschnitt, dem wegen seiner stark eisenorydhaltigen Schichten sogenannten Rotliegenden an. Zum Rotliegenden, während dessen bei uns ein heißes Klima herrschte, zu zählen sind die auf dem Ackerberg unweit Schömburg nahe der Landesgrenze beobachteten Reste von Süßwassermuscheln („*Anthracosien*“). Die Albendorfer Kalksteinzone lieferte auch Reste molchartiger Amphibien, Zähne von Reptilien und versteinerte Kotballen (Koprolithen) (Verg: a. S. 73 a. D.). Ein besonders bemerkenswerter Fund aus den Eufeler Schichten des unteren Rotliegenden bei Albendorf ist der erst kürzlich von W. V i e s e beschriebene Fisch *Amblypterus vöcksi*, dem verdienten Heimatforscher F. Vöck gewidmet, durch dessen Wachsamkeit der in Abb. 15 wiedergegebene Fossilrest der paläontologischen Untersuchung zugeführt wurde. Die Auffindung dieses Tieres im Kreise Landeshut bildet zugleich den ersten Nachweis der Gattung *Amblypterus* der uralten Schmelzschupper-Fischfamilie *Palaeoniscidae* in Schlesien¹⁾.

¹⁾ Die im Druck befindliche Arbeit Dr. Vieses erscheint im Jahrb. der Pr. Geol. Landesanstalt.

Die nachfolgende Zeit des Zechsteins (geol. Zeittafel S. 42), während deren ein Teil unseres Kreises wiederum zum Boden eines — wohl flachen — Meeres wurde (Schichten von Trautliebersdorf), das sehr wahrscheinlich mit dem damals die Löwenberger und Goldbergger Gegend bedeckenden nach Norden sich ausdehnenden Meere im Zusammenhang stand, hat bei uns ebensowenig Spuren tierischen Lebens hinterlassen wie die sich anschließende Festlandszeit des Buntsandsteins mit heißem Klima. Den letzten Meeres- einbruch erfuhr der Kreis Landeshut in der Zeit der oberen Kreide. Damals bedeckte ein von Abersbach-Wekelsdorf nach dem Löwenberger Gebiet ver- laufender Arm des Meeres, dem auch die Sandsteine des heutigen Heu- schuergebirges ihre Entstehung verdanken, vornehmlich den Südosten des Kreises. Zahlreiche fossile Muscheln¹⁾, — von ihnen *Exogyra columbae* ganze Bänke bildend, — Tintenfischreste (*Nautilus elegans*), Armfüßer (*Rhynchonella* sp.), Reste von Meereschwämmen (*Spongia saxonica*), Röhren- würmern (*Serpula gordialis*, *conca* und *septemsulcata*) und Seeigeln, vereinzelte Zähne des Haies *Carcharodon*, Fischwirbel und Reste des Schmelzschupper-Fisches *Pycnodon complanatus* geben von jener Zeit Zeugnis (Verg a. S. 73 a. D: S. 54, 56 — 58, 60; D a t h e u. Verg a. S. 73 a. D.: S. 51 — 54, 56).

Das in der Tertiärzeit (geol. Zeittafel S. 43) vor sich gegangene Aufsteigen des sudetischen Berglandes bei gleichzeitigem Absinken der schlesischen Ebene am sudetischen Randbruch ist hier nur insofern von Be- deutung, als es die Grundlage schuf für den heutigen Gegensatz der Berg- land- und Vorgebirgs-Fauna Schlesiens, der auch die Tierwelt des Landes- huter Kreises angehört, und der Tierwelt der schlesischen Ebene. Die durch Hebung des „Mulden“-Teiles unseres Gebietes (s. den geol. Teil des Buches) im Tertiär bedingten Reliefveränderungen — im besonderen die letzte Gestaltung des Melaphyr-Porphyr-Zuges — wirken sich für unsere heutige Fauna hauptsächlich durch die Beeinflussung der gegenwärtigen Verteilung von Wald- und Wiesenland aus.

Im wesentlichen aber nahm bereits mit dem Rückzug des Kreidemeeres das Gebiet des Landes- huter Kreises sein heutiges Ansehen, nur vorüber- gehend — freilich nachhaltigst — verändert durch das Erscheinen der Ausläufer des gewaltigen Gletscher- schildes, der sich zur Diluvialzeit, in den Eiszeiten, von Skandinavien her über Norddeutschland aus- dehnte. Zungen dieses ungeheuren Eispanzers, die sich von Norden her in unseren Kreis vorschoben, haben sich im Tal des Bobers bis oberhalb Leppersdorfs (Abstmühle), im Tale des Zieders bis Grüssau (dortige Ziegelei), vielleicht sogar bis Neuen erstreckt und hier nordische Geschiebe

¹⁾ *Exogyra canaliculata*, *columbae*, *conica*, *lateralis*, *Gastrochaena amphis- baena*, *Gervillea solenoides*, *Gryphaea c. hippopodium*, *Inoceramus bohemicus*, *Lima multicostata*, *pseudocardium*, *Netheia notabilis*, *phaseola*, *quinquecostata*, *Ostrea ex. aff. hippopodii*, *Pecten asper*, *elongatus*, *kalkowskyi*, *nilssoni*, *orbicu- laris*, ? *pexatus*, *Perna cretacea*, *Pinna cotta*, *Pteria* (*Pseudoptera*) *Bergi* Joh. Böhm (= *Avicula anomala* Geinitz non Sowerby), *Stegoconcha neptuni*, *Vola aequicostata*.

führenden Blocklehm abgelagert. Im nördlichsten Teil des Landeshuter Kreises — zwischen Wittgendorf und Kreppelhof — hat die Eismasse sich sogar nicht nur in den Talauen, sondern auch in den flacheren Vertiefungen der zwischen den Talrinnen liegenden Hochflächen ausgebreitet (D a t h e und B e r g a. S. 73 a. D. S. 59). Nach demnächst zur Veröffentlichung gelangenden mir freundlichst mitgeteilten Untersuchungen von Herrn Geheimrat Z i m m e r m a n n hat jene Eismauer zeitweilig durch Stauung des Boberwassers zwischen Buchberg und Kregler (unterhalb Krausendorfs) einen See von etwa 50 Meter Tiefe entstehen lassen, der sich nach rückwärts bis in die Gegend von Landeshut erstreckt haben dürfte.

Es hat somit ein beträchtlicher Teil des Kreises zur Zeit des stärksten Vorstoßes des nordischen Gletscherschildes gerade unter dessen Saum gelegen. Die während der Diluvialzeit damals im Riesengebirge entstandenen selbständigen Gletscher sind dagegen nicht bis in unseren Kreis hinabgestiegen. Anzunehmen ist aber, daß das Klima des vom Eise nicht bedeckten Teils des Landeshuter Kreises von dem der vorausgegangenen Zeit so vollständig verschieden war, daß fast die gesamte vorher hier lebende Tierwelt weichen mußte oder ausstarb. Hinweise auf das Ausharren von Gliedern der vor eiszeitlichen Fauna unseres Gebietes sind nicht vorhanden. Aber auch von den der Kälte angepassten Säugetieren, die vor dem skandinavischen Eisschild herwandernd zu jener Zeit in Mitteleuropa eindrangen, sind im Bereich des Landeshuter Kreises keine Reste gefunden worden. Die unserem Landeshuter Kreise nächstgelegenen Funde des diluvialen Mammuts und Rentiers wurden nach G ü r i c h s Darstellung¹⁾ in der Nähe von Hirschberg gemacht. Erst nach dem Abschmelzen der nordischen Eismassen, das bei uns — nach natürlich nur ganz im Großen geltender Berechnung — vor etwa 25 000 Jahren begonnen haben dürfte, konnte unser Gebiet nach und nach von seiner heutigen Tierwelt besiedelt werden. Völlig verschwunden ist übrigens die der Kälte angepasste Eiszeitfauna, die bis dahin bei uns heimisch war, auch heute noch nicht. In unseren Quellen und den kühlen Oberläufen vieler Bergbäche des Landeshuter Kreises lebt ein kleiner



Abb. 16. Alpenstrudelwurm (*Planaria alpina*). Bewohner der Quellen und Bachoberläufe des Landeshuter Kreises. Wird als Rest der Eiszeitfauna (Glazialrelict) aufgefaßt. 10 × vergr. Rechts unten in natürlicher Größe.

¹⁾ G ü r i c h G.: Quartärfauna von Schlessen. 62. Jb. Schles. Ges. vaterl. Kultur. S. 263. 1884.

etwa 1 cm langer schwarzer oder schiefergrauer Wurm, der Alpenstrudelwurm (*Planaria alpina*) (Abb. 16). Wir haben Grund zu der Annahme, daß dieses gegen Wärme sehr empfindliche Tier nach dem Abschmelzen des Diluvialeises und zur Zeit der folgenden Wiedererwärmung unseres Klimas sich in seine heutigen kühlen Standorte zurückgezogen hat, wo seine Bestände als lebende Reste der Eiszeitfauna, als Eiszeitrelikte, erhalten blieben. Auch die Bestände der den Norden und die Gebirge bewohnenden Schmetterlingsarten *Erebia euryale* (Abb. 21 b), *Larentia caesiata*, *Agrotis primulae* und *cuprea* sowie *Anarta myrtilli* — im Kreise Landeshut sämtlich durch Superintendent Förster nachgewiesen¹⁾ — werden von manchen Zoologen als Eiszeitrelikte gedeutet.

Zwischen die Zeit der Gletscherbedeckung des Nordteiles des Landesbutter Kreises und das Aufsprießen des undurchdringlichen Gebirgswaldes, der sich mindestens bis ins 11. Jahrhundert als der „Grenzwald“ hier ausdehnte, fällt vermutlich ein Zeitabschnitt, während dessen unser Gebiet seiner Pflanzendecke nach der Tundra des Nordens ähnelte, vielleicht auch eine kurze Grassteppenzeit. Aus den neuerdings von Rudolph und Firbas²⁾ an Riesengebirgsmooren vorgenommenen Pollenuntersuchungen geht hervor, daß auch in unserem Gebiet die dann einsetzende Bewaldung mehrfach ihr Gepräge gewechselt hat. „Auf eine artenarme Kiefernzeit mit Birke und Weide folgte zunächst Ausbreitung der Hasel, dann des Eichenmischwaldes (in diesem erst Linde und Ulme), dann der Fichte und Erle. Die Fichte gelangt zur Vorherrschaft (Fichtenzeit). Während dieser: Einwanderung und Ausbreitung von Buche, Tanne und Hainbuche, die in der „Buchen-Tannenzeit“ zur Dominanz vor allem der Tanne führte. Wir müssen in der Kiefern-Haselzeit noch ausgedehnte Haselbestände in 1200 m Seehöhe annehmen. Der Eichenmischwald dürfte in dieser und der folgenden Periode noch bis zur heutigen Buchen-Tannenwaldgrenze gereicht haben. In der Fichtenzeit bestanden noch Fichtenwälder und in der Buchen-Tannenzeit ein Mengwald von Tanne, Buche und Fichte, in dem die Tanne dominierte, selbst auf dem Kamme des Gebirges an Stelle des heutigen Knieholzgürtels. Diese Erhöhung der Vegetationsgrenzen um mindestens 400 m ist zurückzuführen auf die „postglaziale Wärmezeit“. Mit dem Ende der Wärmezeit trat wieder Verarmung der Wälder in den oberen Höhenstufen ein, indem sich zuerst der Eichenmischwald mit Hasel und Erle, dann Buche und Tanne und schließlich auch die Fichte aus den hohen Lagen zurückziehen. Es bildet sich der gegenwärtige Knieholz- und Fichtengürtel aus.“ (Rudolph u. Firbas). Die eben erwähnte „postglaziale Wärmezeit“, während deren die mittlere Jahrestemperatur bei uns nach der starken eiszeitlichen Abkühlung³⁾ sogar 2 Grad höher gewesen sein muß, als heute, endete zwischen 800 und 500 v. Chr., das Ende der Kiefernzeit wird —

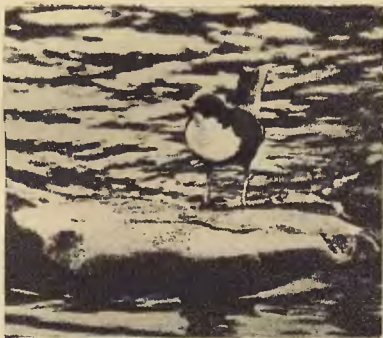
1) *Erebia euryale* im Rabengebirge und am Dittersbacher Paß, *Larentia caesiata* bei Oberhaselbach und im Landeshuter Stadtwald, *Agrotis primulae* und *cuprea* vereinzelt bei Landeshut, *Anarta myrtilli* auf dem Scharlach.

2) Rudolph R. u. Firbas F.: Die Moore des Riesengebirges. Beihefte z. Bot. Centralbl. Bd. 43. Abt. II. S. 75. 1927.

3) Man sieht sich jetzt zu der Annahme einer Temperaturabnahme von — 12° gezwungen.



a) Bergmolch, Charaktertier des Hügel- und niederen Berglandes.



b) Wasserramsel, bezeichnender Bergbachbegleiter.



c) Görlitz, erst in den sechziger Jahren in den Kreis Landeshut eingewandert.



d) Wachtelkönig, Vogel des Wiesengelndes.



e) Kreuzotter am Wegrande.

natürlich immer nur angenähert — bei uns auf 14 000 — 12 000 v. Chr., die Fichtenzeit auf etwa 12 000 bis etwa 2000 v. Chr., die Buchen-Tannenzeit auf 2000 bis 800 oder 500 v. Chr. angesetzt. An der Dichte der Bewaldung unseres Gebietes während der Waldzeit hat die Besiedlung Schlesiens durch den Menschen bis tief in die Slawenzeit nichts geändert¹⁾. Die außerordentlich geringe Zahl der Funde von vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Geräten u. A. im Landeshuter Kreise (abgesehen von je einem Fund unbestimmbaren Alters bei Landeshut und Liebau zwei jungsteinzeitliche Einzelfunde bei Schwarzwaldau — Liebenau [steinerne Streitart²⁾] — Abb. 27] und Vogelsdorf [steinerne Hacke des handkeramischen Kulturkreises — etwa 3000 v. Chr. — Abb. 28], sowie eine bei Liebersdorf zu Tage geförderte Münze des Kaisers Vitellius [15 — 69 n. Chr.] kann, wie dies im übrigen im siedlungsgegeschichtlichen Teil dieses Buches (bearbeitet von Prof. E. Maetschke) eingehend beleuchtet wird, nur so gedeutet werden. Erst im weiteren Verlauf der Slawenzeit, an die im Kreise Landeshut die Namen unserer Flüsse Vober (= Viber) und Zieder sowie die Ortsnamen Grüssau (= „Eresofbor“), Tschöpsdorf und Rohnau erinnern, während deren auch Landeshut und Liebau als polnische Siedlungen und spätere Marktflecken entstanden, wurde durch Rodungen das Gebiet des Waldes bei uns eingeschränkt. Wichtig in dieser Beziehung war ein von Jauer über den Kastellansitz Suini (= Schweinhaus bei Volkenhain), Landeshut und die Liebauer Pforte nach Böhmen führender Verkehrsweg durch den — in früherer Zeit durch einen Hag gefällter Bäume („Grenzbag“, Presela der Slawen) stellenweise künstlich noch undurchdringlicher gemachten — Grenzwald³⁾. An ihre ehemals ausgedehntere waldige Umgebung erinnern noch die Namen der — zumeist im 13. Jahrhundert durch die einwandernden deutschen Ansiedler angelegten — Dörfer Schwarzwaldau, Konradswaldau, Hartau, Forst, Buchwald und der des spurlos verschwundenen Annenwalde. Wesentlich durch fortschreitende Rodungen und Ausdehnung des Ackerbaues hat in den folgenden Jahrhunderten unser Gebiet sein heutiges Aussehen erhalten.

Die früheste und augenfälligste Wirkung der Zurückdrängung der ursprünglichen Walddede des Landeshuter Kreises und der fortschreitenden Besiedlung auf die Tierwelt war die Ausrottung der großen Raubtiere. Über genauere Zeitpunkte ihres Verschwindens bei uns wissen wir leider nur ganz wenig. Völlig fehlen Angaben über das Aussterben von Luchs und Bär bei uns, von wem letzterem das offenbar letzte Riesengebirgsstück 1804 in Pöger erlegt sein dürfte⁴⁾. Auch über die Wildfabe im Kreise Landeshut,

1) Hierzu auch die Bemerkung Schremmers: „Als Boleslaus III. im Jahre 1110 3 Tage und 3 Nächte durch die Landeshuter Pforte nach Böhmen zieht, sagt der Chronist, daß dieser Durchzug mehr als Hannibals Übergang über die Alpen zu preisen ist.“! (Schremmer W.: Die deutsche Besiedelung Schlesiens und der Oberlausitz. Breslau. Priebsch D. J.).

2) Hellmich W.: Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Breslau 1923.

3) Fox R.: Die Sudetenpässe. Dissert. Breslau. 1900. S. 16.

4) Die Angaben für Schlesien außerhalb des Landeshuter Kreises entstammen Pax F.: Wirbeltierfauna von Schlesien. Berlin 1925.

von der im Riesengebirge noch 1896 ein Stück gefangen worden ist¹⁾, habe ich nichts Sicheres erfahren. Bei dem unweit Krausendorfs getöteten Wolf, dessen in der Wallenbergischen Bibliothek zu Landeshut aufbewahrtes Skelett bereits in *Perschke's* Katalog dieser Sammlung vom Jahre 1829 erwähnt wird, handelt es sich vielleicht nur um einen Überläufer aus Polen, gibt doch 1803 *Hofser* in seinem Buch „Das Riesengebirge“ an, daß nur in sehr strengen Wintern einmal ein Wolf in unserem Gebirge auftrete. Wie weit der Biber, von dem in der Oder das letzte Stück 1778, in der Lausitzer Meisse 1787 getötet wurde, im Bober aufwärts gestiegen ist, läßt sich z. Z. nicht sagen. Auch die großen in Schlesien durch den Menschen ausgerotteten Paarhufer Ur, Wisent und Elch, sind aus dem Kreise Landeshut weder durch Reste noch aus geschichtlichen Urkunden bekannt geworden. Die Zurückdrängung des Rotwildes aus den Wäldern der Umgebung von Landeshut war schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts soweit vorgeschritten, daß die Erlegung je eines Hirsches im Stadtwald 1706 und 1710 von *Hayn* in seinen 1821 erschienenen „Denkwürdigkeiten Landeshuts und einiger benachbarter Orte“ als beachtliches Ereignis verzeichnet wird. Aus neuerer Zeit liegt mir nur die handschriftliche Aufzeichnung des Stadältesten *Bernhard Semper's* vor, derzufolge 1859 Anfang Februar ein Rothirsch in unmittelbarer Stadtnähe (am Buchenberg) erlegt wurde.

Vom Steinadler, der bis 1844 im Riesengebirge gebrütet hat und von dem vereinzelte durchstreichende Stücke auch in der Gegenwart immer wieder einmal in Schlesien erlegt werden, scheint im Landeshuter Kreise das letzte am 19. 10. 1875 geschossen worden zu sein (in Oberblasdorf²⁾). Einen im Krausendorfer Busche getöteten Adler, dessen Kopf und Griffe in der Wallenbergischen Bibliothek aufbewahrt werden, erwähnt *Perschke's* Katalog (1829). In der eben genannten Sammlung befindet sich auch das Abbild eines 1760 bei Pfaffendorf mit einer Art erschlagenen männlichen Steinadlers. Der Uhu, von dem in den Falkenbergen noch 1895 ein Paar horstete, gehörte als Brutvogel — im Rabengebirge — unserem Kreise bis in die sechziger Jahre vergangenen Jahrhunderts an. Weiter geht dann noch aus den zuverlässigen handschriftlichen Aufzeichnungen des Stadältesten *Semper* hervor, daß sich Ende Januar 1866 ein Uhu in einem Landeshuter Hühnerhofe eingefunden hat. — Keine Angaben liegen vor über das Verschwinden des Kolkraben aus unserem Gebiet.

Auch die Wirbellosen-Fauna des Landeshuter Kreises ist infolge des Einflusses des Menschen um einige Glieder ärmer geworden. Bereits erwähnt wurde die Ausrottung des Apollo-Falters im Rabengebirge durch Übereifer, Kurzsichtigkeit und Gewinnucht von Schmetterlingsammlern. Nach *Zeichert's* Aufzeichnungen ist auch der dem Apollo nahe verwandte Falter *Parnassius mnemosyne*, der „schwarze Apollo“ — in Schlesien heute auf wenige Fundstellen beschränkt — von ihm noch im Landeshuter Stadt-

¹⁾ Bei Fischbach noch 1884 ein Stück erlegt (Wild u. Hund Bd. 32. S. 232 1926).

²⁾ Zimmermann D.: Fortsetzung der Chronik der Stadt Landeshut vom 1. 1. 1852. Landeshut. 1879 S. 91.

³⁾ Ein nach 1900 auf dem Landeshuter Kamm geschossenes Stück wird im R.-G.-B.-Museum zu Hirschberg aufbewahrt.

walde beobachtet worden¹⁾. Seit 1875 verschwand nach dem gleichen Gewährsmann der Schmetterling *Plusia ain* aus unserem Gebiet, den Teichert bis dahin als regelmäßigen Bewohner der Lärchenbestände der Wälder um Landeshut kannte²⁾. Die von Speyer (f. S. 70) für Landeshut angegebenen Schmetterlinge *Melithaea parthenie*, *Argynnis ino* und *adippe* (Rabengebirge) fehlen nach Förster bei uns jetzt völlig. Zu den in unserem Gebiet bereits ausgestorbenen Schmetterlingsarten gehört nach dem gleichen Beobachter vielleicht auch *Plusia moneta*.

Die Mehrzahl dieser unserer einheimischen Tierwelt verloren gegangenen Schmetterlinge sind nun zweifellos nicht unmittelbarer Verfolgung durch den Menschen zum Opfer gefallen, sondern der intensiveren Forst- und Landwirtschaft, die auch das Verschwinden der beiden Kulturflüchter Uhu und Rabe mit sich gebracht haben. Ungewollt ausgerottet wurde in jüngster Zeit im Landeshuter Kreise leider die große Teichmuschel *Anodonta cygnea* (Abb. 17). Nachdem das Tier in den letzten Jahren in dem nach ihm benannten Muschel-

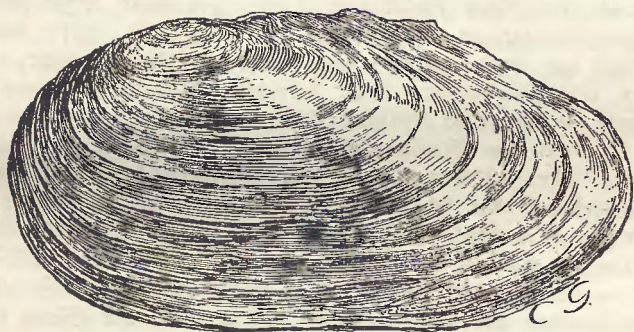


Abb. 17. Teichmuschel *Anodonta cygnea* aus dem Muschelteich bei Landeshut. Im Kreise Landeshut jetzt ausgestorben. Stück im Besitz der höheren Mädchenschule zu Landeshut. Natürliche Größe.

teich bei Kreppelhof hauptsächlich durch die ihm nachstellenden Kinder bis auf ganz vereinzelte Stücke ausgerottet war, verlor es durch die Zuschüttung des Bleich-Teiches der Textilwerke zu Landeshut, in dem es sich eingefunden und stark vermehrt hatte, seinen letzten Standort in unserem Kreise, der gleichzeitig der höchstgelegene in Schlesien war³⁾.

Wesentlich zahlreicher als die bei uns vollständig ausgestorbenen Tierarten sind die, deren Bestände unter dem Einfluß des Menschen stark abgenommen. Von ihnen nenne ich hier unter den Schmetterlingen nur den Schwalbenschwanz und *Euchloe cardamines*, unter den Vögeln die Alpenamsel (Abb. 19), die jetzt nach Mitteilung von Herrn D. Jochemann in ihrem ehemaligen Brutgebiet am Kolbenkamm nur noch in wenigen Stücken angetroffen wird, ebenso das nur noch ganz selten einmal zu beobachtende

¹⁾ Pax F.: Unveröffentlichte Werke schlesischer Faunisten. Arch. f. d. Gesch. d. Naturw. u. Technik. Bd. 5. S. 451. 1915. — Siehe auch S. 67 Fußnote 2.

²⁾ Ein einzelnes Stück hat später noch einmal Förster gefangen.

³⁾ Anm. b. d. Korrekt.: Lehrer Günther fand das Tier neuerdings in einem Bahnausschlag bei Oberblasdorf.

Haselhuhn. Auch die Elster, die heute nur ab und zu im Kreppelbusch und Antonienwald, bei Krausendorf, Hartmannsdorf und um Schreibendorf zu sehen ist, scheint nach der Verbreitung des Flurnamens „Scholasterbusch“ in unserem Kreise¹⁾ früher weit häufiger gewesen zu sein. — Für die dem Buchenwald eigentümliche Tierwelt (s. u.) dürfte die Zurückdrängung des Laubholzes seit Aufgabe des Plänterbetriebes und Einführung der heutigen Forstwirtschaft auch bei uns eine Einschränkung des Verbreitungsgebietes zur Folge gehabt haben.

Den bisher genannten Tierarten, auf deren Vorkommen im Landeshuter Kreise der Mensch einen ungünstigen Einfluß ausgeübt hat, steht eine Anzahl anderer gegenüber, deren Lebensraum durch den Menschen erweitert, ja z. T. bei uns erst geschaffen wurde, der Kulturfolger. Zu ihnen gehören durchaus nicht nur die unbeliebten Wohnungschmarotzer und Vorratsschädlinge des Menschen, sondern auch eine Reihe freilebender Tiere. In enger Abhängigkeit vom Getreidebau begleitet der Hausperling den Menschen²⁾. Noch heute fehlt dieser Vogel dem waldbumgebenen Ullersdorf, wo selbst Versuche, das Tier auszusetzen, erfolglos blieben. Eine bedeutende Erweiterung ihres Lebensraums durch die Rodungen erfuhren Feldlerche und Haubenlerche in unserem Kreise. Erst mit dem Menschen dürfte die Rauchschwalbe in unser Gebiet eingewandert sein, während das bei der Hauschwalbe weniger sicher ist. Wenig ausgebreitet hat sich das wilde Kaninchen im Landeshuter Kreise, dessen Erscheinen in Schlesien wir nach Pax (1925 a. S. 72 a. D.) für den Anfang der sechziger Jahre annehmen dürfen³⁾. Um die gleiche Zeit wanderte — durch die Mährische Pforte von Süden her in Schlesien eindringend — einer unserer häufigsten Gartenvögel, der Girlitz (Tafel 3 Abb. c.), im Kreise Landeshut ein. Erst in die jüngste Zeit scheint das Vordringen des Gartenambers in unser Gebiet zu fallen, worauf auch die in Landeshut für diesen Vogel gebrauchte Volksbezeichnung „Türkische Nachtigall“ deutet. Neuerscheinungen unter den Schmetterlingen des Landeshuter Gebietes sind nach Superintendent F ö r s t e r s Beobachtungen *Lobophora seriata*, die dunkle Varietät *carbonaria* (= *doubledayaria*) des Wirkenspanners *Amphidasis betulariae* und der Bläuling *Lycaena amanda*. Wahrscheinlich mit eingeführten Obstbäumen wurde zeitweilig der Schwammspinner in unseren Kreis eingeschleppt, hat sich hier aber nach F ö r s t e r nicht zu halten vermocht.

1) Nach brieflicher Mitteilung fand Herr F. Böds, Grüssau, bei der Aufnahme der Flurnamen im Ziedertale allein hier diese Bezeichnung an 3 verschiedenen Stellen; an allen würde man Elstern heute vergeblich suchen. Hierzu auch F. Böds: Die Flurnamen im Ziedertale. Wanderer im Riesengebirge. Bd. 45. S. 208. 1925; sowie der Teil: Die Flurnamen (Bearb. v. E. Maetschke u. F. Böds) in diesem Buche.

2) Reier: Symbiose zwischen Pferd und Sperling [im Rabengebirge]. Mitt. üb. d. Vogelwelt. Bd. 10. Nr. 22. S. 175. 1910.

3) Des Eindringens der Wisamratte in den Kreis Landeshut, von der bei uns das erste Stück am 3. 4. 1928 erlegt wurde, wird weiter unten ausführlicher gedacht.

Zur Einbürgerung ausgesetzt wurden im Kreise Landeshut von fremden Tierarten Fasan, Wachsaibling, Regenbogenforelle und Forellenbarsch, die beiden letztgenannten allerdings ohne Erfolg. Auch der kleine Fasanenbestand bedarf, um sich zu halten, beständiger Nachschübe. Über Aussetzung von Damwild in den Wäldern unseres Kreises ist mir nichts bekannt geworden. — Offenbar auf einen misslungenen Versuch, den Apollo bei uns wieder einzubürgern, geht der Fang von zwei von Velling (1920 f. S. 69) untersuchten Stücken einer Schlesien fremden (bayerischen?) Apollorasse im Rabengebirge Juli 1893 zurück.

Im Dienste der Erhaltung und Hebung unseres Singvogelbestandes stehen Anlagen von Vogelschutzgehölzen¹⁾ und andere größtenteils vom Tier-
schutzverein des Kreises Landeshut ausgehende Bemühungen.

Bei dem Versuch, einen Überblick über die wild lebenden Tiere eines Gebietes zu gewinnen, wird man zweckmäßig scheiden zwischen solchen Tierarten, die in diesem Gebiet ansässig sind, oder doch den wichtigsten Abschnitt ihres Lebens (beim Vogel die Brutzeit) dort verbringen, und jenen, die das Gebiet nur als Durchzügler oder Gäste besuchen oder auch nur gelegentlich hierher verschlagen werden.

Entsprechend der großen Ausdehnung des Waldes im Landeshuter Kreise nehmen in unserem Gebiet die

Waldtiere

einen besonders großen Raum ein. Unter ihnen finden wiederum, da es sich bei den Wäldern unseres Kreises mit nur ganz geringen Ausnahmen um Fichtenwald handelt, in erster Linie die dieser Waldform eigentümlichen Tierarten günstige Bedingungen vor. Ergänzt wird das Faunenbild unserer Fichtenwälder durch anderweitige, weniger einseitige Anforderungen an ihre Umgebung stellende Waldtiere und die Allermeltsbürger.

Auffällige Vertreter der echten Fichtenwaldtiere sind in unsern Landeshuter Wäldern einmal eine Anzahl Vögel: Der Schwarzspecht, dessen wie flüßig klingenden Ruf man noch fast in allen walddreicheren Teilen des Landeshuter Kreises hören kann, der Zeisig, der Fichtenkreuzschnabel, das gelbköpfige Sommergoldhähnchen und der durch Herrn Oberschullehrer Roth unweit Landeshuts festgestellte Waldbaumläufer. Von ausgesprochenen Fichtenwaldbewohnern stellt auch unsere Schmetterlingsfauna eine ganze Reihe. Von ihnen seien hier genannt die Tagfalter *Coenonympha tiphon* und *Chrysophanus alciphron*, die Spanner *Bupalus piniarius*, *Lygris populata*, *Larentia variata* und *Ellopija prosapiaria* var. *prasinaria*, sowie der Bärenspinner *Semiothisa liturata*. Die Fichten unserer Forsten schädigende Käfer sind der Rüsselkäfer *Hyllobius abietis*, dessen Larve in der Wurzelrinde dieses Baumes lebt, und der Fichtenborfentkäfer *Ips typographus*. Gleichfalls unter der Kiefernrinde zu finden sind die für unser Gebiet nachgewiesenen Glanzkäfer *Ipidea quadrimaculata* und *Epuraea boreella*, die Borkenkäfer *Dryocoetes autographus* und *Crypturgus*

¹⁾ Mitt. üb. d. Vogelwelt. Bd. 13. S. 1. S. 27. 1913. [Anlage eines Schutzgehölzes in Dittersbach städt.].

cinereus sowie der besonders auf Holzplätzen anzutreffende Schmaldeckenkäfer *Calopus serraticornis*. Ein Schädling unserer Tannen ist der Rüsselkäfer *Pissodes piceae*.

Weniger auf Fichtenbestände angewiesene Nadelwaldtiere sind unter den Bewohnern der Wälder unseres Kreises die Nachtschnecke *Arion subfuscus*, der an alten Nadelholzstümpfen und -Stämmen zu findende Schnellkäfer *Denticollis rubens* — von Gerhardt am Sattelwald gefangen —, die Tannenmeise (Abb. 18) und Haubenmeise,



Abb. 18. Tannenmeise. Charaktertier unserer Nadelwälder. $\frac{1}{2}$ natürl. Größe.

das feuerköpfige Goldhähnchen und die Misteldrossel. Ihnen gesellen sich — in unseren Fichtenschonungen Charaktervögel — Rotkehlchen, Heckenbraunelle, Singdrossel und Zaungrasmücke. Auch die schwarzköpfige Grasmücke, der Mönch, und weiterhin jene Waldtiere, die unterschiedslos Laub- und Nadelwald bewohnen, in unserem Gebiet aber wesentlich auf den Fichtenwald angewiesen sind, gehören hierher. Unter diesen sind in erster Linie unsere waldbewohnenden Säugetiere zu nennen.

Kein einziges der deutschen Säugetiere ist in seinem Vorkommen ausschließlich auf Nadelwald oder Laubwald beschränkt.

Der am häufigsten zu beobachtende Säuger unserer Wälder, das Eichhörnchen, erscheint im Landeshuter Gebiet verhältnismäßig häufig in der mehr oder weniger schwarzen Farbvarietät¹⁾ — Nach seinem Bestande an jagdbaren Säugetieren ist der Kreis Landeshut leider nicht günstig gestellt. Zwar nimmt er seinem Rehbestand nach — wenn wir die preussische Statistik von 1885/86 zugrunde legen, eine neuere ist nicht zugänglich — unter den schlesischen Kreisen mit einem Abschuss von 41 — 50 Stück (auf 100 qkm berechnet) eine mittlere Stellung ein (die Nachbarkreise Hirschberg, Schönau und Waldenburg übertrafen ihn bei der damaligen Erhebung mit einem Abschuss von über 100 Stück beträchtlich). Dagegen gehört Landeshut mit einem Abschuss von nicht mehr als 10 Hasen auf 1 qkm zu den hasenärmsten Kreisen der Provinz. Rotwild kommt hier als Standwild mit einiger Regelmäßigkeit nur im Hermsdorfer Revier am Kolbentamm²⁾ vor. Über Erlegung von Damwild und Wildschweinen im Landeshuter Kreise ist mir nichts bekannt geworden. Lediglich der Fuchsbestand kann entsprechend dem Abschuss von 21 — 30 Stück auf 100 qkm als beträchtlich gelten (Kreis Hirschberg zwischen 11 und 20, Waldenburg, Schönau und Volkenhain über 30). Befahrene Dachsbauten befinden sich erfreulicherweise noch in mehreren Wald-

¹⁾ Hierzu auch: Rote und schwarze Eichhörnchen. Kosmos. Bd. 25. S. 10. S. B. 58. 1928 sowie: Ztschr. f. Morph. u. Ökol. Bd. 11. S. 667. 1928.

²⁾ Das Geweih eines ungraden Zwölfenders vom Kolbentamm ist S. 66 abgebildet.

revieren unseres Kreises, so am Kolbenkamm, am Mühlberg bei Reichenhennersdorf, im Trautlieborsdorf — Konradswaldauer Gebiet und im Bereich der Försterei Wittgendorf. Der Edelmarde schien bei uns bereits auf den Kolbenkamm beschränkt, doch gingen in neuester Zeit Meldungen über sein Vorkommen im Konradswaldauer Revier ein.

Von Laub- und Nadelwald etwa gleichmäßig bewohnenden Vögeln sind bei uns Kohlmeise, Weidenlaubsänger, der Allerweltsvogel Buchfink, Hohltaube, Zurteltaube, Waldohreule und der unstät umherschweifende Kuckuck zu nennen. Auch der Fasan gehört hierher, der indes in unserem Kreise der harten Winter wegen schlecht gedeiht und im ganzen auf die Umgebung der Orte beschränkt bleibt, an denen von Zeit zu Zeit neue Aussetzungen stattfinden (Hartmannsdorf, Schwarzwaldau, Neufendorf). Unter den obwaltenden Umständen im wesentlichen Fichtenwaldbewohner sind bei uns ferner der Fitislaubsänger, die Ringeltaube, der große Buntspecht, die bei uns seltene Nachtschwalbe, Mäusebussard, Hühnerhabicht, Sperber, Baumfalk, letzterer bisher nur aus dem Schömberger Revier gemeldet, und das Wirtshuhn, das nicht nur in den Bergwäldern vom Scharlach bis zum Kolbenkamm und im Bereich der Oberförsterei Ullersdorf gejagt wird, sondern auch auf den Bergen von Reichenhennersdorf, den Schweinlich-Wiesen und auf dem Ziegenrücken bei Hartmannsdorf ständig vorkommt.

Grafige Stellen des Waldbodens und Lichtungen bewohnt die in den Wäldern des Landeshuter Kreises allenthalben häufige Blindschleiche, in ihrer Gemeinschaft oft auch die Vergeidechse, der Grasfrosch und die Kreuzotter, die aber alle dem Stangenholz in der Regel fern bleiben. Schattige Plätze im Walde bilden den Lieblingsaufenthaltsort des von L e g n e r im Kreppelwald festgestellten Rüsselkäfers *Scleropterus serratus*. Von pilzbewohnenden Käfern wurden durch G e r h a r d t — hauptsächlich aus dem Nabengebirge — folgende Kurzflügler bei uns bekannt: *Bolitobius exoletus*, *Silusa rubra*, *Bolitochara mulsanti*, *Autalia impressa*, *Aitheta corvina* und *cadaverina*. Die für unsere Fichtenwälder in ihren Randabschnitten so bezeichnenden Nesthügel der großen roten Waldameise (Formica rufa) er-

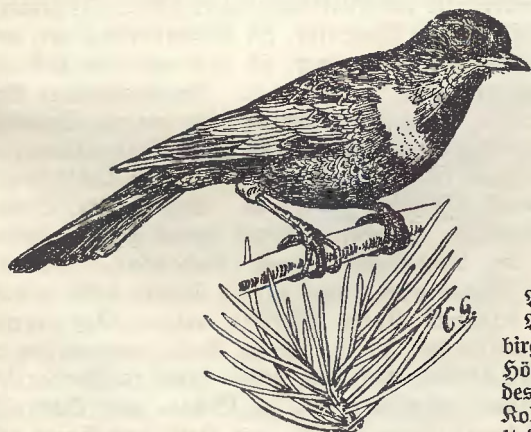


Abb. 19. Alpenamsel.
Bewohnerin des Gebirgswaldes in größeren Höhen. Im Kreise Landeshut nur oben am Kolbenkamm beobachtet.
 $\frac{1}{3}$ der natürlichen Größe.

reichen ihre stärkste — nach Zahl wie nach Größe überraschende — Entwicklung unweit des Laubtals zwischen Schreibendorf und Pfaffendorf. — Nadelwald bewohnende Schnecken unseres Kreises sind außer der oben genannten die Nachtschnecken *Limax maximus* var. *cinereo-niger* und var. *cinereus*, *Arion empiricorum* (alle drei nach Dr. G. Förster im Landeshuter Stadtwalde gemein) und das schon von M e r k e l in Hermsdorf beobachtete *Arion circumscriptum*.

Da der Fichtenwald im Landeshuter Kreise auch die Pflanzenformation ist, die die höchstgelegenen Gebietsteile einnimmt (Kolbenkamm, Scharlach, Roter Weg), so werden wir im wesentlichen in ihm zu suchen haben, was unser Kreis an echten Vergtieren beherbergt. Auch die Mehrzahl der mittlere Höhen bewohnenden Tierarten gehört ihm an. Nur oben auf dem Kolbenkamm zu beobachten ist als echtes Vergtier, das im eigentlichen Riesengebirge seine größte Häufigkeit in der Region der Krüppelfichten erreicht, die Alpenamsel (Abb. 19). Auch das Auerhuhn — gleichfalls die obere Waldgrenze bevorzugend — ist am Kolbenkamm, im Rotzenzeshauer Grenzgebiet und im Rabengebirge heimisch, hält sich aber in unserem Kreise noch an anderen Stellen auf. Als Gebirgstiere — im allgemeinen in Höhen über 850 m lebend — zu betrachten sind nach G e r h a r d t einige im Rabengebirge festgestellte Käferarten: Der Laufkäfer *Pterostichus unctulatus*, die Kurzflügler *Stenus fossulatus* und *Atheta tibialis*, der Pilzfresser *Atomaria ornata*, der Borkenkäfer *Ips amitinus*. An mittlere Höhenlagen gebunden sind der dickschnäblige Tannenhäher, der Wasserfärar oder die Wasseramsel (Taf. 3 Abb. b) und der Feuerfalamander.

Die ausgesprochenen Laubwaldbewohner sind im Landeshuter Kreise, abgesehen von einigen kleineren Erlenbeständen im Bereich der Wasserläufe, fast ganz auf die wenigen Buchenwaldungen von geringem Umfang angewiesen, in die zumeist Fichten eingesprengt sind. Immerhin beherbergen diese, z. B. die Buchen des Mummelberges oberhalb Landeshuts (erst nach der Schlacht bei Landeshut [1760] wieder angepflanzt), eine Anzahl bezeichnender Buchenwaldtiere. Nur an dieser letzterwähnten Stelle des Kreises Landeshut habe ich im Frühjahr alljährlich das sisisisissirrirrirr des Walblausfängers (Abb. 20) gehört. Eben hier flog früher alljährlich der Nagelfleck, ein Schmetterling, der, ursprünglich ausgesprochener Buchenwaldbewohner, sich nach und nach auch an einige anderweitige Nahrungspflanzen angepasst hat. Im Landeshuter Gebiet ist er jetzt selten geworden. Weitere Schmetterlinge unserer Buchenbestände sind das Ringelwidderchen (*Syntomis phegea*), der Senfweißling (*Leptidiana sinapis*), das Schedeauge (*Pararge egeria*), der Spanner *Lobophora sertata* und der Bärenspinner *Hylophila prasinana*. Bezeichnende Buchenblattgallen ruft die Gallmilbe *Eryophyes nervis equus typicus* hervor, die Hieronymus am Landeshuter Kamm beobachtete. Von größeren Käferarten sucht die Buchenbestände gern der im übrigen selbst in den Flugjahren bei uns nie besonders häufige Mistkäfer auf. — Auf andere Laubhölzer angewiesene Käferarten, die in unserem Kreise nachgewiesen wurden, sind der Moschusbock, *Aromia moschata*, dessen Larve in Weiden lebt, der Eichen-Diebkäfer *Pissus subpilosus*, der in Eichen- und Buchenästen zu findende Bockkäfer *Acanthoderes clavipes*, der Hasel und Weide befallende

Rüsselkäfer *Orchestes decoratus* und der an Birken und Weiden beobachtete Rüssler *Rhynchites mannerheimi*. Die auf die Birke *Betula verrucosa* angewiesene Gallmilbe *Eryophyes rudis typicus* fand R. Dittrich am Sattelwalde. Gebüsch auf feuchten Waldstellen gilt als bevorzugte Aufenthaltstätte der Spinne *Gongylidium nigricans*, die Lebert bei Liebau erbeutete.

Baumrinde und Felsen bewohnende Schnecken unserer Laubgehölze sind *Chilotrema lapicida*, von Dr. Förster bei Schreibendorf festgestellt, und die verbreitete Nachtschnecke *Limax arborum*.

Laubwald bevorzugende Glieder der Landeshuter Tierwelt sind ferner die Schnecken *Limax tenellus* und *Fruticicola incarnata* sowie die Blau-meise, die glanzköpfige Sumpfmeise, der Kleiber, der Grünspecht und der kleine Buntspecht, Gartenrotschwanz und Gartengrasmücke. Auch der Pirol ist hierher zu zählen, den ich zur Brutzeit in unserem Kreise (Buchenbestand am Mummelbruch bei Landeshut) erstmalig 1927 feststellte.

Eine mannigfaltige, bei uns noch recht wenig untersuchte Fauna lebt unter der Decke modernden Laubes am Waldboden, sowie unter Moos, faulenden Pflanzstoffen und Steinen außerhalb des Waldes. Von ihr seien hier genannt die Kurzflügler *Quedius limbatus*, *Heterothops dissimilis*, *Atheta picipennis*, und *Bryoporus rufus*, der Lauskäfer *Bythinus nodicornis*, der Punktkäfer *Clambus minutus*, der auf dem Lande lebende Kolbenwasserkäfer *Megasternum boletophilum*, der Blattkäfer *Chrysomela purpurascens* (Abb. 22), der Rüsselkäfer *Tropiphorus tomentosus* (fast sämtlich bisher nur durch Gerhard aus dem Rabengebirge bekannt), die Spinnen *Bathypantes brevipalpis*, *inermis* und *setipalpus*, die Gehäuse-schnecken *Vitrina pellucida* und *elongata*, *Hyalinia glabra*, *cellaris* und *nitida*. Besonders an faulem Holz zu finden sind die Schnecken *Punctum noachinum*, *Patula ruderata* und *rotundata*.

Eine nicht geringe Zahl von Tierarten bleibt dem geschlossenen Hochwald fern, besteht aber mit Vorliebe Waldränder und kleine Feldgehölze, auch offenes Gelände, in dem vereinzelte Büsche oder Bäume stehen. Von den Vögeln des Kreises Landeshut ist eines der bezeichnendsten Glieder dieser Gruppe von Tieren der Goldammer. Auch Gartenammer, Baumpieper, Gartenbaumläufer, Dorngrasmücke, rot-rückiger und großer Würger, Zaunkönig und alle weiteren unten als Bewohner des Gartengeländes aufgeführten Vogelarten müssen hier genannt werden. An den Waldrändern und in freistehenden Baumgruppen horsten ferner mit Vorliebe Nebelkrähe, Eichelhäher, Waldkauz und — soweit sie gegenwärtig



Abb. 20. Waldblaubfänger. Bezeichnender Buchenwald-Vogel. $\frac{1}{2}$ natürlicher Größe.

im Landeshuter Kreise vorkommt — die Elster. Kolonien des Feldsperlings bieten die prachtvollen alten Linden in der Umgebung des Schlosses Kreppelhof Nistgelegenheit; auch von der Wachholderdrossel wurden hier in manchen Jahren kleine Kolonien brütend gefunden.

Wer einmal Gelegenheit nimmt, den Moosbelag zu untersuchen, der Stämme und Fuß der alten, frei im Gelände stehenden Pappeln bekleidet, wie solche unterhalb des Mummelberges das Landeshuter Tal überschauen, wird überrascht sein von der Mannigfaltigkeit der Tierwelt, die sich hier aufhält. Besonders die Unterschlupf suchenden Kugelläfer *Coccinella septempunctata* und *Adalia bipunctata* fallen durch ihre Zahl auf. Häufiger in der Rinde der Pappelstämme selbst stecken die Puppen verschiedener als Raupen in Pappelrinde und -Holz lebender Glasflügler-Schmetterlinge (Eseien).

Waldränder, Hecken und dergleichen bilden auch für mehrere Säugetiere unseres Gebietes bevorzugte Standorte. Hier treiben des Nachts ihr Wesen Igel, Zwergspitzmaus und Waldspitzmaus — diese nach mehreren Zusendungen, die ich durch Herrn Roth aus dem Landeshuter Stadtwald, Krausendorf, Schwarzwaldau, Johnsdorf und Pfaffendorf erhielt, die bei weitem häufigste Spitzmaus des Landeshuter Kreises. Hier jagt in den entlegeneren, bergigen Teilen unseres Kreises auch heute noch das Hermelin (nach Belegen von Herrn Kaufmann M. Scholz, Landeshut, z. B. in den Pfaffendorfer Bergen). Die Nähe des Wassers liebt der im übrigen gleichfalls derartiges Gelände bewohnende Iltis. Sein Fell wird den Landeshuter Kürschnern nur noch selten zum Kauf angeboten. Den Schutz leicht bedeckten Geländes gibt auch das wilde Kaninchen in der Regel nicht auf, das in unserem Kreise nur am Landeshuter Burgberg freilebend beobachtet worden ist. Erst in jüngster Zeit als Glieder der Tierwelt des Landeshuter Kreises bekannt wurden zwei Angehörige der Gruppe der Bilche: In Rohnau fand im Oktober 1923 Herr Oberschullehrer Roth einen Siebenschläfer, der beim Besuch eines Nienensstockes getötet worden war. Das Tier hatte sich vorher in einem Starkasten aufgehalten. Ein Haselmausnest mit den Alten entdeckte im August 1925 in einer Fichtenschonung am Angenelli-Berg Herr H. Gumm, Landeshut¹⁾.

Von den niederen Wirbeltieren bevorzugt das Waldvorland, Waldlichtungen und gebüschbestandene Feldraine mit Steinhäufen vor allem die Kreuzotter (Taf. 3 Abb. e). Im Hinblick auf die schon aus Dürigen²⁾ Angaben erhellende Tatsache, daß Landeshut nicht nur der an Kreuzottern reichste Kreis Schlesiens, sondern offenbar eines der an Kreuzottern reichsten Gebiete von ganz Deutschland ist, überrascht die außerordentlich kleine Zahl der bei uns durch diese Schlange hervorgerufenen Unfälle. Wirklich als Folge des Kreuzotterngiftes eingetretene Todesfälle sind, soweit ich in Erfahrung bringen konnte, wie in anderen in neuerer Zeit daraufhin geprüften

¹⁾ Über das Vorkommen der Haselmaus am Landeshuter Ramm berichtet Plüschke: Die Haselmaus in: Wir Schlesier Bd. 6. Nr. 14. S. 210—211. 1926.

²⁾ Dürigen W.: Deutschlands Amphibien und Reptilien. Magdeburg. 1897. S. 349.

Kreuzotterngeländen, auch in unserem Kreise nicht vorgekommen¹⁾. Es läßt dies den Nutzen der durch Staat und Gemeinden auf die Tötung von Kreuzottern ausgesetzten Belohnungen um so fraglicher erscheinen, als — wie dies neuerdings wieder aus der Zusammenstellung von Pax (a. S. 72 a. D. 1925. S. 500) hervorgeht — unser Kreuzotternbestand trotz der nun seit über drei Jahrzehnten von Gemeinden und Staat gezahlten Beträge durchaus nicht abgenommen hat. Die von Jahr zu Jahr zu beobachtenden Schwankungen des Bestandes sind allem Anscheine nach durch Witterungseinflüsse bedingt. Sie entsprechen genau denen in anderen schlesischen Kreisen. Nach den Aufzeichnungen des Landeshuter Landratsamts wurden in unserem Kreise zwischen 1911 und 1920 jährlich durchschnittlich 1942 Kreuzottern (= 489 auf 100 qkm) abgeliefert²⁾. Der Jahresdurchschnitt für die Gesamtheit der in Schlesien die Kreuzottern bekämpfenden Kreise stellt sich nach Pax dagegen für 100 qkm nur auf 96 Kreuzottern! Ohne die Notwendigkeit der bekannten, dem Kreuzotternbiß gegenüber empfohlenen Vorichts- und Heilmassnahmen, besonders die unbedingte Erfordernis ärztlicher Untersuchung und u. U. Behandlung des von einer Kreuzotter Gebissenen irgendwie berühren zu wollen, halte ich die Belohnung der Kreuzottern-erlegung für verfehlt: Sie hat, wie die amtliche Statistik ausweist, sich als ungeeignet erwiesen, da sie eine Abnahme der Kreuzotter nicht bewirkte. Auf der anderen Seite ist der durch die Mäusevertilgung seitens der Kreuzotter bewirkte Nutzen unbestritten.

Eine sehr seltene Erscheinung ist in unserem Gebiet der bebuschtes Gelände mit Gewässern als Standort liebende Laubfrosch; nur im Vobergellände unweit Krausendorfs ist er bei uns, soweit mir bekannt, bisher freilebend und ohne Verdacht der Aussetzung gefunden worden.

Die Pflanzenformationen des

offenen, nicht bewaldeten Landes

steigen im Bereiche des Kreises Landeshut nicht so hoch empor, daß sie als Standort für die im Riesengebirge der Submontanregion eigenen Wirbeltiere in Frage kämen. Die weiter oben größere Kahlschläge und Lichtungen belebende Heidelerde, die ich im Landeshuter Kreise bisher nur auf den Bergen zwischen Pfaffendorf und Schreibendorf beobachtete³⁾, begleitet die schlesischen Kiefernforste bis in die Ebene hinab und das Braunkehlchen, das Pax (1925, a. S. 72 a. D. S. 277) auf der Höhe des Rehorngebirges als Brutvogel fand, und das hier oben sein Jagdrevier mit dem Steinschmäger teilt, wurde von H. Reimann auch auf den Voberwiesen unterhalb Landeshuts festgestellt. — Auf Blüten hält sich der im allgemeinen nicht unterhalb 850 m anzutreffende Schmaldeckenkäfer *Oedemera tristis* (Abb. 21a) auf, den Gerhardt im Rabengebirge vorfand.

¹⁾ Auch Schädigungen von Haustieren durch Kreuzotterbiß sind im Kreise Landeshut nach den Erfahrungen meines Vaters, der hier in 4 Jahrzehnten kreisärztlicher Tätigkeit nur einmal einen Fall von Kreuzotterbißverletzung eines Kindes sah, sehr selten.

²⁾ Hierzu auch: Anonym: Fang von 1614 Kreuzottern in Landeshut. Schlesien. Bd. 5. Hft. 22—23. S. 371. 1925.

³⁾ Herr Prof. Pax traf 1925 die Heidelerde zur Brutzeit in der Nähe von Dittersbach städt. an (briefl. Mitt.).

Unter unseren Schmetterlingen sind Bergformen, die im Hochsommer am Dittersbach-Schmiedeberger Paß und im Bereich der „Buche“ fliegen, aber auch im Landeshuter Stadtwald von Superintendent Förster



Abb. 21. Insekten unserer Gebirgswiesen:

a) Schmaldecken = Käfer *Oedemera tristis*.

b) Schwärzling *Erebia euryale*. —

a und b natürliche Größe.

nachgewiesen oder wiederaufgefunden wurden, die Schwärzlinge *Erebia euryale* (Abb. 21b) und *ligea* sowie der Spanner *Gnophos ambiguata*. Auch in tiefere Lagen der Vorberge steigen die Spanner *Anaitis präformata* und *Veniliamacularia* hinab, beide hier gleichfalls beobachtet. Bezeichnende Erscheinungen auf unseren Bergwiesen sind ferner der Myrmidone- und kleine Perlmutterfalter (*Colias myrmidone*, *Argynnis lathonia*),

die Spanner *Acidalia rubiginata* und *Odezia atrata*, sowie das Wibderchen (*Ino globulariae*). Schwalbenschwanz und weit mehr noch Segelfalter sind bei uns leider recht selten geworden. Eine Heuschrecke, die im allgemeinen als Gebirgsform gilt, in Schlesien aber auch als Ebenenbewohnerin auftritt, ist der durch seine roten Hinterflügel auffällige *Psophos stridulus*, ein auf den Waldwiesen in der Umgebung der Landeshuter Volksheilstätte nicht seltenes Tier. Wenn im August die Heuschrecken-Entwicklung ihren Höhepunkt erreicht, kann man hier und auf den trockenen Bergwiesen an der alten Fahrstraße von Landeshut nach Forst auch den Warzenbeißer (*Decticus verrucivorus*), die große grüne Laubheuschrecke *Locusta cantans* und die kleineren Feldheuschrecken *Chortippus parallelus* und *dorsatus* beobachten. Von Spinnen bevorzugen solche sonnige Abhänge die beiden von Lebert bei Liebau festgestellten Arten *Phrurolithus festivus* und *Erigone longipalpis*.

Charakterformen der saftigeren Talwiesen unseres Kreises, den schon Partsch¹⁾ als den wiesenreichsten Schlesiens bezeichnete, sind der Kresedafalter (*Pieris daphnide*), der Aurorafalter (*Euchloe cardamines*), das Damenbrett (*Melanargia galathea*) und der Spannerschmetterling *Phasiane clathrata*. Von Käfern halten sich gern auf Blüten von Wiesenpflanzen auf: Der Pinselkäfer *Trichius fasciatus*, die Böcke *Agapanthia violacea* und *Obrium brunneum*, der Weichkäfer *Rhagonycha femoralis* var. *nigriceps*, der Stachelkäfer *Anaspis melanostoma*. Die Rüsselkäfer der *Ceuthorrhynchus*-Arten *marginatus*, *griseus* und *moguntiacus* haben sich einseitig zu Kreuzblütlerfressern entwickelt.

Die blütenreichen Aiaie zwischen Feldern und Wiesen locken Fliegen, Bienen und andere Hautflügler, Käfer und nicht wenige Schmetterlingsarten an, von denen hier genannt seien: Der Heufalter (*Coenonympha*

¹⁾ Partsch J.: Schlesien. Bd. 1. S. 213. Breslau 1896. — Der Wiesenbestand wird hier mit 16,38% der Kreisfläche angegeben. Jetzt beträgt er etwa 19%!

pamphilus), der Distelfalter (*Pyrameis cardui*), der Feuerfalter (*Chrysophanus phlaeas*), die Hornkrauteule (*Heliaca tenebrata*), der Spanner *Anaitis plagiata* und der Bärenspinner *Hipocrita jacobaea*. Im Mai fallen uns hier — an Pflanzen hängend — die weißen Schaummassen des Kuckucksspeichels, des wirksamen Schutzmittels der Larven der Schaumzikade (*Aphrophora spumaria*), auf.

Wo Wasserläufe das Wiesenland durchziehen, klettert an Stauden und Gräsern die Bernstein Schnecke *Succinea putris* und die Wegeschncke *Limax agrestis* umher. Vorwiegend Wiesenschncken sind sodann die von G. Förster erbeutete *Cochlicopa lubrica* und die von Merkel bei Hermsdorf städt. gefundenen *Vallonia costata* und *Vertigo antivertigo*, während die Gartenschncke (*Cepaea hortensis*) und die Hainschncke außer auf dem unbedeckten Lande auch in unseren Wäldern angetroffen werden.

Aus dem hohen Grase und den Kleefeldern tönt an den lauen Abenden um die Pfingstzeit, wenn die Mädchen aus der Stadt singend nach dem Walde schlendern, unermüdlich das rärp rärp der „Faulen Magd“, des Wachtelkönigs, das mit der Stimmung jener Nächte untrennbar verbunden ist.

Wiesen, Feldraine, Kleefelder und Saaten sind ferner das Nistgelände der Feldlerche, der Wachtel und des Rebhuhns. Andere für das offene Land nicht minder bezeichnende Vögel wie der im Kreise Landeshut bisher nur aus dem Liebersdorfer Gebiet bekannte Grauammer bevorzugen dagegen Gesträuch und Bäume, besonders solche an den Kunststraßen, für die Anlage ihrer Nester. Außerhalb, nämlich in den Waldungen, stehen die Horste der Raubvögel — Mäusebussard, Sperber und Turmfalk, — die unser Wiesengelände in Zwischenräumen abrevieren.

Die Bruten der Bodenbrüter gefährdet das Wiesel. Säugetiere des offenen Landes sind weiterhin der Maulwurf und die Feldmaus (*Microtus arvalis*). Auf feuchterem Untergrund bei Schreibendorf beobachtete Herr Lehrer Kügler die Mollmaus. Die an ihrem schwarzen Rückensstreif leicht erkennbare Brandmaus kommt, wie ich selbst sah, auch in unmittelbarer Nähe der Stadt Landeshut vor. — Auf Wiesen und Felder tritt, um zu äßen, das Reh aus, und aus dem gleichen Grunde hält sich der Hase gern hier draußen auf.

Eigentliche Viehweiden nehmen im Landeshuter Kreise heute einen nur noch ganz geringen Raum ein¹⁾. Mit ihnen verschwanden gewisse eigentümliche Tierformen. So soll früher der Wiedehopf das Gelände im Bobertal besucht haben, das als „Oberer und Unterer Viehweg“ (heute „Fiebig“) in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts den Gegenstand eines langwierigen Streites zwischen den benachbarten Gemeinden — einschließlich Landeshuts — bildete, von dem der verdiente Bürgermeister Perschke in seiner 1829 erschienenen „Beschreibung und Geschichte der Stadt Landeshut“ berichtet.

¹⁾ In jüngster Zeit sind einzelne Güter und Gemeinden des Kreises Landeshut zur Anlage von Dauerweiden zurückgeführt.



Abb. 22. Blattkäfer *Chrysomela purpurascens*. Bezeichnende Vorgebirgsform.
1½ × vergr.

Daß *Moore* von nennenswerter Größe im Kreise Landesgut fehlen, wurde bereits erwähnt. — Von den zahlreichen Insekten-Arten, die mit ihren Larven das *Ackerland* selbst zum Standort haben, sei hier nur der Gamma-Eule (*Plusia gamma*) und Luzerneneule (*Euclidia glyphica*), sowie des Bärenspinners *Phragmatobia fuliginosa* gedacht. — Brachen, die mit der Sandwucherblume (*Chrysanthemum leucantum*) bewachsen sind, bevölkert der Rüsselkäfer *Ceuthorrhynchus campestris*.

Mit der Erörterung der Fauna des Ackerlandes und der Kunstwiesen lenkten wir unsere Aufmerksamkeit bereits auf jene Tiere, die in engere Beziehungen zum Menschen getreten sind, Beziehungen, die den höchsten Grad der Abhängigkeit bei den heute ausschließlich in menschlichen Wohnungen lebenden Tierarten erreichen.

Bauplätze, Schutzplätze und anderes Brachland im Weichbild unserer Ortschaften

sowie deren äußere Straßen belebt — namentlich vom Herbst an — die Haubenlerche. Zur Zeit des Frostes stellen sich an solchen Plätzen auch die Nebelkrähen ein, deren Scharen sich hier und da eine Saatkrähe zugesellt.

Auf dem Feldwegen lockt der frischgefallene Pferde- und Rinderkot eine bezeichnende Insektenschar an, unter denen die großen blauen, freilich auf der Bauchseite oft mit einem förmlichen Überzug rotbrauner Schmarotzermilben (*Gammasus coleoptratorum*) bedeckten *Geotrupes*-Mistkäfer am meisten ins Auge fallen. Rinderkot-Liebhaber sind die Dungkäfer *Omiticellus fulvus* und *Aphodius depressus*, während der im Rabengebirge gefundene *Aphodius borealis*, offenbar irrtümlich, als ausschließlicher Hirschkotfresser gilt. — In die Steilwände der Hohlwege graben die Wegwespen gern ihre Brutröhren ein. Aber auch unsere gewöhnlichen Wespen (*Vespa media* und *vulgaris*), die ihre größte Volksstärke Ende August erreichen und dann durch ihre Vorliebe für Süßigkeiten lästig werden¹⁾, legen Erdbauten mit Vorliebe an trockenen Wegrändern an.

In unsere

Gärten

gehen zwei Faunenanteile ein: die Tierwelt der Waldränder und Feldgebüsch und die Bewohner der Acker- und Wiesenpflanzen. Je nachdem mehr ein Gemüse- und Blumengarten oder eine parkartige Anlage oder auch ein reiner Obstgarten vorliegt, überwiegt der eine oder der andere dieser beiden Bestandteile. Besonders in unseren Schrebergärten sind lästige Glieder des zweiten Anteils die Raupe des Kohlweißlings und die Nachtschnecke *Arion hortensis*. Die Weinbergschnecke habe ich in unserem Kreise nur in dem verfallenen Sturmschen Park zwischen Landesgut und Krausendorf angetroffen, doch soll sie nach G. Jörst er außerdem bei Schreibendorf und Reichenhennersdorf vorkommen²⁾. Durch das Aufwühlen von Beeten wird Schermaus und Maulwurf lästig. Vertreter der Gehölzfauna sind in unseren Gärten namentlich einige Vogelarten: Girlik, Amsel, Grünfink,

¹⁾ Dies besonders in „Wespenjahren“ wie 1925!

²⁾ Herr Günther fand sie in Johnsdorf. — Bemerkenswert ist das 1925 durch Herrn A. Roth festgestellte häufige Vorkommen der Weinbergschnecke im Garten des Klosters Grüssau.

Buchfink, Star und — wohl unser bezeichnendster Gartenvogel — der auch in kleineren Gärten häufig nistende Gartensänger oder Spötter (Abb. 23). Eine gewisse Vorliebe für Obstgärten zeigt der Stieglitz. Im Winter durchzieht das Meisenvölkchen und mit ihm der Kleiber unsere Gärten. In den privaten und öffentlichen Parks und Promenaden-Anlagen und namentlich auf den Friedhöfen gesellt sich den ebengenannten Vögeln eine beträchtliche Anzahl weiterer als Bewohner unserer Wälder usw. bereits erwähnter Vogelarten. Welche Bedeutung gerade die Friedhöfe mit ihren hohen alten Bäumen und ihrer Ruhe für unsere Vogelwelt besitzen, geht daraus hervor, daß etwa die Hälfte der in der näheren Umgebung von Landeshut brütend festgestellten Vogelarten auf dem dortigen evangelischen Friedhof beobachtet werden kann.

An Garten- und Friedhofsmauern hält sich gern die Laubholz-Gehäuse-Schnecke *Fruticicola incarnata* auf, in Landeshut zuerst von G. Förster festgestellt, unter flachen Steinen und faulenden Brettern die Kellerassel *Oniscus asellus*. Reisig- und Steinhäufen, auch in der Nähe von Gebäuden, selbst unbenutzte Schuppen gewähren dem Steinmarder Unterschlupf, dem im Landeshuter Kreise freilich recht selten gewordenen Feinde der Geflügelzüchter.

Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Tierarten hat sich an und in den vom Menschen errichteten

Gebäuden

selbst eingemietet. Das gilt in erster Linie von unseren beiden Schwalbenarten, der Mehl- oder Hauschwalbe, die ihre Nester mit Vorliebe unter Dächern von Wohnhäusern, Viehställen und andern Gebäuden anlegt, und der in Ställen und anderen offenstehenden Räumen nistenden Rauch- oder Dorfschwalbe. Der den Schwalben in seinem Gebaren ähnliche Mauersegler, unter den Vögeln der Großstädte einer der bezeichnendsten, legt bei uns seine Eier gern in Starenkästen, aus denen er die Vormieter verdrängt.

Daß der Hausperling nur in unseren abgelegensten waldumgebenen Ortschaften fehlt, wurde bereits erwähnt. Häufig, wenn auch nicht ausschließlich, wählen ferner Hausrotschwanz, weiße Bachstelze und grauer Fliegenschnäpper Böden, Dachgebälk und Sommerlauben als Niststätten. Die Dohle, die gelegentlich auch bei uns in alten hohlen Bäumen brütet, nistet im übrigen im Landeshuter Kreise, dem Ruinen und alte Schlösser fast völlig fehlen, hauptsächlich auf Kirchtürmen. Seit dem

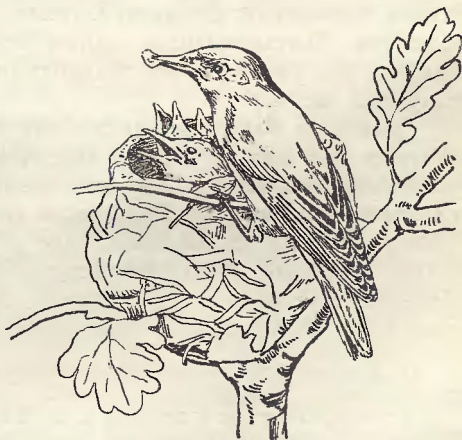


Abb. 23. Gartensänger. Häufiger Brutvogel in unseren Gärten. $\frac{1}{2}$ natürlicher Größe.

Kirchturmbrände des Grüssauer Klosters, zu dessen Ausdehnung die von dem riesigen dortigen Dohlschwarm¹⁾ angeschleppten Miststoffmassen wesentlich beitrugen, und den seither gegen die Wiederholung eines solchen Ereignisses ergriffenen Maßnahmen, hat sich der Dohlenbestand des Landes- huter Kreises beträchtlich verringert.

Die in den ebenen Teilen Schlesiens verbreitete Schleiereule fehlt im Kreise Landeshut. Nicht selten begibt sich dagegen bei uns der Waldkauz in den Schutz der Kirchen. Deren Dachgewölbe sowie das Gebälk von Wohnungsböden bietet tagsüber verschiedenen Fledermausarten Unterschlupf. In unsere Zimmer geraten abends auf ihren Streifflügen nicht selten Bart- fledermaus und große Ohrenfledermaus.

Als unangenehmere Gäste stellen sich — besonders zu Beginn des Herbstes — in unseren Häusern verschiedene Mäusearten ein, vor allem die Hausmaus, neben der gelegentlich auch die Waldmaus hier Schaden ver- ursacht. Weniger die Wohnhäuser als Keller, Schuppen, industrielle An- lagen und Abfluß-Kanäle bilden die Aufenthaltsorte der Wanderratte. Von unseren Wohnungsgesckmarokern aus den Reihen der Insekten sei des Zucker- gastes oder Silberfischchens (*Lepisma saccharina*) und der Schaben, (bei uns vornehmlich *Periplaneta orientalis*) gedacht. Das Heimchen dagegen, die Hausgrille, kommt im Landeshuter Kreise nicht vor. Mehr zufällig geraten zu Ende des Sommers die Ohrwürmer (bei uns *Forficula auricularia*) in unsere Wohnungen. Den Bücher- oder Staubläusen, die sich in lagerndem Papier, auf Böden, in Tischschubladen usw. einfinden und hier Pilze und Bakterienrasen abweiden, stellen die bräunlichen 1—2 mm langen Bücher- skorpione nach. An unseren Fenstern bemerken wir nicht selten die kleine Schlupfwespe *Spatius clavator*, die ihre Eier in die „Holzwürmer“ ablegt, die Larven der in alten Fensterbrettern, Möbeln und anderem Holzgerät lebenden und sie zerstörenden Pockkäfer (*Anobium*-Arten). Das Klopfen, der Balzton der Pockkäfer-Männchen, besonders der „Totenuhr“ (*Anobium pertinax*), hat auch in Landeshuter Wohnungen gelegentlich Beunruhigung hervorgerufen. Alte Gebäude beherbergen bisweilen den z. B. im Kloster Grüssau beobachteten Spinnen-Diebkäfer (*Gibbium psylliodes*). Auf die eigentlichen Vorratschädlinge unserer heimischen Fauna und die an Menschen, den Haustieren und Nutzpflanzen schmarokenden Tiere soll später eingegangen werden.

In unseren Kellern und geschlossenen Gartenhäuschen finden sich außer zahlreichen hier und auf Böden Überwinterungsplätze suchenden Insekten (verschiedenen Tagfaltern, blaugrünen Florsliegen und den Mückenweibchen) bezeichnende Vertreter der Dunkel fauna ein, z. B. der Spanner *Triphosa dubitata* und die Eulenschmetterlinge *Mania maura* und *Scoliopteryx libatrix*. Feuchtere Keller beherbergen Nachtschnecken und Kelleraffeln, gelegentlich verfolgt von der „Hutse“, wie unsere Landbevölkerung die graue Kröte (*Bufo vulgaris*), unsere einzige Krötenart²⁾, bezeichnet.

¹⁾ Förster G.: Eine wissenschaftlich-zoologische Exkursion nach Landeshut und Umgebung. Landeshuter Stadtblatt. Jg. 40. Nr. 54 vom 8. 5. 1913.

²⁾ Bezüglich der von Pax (1925 a. S. 72 a. D. S. 513) als im Breslauer zool. Museum befindlich erwähnten zwei Kreuzkröten aus Diebau [ohne Funddatum] ist es mir zweifelhaft, ob hier nicht eine ältere Fundortsangabenvertauschung vorliegt.

Von den großen Lebensbezirken der stehenden und fließenden Gewässer

hat im Kreise Landeshut der letztere die bei weitem bedeutendere Entwicklung. Im Sinne der Fischerei gehören unsere sämtlichen fließenden Gewässer einschließlich des Bobers bis zu dessen Austritt aus dem Landeshuter Kreise zum Forellen-Abschnitt. Soweit nicht Abwässer-Verunreinigung oder zu geringe Wasserführung dies verhindern, ist in ihnen in ganzer Ausdehnung die Bachforelle die bezeichnende Fischart, der sich im Zieder unterhalb Grüssaus und im Bober oberhalb Landeshuts streckenweise in geringer Zahl die Äsche gesellt. Noch höher hinauf als die Forelle und nach unten bis zum Bober-Austritt besiedelt unsere Wasserläufe die Ellritze, das „Bitterfischel“ unserer Gebirgsbevölkerung, unser häufigster Fisch (Abb. 24). Mehr auf den

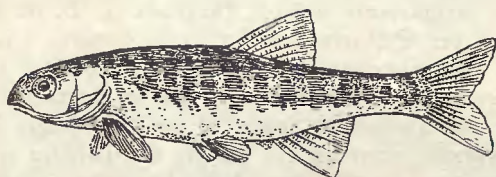


Abb. 24. Ellritze aus dem Bober bei Landeshut. Bezeichnender Bewohner des Forellen-Abschnitts unserer Wasserläufe. Natürliche Größe.

Hauptfluß beschränkt und auch in diesem ungleichmäßig verbreitet sind Schmerle und Gründling. Die Groppe ist mir aus dem Landeshuter Kreise bisher nur von dem zur Elbe abwässernden Alhendorfer Glaserwasser und dem Michelsdorfer Gebiet bekannt geworden, in welch letzterem Dorf das Tier „Pumpenschlägel“ genannt wird. Döbel treten nur in den untersten Boberabschnitt ein, während Flußbarsch, Hecht, Kottauge und Flußneunauge bis über Landeshut hinaus im Bober und auch im Zieder gefangen wurden. Zur Laichzeit soll die Nase im Bober bis in den Landeshuter Kreis vordringen oder doch früher vorgedrungen sein. Ganz selten einmal wird in unseren Gewässern ein Aal gefangen.

Der Vermehrung des wertvollsten Speisefisches unserer Gewässer dient die Martinsche Forellenzuchtanstalt in Grüssau, in der man auch versucht hat, den Bachsaibling und die Nordamerikaner Forellenbarsch und Regenbogenforelle bei uns einzubürgern. Wie schon oben erwähnt, wurde nur beim Bachsaibling ein gewisser Erfolg erzielt. Auch Äscheneier werden mitunter in Grüssau bebrütet.

Von der übrigen tierischen Bewohnerschaft der Wasserläufe des Landeshuter Kreises sind erst wenige Gruppen näher untersucht. Quellen und Bäche werden — abgesehen von den höchstgelegenen Teilen des Kreises — allenthalben von der kleinen Wasserschnede *Limnaea truncatula*, dem wichtigsten Zwischenwirt des Leberegels unserer Schafe und Rinder, bevölkert. Im verwesenden Laub der Bachsohle klettert die riesige Larve des Zweiflüglers *Pedicia rivosa* umher. An Stellen mit starker Strömung halten sich — oft in großen Massen — Larven der Kriebelmückengattungen *Cnetha* und *Odagmia* auf. Durch die Form ihrer Schale vortrefflich gegen

die Strömung geschützt, haftet hier an Steinen die bis in den Bober selbst hinabgehende Napfsschnecke *Ancylus fluviatilis*. An solchen Steinen legen auch die Strudelwürmer der großen Bachform *Planaria gonocephala* gern ihre Eikapseln ab, verlassen diese Deckung ihrer Lichtscheu wegen im allgemeinen überhaupt nur, wenn sie auf Nahrung ausgehen oder beunruhigt werden. In höheren Lagen, in der Regel auch in unmittelbarer Umgebung der Quellen der Wiesenbäche, fehlt *Planaria gonocephala* bei uns. Hierher hat sich der weit kleinere Alpenstrudelwurm (*Planaria alpina*) (Abb. 16) zurückgezogen, lebt aber an diesen Stellen oft in sehr großen Mengen. Eines der Hauptnahrungstiere der beiden Strudelwürmer ist der in den meisten Landeshunter Vergbächen häufige Bachflohkrebs (*Gammarus fluviatilis*). Von den zahlreichen, als natürliche Fischnahrung wichtigen Köcherjungferarten unserer fließenden Gewässer fand ich die Larven und Puppen der Gattung *Silo* in verschiedenen unserer Vergbäche (z. B. im Fleischbach bei Habichtsb erg) von der Schlupfwespe *Agriotypus armatus* befallen. Andere bachbewohnende Köcherjungfern sind bei uns *Stenophylax latipennis* und *Micropterna sequax*, mit deren Larven ich die der Eintagsfliegen *Ephemera ignita* und *Baëtis rhodania* sowie die der Steinfliegen *Nemura marginata* und *Nemurella picteti* an den gleichen Örtlichkeiten erbeutete. Der Tauchkäfer *Hydroporus nigrita*, den ich bei Landeshut zusammen mit dem kleinen Kolbenwasserkäfer *Hydraena riparia* beobachtete, gilt als typischer Vergbachbewohner höherer Lagen. Der häufigste Wasserschreiter unserer Vergbäche, von denen er freilich nur den Wasserspiegel ruhigerer Buchten in Scharen bevölkert, ist die bunte bis 7 mm lange Wanze *Velia currens*. Die Wiesengräben in der nächsten Umgebung Landeshuts beherbergen bisweilen die als „Wasserkälber“ bekannten langen, fadendünnen, runden Würmer der Gordiiden-Gruppe. Von Egeln sind in ihnen die bräunliche *Herpobdella atomaria* und die graubraune *Herpobdella octoculata* zahlreich.

Den Wasserinsekten stellen die im Kreise Landeshut erst kürzlich festgestellten Wasserspizmäuse nach: Wiederholt drangen solche in eine zu ebener Erde gelegene Waschküche am äußersten Rande Landeshuts ein, deren Abfluß in einem Wiesengraben mündet. Im Tal des Berthelsdorfer und Schwarzwassers wanderte in jüngster Zeit in unseren Kreis die Bisanratte ein, damit auch den Schömberger und den Liebauer Paß zum Überschreiten der Sudeten benutzend¹⁾. Das erste Stück wurde am 3. April 1928 beim Bearbeiten eines Sturzfackers unweit des Berthelsdorfer Wassers vom Kultivator-Gerät getötet. Diesseits vom Liebauer Paß wurde die erste Bisanratte am 21. Juli 1928 in der Nähe der 660 qm großen Schwimmfläche der Freibadeanstalt von Dittersbach grüßl. erlegt, eine zweite eine Woche später unweit davon beobachtet. — Fischottern, früher auch im Landeshunter Kreise nicht selten, sind in den letzten Jahren m. W. hier nicht mehr beobachtet worden, doch werden solche hin und wieder im Bober bei Wernersdorf, also unweit der Kreisgrenze, erlegt.

An die Vergbäche höherer Lagen gebunden ist die Wasserramsel (Zaf. 3 Abb. b). Dagegen begleiten die gelbe Vergbachstelze und die bei uns

¹⁾ Arndt W.: Zum Eindringen der Bisanratte. Landeshunter Tageblatt vom 17. und 18. 8. 1928. Nr. 193 u. 194.

allverbreitete weiße Bachstelze die fließenden Gewässer des ganzen Kreises. Ob der Eisvogel im Kreise Landeshut brütet, ist mir wegen des Fehlens hoher Erdufer an unseren Flüssen fraglich; erfreulicherweise reviert aber gelegentlich das prächtige Tier noch den ganzen Bober bis nach Kunzendorf und den Zieder bis in Kindelsdorfer Gebiet hinauf ab. Aus dem Boberabschnitt Krausendorf—Liebau gingen mir im Herbst und Winter 1925 sieben Mitteilungen über Beobachtungen des Eisvogels zu. Auch am Muschelteich bei Landeshut, also einem unserer stehenden Gewässer, beobachtete ich das Tier einmal. Auf die geringe Ausdehnung der

stehenden Gewässer

im Kreise Landeshut bin ich schon oben eingegangen. Stark beeinträchtigt wird die Entwicklung der für diese bezeichnenden Tierwelt ferner dadurch, daß etwa die Hälfte unserer stehenden Gewässer Dorfteiche sind, in denen das Wassergeflügel eine vernichtende Auslese treibt. Die beiden Stauwerke bei Buchwald und Grüssau kommen — da nur bei Hochwasser gefüllt —, als Lebensraum hier nicht in Betracht.

Von unseren Fischteichen liegen alle gegenwärtig noch genutzten im Tal des Zieders (hauptsächlich bei Kleinhenndorf, Grüssau und Oberzieder). Sie liefern in erster Linie Karpfen, einzelne auch Forellen. Daneben werden hin und wieder Hechte, Schleien und Karauschen in unseren stehenden Gewässern groß. Im Muschelteich bei Landeshut konnte man, bis die Boberregulierung (1909) und noch mehr die Hineinleitung eines Teiles unserer Industrieabwässer in seinen Abfluß das Aufsteigen von Flußfischen in diesen verhinderten, die Hechtbrut heranwachsen sehen. — Wie Böck¹⁾ ausgeführt hat, sind übrigens die Fischteiche in vergangenen Zeiten im Kreise Landeshut beträchtlich zahlreicher gewesen als heute. Besonders auf dem vor der Säkularisation des Grüssauer Klosters diesem gehörigen Gelände trifft man gegenwärtig Wiesen an, die auf ehemaligem Teichboden angelegt worden sind. — Noch 1806 war auch das bereits damals vom Nordbogen der Fürstenallee bei Kreppelhof eingeschlossene Wiesengelände ein großer Teich.

Fast alle unsere stehenden Gewässer werden im Frühjahr vom Grasfrosch zum Laichen aufgesucht²⁾. Einige Wochen später erschallt hier statt des Gemurres der balzenden Frösche das zarte öng öng öng der grauen Kröte, die dann — allerdings in weit geringerer Zahl — ihre Laichschnüre abseht. In den flacheren Wasserbecken, oft selbst in ganz kleinen Tümpeln, in Wiesenbächen und Gräben führen um dieselbe Zeit der kleine Streifenmolch und der rotbäuchige Bergmolch (Zaf. 3 Abb. a), dieser ein bezeichnendes Glied der Gebirgs- und Hügellandsfauna Schlesiens, ihre Laichspiele auf, worauf sie einige Monate später ihr Landleben beginnen. Der der schlesischen Ebene nirgends fehlende große Kammolch befindet sich bei uns nahe seiner oberen Verbreitungsgrenze. Durch Auffindung von Stücken im Hochzeitskleid hat den Molch in unserem Gebiet vor einer Reihe von Jahren Dr. W. H a m b u r g e r nachgewiesen. Unweit Landeshuts wurden laichende Paare im Frühjahr 1926 durch Herrn R o t h festgestellt.

1) Böck F.: Vom Ziedertal vor 200 Jahren. Landeshuter Tageblatt vom 1. 1. 1927.

2) Der boberaufwärts noch im Hirschberger Kreise häufige grüne Wasserfrosch fehlt bei uns.

Der Flußkreb (*Astacus fluviatilis*), der im Kreise Landeshut der Krebspest der achtziger Jahre zum Opfer gefallen war, beginnt sich jetzt in unseren Gewässern wieder auszubreiten, z. Z. nach erfolgreichen Aussetzungen, so in dem Teich des Landeshuter Kreisbauernhauses. Neuerdings wurde er auch im Bober selbst wieder festgestellt, nachdem seine Ausbreitung in einzelnen Boberzuflüssen, z. B. dem Neufendorfer Bach, von den Fischerei-Inhabern bereits seit mehreren Jahren mit Befriedigung verfolgt wird. — Auffällig ist das Zurücktreten der Krebsgruppe der Blattfüßer (Phyllopoden) in den Gewässern unseres Gebietes, denen z. B. der Kiemenfuß und *Branchipus* völlig fehlt. Die Wasseraffel (*Asellus aquaticus*) dagegen wird in unseren stehenden und langsam fließenden Gewässern selbst dann nicht vernichtet, wenn sie beträchtlich verschmutzt sind. Von den kleinen Planktonkrebsen wurden bisher nur die Ruderfüßer und Muschelkrebse des Muschelteichs bei Landeshut untersucht, aus dem ich vom Herbst 1924 bis Herbst 1925 allmonatlich Proben entnehmen ließ: In diesen erkannte Herr F. K i e f e r, Dilsberg, dem ich ebenso wie Herrn Dr. H e r r, Görlitz, der die Wasserflöhe und Rädertiere untersucht hat, für ihre Bestimmung meinen Dank aussprechen, folgende 10 Ruderfüßer: *Diaptomus gracilis*, *Cyclops strenuus*, *insignis*, *viridis*, *gigas*, *serrulatus*, *phaleratus*, *leuckarti* und *albidus* sowie *Canthocamptus staphylinus*. An Wasserflöhen fanden sich nach Mitteilung von Herrn Dr. Herr *Daphne pulex*, *longispinus* var. *longispina* f. str. f. *litoralis*, *Simocephalus vetulus*, *Eurycercus lamellatus*, *Peracantha truncata*, *Chydorus sphaericus*, *Alonella nana*. Die Muschelkrebse waren in den Proben nur durch *Candona candida*, die Rädertiere durch *Anuraea aculeata* var. *divergens* und var. *valga*, sowie *Noterus quadricornis* vertreten.

Der ebengenannte Muschelteich scheint auch die einzige Stelle des Kreises Landeshut zu sein, in der ein Süßwasserschwamm — es ist *Spongilla lacustris* — gedeiht, der hier 440 m ü. M. seinen höchstgelegenen schlesischen Standort innehat. (Abb. S. 115). Auf den besonders die Erlenwurzeln — allerdings erst in einiger Tiefe — überkleidenden grünen oder braunen Schwammkolonien kriechen fast das ganze Jahr hindurch die schwarzen Larven des Netzflüglers *Sisyra fuscata* umher. Von Moostieren konnte ich im Kreise Landeshut bisher nur die Kolonien von *Plumatella repens* auffinden, flache Krusten, die ich gelegentlich an der Unterseite schwimmender Laichkrautblätter im Ziegeleiteich unweit des Landeshuter Bahnhofs beobachtete. Das Tier stellte sich übrigens wiederholt in Landeshuter Aquarien ein, in die auch der ausgestreckt bis 1½ cm lange grüne Armpolyp (*Chlorohydra viridissima*) und braune Hydren nicht selten eingeschleppt werden. Die grüne Hydra habe ich im Freien nicht nur in stehenden, sondern auch in fließenden Gewässern und zwar an Stellen lebhafter Strömung beobachtet, z. B. in dem Reichhemmersdorf durchfließenden Bach, *Hydra vulgaris* (Bestimmung durch Herrn Prof. Schulze, Rostock) unter ähnlichen Umständen bei Landeshut.

Unter den Wassersneden unseres Kreises fehlen die lebendgebärenden Sumpfsneden völlig. Die Hauptmasse der für den Stoffumsatz der Gewässer so wichtigen Wassermollusken stellt bei uns die Schlamm- und Sumpfschnecke *Limnaea stagnalis*, neben der die Posthornschnecke *Planorbis corneus* in



vielen unserer stehenden und langsam fließenden Gewässer in großer Menge vorkommt. Beschränkt ist die Verbreitung der Ohrschlamm Schnecke (*Limnaea auricularia*), die ich vom Muschelteich und von Voberlachen bei Feldmühle kenne. Merkel (a. S. 71 a. D.) verzeichnet von Hermsdorf städt. die schlanke, hornbraune *Limnaea peregra*, den kleinen, dünnchaligen *Planorbis rotundatus* und die kleine Erbsenmuschel *Pisidium obtusale*. Daß die große Teichmuschel *Anodonta cygnea* (Abb. 17), abgesehen von ihrem früheren Vorkommen im Muschelteich bei Landeshut, dem sie durch ihre Häufigkeit und Auffälligkeit zu seinem Namen verhalf, im Kreise Landeshut noch einen zweiten Standort gewonnen hatte, den — inzwischen trocken gelegten — Teich der Bleichanstalt der Schlesischen Textilwerke zu Landeshut, wurde schon erwähnt. Um eine überaus zahlreiche Kolonie von Erbsenmuscheln wurde unsere Fauna ärmer durch die 1910 erfolgte Zuschüttung des gegenüber dem Landeshuter Bahnhof an der Straße nach Neußendorf gelegenen kleinen Teiches. Wie gerade solche Tümpel ganz geringen Umfangs für ein Gebiet oft einzigartige Standorte von Lebewesen bedeuten, zeigt das schon von Höger (a. S. 66 a. D.) erwähnte Vorkommen des Pfeilkrauts und der gekreuzten Wasserlinse in einem kleinen, mitten auf den Voberwiesen unterhalb der Siedlung Dairiel gelegenen Tümpel, zweier Wasserpflanzen, die sonst dem Kreise Landeshut vollständig fehlen.

Über die zahlreichen als Larven oder erwachsene Tiere unsere stehenden Gewässer bewohnenden Insekten sind wir bisher verhältnismäßig erst recht wenig unterrichtet. Häufige Wassermücken sind der Rückenschwimmer (*Notonecta glauca*) und der Wasserkorpion. Unter den Libellen-Arten, die unsere Teiche und langsam fließenden Wasserläufe als Larven bewohnen und sich auch als erwachsene Tiere meist in deren Nähe aufhalten, sei der kleinen zarten Agrioniden und der prachtvoll blaugrünen *Calopteryx virgo* und *Calopteryx splendens* gedacht. — Eine bedeutende Rolle spielen im Stoffwechselkreislauf der Binnengewässer die Larven der Mücken und Fliegen. Von den in dieser Hinsicht besonders wichtigen Zuckmücken (Chironomiden) — Larven — äußerlich größtenteils an ihrer blutroten Farbe kenntlich — wurden im Muschelteich solche der Orthocladiinen-Gruppe nachgewiesen. Die oft riesige Entwicklung der Larven der Stechmücken-Familie der Culiciden hat gleichwohl eine wirkliche Stechmückenplage in unserm hochgelegenen Kreise nirgends zur Folge. Schlammbewohner sind die Larven der *Eristalis*-Fliege, während die glasartig durchsichtigen, wagerecht im Wasser liegenden *Corethra*-Mücken-Larven Tiere des freien Wassers sind. Von den auch in unsern stehenden Gewässern formenreichen Familien der Tauchkäfer und Kolbenwasserkäfer beobachtete ich in Landeshuts nächster Umgebung außer dem großen Gelbrand (*Dytiscus marginalis*) die kleinwüchsigen Arten *Agabus guttatus* und *bipustulatus*, *Anacaena limbata* und *globulus*, *Hydroporus obscurus*, *Helophorus viridicollis* und *granularis* sowie *Limnebius truncatellus*. Ein auffälliges Tier der Wasseroberfläche unserer Teiche, das sich bei Gefahr allerdings sofort in die Tiefe begibt, ist der schwarzblaue Zummelkäfer *Gyrinus natator*. Die Wasserläufer und die winzigen dunkelblauen Springschwänze dagegen, deren Standort gleichfalls die Wasseroberfläche unserer stehenden Gewässer bildet, suchen sich der Gefahr durch Flucht zwischen die Uferpflanzen oder aufs freie Wasser hinaus zu

entziehen. — Ein von den Aquarienliebhabern gern zur Beobachtung gehaltenes Tier ist die bei uns nicht häufige Wasserspinne (*Argyroneta aquatica*).

Von Egeln kenne ich aus Landeshuter stehenden Gewässern den großen Pferdeegel (*Haemopsis sanguisuga*) und die kleinwüchsige graubraune *Herpobdella octoculata*. Wer einmal Gelegenheit genommen hat, die Aufeinanderfolge der Tierformen in unseren Gewässern im Kreislauf eines Jahres zu verfolgen, dem wird im Sommer schwerlich der sich durch das Wasser schlängelnde kleine Borstenwurm *Stylaria lacustris* entgangen sein, den schon Rösel von Rosenhofs treffliche Insektenbelustigungen (1746 bis 1761) als das „Wasserschlanglein mit dem langen zungenähnlichen Fühlhorn“ kennen lehren. — Als Bewohner zahlreicher Teiche und Tümpel des oberen Bober- und Ziedertales traf ich den großen milchweißen Strudelwurm *Dendrocoelum lacteum* und die mit ihm verwandte schwarze *Polycelis*-Planarie unserer stehenden Gewässer. Rhabdocoelen Strudelwürmer machen zuweilen in unseren Teichen einen wichtigen Bestandteil des tierischen Planktons aus, an dessen Zusammensetzung sich im übrigen, wie erwähnt, vorwiegend Krebstiere, zeitweilig auch Rädertiere und Einzeller beteiligen. — Von diesen bieten sich unsern mikroskopierenden Naturfreunden fast das ganze Jahr hindurch die Stocentierkolonien, die schleierartige Überzüge über ins Wasser ragenden Baumwurzeln und Holzteilen bilden, die Trompetentierchen, Pantoffeltierchen und andere tierische Einzeller.

Den Wasserinsekten stellen nicht nur des abends und nachts, sondern schon, wenn die Sonne noch hoch am Himmel steht, Wasserfledermaus (*Myotis daubentoni*) und Bartfledermaus nach, beide von Herrn Roth unweit des Kreppelhof-Wallgrabens gefunden. Wasservögeln begegnet man dagegen auf unseren stehenden Gewässern infolge deren geringer Größe nur sehr selten. Das Brüten einer Stocente in einem der kleinen Teiche zwischen Krausendorf und Ruhbank im Juni 1926 beobachtete Herr Förster Bobe. Auf die in manchen Sommern festzustellende Anwesenheit des Drosselrohrsängers bei Kreppelhof machte mich Herr Wobs, Landeshut, aufmerksam.

Der im Kreise Landeshut ansässigen Tierwelt steht eine Reihe von Tierarten gegenüber, die unser Gebiet nur als

Durchzügler und Gäste

besuchen. Ausschließlich zur Zugzeit wurden bisher folgende Vogelarten bei uns beobachtet: Kirschkornbeißer, weißköpfige Schwanzmeise, Weindrossel, Trauerfliegenfänger, Weißstern-Blaukehlchen, Sumpfohreule, Kranich, weißer Storch, Graugans, Krickente, Schwarzhalstaucher, Zwergtaucher, Kiebitz¹⁾, großer Brachvogel, Waldschnepfe, Lachmöwe, Fischreiher, Rüpelsumpfhuhn und Blässhuhn.

Für den Vogelzug besitzt allem Anscheine nach der Liebauer Paß, der in diesem Falle freilich nicht im Sinne der „Liebauer oder Landeshuter Pforte“ der Geographen (also des Raumes zwischen Schartenberg, Lerchen-

¹⁾ Kiebitze sollen nach Mitteilung von Herrn G. Wahn wiederholt auf den Wiesen bei Hartmannsdorf gebrütet haben. Angeblich auch im Gelände der Neuener Talssperre.

berg und Kahlen Berg) aufgefaßt werden darf, sondern als die ganze Senke zwischen Rehorn- und Rabengebirge, erhebliche Bedeutung. Benutzer dieses Passes sind nach den langjährigen Beobachtungen des Hermsdorfer Försters und ausgezeichneten Vogelkenners O. J o c h m a n n besonders Störche, Gänse, Enten, großer Brachvogel und Stieglitz. Ein Teil der den Liebauer Paß überfliegenden Vögel trifft beim Herbstzuge nicht unmittelbar von Norden, also über Landeshut hinweg, hier ein, sondern von Westen am Riesengebirge entlang ziehend und den Landeshuter Kamm überquerend¹⁾. Von den von Westen kommenden Zugvogelscharen umgehen allerdings manche das Rabengebirge östlich. Auch dem Ziedertal folgen wandernde Vogelscharen in der Richtung nach Albbendorf und Friedland. Wie kürzlich W ö d s (Schl. Heimat. Jg. 1928. Nr. 5 S. 1) mitteilte, wurde schon um 1400 das Gebiet von Braunau bis Grüssau „der schlesische Vogelzug“ genannt. Auf den Umfang und die Regelmäßigkeit des Vogelzuges am Liebauer Paß deuten die z. Z. noch heute in den dortigen Dörfern (Hermsdorf, Oppau, Pegelsdorf) vorhandenen, wenn auch nicht mehr benutzten großen Vogelherde.

Alljährlicher W i n t e r g a s t, freilich nur in vereinzelten Stücken, ist im Landeshuter Kreise die Saatkrähe; auch Bergfink, Virenzeisig und Dompfaff²⁾ bleiben selten aus. — Wie mir Herr G. W a h n mitteilte, soll dasselbe für den Kiefernkreuzschnabel gelten. Nur in strengen Wintern erscheint — ein i n t e r m i t t i e r e n d e r F r e m d l i n g im Sinne der Tiergeographie — der nordische Seidenschwanz.

Zu einer anderen Gruppe von Gästen gehören einige Vogelarten, die unser Gebiet nur in einzelnen versprengten Stücken betreten. Zu diesen J r r g ä s t e n³⁾ gehört bei uns die Nachtigall, die Blaurake, der Wendehals, von dem einmal sogar eine Brut unweit Landeshuts beobachtet wurde, die Schaffstelze, sodann gegenwärtig der Wiedehopf. Auch des schlankschnäbligen sibirischen Tannenhähers muß hier gedacht werden, der 1911 auf seinem Vormarsch nach Westen gegen Ende August um Landeshut auftauchte. Dagegen ist das asiatische Steppenhuhn bei seinen Vorstößen nach Deutschland 1863 und 1888 an dem hochgelegenen Kreise anscheinend vorübergewandert.

Fremdlinge, die gelegentlich bei uns in Massen auftraten, stellen besonders die Insekten. Mitte Mai 1925 (15. und 16. Mai) zog über große Teile Schlesiens in der Richtung von Osten nach Westen ein gewaltiger Libellenschwarm, wie es scheint hauptsächlich von *Libellula quadrimaculata* gebildet. Unter den bei dieser Gelegenheit in der Nähe von Landeshut aus dem riesigen Schwarm heraus gefangenen Tieren stellten indes Kügler und Roth auch *Libellula pectoralis* fest. Über die Herkunft und den Verlauf dieses ungewöhnlich ausgedehnten Libellenzuges ist Näheres leider nicht bekannt geworden.

¹⁾ Das gilt für viele Störche (Krause G.: Wanderer im Riesengebirge Bd. 20. S. 145. 1900 u. Martini G.: Die Vögel des Kreises Hirschberg i. Rsgb. Ver. Ver. Schles. Ornithol. Bd. 12. S. 62. 1926), auch — auf dem Frühjahrszuge — für viele Bergfinken (Martini: a. a. O.)

²⁾ Von Herrn G. Wahn allerdings auch im Kreise brütend festgestellt.

³⁾ Hierzu Hayns Angaben über Rotwild-Erlegung bei Landeshut (f. S. 82).

Große Beunruhigung haben im Landeshuter Kreise die Heuschreckenschwärme hervorgerufen, die im August 1542 und noch mehr die, welche am 22. und 24. August 1693 bei uns erschienen. Im letztgenannten Falle soll es gelungen sein, die gefährlichen Gäste durch ein „Getön“ zu verschrecken. Eine sehr eingehende Schilderung dieses Heuschrecken-Einfalles ins Landeshuter Gebiet findet sich bei H a y n (1821 a. S. 82 a. D. S. 218—220).

Eine gesonderte Besprechung mögen schließlich die dem Menschen als Nutztiere oder Schädlinge in unmittelbare Nähe gerückten Tiere des Landeshuter Kreises erfahren, soweit sie nicht als Jagdtiere, Gegenstände der Fischerei und Wohnungsschmarozer bereits Berücksichtigung gefunden haben oder als Hauptnutztiere der Landwirtschaft in dem von Herrn Dr. T i e g e bearbeiteten Teile dieses Buches behandelt werden.

Bienenzucht, Seidenbau und andere Kleintierhaltung.

Mit etwa 1400 Bienenstöcken (Stand vom 1. Oktober 1925: 1397) erzeugt der Kreis Landeshut eine nicht unerhebliche Honigmenge, deren Steigerung seit mehreren Jahren ein Kreis-Bienenzüchter-Verein betreibt. Nur geschichtlich von Belang sind die Versuche, die 1854 auch in Landeshut mit der Seidenraupenzucht unternommen wurden auf Betreiben des 1852 begründeten „Vereins zur Beförderung des Seidenbaus in der Provinz Schlesien“. Sie scheiterten sehr bald am Nichtgedeihen des Maulbeerbaumes, der Futterpflanze der Seidenraupe, in unserem Klima.

Bezüglich der Geflügelhaltung entnehme ich der Viehzählung vom 1. Oktober 1925, daß zu diesem Zeitpunkt im Kreise Landeshut gehalten wurden: 5731 Gänse, 573 Enten, 40 192 Hühner, 401 Trut- und Perlhühner¹⁾.

Pelztierzucht wird, soweit mir bekannt geworden, bisher im Kreise Landeshut nicht betrieben, wofern man nicht die seit dem Kriege sehr im Aufschwunge begriffene Kaninchenzucht (Stand vom 1. Okt. 1925: 5387 Kaninchen) als solche zählen will. Ob sich infolge der erhöhten Nachfrage seitens der Pelzhändler wie anderwärts auch bei uns in neuerer Zeit die Zahl der Razen erhöht hat, entzieht sich meinem Urteil. Die Hundehaltung wird im Kreise Landeshut stark beeinträchtigt durch die hier infolge der Nähe der Grenze selten erlöschende Tollwut, der bei uns gelegentlich auch Rinder und Pferde zum Opfer fielen.

Noch in wichtigen Punkten der Ergänzung bedürftig ist unsere Kenntnis der tierischen Schädlinge im Bereich des Landeshuter Kreises²⁾.

Als Schmarozer des Menschen kommen bei uns neben dem aus der Rinderfinne hervorgehenden Bandwurm *Taenia saginata*³⁾ und den

¹⁾ Die Zahl der Tauben wird bei den amtlichen Viehzählungen nicht festgestellt.

²⁾ Dieser Abschnitt wurde in ähnlicher Form bereits im „Heimatkalender des Kreises Landeshut für das Jahr 1927“ veröffentlicht.

³⁾ Ob der Schweinebandwurm *Taenia solium*, dessen Finne auf dem Landeshuter Schlachthof von 1904—27 noch in 7 Fällen Tauglichkeitsbeanstandungen von Schweinen zur Folge hatte, im Landeshuter Kreise in den letzten Jahrzehnten als Schmarozer des Menschen festgestellt wurde, ist mir nicht bekannt geworden.

hauptsächlich Kinder befallenden Darm-Fadenwürmern (*Ascaris lumbricoides*, dem Spulwurm, *Trichocephalus trichiurus*, dem Peitschenwurm, und *Oxyuris vermicularis*, dem Madenwurm), Krähmilbe (*Sarcoptes scabiei*), Holzbock, Menschenfloh (*Pulex irritans*), Kopf- und Filzlaus in Betracht, zu denen sich — während des Krieges vorübergehend häufiger (von den Fronten eingeschleppt) — die Kleiderlaus gesellt. Keine Einschleppungsgefahr bedeutete für uns — infolge der Eigenart der Übertragung dieser Krankheit durch die bei uns fehlende Mückenart *Anopheles* — die Rückkehr unvollständig ausgeheilten an Malaria erkrankter Kriegsteilnehmer in die Heimat. Der Erreger der Grubentrankheit, *Ancylostoma duodenale*, ist dem Reichenbacher Bergwerksgebiet glücklicherweise fern geblieben. Fälle von Trichinentrankheit beim Menschen im Kreise Landeshut sind mir nicht bekannt geworden. Einzelne, meist verkalkte Muskeltrichinen werden jedoch von der amtlichen Trichinenschau in Zwischenräumen von Jahren immer wieder einmal festgestellt¹⁾. Bedauerliche Opfer forderte dagegen bei uns wiederholt die Finne des Hundebandwurms *Taenia echinococcus*, des sogenannten „Hundewurms“. Über die Häufigkeit der Finne dieses Bandwurms in Lunge und Leber von Schlachttieren (Kindern, Schafen, Schweinen) gibt die Tabelle auf S. 106 — auf Grund der Statistik des Landeshuter Schlachthofes für die Jahre 1904–1924 — Aufschluß. Sie gestattet gleichzeitig einen Einblick in die Verluste unserer Ernährungswirtschaft durch Leberegel, Kinderfinne, Schweinefinnen (*Cysticercus cellulosae* und *tenacollis*), lungenbewohnende Fadenwürmer (*Strongylus paradoxus* und andere Strongyliden) sowie die durch den Einzeller *Sarcocystis miescheriana* hervorgerufenen „Miescherschen Schläuche“. Bei den Angaben handelt es sich größtenteils um Minimalzahlen, da bei geringergradigem Parasitenbefall häufig nur der betroffene Organteil vernichtet wird, der Fall in der Statistik aber nicht zum Ausdruck kommt. Besonders groß sind bei uns die Abgänge von Kinderlebern und Lungen durch Leberegel und „Hülswürmer“ (Finnen des „Hundewurms“: Echinococcen) sowie von Schaf- und Lungen durch Strongyliden-Fadenwürmer. — Auffällig zu nahm seit 1925 in einem Teil des Landeshuter Kreises der Befall der Schafe mit der Finne des Quetsenbandwurms (*Taenia coenurus*), des Erregers der Drehkrankheit dieser Tiere.

Die anderwärts ins Gewicht fallende Beeinträchtigung des Wertes der Kinderhäute durch Befall des Weideviehs mit Dasselfliegen macht sich im Kreise Landeshut ausschließlich bei den aus Oldenburg, Ostfriesland oder Ostpreußen eingeführten Kindern geltend. Auch Kriebelmückenschäden spielen in unserem Gebiet keine Rolle. — Zu einem starken Anschwellen der Pferdehäute hatte der Krieg geführt; auch im Landeshuter Kreise gelang es erst durch die Einführung der Vergasung der Pferde mit Schwefeldiäthyd die Seuche erlösen zu machen. Häufige Darmschmaroker unserer Haustiere sind der Pferdespulwurm, der vom Menschenspulwurm nicht zu unterscheidende Schweinespulwurm und die Bandwürmer des Kindes. Der Kaninchenzucht fügt der Einzeller *Eimeria stiedae*, der Erreger der

¹⁾ So im Jahre 1927 im Dorfe Schwarzwaldau 3 Fälle [Reichenbacher Tageblatt Nr. 291 vom 13. 12. 1927. Reichenbach i. Schles.]

Kaninchenkokzidiose, ernste Verluste zu. Über die zahlreichen übrigen tierischen Schmarozer unserer Haustiere, die nicht in dem Maße wie die bisher genannten zum Eingreifen Anlaß geben, liegen Angaben bisher nicht vor. — Unserem Viehbestand schadet — in den letzten Jahren besonders in den Scharlachberg-Waldungen — nach den Befunden von Herrn Direktor Stiebler, Landeshut, beträchtlich die Viehdasselfliege, *Cephenomyia stimulator*.

Durch Schmarozer-Band-, Saug- und Fadenwürmer unserer Schlachttiere bedingte Verluste unserer Ernährungswirtschaft.

[Die im Zeitraum 1904—1927 auf dem Landeshuter Schlachthofe wegen Befalls mit Schmarochern vorgenommenen Organvernichtungen und Minderwertigkeits-erklärungen ganzer Tiere].¹⁾

Zahl der geschlachteten			Zahl der geschlachteten			Zahl der geschlachteten			Zahl der geschlachteten			Zahl der geschlachteten			Zahl der geschlachteten			Zahl der geschlachteten			Zahl der geschlachteten			Zahl der geschlachteten			Zahl der geschlachteten		
Rinder	Schweine	Schafe	Rinder	Schweine	Schafe	Rinder	Schweine	Schafe	Rinder	Schweine	Schafe	Rinder	Schweine	Schafe	Rinder	Schweine	Schafe	Rinder	Schweine	Schafe	Rinder	Schweine	Schafe	Rinder	Schweine	Schafe	Rinder	Schweine	Schafe
</																													

¹⁾ Für die mit * gekennzeichneten Posten waren keine Angaben mehr zu erhalten.

Als Schmaroker auf eingeführten Schlachtkarpfen fand ich gelegentlich den in unserem Kreise nicht einheimischen Fischegel *Geometra piscicola*.

Über die nennenswerten in den letzten Jahren durch Tiere bewirkten Schädigungen der eigentlichen landwirtschaftlichen Nutzpflanzen des Kreises Landeshut geben die Jahrgänge 1909/10 bis 1917/18 des „Berichts über die Tätigkeit der agr.-botanischen Versuchs- und Samenkontroll-Station der Landwirtschaftskammer der Provinz Schlesien zu Breslau“ und deren Fortsetzung „Bericht der Hauptstelle für Pflanzenschutz Breslau“ für 1918 und 1919, sowie die Mitteilungen aus der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft Berlin-Dahlem. H. 29, 1926 (S. 111), H. 30, 1927 (S. 44, 91, 187, 194, 235, 266, 271, 286, 320, 365) und H. 32, 1927 (S. 31, 33, 99, 124) Aufschluß. Sie nennen für unseren Kreis die Kohlhernie (s. u.), den Rüben-Fadenwurm und das Wurzelälchen *Heterodera schachtii* und *radicicola*, Nachtschnecken, *Agrotis*-Saateulen-Erdraupen und die als „Drahtwürmer“ bekannten Schnellkäfer-Larven, als Roggenschädling die Larven des Erdstich-Käfers *Halica vittula*, als Kohlrabi-Schmaroker *Cystopus taeniopus*, Weizenhalmsfliege, Fritsfliege, Rübenfliege (*Pegomyia hyoscyami*), Hafermilbe (*Tarsonemus spirifer*), Lindengallmilbe (*Eryophyes tiliae*) und Mäuseschäden. Nach der von Pay (1921 a. S. 72 a. D. S. 135) gegebenen Skizze gehörte der Kreis Landeshut im Jahre 1912 zu den stellenweise sehr stark von der Weizenhalmsfliege (*Chloropus taeniopus*) befallenen Gebieten. Nach 1926 machte sich der Schädling in einzelnen Teilen unseres Kreises wieder bemerkbar. Einige weitere — Schadwirkungen im Jahre 1926 betreffende — Angaben verdanke ich Herrn Dipl.-Landwirt Pohl, Landeshut: Die feuchte Witterung des Frühjahrs und Sommers 1926 hatte eine ungewöhnliche Vermehrung der Nachtschnecken im Gefolge, die stellenweise sogar die Kartoffelstauden oberhalb der Knollen angriffen. Befall des Roggens mit den Larven von Schnellkäfern, z. B. der Gattung *Agrotis*, den Drahtwürmern, und noch mehr mit dem nur 2 mm langen Getreide-Blasenfuß (*Limothrips cerealium*) machten in einem großen Teil des Kreises Umpflügung notwendig. Mehr von örtlicher Bedeutung sind bei uns die „Made im Weizen“, Saateule, Engerlinge, Feldmäuse und Sperlingsfraß. Als „Sperlingszins“ hatte nach Böck (1928 a. S. 103 a. D.) in unserem Gebiet in vergangener Zeit alljährlich jeder Bauer 1 Schock, jeder Stellenbesitzer 3 Mandeln, jeder Häusler 1 Duzend Sperlingsköpfe abzuliefern, eine Steuer, die selbst nach den Nöten des Dreißigjährigen Krieges innegehalten wurde. — Von den in unserem Gebiet den Gemüsebau beeinträchtigenden tierischen Schädlingen seien nur die Kohlweißlingsraupe, die Made der Kohlfliege (*Chortophila brassicae*), der Kohlrabi-Schädling *Cystopus taeniopus*, und der Erreger der bei uns leider häufigen „Kohlhernie“ (*Plasmodiophora brassicae*) erwähnt, ein Einzeller der Gruppe der Pilztiere (*Mycetozoa*). Die durch diesen Schmaroker hervorgerufenen Anschwellungen dienen ihrerseits Maden gewisser Fliegenlarven zum Aufenthaltsort.

Schädlinge des Obstbaues sind im Landeshuter Kreise nach den mir freundlichst mitgeteilten Erfahrungen von Herrn Gärtnereibesitzer Rauer, Landeshut, besonders der Apfelblütenstecher (*Anthonomus*

pomorum), ein zu den Rüsselkäfern gehörendes 4 mm langes Tier, die vom Mai an den ganzen Sommer hindurch an Apfel-, seltener an Birnbäumen sichtbare Blutlaus (*Schizoneura lanigera*), der Apfelwickler, der im Mai und Juni als Falter auftritt und im Sommer und Herbst die häufigste Obstmade der Apfel und Birnen abgibt, ferner die alle Kernobstarten befallende Raupe des Kleinen Frostspanners. Goldaster- und Schwammspinnerraupe haben im Kreise Landeshut keine größere Bedeutung. An unseren Stachelbeersträuchern schadet gelegentlich der Stachelbeerspanner. Förmlichen Kahlfraß bewirkte in Stachelbeeranlagen Reichennersdorfs 1923 die Stachelbeerblattwespe *Pteronidea ribesii*, die auch schon 1915 als Stachelbeerschädling für den Landeshuter Kreis genannt wurde¹⁾. Kern-, Stein- und Beerenobst in gleicher Weise beeinträchtigen verschiedene grüne Blattlausarten und Schildläuse, während die Kommaschildlaus (*Lepidosaphes ulmi*) in ihrem Vorkommen an Apfel und Birne gebunden ist. Von Vögeln schädigen den Obst- und übrigen Gartenbau zeitweilig Haussperling und Stare.

Größere Bedeutung gewann vorübergehend als Schädling in unseren Mühlen die Mehlmotte, die mit den Getreidesäcken immer wieder einmal eingeschleppt wird. Neben Hausmaus²⁾ und Ratte sind bei uns Vorratschädlinge, die sich gelegentlich unangenehm bemerkbar machten — besonders in der Zeit der Inflations-Hamsterei, — der Messingkäfer (*Niptus hololeucus*), der Reis und getrocknete Nahrungsmittel aller Art befällt, der Diebkäfer (*Ptinus fur*), die Holzkäfer *Liposcelis corrodens*³⁾, sowie die Maden der Käsefliege (*Piophilha casei*) und verschiedenen „Fleischfliegen“. Mehr lästig als durch Verzehren von Esvorräten schädlich werden Küchenschabe (*Periplaneta orientalis*) und Zuckergast. Gedacht sei aber der als Schädling wichtigen Kleidermotte. Die Klopfkäfer, deren Larven als „Holzwürmer“ alte Möbel zerfressen, wurden bereits erwähnt.

Über die wichtigeren tierischen Schädlinge der Forsten des Landeshuter Kreises verdanke ich Herrn Forstrat Eberts in Ullersdorf Aufschluß: Die Hauptschädlinge unserer Wälder sind nach seiner Mitteilung der große braune Rüsselkäfer *Hylobius abietis* und der Fichtenborkenkäfer *Ips typographus*, welcher ständig im ganzen Gebiet auftritt und nicht nur sekundär, d. h. durch Befall kränkender Stämme schadet, sondern auch forstweise gesunde Stämme absterben macht. Edeltannen werden mitunter durch den Rüsselkäfer *Pissodes piceae* und den Borkenkäfer *Ips curvidens* sekundär befallen und getötet⁴⁾. Auf liegendem Holz tritt fast alljährlich der Borkenkäfer *Xyloterus lineatus* als Schädling auf. Nur gelegentliche Schadwirkungen dürfte bei uns der von

1) Oberstein D.: Bericht Tätigf. agr.-bot. Vers.- u. Samencontr.-Station. Landw.-Kammer Schlesien. Breslau 1915/16.

2) Auch die Waldmaus dringt im Herbst bisweilen in unsere Häuser ein und verursacht dann Fraßschäden.

3) Arndt W.: *Liposcelis corrodens* [Heymons] als Schädling an Griesmehlsvorräten. Mitt. Ges. f. Vorratschutz. Jahrg. 4. S. 11—12. 1928.

4) Hierzu auch: van Bloten: [Tannensterben durch Borkenkäfer in Ullersdorf bei Liebau.] Ab. Schles. Forsto. f. 1909 (1910) S. 103.

Lehner bei Landeshut unter Fichtenrinde festgestellte *Crypturgus pusillus* bedingen. — Maitäferflugjahre sind bei uns die Schaltjahre¹⁾.

Für eine Massenentwicklung der Monne sind im allgemeinen die klimatischen Verhältnisse des Landeshuter Kreises nicht günstig, wenngleich ein gewisser Bestand dieses Schädlings bei uns stets vorhanden ist. Als 1921 aus dem Nonnenfraßgebiet der Tschechoslowakei ein starker Überflug eintrat und der heiße Sommer 1921 und das trockene Frühjahr 1922 ungewöhnlich günstige Bedingungen für die Nonnenentwicklung schufen, trat auch bei uns eine plötzliche Vermehrung der Monne ein, die im Sommer 1922 auf einer Fläche von 1,5 ha Kahlfraß und auf größeren Flächen Lichtfraß bewirkte. Das nasse Frühjahr 1923 und die Wipfelkrankheit stellten aber gegen alles Erwarten schnell das gestörte Gleichgewicht der Natur wieder her.

Auf der Grundlage meiner bisherigen Darstellung des Tierbestandes der größeren Lebensbezirke unseres Gebietes sei nun versucht, den

Gesamtcharakter der Tierwelt des Landeshuter Kreises,

ihre Stellung innerhalb der Fauna Schlesiens zu umreißen und ihre besonderen Züge aufzuzeigen. Wir werden uns dabei, da alle anderen Tiergruppen unseres Gebiets noch zu wenig bekannt sind, im wesentlichen auf die Verbreitungsbefunde der Wirbeltiere, Großschmetterlinge, Käfer und Weichtiere stützen müssen.

Die tiergeographische Stellung eines Gebiets — es gilt das für ein kleines ebenso wie für größere — wird gekennzeichnet einmal durch die Anwesenheit bezeichnender Tierformen, sodann durch das Fehlen charakteristischer Arten.

Wenden wir uns zunächst der positiven Seite des Faunenbildes unseres Gebietes zu, so haben wir offenbar dem Vorkommen einiger bezeichnender Bergformen auf dem Boden des Landeshuter Kreises besondere Bedeutung beizulegen. Von der Alpenamsel, deren heute freilich nur noch spärliches Auftreten am Kolbenkamm wir erwähnten, ist bekannt, daß sich ihr Vorkommen auf den Höhengürtel von 900—1200 m beschränkt, also jenes Gebiet, das Pax in seiner „Wirbeltierfauna von Schlesien“ (S. 28) als obere montane Region bezeichnet (900—1250 m). Auch der von E. Förster im Rabengebirge und am Dittersbacher Paß beobachtete Falter *Erebia euryale* (Abb. 21b), der Lauffäfer *Pterostichus unctulatus*, die Kurzflügler *Stenus fossulatus* und *Atheta tibialis*, der Schmaldeckenkäfer *Oedemera tristis* (Abb. 21a), der Glanzkäfer *Atomaria ornata*, der Blattkäfer *Melasoma lapponica* und der Vorkenkäfer *Ips amitinus* können als echte Glieder der oberen Montanregion gelten. Ihnen gesellten sich früher noch zwei heute bei uns ausgestorbene Schmetterlinge hinzu, der Apollo und *Plusia ain*.

¹⁾ Schmidt M.: Die Maitäfer in Deutschland. Arb. Biol. Reichsanstalt f. Land- u. Forstwirtschaft. Bd. 17. H. 1. S. 1. 1925.

Diesen ausgesprochenen Bergtieren des Landeshuter Kreises schließt sich eine beträchtliche Anzahl von Tieren an, die wie unser dickschnabliger Zannenhäher vorzugsweise die untere montane Region (600–900 m), daneben aber einen Teil des Hügellandes bewohnen, dessen Höhenbegrenzung ich mit Par (1921 a. S. 72 a. D.) mit 200 und 600 m annehme. Einige von ihnen überschreiten in ihrem Vorkommen nach oben auch noch die 900 m-Linie. Bezeichnende derartige Vorgebirgsformen unserer heimischen Fauna sind der Feuerfalamander, die Wasseramsel, der Siebenschläfer, die Gebirgsbachstelze, der Bergmolch, der Schmetterling *Erebia ligea* (dazu vielleicht auch noch heute — jedenfalls früher — der Spanner *Venilia macularia*), die Heuschrecke *Psophos stridulus*, die Käfer *Chrysomela purpurascens*, *Epuraea boreella*, *Agapanthia violacea*, *Chryptophagus silesiacus*, die Schnecken *Limax tenellus*, *Vitrina elongata*, *Helix lapicida*, *Clausilia cruciata*. — Ganz in den Rahmen der Tierwelt der Montan- und Hügelregion hinein fällt auch die Bewohnerschaft der fließenden Gewässer des Landeshuter Kreises, die ihrerseits ausnahmslos dem Forellenabschnitt angehören: Es sei hier nur an die Groppe und Ellrige sowie *Planaria gonocephala* erinnert.

Von der nicht minder bezeichnenden Abwesenheit gewisser, der geographischen Längen- und Breitenlage des Kreises Landeshut nach bei uns zu erwartenden Tierarten sei zunächst erwähnt das so auffällige Fehlen aller echten Ebenentiere. Die Nachtigall, die bei Freiburg (280 m) und selbst noch bei Völkenhain (330 m) alljährlich brütet, zeigt sich bei uns höchstens als Irrgast einmal. Das Gleiche gilt für Maurake, Wendehals und Schleiereule. Ähnlich bezeichnend ist das Fehlen des Hamsters, der Zauneidechse, der Ringelnatter, der grünen Kröte, der rotbauchigen Unke, des Welses, der Brasse und überhaupt aller auf Brassen- und selbst Barbenabschnitt der fließenden Gewässer beschränkten Fischarten sowie des Salters *Erebia medusa*, der Muscheln *Anodonta complanata* und *Unio tumidus*, sowie der Malermuschel. Bezeichnend ist sodann die Seltenheit, die geringe Flächendichte, gewisser Ebene und Hügelland bewohnender Tierformen bei uns, die sich eben in den tiefergelegenen Teilen des Landeshuter Kreises an ihrer oberen Verbreitungsgrenze befinden. Zu diesen Tieren, die im Kreise Landeshut nur in dessen nördlichem Randbezirk in geringer Zahl zu beobachten sind, gehört der Graumammer und der Laubfrosch. Etwas weiter hinauf scheint der bei uns recht seltene Kammolch zu gehen.

Ganz offenkundig spiegelt sich in diesen Tatsachen der Tierverbreitung die Höhenlage unseres Kreises (zwischen 425 und 1183 m mit einem Hauptanteil zwischen 450–600 m) wider: Einen Teil des von Par (1921 S. 270 a. S. 72 a. D.) als schlesisches Bergland umgrenzten Faunenbezirks unserer Provinz bildend, reicht der Kreis Landeshut in diesem aus der Zone des Hügellandes bis an die Grenze der oberen montanen und der subalpinen Region.

Die Bevorzugung der auf bestimmte Höhenstufen beschränkten Tierarten bei unserem Versuch, den Gesamtcharakter der Tierwelt unseres Gebietes zu umreißen, könnte leicht den Anschein erwecken, als ob eben diese

Tierarten, also in erster Linie die echten Berg- und Hügellandtiere, die Hauptmasse unseres Tier- oder auch nur Arten-Vestandes ausmachten. Dies ist indes ganz und gar nicht der Fall, vielmehr überwiegen — wie in allen Faunenbezirken — bei uns der Zahl nach durchaus die unspezifischen Tierarten, im vorliegenden Falle die Tiere, die Schlesien vom Flachland bis zum Knieholzgürtel des Riesengebirges hinauf bewohnen. Als Beispiele für sie seien aus unserer heimischen Fauna Hermelin, Hausrotschwanz, Nebelkrähe, Kreuzotter und Grasfrosch genannt. Beschränken wir uns auf die unserer Tierarten (102), die Pax (1925) in seiner Tabelle der Vertikalverbreitung der schlesischen Wirbeltiere berücksichtigt, so entfallen von den Wirbeltieren des Landeshuter Kreises auf die von der Ebene bis in die Montan-Region verbreiteten Arten 54 Prozent! — Den Formen, die auf die Ebene und das niedere Hügelland beschränkt sind, gehören 21 Proz. unseres Wirbeltierbestandes an. Weitere 19 Prozent bewohnen den Raum: Ebene, Hügelland und untere Montan-Region. Man darf hierin wohl den Ausdruck der Tatsache sehen, daß der Hauptteil des Kreises Landeshut unterhalb der 600 m-Linie gelegen ist. Ausschließlich auf die obere Montanregion sind nur 1 Prozent unseres Wirbeltier-Artenbestandes beschränkt, auf Montanregion und Hügelland 3 Prozent, auf untere Montanregion und Hügelland 2 Prozent. — Wenn wir bei der tiergeographischen Kennzeichnung unseres Gebietes dessen echten Bergtieren trotz deren geringer Beteiligung am Gesamtbestand unserer Fauna besondere Bedeutung beilegen, so rechtfertigt sich das durch die bekannte Tatsache der Artenverarmung bergwärts wie auch polwärts, überhaupt in der Richtung nach extremen Lebensbedingungen hin. Jeder einzelnen solche Lebensbezirke besiedelnden Tierart kommt für das Faunenbild dieses ihres Gebietes natürlich eine ganz andere Bedeutung zu als einer der Tierarten, die gemeinsam in größerer Zahl die günstigeren Lebensbezirke bevölkern.

Eine eingehende Untersuchung zeigt übrigens, daß dem Landeshuter Kreise gewisse Tierarten fehlen, die der Höhenlage nach sehr wohl noch bei uns vorkommen könnten. So vermissen wir als Brutvögel Steinkauz und Saatkrahe, die andernwärts in Höhen bis 600 m Höhe horstend gefunden wurden. Von dem bei uns nur ganz selten zu beobachtenden Pirol ist bekannt, daß er im benachbarten Schmiedeberg in 480 m Höhe brütet. Hier kommt als Erklärung wohl nur die ungewöhnliche, nicht durch die Höhenlage des Landeshuter Kreises allein bedingte Rauheit unseres Klimas (s. S. 75) in Betracht.

Für die Abwesenheit einer Reihe anderer Tiere in unserem Kreise sind nicht dessen Höhenlage und klimatischen Verhältnisse, sondern Besonderheiten des Bodens maßgebend. Das Fehlen reinen Sandbodens und größerer Flächen anstehenden Kalksteins bedingt die Abwesenheit bezeichnender Sand- und Kalksteinformen unter unseren Gliedertieren und Schnecken. Des Fehlens von Höhlentieren sowie einer Moorfauna, auch der geringen Beteiligung der echten Laubwaldbewohner innerhalb unserer heimischen Tierwelt wurde bereits gedacht. Weit stärker aber beeinflusst das Fehlen größerer stehender Gewässer in unserem Kreise die Gestaltung seiner Fauna. Dieser Umstand bedingt, daß die Wasservögel und Stelzvögel, von denen einige wie Bläshuhn und grünfüßiges Teichhuhn der

Höhenlage nach bei uns durchaus ihre Lebensbedingungen finden könnten, im Kreise Landeshut als Brutvögel fast vollständig vermist werden. Abwesenheit größerer stehender Gewässer, Höhenlage und Einfluß des Menschen sind die drei Faktoren, die für das Zustandekommen des heutigen Faunenbildes unseres Kreises sich weitaus am stärksten erweisen.

Innerhalb der erörterten Höhenstufe des schlesischen Berglands nimmt der Kreis Landeshut seiner Tierwelt nach im allgemeinen keine irgendwie ausgezeichnete Stellung ein. Seiner geographischen Zugehörigkeit zu den Westjudeten entspricht es, daß der den Ostjudeten fehlende Zauchkäfer *Coelambus lautus* in ihm noch gefunden wurde (bei Dittersbach städt.).

Die Pashöhe der Landeshuter Pforte (762 m) und der Übergang ins Ziedertal, auf deren Bedeutung als Wanderweg für Zugvögel wir oben eingingen, ist offenbar doch so beträchtlich, daß sie landesfremden Tierarten heute nur selten einmal als Einfallstor zu mehr als gelegentlichem Vorstoß dienen. Fast unter unseren Augen wanderte im Jahre 1928 die Bisanratte von Süden her in den Kreis Landeshut ein. Des Übergreifens der Nonnenplage aus der Tschechoslowakei in die Wälder der Ullersdorfer Oberförsterei in den Jahren 1921–1923 und der Heuschreckeneinfälle in den Landeshuter Kreis im 16. und 17. Jahrhundert wurde bereits gedacht. — Im Ganzen werden wir nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die große Mehrzahl der heute bei uns heimischen Tiere, soweit es sich nicht um solche mit Flugvermögen handelt, den Weg zu uns nach dem Abschmelzen des nordischen Gletscherschildes von Westen und Osten her an den Sudeten entlang gefunden hat. Übrigens dürfte dies auch von vielen unserer Vögel gelten, z. B. vom Girlitz (s. S. 84). Nur ganz klein ist die Zahl der Tierarten, von denen anzunehmen ist, daß sie seit den Tagen der Eiszeit unser Gebiet besiedeln (S. 80). Daß auch noch Glieder der voreiszeitlichen Fauna unseres Bezirkes bei uns ausharren, dafür liegen Beweise nicht vor.

Höger (a. S. 66 a. D. 1874 S. X) ist bei seiner Untersuchung der Gefäßpflanzen des Landeshuter Kreises zu der Überzeugung gelangt, daß in Bezug auf diese Pflanzengruppe unser Gebiet als artenarm zu bezeichnen ist. Ob dies auch für die Tiergruppen gilt, deren Artenbestand bei uns bereits einigermaßen zu übersehen ist, läßt sich heute deshalb noch nicht sagen, weil es — jedenfalls innerhalb Schlesiens — noch durchaus an der Möglichkeit eines Vergleiches mit anderen Gebieten ähnlicher Größe fehlt.

Die Zahl der bisher aus dem Kreise Landeshut bekannten wild lebenden Wirbeltier-Arten beträgt 171 (28 Säugetiere, 116 Vögel, 3 Reptilien, 7 Amphibien, 17 Fische) (in Schlesien überhaupt 431 Wirbeltier-Arten nachgewiesen). Von den Wirbellosen, deren Artenzahl ich für den Kreis Landeshut auf über 8000 schätze, sind hier nachgewiesen erst etwa 1000 Arten (darunter gegen 900 Insekten¹⁾).

¹⁾ Von fossilen Tierarten wurden bisher im Kreise Landeshut erst 71 nachgewiesen.

Zu erörtern bleibt die Frage, welche der von Par (1921) für die Gesamtheit der Fauna Schlesiens unterschiedenen *Faunenelemente* — Gruppen von Arten, die die gleiche Fläche bewohnen — im Tierbestand des Kreises Landeshut Vertreter besitzen. Von den Allereweltbürgern, die wie die Parasiten des Menschen von diesem über die ganze Erde getragen wurden, soll dabei abgesehen werden. Nur 5 dieser Faunenelemente, das mitteleuropäische, das europäisch-sibirische, das boreale, das nordisch-alpine und — wenn man so will — das atlantische Element, gehen in unsere heimische Fauna ein, wogegen die übrigen von Par für Schlesien angeführten, das alpine, nordische, arktische, sudeto-karpatische, pontische und submediterrane Element bei uns nicht vertreten sind.

Als Glieder des mitteleuropäischen Elements, das die Tierarten mit einer auf Mitteleuropa beschränkten Verbreitung umgreift, seien von Tieren des Kreises Landeshut genannt: Hecht, Karausche, Bergmolch, als Vertreter des europäisch-sibirischen Elements (außer in Europa auch über Sibirien verbreitete Arten): Igel, Eichhorn, Maulwurf, Fuchs, Baummarder, Fichtenkreuzschnabel, Baumpieper, Wachtelkönig, Kreuzotter, Laubfrosch, Grasfrosch. Dem borealen Element, dessen Verbreitung Europa, Nordasien und Nordamerika umspannt, sind Stodente und grobohrige Fledermaus zuzurechnen. Als Vertreter des nordisch-alpinen Elements, das einmal den Norden, sodann umschriebene Gebiete Mitteleuropas und Asiens — vorwiegend Gebirge — besiedelt, können bei uns die Alpenamsel und der Schmetterling *Erebia euryale* gelten. Als Sendling des atlantischen Elements mag der Aal aufgefaßt werden.

Daß die Tierwelt des Kreises Landeshut unserem als Pflanzen-Endem bekannten Porphyrvellchen nichts an die Seite zu stellen hat, wird bei der Kleinheit des betrachteten Gebiets nicht überraschen¹⁾). Eine nicht ganz unbedeutende Zahl von Tieren ist innerhalb Schlesiens bisher nur im Kreise Landeshut gefunden worden: Der Zwergkläfer *Baeocrara littoralis*²⁾, die Kriebelmücke *Cnetha arndti*, die Spinnen *Meta tigrina*, *Bathyphantes setipalpis*, *Stylophora concolor*, *Gongylidium nigricans*, *Erigone longipalpis*. Eine bemerkenswerte Besonderheit unseres Gebietes ist der im übrigen noch nicht genügend erklärte Kreuzotternreichtum des Landeshuter Kreises.

Zur Aufstellung selbständiger Unterbezirke in ihm ist das von uns betrachtete Gebiet natürlich zu klein; insbesondere bedingen die den Kreis Landeshut im Süden und Nordosten durchziehenden Wasserscheiden — Oberrhein, Elbe- und Weistritz-Anteil trennend — keinerlei nachweisbare Scheidung der Tierwelt. Für die Verteilung der Tierarten bei uns ist im allgemeinen vielmehr die Gruppierung der großen Pflanzen-

1) Ob die nur aus dem Rabengebirge bekannt gewordene Varietät *silesianus* des Apollo-Falters sich wirklich hier herausgebildet hat, nicht früher auch im Riesengebirge vorkam, erscheint zweifelhaft.

2) Folgende fossile Tierarten sind bisher nur durch Funde aus dem Kreise Landeshut bekannt: Der Fisch *Amblypterus vöcksi* und die 4 S. 76 erwähnten Muschelarten der Gattung *Aviculopecten*.

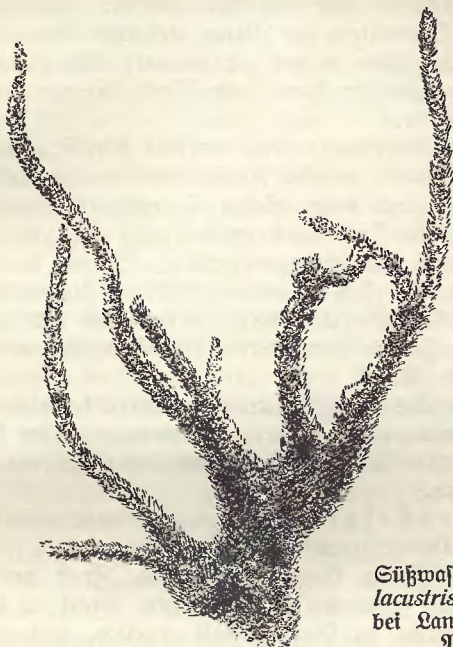
3) *Baeocrara littoralis* ist aus Deutschland sonst nur von den Vogesen bekannt geworden.

formationen (Wald, Wiese, Feld usw.) das Maßgebende. Ein Teil unseres Kreises jedoch hebt sich durch seine Fauna deutlich von dem übrigen Gebiet ab: Die unmittelbar nach dem Riesengebirge zu überleitenden Abschnitte des Kolbenkamms und Landeshuter Kammes und die höchsten Teile des Rabengebirges. Nur auf diesen Teil unseres Gebietes beschränkt sind die Glieder der Fauna der oberen Montan-Region: Die Alpenamsel, die Gebirgskäfer *Pterostichus unctulatus*, *Stenus fossulatus*, *Atheta tibialis*, *Atomaria ornata*, *Oedemera tristis* und *Ips amitinus* sowie der Falter *Erebia euryale*. Auch der Feuerfalamander und der dicksnäblige Farnhäger finden sich bei uns nur hier.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Scheidung des Kreises Landeshut in zwei derartige Höhenstufen für dessen Pflanzenwelt in gleicher Weise gilt. Bereits Höger 1874 (a. S. 66 a. D. S. VIII) betont im Hinblick auf unsere Flora, „daß sich in unserem Tale (dem oberen Bobertale), welches im Ganzen nach seinen klimatischen Verhältnissen und seiner vertikalen Erhebung dem höheren Vorgebirge angehört, immer noch zwei wohl von einander zu trennende Etagen unterscheiden lassen, eine tiefere und eine höhere. Von diesen nimmt die letztere den an das Hochgebirge sich anlehnenden Teil des Gebietes ein. Ihre innere Grenze durchseht die obere Hälfte der westlichen Seitentäler des Bobers und der dieselben einschließenden Höhenzüge. Hier begegnen uns nämlich beim Aufsteigen aus dem Tale nach dem Hochgebirge überall die ersten Vorboten der Flora der letzteren. Hier zeigen sich einsam und vereinzelt, im innersten Winkel des Hermsdorfer Tales, die zitrongelben Blüten der *Viola biflora*, auf hochgelegenen Wiesen um die oberen Dörfer die orangenfarbenen Blumendolden des *Hieracium aurantiacum* und die großen goldgelben Köpfe von *Crepis grandiflora*; auf lichten, feuchten Waldplätzen die blauen Blütentrauben der Alpengänsedistel *Mulgedium alpinum*, an etwas schattigen Straßendämmen die weißblütigen Rispen des eisenhutblättrigen Hahnenfußes *Ranunculus aconitifolius*; an Buschrändern die *Salix silesiaca* und an Hohlwegrändern die Wedelrosetten des Nippenfarn, *Blechnum Spicant*. An grasigen Dämmen findet sich herdenweise der Alpenhuflattig, *Homogyne alpina*, dessen kräftig gedrungener Wuchs und derbe Wurzelblätter erkennen lassen, daß er in dieser Region seine Heimat hat, und in dichtgedrängten Scharen haben die mit den mächtigen, scharf gefalteten Blättern besetzten hohen Blütenstängel der sogenannten weißen Nieswurz, *Veratrum album*, im üppigsten Wachstum die sumpfigen Wiesen um Hermsdorf, Dittersbach und Wüsteröhrsdorf bevölkert; während auf moorigen Hochwiesen oberhalb des letzteren Dorfes das Alpenwollgras, *Eriophorum alpinum*, sich eingefunden hat, und vom gleichen Ursprungsorte stammend auch *Carex limosa* beobachtet worden ist.“

Welche Teile unseres Kreises und welche seiner Lebensgemeinschaften zoologisch noch besonders der Durchforschung bedürfen, wird im Schlußabschnitt dieses Buches: Künftige Aufgaben der Heimatforschung im Kreise Landeshut erörtert werden. Welche Tiergruppen in unserem Gebiet bisher überhaupt noch nicht oder fast noch nicht untersucht worden sind, wurde oben

gezeigt. — Nicht wenige sind der künftigen Aufgaben zoologischer Forschung im Rahmen unseres heimatlichen Kreises. Ihrer Lösung als Grundlage zu dienen, möge der vorliegende Überblick über unsere gegenwärtige Kenntnis der Tierwelt des Kreises Landeshut berufen sein.



Süßwasserschwamm *Spongilla lacustris* aus dem Muschelteich bei Landeshut. Wintertracht. Natürliche Größe.

Naturdenkmäler und Naturschutz im Kreise Landeshut.

Von Ernst Kunik, Landeshut.

Das von Alexander von Humboldt geprägte Wort „Naturdenkmal“ wird heute in etwas anderem Sinne gebraucht als früher. Nach der geläufigeren, älteren Begriffsbestimmung sind Naturdenkmäler in irgendwelcher Weise hervorragende Reste ursprünglicher Natur, wobei es sich um aussterbende Pflanzen- oder Tierarten, um einzelne Denkmäler des Bodens, wie Felsbildungen oder Findlingsblöcke, selbst um ganze natürliche Landschaften handeln kann. Die staatliche Naturdenkmalpflege¹⁾ schränkt heute den Begriff ein auf die bemerkenswerten Einzelschöpfungen der Natur. Dem Zwecke unseres Buches entspricht es, wenn wir uns der älteren Auffassung anschließen.

¹⁾ W. Schoenichen: Bemerkungen über Organisation und Aufgaben der Naturdenkmalpflege. In: Wege zum Naturschutz. Leipzig. 1926.

Hat nun auch unsere Heimat Naturdenkmäler, und ist deren Schutz notwendig? Freudig bejahen wir die erste Frage, mit Bedauern die zweite. Leider hat unsere heimische Natur bereits Einzelnes verloren, was unwiederbringlich ist. Um zu retten, zu erhalten, ist es dringend notwendig, daß sich jeder von uns der Gefühls- und mittelbar auch der Kulturwerte bewußt werde, die in diesen Denkmälern der Natur verborgen liegen. Es handelt sich um Werte, die viel höher wiegen als der materielle Gewinn, der aus ihrer Nugbarmachung erwachsen könnte, um Werte, die wir unseren Enkeln unbedingt erhalten müssen.

Wir wollen nicht vergessen zu erwähnen, daß wir die erste Zusammenstellung der Naturdenkmäler unseres Kreises dem um die Erforschung der Natur unserer Heimat und deren Schutz so verdienstvollen Hauptlehrer W. Patschovsky in Dittersbach grüßf. (gest. 1927 als Kustos des Riesengebirgsmuseums zu Hirschberg) verdanken¹⁾. Vorweg sei auch bemerkt, daß der Kreis Landeshut seit Dezember 1927 ein Naturschutzgebiet am Rabenstein besitzt, dessen Betreten streng verboten ist und in dem unter Strafandrohung das Fangen von Tieren, das Ausreißen und Abpflücken von Pflanzen verboten ist.

Wohl die größte Bedeutung kommt von unseren heimischen Naturdenkmälern denen des Bodens, und zwar denen der Gesteinswelt, zu. „Felsgeboren“, wie für die Ewigkeit gegründet, gehören sie untrennbar unserer Heimat an.

In den Friesensteinen, die zwar nicht mehr politisch, doch aber landschaftlich unserer Heimat zuzurechnen sind, überragen drei Felskolosse den Landeshuter Kamm. Mögen Regen und Wind, Frost und Hitze und chemische Einflüsse ihre zersetzende und abbauende Kraft an dem weniger widerstandsfähigen Gestein der Nachbarschaft erweisen, diese drei Granit-„Härtlinge“ trogen mit Erfolg den Kräften der Vernichtung.

Einer besonderen Schönheit erfreut sich das Haselbacher Tal in dem inmitten der Talsohle unvermittelt aufsteigenden Amphibolithfegel, dem Vogelberge, dessen Erhaltung durch den Übergang in den Besitz der Gemeinde als gesichert gelten kann.

Den kristallinen Schiefen des westlichen Kreises gehören noch an: Der große Stein bei Haselbach (Glimmerschiefer), die Schäfersteine bei Dittersbach städt. (Gneis — wenig außerhalb der Kreisgrenze), die Fiedelsteine am Saalhügelkopf bei Dittersbach städt. (Amphibolith), der Haarweidefelsen bei Hermisdorf städt., und die weißen Steine am Kolbenkamme (Gneis).

In größerer Zahl, meist reihenweise vereinigt, bietet die Kulmgraumacke ihre fast senkrechten Felswände: die Koppen- und die Wiegensteine bei Oppau, die mannigfach zerklüfteten Fehrlsteine bei Michelsdorf, die Felsreihe auf dem Buchwalder Ziegenrücken, die Felskanzel des Scharnberges mit etwa 20 Meter hoher Steilwand, die Hartenfelsen mit einer eigenartigen, 3 Meter langen, nicht ganz mannsstarken Felsröhre, die Friedenshöhe bei Altweißbach. Die Landes-

¹⁾ Enthaltene in „Mitteilungen des Landschaftskomitees f. Naturdenkmalpflege im Riesen- und Smergebirge“. 1913 Nr. 2.

huter Gegend besitzt einen einzelnen Grauwackefelsen in der Muthreich-
kanzel im Sternbusch. Bei Schreibendorf erheben sich die Ramsen-
steine, bei Krausendorf die Fuchsteine. Es sind die meist nach
West oder Nordwest anstehenden Schichtköpfe der Grauwacke, die der
Verwitterung standhielten.

Dem ungleichen Widerstande, den die Sandsteine der Kreide der
Verwitterung entgegenstellen, verdanken wir die eigenartigen Felsbildungen
der Zwergsteine — Kleinadersbach — bei Görtelsdorf mit ihren
Höhlen, Spalten, Rissen, Köpfen, Hälften und Wackelsteinen (Zaf. 2). Der
Teufelsstein bei Görtelsdorf (Zafel 4), ein 8 Meter hoher, voll-
ständig freistehender, turmartiger Quadersandstein, ist der letzte einsame Zeuge
einer einst das ganze Thal überlagernden Sandsteintafel. Die Phantasie
des Volkes wob um ihn und die Zwergsteine ihre Sagen. Nur der über-
natürlichen Kraft des Teufels konnte der einzelne Felsen, dessen wahre Ent-
stehung dem Volke verborgen war, seinen Ursprung verdanken. Die Höhlen
und Spalten der Zwergsteine konnten nur Wohnungen und Schatzkammern
der Unterirdischen, der Zwerge, sein (siehe Aufsatz: Sagen). In rechter
Erkenntnis seines ideellen Wertes hat der Besitzer des Teufelssteins, Landwirt
Wesner, dessen dauernde Erhaltung durch grundbuchliche Eintragung
sichergestellt und damit vorbildlich gewirkt. Dem Kreidesandstein gehören
noch an die Sargsteine und die Melzersteine bei Schömberg,
dicht an der böhmischen Grenze.

Weiter südlich greifen zwischen Berthelsdorf und Abendorf die
Porphyre in einem schmalen Streifen über das Engtal des Glaserwassers
nach Osten über und bilden dort den Todstein. Folgen wir dem Glaser-
wasser über Berthelsdorf aufwärts, so winkt von links ein Porphyrfelsen, der
Bürgermeister von Berthelsdorf. Als sagenumwobene
Felsenburg ragt über Liebau der Steilgipfel des Rabensteins mit seinen
roten Porphyrwänden auf (Abb. 32). Ihm benachbart, den anderen Pfeiler
zum Eingange des Rabentals bildend, grüßt der Denzinfelsen. Die
Nordkante des zwischen dem Rabental und dem Thal der Liebe vorstoßenden
Porphyrzuges bildet der Magdalenenfelsen. Dem Melaphyr
gehören die drei Brüder am Langen Berge bei Landeshut an.

Erwähnenswert sind noch, nicht wegen ihrer Größe, sondern wegen
ihrer erdgeschichtlichen Bedeutung, sechs erratische Blöcke aus nor-
dischem Granit am Abhange des Sattelwaldes in 560 m Seehöhe, die einst
zur Eiszeit die weite Reise aus Skandinavien oder Finnland nach unserer
Heimat machten (Zafel 2).

Es kann nicht eindringlich genug betont werden, daß alle diese Fels-
bildungen, einmal vernichtet, unwiderbringlich verloren und nie zu ersetzen
sind. Sie seien darum für jeden ein „Rühr mich nicht an“. Unser Kreis
besitzt Felsgebirge genug, aus denen Ruhgestein gewonnen werden kann,
ohne daß eins der oben genannten Felsdenkmäler vernichtet werden müßte.
Der Heimatfreund wendet sich durchaus nicht grundsätzlich gegen die Aus-
nützung unserer Berge durch Steinbrüche, besonders wenn diese im Ver-
borgenen angelegt werden. Zudem vermögen Sträucher und Stauden vieles
zu verdecken, was wir Menschen der Landschaft anzutun gezwungen sind.

An natürlichen stehenden Gewässern, von denen manche so bemerkenswerte Naturdenkmäler abgeben, ist unser Kreis auffällig arm, desgleichen auch an künstlichen stehenden Gewässern, seit die zahlreichen, durch Dämme aufgestauten Fischteiche, z. B. im Glasergrunde, beim Kreppelschloß und auf den Krausendorfer Wiesen, die einst reichlich Fastenspeisen lieferten, in Wiesen verwandelt wurden. Einen Ort stiller, eigenartiger Schönheit aber hat Menschenhand ungewollt durch Aufgabe einer alten Schwefelkiesgrube in dem „Grünen See“ bei Rohnau geschaffen, der zeitweise auch als „Blauer See“ in Erscheinung tritt. Ein Vitriol, das sich hier unter dem Einflusse des Schwefels selbst bildet, scheint die Ursache des zauberischen Farbenspiels zu sein.

Der Sicherung der menschlichen Siedelungen mußten unsere Gebirgsbäche und Flüsse in ausgedehntem Maße Opfer bringen. Wohin sind die Altwässer, die vielen naturgemäßen Krümmungen und Schlingen, die unterspülten Uferränder entschwinden, wo sind Ufergestrüpp und Schilf, die einst stellenweise die Landschaft so malerisch belebten? Die Flußregulierung beeinträchtigte aber nicht nur die landschaftliche Schönheit, in empfindlicher Weise schädigte sie besonders auch die Wassertierwelt, deren Schutz- und Laichplätze sie vielfach vernichtete. Auch die Schilf- und Strauchbrüter unter den Vögeln litten unter den Maßnahmen der Hochwasservorbeugung.

Unter den Naturdenkmälern der Pflanzenwelt unseres Kreises ist in erster Linie eine Anzahl von Bäumen zu nennen, die hier dem Schutze aller Einsichtigen empfohlen und kurz gekennzeichnet werden sollen:

A. Im Landeshuter Tale:

1. Die Pappeln an der Landeshuter Wasserpromenade (— einzelne bis $5\frac{1}{2}$ m Umfang¹⁾ — schon altersschwach).
2. Die Linden der Fürstenallee in ihrer Gesamtheit (bis $5\frac{1}{2}$ m Umf.).
3. Die Buchen am Bahnübergange bei Kreppelshof.
4. Die Kistern am Wege zur Honigbaude.
5. Die Fouqué-Birke, die weniger ihrer Größe, als ihres historischen Namens wegen erhalten zu werden verdient.
6. Die Buchen an der Mummelbruchlehne, die sich im Besitz der Stadt Landeshut befinden und erst nach der Abholzung beim Schanzenbau vor der Schlacht von Landeshut (1760) angepflanzt wurden.

B. Im Ziedertale:

7. Die Eiche bei km 5,5, kurz vor Kloster Grüssau, die mit $3\frac{1}{4}$ m Umfang, ihrem hohen Wuchse und ihrer breiten, gleichmäßigen Krone die stattlichste Eiche unseres eichenarmen Kreises ist.
8. Die alten Linden am Wege Grüssau—Bethlehem.
9. Die Riesenhängesichte in Bethlehem, die mit $3\frac{1}{2}$ m Umfang, 35 m Höhe und ihrer fast bis an den Erdboden reichenden gleichmäßigen Ausbildung der imposanteste Baum unserer Heimat ist.

¹⁾ Der Umfang ist immer in Mannshöhe gemessen worden.

Auffällig an ihr ist, daß nicht nur die Neben-, sondern auch die Hauptäste stark herabgezogen sind. (Abb. 13 S. 65.)

10. 4 Linden zwischen Schule und Pfarre in Neuen.
11. Die Wächtertanne auf dem Buchenberge bei Neuen.
12. Die Linde auf dem Lehngute Trautliebersdorf.
13. Die Mühllinde in Kleinhennersdorf.
14. Die Tannenquellbuche bei Blasdorf (3,5 m Umf., 25 m Höhe).

C. Im Liebauer und im oberen Bobertal:

15. Die Linden und Pappeln bei der Oberförsterei und der 14-Not-
helferkirche Ullersdorf (bis 5 m Umf.)
16. Die Pyramidenpappel in Dittersbach städt.
17. Die große Tanne auf der Scheidenwiese bei Hermsdorf städt.
(3 m Umfang).

D. Im Schweinlich- und Abgebiete:

18. Die Fichte unterhalb des Bahnhofes Dittersbach städt. Sie be-
zeichnet die Stelle, an der 1778 im bayerischen Erbfolgekriege drei
preussische Offiziere fielen.
19. Die Eibe auf dem katholischen Kirchhof in Haselbach, ein Ver-
treter eines in Deutschland fast ausgestorbenen Baumgeschlechtes
(1 m Umfang, 5 m Höhe).
20. Die großen Linden im Pfaffendorfer Schlosspark.
21. Der Weißdornbaum im Gutshofe Niederblasdorf (1½ m Umf.).
22. Die Esche in Neußendorf am Gasthause „zur Esche“.
23. Die Buche am Wege Neußendorf — Landeshut.

E. Im Norden und Nordosten unseres Kreises:

24. Die Linde am Landwege Krausendorf — Vogelsdorf (72 m
Kronenumfang).
25. Zwei große Linden in Hartmannsdorf.

Berechtigt ist der Stolz, mit dem der Besitzer eines solchen Baumes auf dieses Vätererbe schaut, das seit seiner Kindheit Tagen mit seiner Erinnerung verknüpft ist, und das, wie einst den Ahnen, auch noch den Enkeln und Urenkeln Schatten spenden wird.

Eine Seltenheit besitzt unsere Heimat in dem an einer Stelle unseres Kreises vorhandenen Porphyrveilchen (*Viola porphyrea*).

Weitere behördlich geschützte Pflanzen unseres Kreises sind der Bärlapp oder das Schlangenmoos (*Lycopodium clavatum*), der Türkenbund (*Lilium martagon*), die blau blühenden Enziane (*Gentiana ciliata*, *G. campestris*, *G. germanica*), der Seidelbast oder Kellerhals (*Daphne mezereum*), einige Knabenkräuter (*Orchis sambucina*, *O. mascula*), die Kugelranunkel oder Trollblume (*Trollius Europaeus*) und die Eibe (*Taxus baccata*). Nicht nur das Ausgraben und Ausreißen, sondern auch das Abpflücken einzelner Teile, besonders der Blüten, das Feilbieten, Ankaufen und die Beförderung aller dieser Seltenheiten sind unter Strafe gestellt. An alle Natur- und Heimatfreunde wenden wir uns mit der Bitte, an der Durchführung dieser Bestimmungen mitzuwirken.

Mit der Erhaltung der oben genannten Baumdennkmäler und einzelner besonderer Pflanzenarten ist freilich noch nicht alles erschöpft, was wir zum Schutze der Pflanzenwelt unserer Heimat wünschen müssen. Der immer intensiver werdende Feld-, Wiesen- und Forstbetrieb entzieht vielen prächtig blühenden Blumen die Lebensbedingungen. Raine, Feld- und Waldränder werden immer schmaler. Bedauerlicherweise wirkt die Umwandlung von Wiesen in Dauerweide, die wir vom wirtschaftlichen Standpunkt für unseren Gebirgskreis begrüßen müssen, geradezu verheerend auf den Pflanzenbestand ein; denn wenige Jahre genügen, um an Stelle Auge und Herz erfreuender Blütenpracht öde Einförmigkeit zu setzen. Werden nun noch die letzten einschürigen Bergwiesen und die letzten blütenreichen Heidelehnen in Nadelwald umgewandelt, dann werden eine ganze Reihe heute schon bei uns recht selten gewordener, den Kenner und Naturfreund erfreuender Pflänzlein hier für immer verschwinden und manche jetzt noch häufig vorkommenden vielleicht zu aussterbenden Seltenheiten werden.

Erfreulicherweise ist unsere Kreisverwaltung als größerer Grundbesitzer in der Lage, einige pflanzlich besonders bevorzugte Wald-, Wiesen- und Heidestücke am Abhange des Schartenberges in möglichster Ursprünglichkeit zu erhalten. Arbeiten auch die staatliche und die großen privaten Forstverwaltungen in ähnlichem Sinne mit, so wird sich für unsere Heimat manches Schöne erhalten lassen, was sonst unrettbar verloren gehen wird.

Unser Aufruf zum Schutze der heimischen Pflanzenwelt richtet sich sodann besonders auch an unsere Wanderer. Sie vermögen hier durch Aufklärung, vor allem aber durch eigenes untadeliges Verhalten entscheidend mitzuwirken.

Aufs engste verknüpft mit dem Schicksal unserer heimischen Pflanzenwelt ist das Geschick vieler unserer Tierarten. Besonders für die Schmetterlinge und andere Kerbtiere bedeutet oft die Ausrottung einer Pflanzenart das Aussterben des sich von der Pflanze nährenden Tieres. Naturnkmäler der heimischen Tierwelt sind die bei uns äußerst seltene Haselmaus und der Siebenschläfer. Wie diese beiden Säugetiere, so sind in unserem Kreise das ganze Jahr hindurch geschützt sämtliche Spechtarten, alle Eulen, der Turmfalke, die Wasseramsel (s. Tafel 3 Abb. b), sämtliche Meisen, Baumläufer und Kleiber. Vom 1. März bis 31. August geschützt sind Turtel- und Hohltaube, sowie der prächtige Wanderfalke. Auch die Eier und Nester der Vogelarten, deren Fang und Tötung strafbar ist, sind unter Schutz gestellt.

Wie die gesteigerte landwirtschaftliche Nutzung mit der Pflanzenwelt auch die Tierwelt des freien Landes beständig einförmiger gestaltet, so hat auch die immer intensiver werdende Forstwirtschaft vielen Tierarten unserer Wälder die Daseinsbedingungen arg beschnitten. Die Verbannung des Unterholzes aus dem Nukwalde hat besonders die Vogelwelt betroffen, der teilweise die Nistgelegenheit genommen wurde. Erfreulicherweise trägt aber neuerdings die Forstverwaltung diesem Mißstande soweit als möglich Rechnung; haben doch auch die Erfahrungen bei der Nonnenplage gezeigt, daß gerade die insektenvertilgende Bewohnerschaft des Laubholzgesträuches ein wertvoller Bundesgenosse bei der Bekämpfung jener Schädlinge ist.



Tafel 4

Der Teufelsstein bei Görtelsdorf.

Phot. Thur

Neuzeitliche forstästhetische Gesichtspunkte wirken hier begünstigend mit, so daß unsere Forstwirtschaft nicht mehr so sehr wie früher am reinen Fichtenbestande festhält, sondern hier und dort auch einmal Gruppen von Laubbäumen Raum gibt.

Dankbar weisen wir hier auch auf die größtenteils vom Landeshunter Zierschutzverein ausgegangene Schaffung einiger künstlicher Vogelschutzgehölze, die Aufhängung künstlicher Nisthöhlen, sowie auf die Fütterung der Vögel im Winter hin. Erfreulich ist es, daß die Bahnverwaltung die Bepflanzung der Bahndämme mit niederem Strauchwerk zum Schutze der Vögel gestattet.



Abb. 25. Apollo-Falter aus dem Rabengebirge, wo er in den achtziger Jahren ausstarb. Nach einem Stück des Berliner Zool. Museums. Natürl. Größe. Grundfarbe weißlich. Flecken der Unterflügel rot, der Oberflügel schwarz.

Eines schlimmen Feindes unserer heimischen Tierwelt muß zum Schlusse noch gedacht werden: der Sammelwut. Ihr sind in unserem Kreise bereits eine ganze Reihe schöner Schmetterlingsarten zum Opfer gefallen, von denen wir am meisten die Ausrottung des Apollo-Falters (Abb. 25) beklagen müssen. Bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bildete dieser prächtige Bergschmetterling ein Naturkleinod unseres Rabengebirges. Dann haben Übereifer, Kurzsichtigkeit und Gewinnsucht von Schmetterlingsammlern den Falter zum Aussterben gebracht, wozu freilich auch das allmähliche Verschwinden der Futterpflanze der Apollo-Raupe, der Fetthennen-Art *Sedum maximum*, am Rabenstein unter dem Einflusse des erweiterten Forstbetriebes mitgewirkt hat.

Auch der prächtige Schwalbenschwanz und der Segelfalter sind in großer Gefahr, bei uns ausgerottet zu werden.

Möge es der Schärfung des öffentlichen Verantwortungsgefühles, der Aufklärung und Beaufsichtigung gelingen, uns und kommenden Geschlechtern die unersehblichen Werte der Heimatnatur soweit als irgend möglich zu erhalten.

„Der Väter Land ist heiliges Land,
ziehe deine Schuhe aus, wenn du es betrittst!“

Die Witterungsverhältnisse im Kreise Landeshut.

Von Hermann Aberle, Landeshut.

Von den einzelnen meteorologischen Größen, die die Witterungsverhältnisse des Kreises Landeshut bestimmen, wurden bisher am eingehendsten Menge und Verteilung der Niederschläge untersucht. Seit 1887 ist Landeshut Hauptregestation des Preussischen Meteorologischen Instituts mit der Aufgabe täglicher Aufzeichnungen sämtlicher die Niederschläge betreffender Angaben. Über Temperatur-, Luftfeuchtigkeits- und Luftdruckverhältnisse auch unseres Gebietes gibt der 1921 von G. Hellmann herausgegebene „Klima-Atlas von Deutschland“ wichtige Aufschlüsse. Im einzelnen geben die bislang vorhandenen Unterlagen folgendes Bild: Die mittlere Jahrestemperatur der Luft beträgt in Landeshut $+8^{\circ}\text{C}$ [Schneekoppe $-0,2^{\circ}$, Hirschberg¹⁾, Waldenburg, Vollenhain $+8^{\circ}$, Freiburg $8,5^{\circ}$, Breslau 9°C]. Für 1927 habe ich die höchste Jahresdurchschnittslufttemperatur in Landeshut mit $+10,8^{\circ}\text{C}$ festgestellt. Die mittlere Januartemperatur beträgt zwischen -1 und -2°C — 1927 war sie für die Stadt Landeshut $+0,5^{\circ}\text{C}$ — [Hirschberg, Waldenburg, Vollenhain, Freiburg, Breslau ebenfalls -1 bis -2°C]. Die mittlere Julitemperatur ist $+19^{\circ}\text{C}$ [Hirschberg, Waldenburg, Freiburg $+18^{\circ}$, Breslau $+19^{\circ}\text{C}$]. 1927 betrug das Julimittel für Landeshut $+17,5^{\circ}\text{C}$. Im gleichen Jahre maß ich die höchste Temperatur am 16. Juli mit 35° , 1928 am 12. Juli mit 28°C ; die tiefste für 1927 mit -27°C wurde am 21. Dezember festgestellt²⁾.

Die durchschnittliche jährliche Niederschlagsmenge erreicht für die Stadt Landeshut 677,9 mm — 1925 waren es 689 mm, 1926: 847 mm und 1927 802 mm — [Schneekoppe 1132, Landeshut 840—960, Hirschberg, Waldenburg 840—960, Vollenhain, Freiburg 720—840, Breslau 600—720 mm]. Der Monat der größten Niederschlagshöhe ist im allgemeinen der Juli mit durchschnittlich 80 bis 100 mm für die Stadt Landeshut und mit 100—150 mm für den größten Teil des Kreises. 1926 brachte es der Juni in Landeshut auf 200,4, 1927 der Juli auf 169,6 mm Regenhöhe; 1928 freilich war der Juli mit 17 mm der regenärmste Monat des Jahres. Der Monat der geringsten Niederschläge ist gewöhnlich der Februar mit 30—40 mm für die Stadt und mit 40—50 mm für den Kreis Landeshut [Hirschberg, Waldenburg, Vollenhain 30—40, Freiburg und Breslau 30 mm]. Auf die Stadt Landeshut entfielen im Februar 1925: 18 mm, 1926: 32 mm, 1927: 13 mm und 1928: 52 mm Niederschläge. Die Verteilung der Niederschläge in Landeshut auf die einzelnen Monate zeigt für die letzten Jahre die beigegebene Darstellung (Abb. 26). Die mittlere jährliche Zahl der Tage mit mindestens 0,1 mm Niederschläge ist für die Stadt Landeshut 180—190 — 1926 waren es 217, 1927 201 — für

1) Die Angaben in den eckigen Klammern beziehen sich auf die Kreise, bei Freiburg jedoch auf die Stadt.

2) Ungewöhnliche Kälte und ungeheurer Schneefall, die vielen im Kreise Landeshut das Leben kosteten, herrschten am 2. II. 1773.

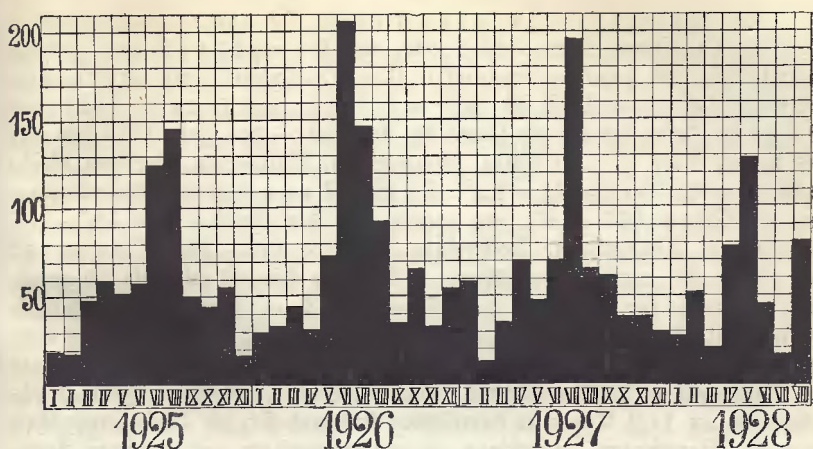


Abb. 26. Landeshuts monatliche Niederschlagshöhen vom Januar 1925 bis zum August 1928. Die arabischen Ziffern geben die Gesamthöhe der im Monat gemessenen Niederschläge in Millimetern an; die römischen Ziffern entsprechen den Monaten des Jahres. Die Tabelle wurde von Herrn Rektor Ueberschär zur Verfügung gestellt.

die Gebirgsteile unseres Kreises 190–200 [Hirschberg 180, Waldburg, Vollenhain, Freiburg 180–190, Breslau 160–170]. Die mittlere jährliche Zahl der Schneetage mit mindestens 0,1 mm Schmelzwasser ist für Landeshut mehr als 60 – 1927 betrug ihre Zahl nur 37 – [Hirschberg 50, Waldburg, Vollenhain, Freiburg 50–60, Breslau 40–50]. Bedeutungsvoll für unser schlesisches Gebirge, also auch für unsere Heimat, ist die gelegentliche Plöcklichkeit starker Niederschläge. Während in Breslau nach J. P a r t s c h seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Regenhöhe in 24 Stunden nur einmal auf 11,5 cm stieg, sind für unser Gebirge weit höhere Zahlen bekannt: Schneekoppe über 22,6, Wang 15,4, Friedrichstal 14,1, Groß-Jser über 20,4, Flinsberg über 21,5 cm. Durch ähnlich gewaltige Regengüsse mögen in unserem Kreise die Hochwasserkatastrophen von 1888 und 1897 hervorgerufen worden sein. Hauptsächlich auf die Plöcklichkeit der Niederschläge geht ein großer Teil der Schadenhochwässer, die unsere Heimat betrafen, zurück. Führten doch schon die heftigen Regengüsse am 16. und 18. Juli 1927 und am 25. und 26. Mai 1928 mit 4,5 bis 4,9 cm Niederschlägen in 24 Stunden zur Überflutung weiter Talstrecken. Erst nach dem besonders schädlichen Hochwasser 1897 erhielten wir durch die Anlage von Stauweihern und Talsperren und durch Flussregulierungen ausreichenden Schutz gegen Schadenhochwässer. — In diesem Zusammenhang sei auch der bedeutenden Gewitterhäufigkeit und großen Gewitterschwere gedacht, die der Kreis Landeshut mit anderen Gebirgsteilen teilt.¹⁾

¹⁾ Sowie als seinerzeit vielbeachtet des Elmsfeuers bei Schöenberg im Februar 1822 und der bei uns ganz seltenen Nordlichterscheinungen (z. B. am 11. VII. 1833 u. 16. XII. 1736). „Nebensonnen“ und „Beimonde“-Erscheinungen meldet Hayns Chronik vom 22. I. u. 11. II. 1616.

Als mittlerer Luftdruck ergibt sich aus der diesbezüglichen Hellmann'schen Karte 762,4 mm, als Dampfdruck das Jahresmittel 7,5, als relative Feuchtigkeit 80–85 Prozent, als mittlere Windrichtung W.S.W. Die mittlere Zahl der heiteren Tage im Jahre beträgt für Landeshut 40–60 – das Jahr 1927 gab uns 54 heitere Tage – [Hirschberg, Waldenburg, Vorkenhain, Freiburg gleichfalls 40–60, Breslau 20–40]). *Trübe Tage* zählt die Stadt Landeshut im Mittel 120–140, ein großer Teil des Kreises aber 140–160 [Hirschberg, Waldenburg, Vorkenhain, Freiburg 120–140, Breslau 160 bis 180]. Die mittlere Bewölkung – bedeckter Himmel wird als 10 gerechnet – beträgt für Landeshut 6–6,5 – 1927 6 – [Hirschberg 6, Waldenburg, Vorkenhain, Freiburg 6–6,5, Breslau 6,5]. *Föhnerscheinungen*, wie sie im Riesengebirge nach K. Joester („Die Föhnerscheinungen im Riesengebirge“. Das Wetter. Bd. 26, S. 81, 1909) im Jahre durchschnittlich an 11,2 Tagen zu verzeichnen sind und sich im Hirschberger Tale noch in Warmbrunn, allerdings in unregelmäßiger und gestörter Form, geltend machen, dürften auch im Landeshuter Kreise nicht ganz fehlen, doch liegen Angaben noch nicht vor.

Als ganzes betrachtet, ist das Klima²⁾ unseres Kreises ausgesprochen rau, ungünstiger als es der mittleren Höhenlage des Kreises (450–600 m) entspricht. Es geht das offenbar in letzter Linie auf die Streichrichtung der umgebenden Gebirge zurück, wie dies bereits vor 50 Jahren Höger³⁾ ausgesprochen hat: „Während die die Temperatur der Luft wesentlich mildernden West- und Südwestwinde erst die breiten Rücken des Hochgebirges übersteigen müssen und durch die daselbst herrschende niedrige Temperatur und seine weit ins Jahr hineinreichende Schneebedeckung bereits abgekühlt sind, ehe sie in unsere Täler herabsteigen, ist andererseits das Gebiet durch seine hohe, von Süden nach Norden sich senkende Lage dem Eindringen der Nordwinde schutzlos preisgegeben, über die niedrigen Höhenzüge stürmen sie unaufgehalten herein und durchfegen erkältend die in der Richtung ihres Strichs sich erstreckenden Haupttäler des Bobers, des Zieders und des Lässig's. Die auffallend mildere Temperatur in einigen kleinen Seitentälern liefert den augenscheinlichsten Beweis für die Bedeutung dieses Umstandes.“ – Nur in den in solchen Tälern gelegenen Dörfern – Schreibendorf, Neufendorf, Rohnau – sowie den anderweitig gegen Wind geschützten Orten Albenborn, Trautliebersdorf, Görtelsdorf, Gaablan und Liebersdorf findet Obstbau in größerem

1) Dürren brachten die Jahre 1473, 1583, 1616, 1790, 1842, Hochwässer 1604, 1677, 1685, 1702, 1717, 1736, 1785, 1792, 1804, 1810, 1821, 1829, 1845, 1853, 1882, 1888, 1897.

2) Wie die Mooruntersuchungen – auch im Riesengebirge – gezeigt haben, besteht das heutige Klima unseres Gebietes sehr wahrscheinlich bereits seit dem Zeitraum zwischen 800 und 500 vor Chr. Es löste eine kurz dauernde, etwas wärmere Klimaperiode ab, die ihrerseits den langen Zeiträumen der Eiszeitkälte und der allmählichen Wiedererwärmung folgte.

3) Höger C. A.: Beiträge zur Charakteristik der Flora des Landeshuter Tales. Progr. d. Realschule Bdht. 1871.

Umfange statt. Bezeichnend für die Nähe des Klimas¹⁾ unseres Kreises ist die Tatsache, daß die Obstblüte im Landeshuter Tale gegenüber der in dem in ungefähr gleicher Höhe gelegenen Schmiedeberger Kessel alljährlich etwa 8 Tage später eintritt. Höher gelegene Orte des Kreises bleiben wiederum noch gegen Landeshut zurück, z. B. Neusendorf im unteren Teile um ungefähr 8 Tage, das Oberdorf um etwa weitere 8 Tage, was zur Folge hat, daß in diesen Orten die Obstblüte in vielen Jahren der Vernichtung durch Spätfrost eentrückt ist. Den etwa mit dem Beginn der Apfelblüte zusammenfallenden „Frühlingseinzug“ im Sinne der Pflanzengeographen setzt Walter's kartographische Darstellung²⁾ für Landeshut im Mittel auf die Tage vom 13. — 19. Mai [für Waldenburg, Vollenhain, Freiburg — und wohl etwas zu spät auch für Breslau — auf den 6. — 12. Mai] fest. Der Frühsommereinzug, der mit dem Anfang der Winterroggenblüte zusammentrifft, fällt nach Walter für Landeshut im Mittel zwischen den 10. und 16. Juli [Hirschberg 3. — 9., Waldenburg 10. — 16., Vollenhain und Freiburg 3. — 9. Juni, Breslau 27. Mai — 2. Juni]. Den Hochsommereinzug, den mittleren Beginn der Winterroggenernte, setzt Walter für den Kreis Landeshut, wohl unter Berücksichtigung der verschiedenen Höhenlagen auf die Zeit vom 21. Juli bis 13. August an. Das ist das späteste für Teile Deutschlands überhaupt in Frage kommende Datum [Hirschberg 24. Juli bis 6. August, Waldenburg 31. Juli bis 6. August, Vollenhain 24. bis 30. Juli, Freiburg 17. bis 23. Juli, Breslau 10. bis 16. Juli]. Entsprechend dem späten Beginn der Roggenernte schiebt sich in unserem Kreise das Ende der Getreideernte in den September, selbst bis in den Oktober hinein. Nachtfrostigkeit und Morgennebel erschweren das Einbringen des Getreides und verhindern in vielen Jahren, besonders in höheren Lagen, das rechtzeitige Ausreifen des Hafers, so daß die Jahre, in denen dieser auf dem Halme einschneit, nicht ganz selten sind. Der Frühherbsteinzug — bestimmt durch die Frucht reife der ersten Klostastanien — findet nach Walter in Landeshut im Mittel „später als am 1. Oktober“ statt [Hirschberg, Waldenburg, Vollenhain, Freiburg 24. bis 30., Breslau 17. bis 23. September]. Besonders ungünstig für den Pflanzenwuchs in unserer Heimat sind die Spätfrost e im Frühjahr und die Frühfrost e im Herbst. Nachtfrost e in den letzten Mai- und in den ersten Septembertagen sind eine von unseren Landwirten und Gärtnern alljährlich befürchtete Erscheinung. Im allgemeinen werden durch diese Frost e die wiesenreichen, feuchten Flußtäler schwerer betroffen als die ansteigenden Hänge. Der Juni brachte in diesem Jahrhundert mehrmals Frost e. In dem überaus heißen Juli 1928, der uns bis 35° im Schatten — am 7. und 8. in der Sonne 45° C — brachte, sank das Thermometer in der Nacht zum 9. plötzlich unter Null, um am selben Tage wieder die Höhe vom Vortage zu erreichen. Kartoffeln und Dahlien zeigten stellenweise Frostspuren. In der Nacht vom 1. zum 2. September sank das Thermometer bereits wieder

¹⁾ An die an ihr gescheiterten Bestrebungen Friedrichs des Großen, auf Grüssauer Klostergebiet Weinbau zu veranlassen, erinnert der Sturmen Weinberg für Anhöhen bei Neuen und Trautliebendorf.

²⁾ Walter H.: Einführung in die allgemeine Pflanzengeographie Deutschlands. Jena 1927.

auf -2° C, so daß die Kartoffeln an besonders ungünstigen Stellen wiederum starke Frostschäden aufwiesen. So scheint der alte Ausspruch, daß in Landeshut kein Monat vor Frost sicher sei, tatsächlich auf Wahrheit zu beruhen.¹⁾ Schroffe Gegensätze, wie sie der Juli 1928 besonders augenfällig zeigte, sind charakteristisch für unser Heimatklima. Heiße Tage wechseln ab mit auffällig kalten. Auf heiße klare Tage folgen sofort nach Sonnenuntergang empfindlich kühle Abende und ebensolche Nächte, die dann für Menschen und Pflanzen wirkliche Erquickung bringen, so daß anhaltende Hitze und Trockenzeiten bei uns nie in dem Maße schädigend auf den Pflanzenwuchs einwirken wie im Flachlande. Andererseits liegt in diesen Witterungsgegensätzen wohl die Hauptursache dafür, daß die aus der schlesischen Ebene Zuziehenden wochen- ja selbst jahrelang mit Katarrhen der Atmungsorgane zu tun haben, ehe sie sich an das Klima gewöhnen.



Die kulturgeographischen Bedingungen des Landeshuter Kreises.

Von Ernst Maetschke, Breslau.

Jedem Erdraum, dessen Bewohner für sich eine engere Lebensgemeinschaft bilden, hat die Natur gewisse Bedingungen für seine kulturelle Entwicklung vorgeschrieben, und es ist die Aufgabe der Bewohner dieses Gebiets, die Bedingungen zu erkennen und zur vollen Entfaltung zu bringen.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt das Landeshuter Gebiet, so sehen wir, die Natur hat ihm wie eine gütige Fee manches Geschenk in die Wiege gelegt, aber fast jedem einen Vermutstropfen beigelegt, so daß sich der Wert der Gabe nie vollständig auswirken konnte, und die Menschen, die das Schicksal des Landes in ihren Händen hatten, haben oft ihre Kräfte, statt sie einheitlich zu dessen Hebung zu verwenden, gegeneinander gebraucht, was dann ihre Nachfahren büßen mußten.

Nach zwei Richtungen haben wir das Gebiet zu untersuchen: 1. Wie sind seine natürlichen Siedlungsbedingungen, die die Grundlage für den Betrieb der Landwirtschaft bilden? 2. Wie sind die Verkehrsbedingungen, wo konnte sich ein städtischer Verkehrsmittelpunkt entwickeln, und hatte er auch für den Fernverkehr Bedeutung?

1. Natürliche Siedlungsbedingungen. Drei Formen sind es hauptsächlich, in denen die ersten Siedler in Schlesien den Boden aufteilten. Die älteste Form, die uns besonders im Flachland in slawischen wie deutschen Dörfern entgegentritt, ist die *Gemenglage* der Felder, d. h. die ganze Ackerflur ist in Felder mit möglichst gleichem Boden eingeteilt, und jeder Bauer besitzt in jedem dieser Felder einen seinem Rechtsanspruch ent-

¹⁾ Gedacht sei hier auch der Miesenhagelschlossen vom 18. VI. 1725 (nach Hayns Chronik apfelgroß).

sprechenden Streifen. Diese Form entwickelte sich wahrscheinlich aus dem ursprünglich gemeinschaftlichen Besitz des Stammes am Grund und Boden. Gemeinsam blieben der Wald, die Weide und der Gemeindeanger oder die Dorfau. Der Acker wurde aber so aufgeteilt, daß jeder möglichst gleiche Stücke in Lage und Bodengüte erhielt. Diese älteste Form, im schlesischen Flachlande die überwiegende, wurde z. T. dadurch bedingt, daß im Diluvium und Alluvium die Bodengüte oft wechselte, sie hatte den Nachteil, daß auf einem Felde die Besitzer der Streifen zugleich ackern, säen, ernten mußten, d. h. daß sie dem Flurzwang unterworfen waren. Die zweite Form, die in unserem Gebiet wie überhaupt im Gebirge herrschend ist, ist das Waldhufendorf. In der Mitte des Tales, am Bache, zieht sich die Dorfstraße mit dem Anger hin, umsäumt von den Hofstätten der Bauern, auf denen Wohnhaus, Stall, Scheuer und Schuppen den Wirtschaftshof im Geviert umgeben. Die Acker der einzelnen ziehen sich dann hinter der Hofstätte in deren Breite als schmale lange Streifen, die von Rainen umsäumt werden, allmählich ansteigend bis zum Talrande oder zum Walde in die Höhe.

Auch diese Waldhufen- oder nach der zweireihigen Anlage der Häuser Reihendorfer genannten Siedlungen (s. Tafel 5) wollen jedem möglichst gerecht einen gleichen Dorfteil sichern. Aber da die Verwitterungskurve der Gesteine meist auf weitere Strecken gleichartig ist, also die Bodengüte nicht so häufig wie im Flachlande sich ändert, dagegen der Neigungswinkel der Felder bei ihrer Bewirtschaftung eine ausschlaggebende Rolle spielt, gab man jedem aus diesem Grunde einen Streifen mit ähnlichem Gefälle. Da jeder Streifen von einem Raine aus zugänglich war, fiel der Flurzwang hier weg, dafür wurde die Bewirtschaftung durch die langen aber schmalen Streifen und den stärkeren Böschungswinkel, besonders des oberen Teils, erschwert. Eine dritte Form, die aber in unserem Gebiet nur als Nebenform neben den Reihendörfern, z. B. in Klette (bei Städt.-Hermsdorf), erscheint, ist die *Streu-lage* der Besitzungen. Nur ein Teil der Häuser liegt an einer Straße, die andern sind abseits mitten in ihrem Wiesen- oder Ackerlande erbaut. Diese Form findet sich besonders im Hochgebirge, wo sich der Ackerbau nicht mehr lohnt, und die Viehzucht im Vordergrund steht. Sie bietet den Vorteil, daß der Grund und Boden um die Hausstätte herumliegt und sich deshalb, selbst wenn er steil abfällt, noch verhältnismäßig bequem bewirtschaften läßt; dem steht der Nachteil gegenüber, daß die Verbindung mit der Hauptstraße ebenso unbequem und beschwerlich ist, wie es die Zufahrtswege zum Hause sind.

2. *Natürliche Verkehrsbedingungen.* Die Lebensader des Gebiets ist der Bober von der Quelle bis zu der Stelle, wo er nach dem Einfluß des Lässigbaches nach Westen umbiegt. Im Westen fällt das Riesengebirge mit dem Landeshuter Kamm rund 500 m zum Tale ab, im Osten bildet ein von SO. nach NW. streichender Zug aus Porphyrr und Melaphyrr, der dann an der Mündung des Zieders spitz nach Süden zu umliegend das Bober- und Ziedertal scheidet, eine deutliche Grenze. Alle Ninnfale: Bober, Schweinlich, Absbach, Zieder und Lässig vereinigen sich auf der kurzen Strecke von 6 km. Dieser Raum ist von der Natur zum Brennpunkt des Gebiets bestimmt: hier liegt Landeshut. Zwar ist dieser Mittelpunkt geometrisch etwas nach Norden zu verschoben, aber auch das ist ein Vorteil,

denn dadurch liegt er dem Kreuzungspunkt der Straße, die die Vorgebirgsstädte Schweidnitz, Waldenburg, Freiburg, Striegau mit Hirschberg verbindet, und der Straße, die vom Bobertal nach der Wütenden Neiße und der Kaghach mit Jauer, Goldberg und Liegnitz führt, so nahe, daß er auch diesen Verkehr an sich ziehen konnte. Ja, noch mehr: Landeshut ist der Ausgangspunkt für die wichtigste Passstraße über die Mitte der Sudeten. Diese trennt das Urgebirgsmassiv der Westsudeten, das sich mit einer Kammhöhe von durchschnittlich mehr als 1000 m von der Lausitzer Pforte in einer Länge von reichlich 80 km bis hierher erstreckt, von den mehr aufgelockerten Ostsudeten und ist die kürzeste Verbindung zwischen Breslau, der Hauptstadt der schlesischen Tieflandsbucht, und Prag, der Hauptstadt der Böhmisches Feste. Und doch hat sich diese günstige Lage von Landeshut nie recht auswirken können. Von Passstraßen gewinnen zunächst diejenigen die größte Bedeutung, die fruchtbare und deshalb frühzeitig stark besiedelte Landschaften miteinander verbinden. Solche für den Landeshuter Paß in Frage kommende Gebiete waren in älterer Zeit in Böhmen das Elbtal unterhalb Josefstadt, in Schlefien die Vöslandschaften am Rande des Eulengebirges. Die kürzeste Verbindung dieser Kulturgebiete war aber der von Nachod aus nach Osten abbiegende ziemlich beschwerliche Weg über Lewin, Glas und Wartha. Und als dann die deutsche Besiedlung den Nordabhang der Sudeten seines Waldkleides zum Teil beraubte und bevölkerte, wurde Landeshut von den der Ebene näher liegenden Neugründungen Freiburg, Striegau, Jauer, Schweidnitz überflügelt. Wie sich das infolge einer nicht glücklichen Verkehrspolitik beim Eisenbahnbau noch bis auf den heutigen Tag ungünstig auswirkt, zeigt uns der Umstand, daß man noch heute Prag von Breslau schneller über Glas als über Landeshut erreicht.

Hat das Landeshuter Gebiet nicht die Bedeutung, die ihm als Bindeglied größerer Kulturgebiete zukommen müßte, so könnte seine Hauptstadt wenigstens als Sperrfestung für den Schutz des Schlesierlandes gegen Böhmen in kriegerischen Zeiten eine große Bedeutung haben. Friedrich der Große hat den Ort einmal die Thermopylen von Schlefien genannt, freilich damit auch unabsichtlich die Schwäche der strategischen Lage gekennzeichnet: der Höhenzug, zu dem der Burgberg und Göbelsberg bei Landeshut gehören, kann von einem stärkeren Heere leicht umgangen werden, was Fouqué auch 1760 richtig erkannte, ehe ihn sein Schicksal durch Landon erreichte. Unbestreitbar ist nun aber die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt für das Gebiet des jetzigen Kreises: vom Landeshuter Becken strahlen alle Täler aus, und wenn auch die Blasdorfer Enge den oberen Teil des Bobertales abschnürt und so die Lebensbedingungen für Viehbau geschaffen hat, und Schömburg der östliche Mittelpunkt für das obere Ziedertal geworden ist, so sind doch auch diese Gebiete wirtschaftlich von Landeshut abhängig. Aber der Boden des ganzen Gebiets ist nicht fruchtbar genug, um eine zahlreiche Bevölkerung durch den Ackerbau ernähren zu können. Zwar sind die Hänge im allgemeinen nicht so steil, wie etwa im Waldenburger Berglande, aber da fast der ganze Kreis höher als 400 m über dem Meerespiegel liegt, verzögert sich die Ernte gegenüber dem Flachlande um 14 Tage bis 4 Wochen. Etwa 20 Prozent des Bodens sind nur als Wiesen benutzbar, wenn sie nicht Unland sind. So ist es denn kein Wunder, wenn der Grundsteuerreinertrag allent-

halben niedrig ist und die vom Ackerbau lebende Bevölkerung, obwohl der Kreis mit nur etwa 27 Prozent Wald unter den Gebirgskreisen zu den waldbärmsten gehört, erst durch die Leinenindustrie bedeutenden Zuwachs erfahren hat.

Auch der industriellen Entwicklung aufgrund der Bodenschätze sind enge Grenzen gezogen. Das Land hat Anteil an der Kohlenformation des Waldenburger Beckens. Aber hier wird die Zone des produktiven Kohlengebirges so schmal, daß der Bergbau mit großem Risiko verbunden ist und mit Erfolg nur im Nordosten und im Südwesten, schon jenseits der Grenze, betrieben werden kann. So ist denn für die Entwicklung bedeutungsvoll nur die Leinwandweberei geworden, die, als Hausindustrie von der arbeitssamen Bevölkerung begonnen, auch den Übergang zur Fabrikindustrie dank der Weitsichtigkeit der Kaufleute und Fabrikanten im vorigen Jahrhundert erfolgreich durchführen konnte. Haben hier die Menschen das für das Land Ersprießliche richtig erkannt, so hat andererseits der Wille der Menschen vielfach hemmend in die Entwicklung eingegriffen. Dabei waren die Kriege, unter denen das Gebiet als Pasaßland besonders litt, noch nicht das schlimmste. Wohl wurde es in den Hussitenkämpfen, dem Dreißigjährigen, den Schlesißen Kriegen schwer heimgesucht, aber es erholte sich gerade wegen seiner Eigenschaft als Durchzugsland verhältnismäßig schnell. Ungünstiger war die politische Zugehörigkeit zu den Fürstentümern Schweidnitz-Jauer im 14. Jahrhundert. Volk I. betrachtete Landeshut doch immer nur als Außenfort für seine Hauptverteidigungslinie Vollenhain—Fürstenstein—Canth. Weder er noch seine Nachkommen haben sich längere Zeit in dieser der Landesgrenze so nahen Stadt aufgehalten und wohl nur eine bescheidene Residenz hier gehabt. Der Nachteil dieser gegen Böhmen vorgeschobenen Lage schien sich in einen Vorteil zu verwandeln, als Karl IV. von Luxemburg durch Heirat die Fürstentümer Schweidnitz-Jauer unmittelbar für Böhmen erwarb und dadurch die Grenzlage unschädlich wurde. Aber gerade die Zugehörigkeit der Fürstentümer zu Böhmen wurde dann die Veranlassung, daß hier die Landstände selbständiger wurden als in anderen schlesißen Territorien. Früh konnte sich eine landständische Verfassung durchsetzen, die besonders der Entwicklung von Landeshut abträglich wurde, und zwar war es besonders die Nähe der Grüssauer Abtei, die der Ausdehnung des Landeshuter Weichbilds, d. h. des Gebietes, in dem die Stadt wirtschaftlich eine Monopolstellung einnahm, enge Grenzen setzte. Im Osten zog sich das Klostergebiet schon früh von der Landesgrenze bis über den Lässigbach nach Norden, indem es den südlichen Teil des Kreises Vollenhain noch mit umfaßte, und wurde so ein Hindernis für den freien Verkehr der Stadt nach Osten und Nordosten. Aber auch im Süden wurde die freie Entfaltung der Stadt dadurch, daß Liebau und Schömburg mit ihren Weichbildern Klosterbesitz waren, eingeengt. So konnte sich das Weichbild der Stadt nur nach Westen und Nordwesten entwickeln. Aber auch die Stellung der Stadt in den Landtagen wurde durch den überragenden Einfluß des Abts, der zu den vornehmsten Landständen gehörte, besonders bei Streitigkeiten, ungünstig beeinflusst, zumal auch die weltlichen Lehnsträger innerhalb des Gebiets wie die reichen und mächtigen Schaffgotsch, aber auch die Zirn und Cettrik als

Landstände meist mit dem Abt eine engere Interessengemeinschaft hielten als mit der Stadt. Auch unter den Städten der Fürstentümer Schweidnitz-Jauer konnte Landeshut, als eine der kleinsten, gegenüber Schweidnitz, Jauer und Striegau sich selten durchsetzen. Diese für die Stadt nachteiligen Verhältnisse verschoben sich erst allmählich zu ihren Gunsten. Zunächst nahm in den friedlichen Zeiten nach den Hussitenunruhen und den Kämpfen der Schlesier mit Georg Podiebrad die Bevölkerung so zu, daß sie von der Landwirtschaft allein nicht leben konnte, ein Vorgang, der durch den Übergang des Adels vom ritterlichen Handwerk zur Landwirtschaft, durch Bauernlegen, durch Einziehung des Gemeindeangers und seine Vergebung an Häusler noch verschärft wurde. Die überschüssige Bevölkerung, die vorwiegend hörig war, ging zur hausindustriellen Beschäftigung und zwar in erster Linie zur Leinenweberei über. Diese Entwicklung wurde von den Grundherren, da sie ihnen Vorteile brachte, begünstigt und gefördert. Da die Ackerkrume den bescheidenen Ansprüchen, die der Flachs an den Boden stellt, genügte, auch die größere Luftfeuchtigkeit infolge der Höhenlage ihm zusagte, die zahlreichen Wiesen zum Bleichen einluden, auch genügend Wald vorhanden war, um das für die Fabrikation nötige Holz zu liefern, waren die Vorbedingungen für die Leinenweberei vorhanden. Der Übergang zur Exportindustrie wird ganz allmählich stattgefunden haben, und schließlich wurde Landeshut, das bis dahin führende Jauer verdrängend, ihr natürlicher Mittelpunkt. Daß diese Industrie den natürlichen Bedingungen des Landes entsprach, beweist am besten der Umstand, daß selbst der Dreißigjährige Krieg mit seinen furchtbaren Folgen, selbst die Vertreibung Hunderter von Webern durch die Gegenreformation die Entwicklung wohl hemmen konnte, aber sie nicht vernichtete. Der Übergang Schlesiens aus österreichischer in preussische Herrschaft führte zum engeren Anschluß an die Norddeutsche Tiefebene mit ihren großen zur Ostsee und Nordsee führenden Strömen, eröffnete so dem Leinwandhandel neue Absatzgebiete im In- und Auslande. Anstelle der gelegentlich in Landeshut auftauchenden fremden Einkäufer siedelten sich nun unternehmungslustige und wagemutige Kaufleute wie Hasenclever, Duttenhofer, Ruck, Flügel u. a. in der Stadt an, und gewannen schließlich die Führung in der schlesischen Leinenindustrie. Das kam natürlich auch dem ganzen Lande zugute. Bedeutungsvoll wurde aber der Übergang noch aus einem anderen Grunde. Der preussische Staat, schon an und für sich straffer organisiert als die habsburgische Monarchie, räumte als Eroberer viele Schranken der landschaftlichen Territorialverwaltung, die als Überreste der mittelalterlichen kleinstaatlichen Zerrissenheit Schlesiens in die Neuzeit hineinragten, rücksichtslos hinweg, und die letzte Schranke, das besondere Wirtschaftsgebiet der Grüssfauer Abtei, wurde durch die Säkularisation im Jahre 1810 beseitigt, zur selben Zeit, wo die Steinische Städteordnung auch für ein aufstrebendes Bürgertum die Vorbedingungen schuf. Wir sehen, wenn Friedrich der Große noch heute im Gedächtnis der Landeshuter eine besondere Stellung einnimmt, so ist das kein Zufall: das Volk empfand rein gefühlsmäßig, deutlicher als der Gelehrte am Schreibtisch, daß der Preußenkönig die in ihm und seiner schönen Heimat schlummernden Kräfte entfesselt und ihre volle Entfaltung vorbereitet hat.

Die Geschichte.



Geschichte des Landeshuter Gebiets bis zur preussischen Besitzergreifung.

Von Ernst Maetschke, Breslau.

Inhalt:

	Seite
Der Zustand des Landes bis zum Beginn der deutschen Besiedlung	131
Die allgemeinen Bedingungen für die Rodung des Grenzwaldes	134
Bewertung der Nachrichten über die Besiedlung des Gebiets	135
Die Siedeltätigkeit der Benediktiner, des böhmischen und des schlesischen Adels	136
Entstehung der Stadt Landeshut, ihre Einrichtungen, das Weichbild	140
Volklo I. von Fürstenberg und der Einzug der Zisterzienser ins Kloster Grüssau	144
Das Landeshuter Gebiet unter den Volkonen und sein Heimfall an Böhmen	148
Die Leiden des Landeshuter Gebiets im 15. Jahrhundert durch die Hussiten und Georg Podiebrad	150
Das Landeshuter Gebiet vom Beginn der Glaubenspaltung bis zur preussischen Besitzergreifung	153
Die Landesverwaltung bis zur preussischen Besitznahme	156

Der Zustand des Landes bis zum Beginn der deutschen Besiedlung.

Während manche Gebiete Schlesiens so reich an vorgeschichtlichen Funden sind, daß wir uns, auf sie gestützt, ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben seiner Bewohner auf Jahrtausende zurück machen können, ist die Zahl der Funde im Landeshuter Kreise, obwohl durch ihn eine wichtige Passstraße geht, sehr bescheiden, auch sind die Nachrichten, wo und unter welchen Umständen sie gefunden wurden, sehr unsicher. Eine steinerne Streitaxt, die in den Ruinen einer alten Befestigung bei Schwarzwaldau gefunden wurde, ist zur Zeit im Provinzialmuseum¹⁾ (Abb. 27). Auch aus der jüngeren Steinzeit stammt eine 15 cm lange Hacke aus Kieselgriefer, die bei Vogelsdorf gefunden wurde und sich jetzt im Besitz des Herrn Kaufmann Dehmel in Neusalz a. d. O. befindet (Abb. 28). Für die Bronzezeit (2000–800 v. Chr.) fehlen Funde vollständig und auch die spätere Eisenzeit (800 v. Chr. bis zum Ende der Völkerwanderung 500 n. Chr.) ist nur durch ein Stück, eine Münze des Kaisers Vitellius (69 n. Chr.), vertreten, die vor etwa 50 Jahren ziem-

¹⁾ Sie wird für das künftige Landeshuter Heimatmuseum aufbewahrt.

lich tief liegend in Liebersdorf gefunden worden sein soll, aber nicht mehr auffindbar ist. Diese wenigen nur im Osten des Kreises festgestellten Funde lassen darauf schließen, daß in der Zeit vor der Völkerwanderung die heutige Paßstraße als Handelsweg noch nicht begangen war, sondern

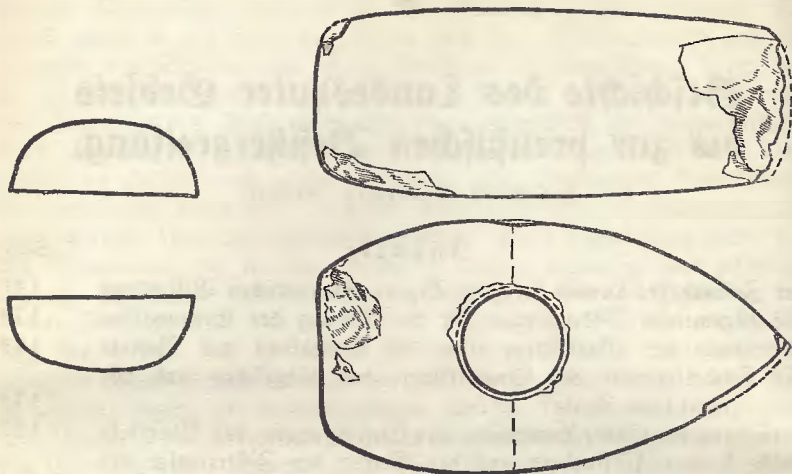


Abb. 27. Neusteinzeitliches Steinbeil. Schwarzwaldau. — Dichtes grau-grünes Gestein (metamorphosierter Amphibolit). Länge 11,8 cm, Breite 6,4 cm, Höhe 5 cm; ---- ergänzt.

der dürftige Verkehr sich auf einem Wege abspielte, der im Steinetal aufwärts und Löffigtal abwärts über Schwarzwaldau, Gaablauf, Liebersdorf und Adelsbach der Gegend des späteren Freiburg zustrebte. Damals saßen in Schlesien die etwa um 100 v. Chr. wohl von Nordwesten eingewanderten Wandalen, die sich in mehrere Stämme gliederten. Einer derselben, die Silinger, die etwa im jetzigen Mittelschlesien wohnten, hat auch dem Lande den Namen gegeben, denn die Polen, die etwa im 7. Jahrhundert n. Chr. in die Ende des 4. Jahrhunderts von den Wandalen verlassenen Gebiete einwanderten — wohl nur spärliche Reste derselben blieben zurück — hörten den Namen von den Zurückgebliebenen und paßten ihn ihrer Zunge an, indem sie ihn in Slenz umwandelten. Aber auch als die Slawen nachrückten, blieb unser Gebiet noch eine große Waldwüste, die vorübergehend nur dort, wo etwa ein Wirbelwind größere Bestände niedergeworfen, oder wo bei Hochwasser die reißenden Bäche Lücken in den Wald gerissen hatten, unterbrochen war. Freilich so dicht wie heute bei der rationellen Forstbewirtschaftung war der Wald nur ausnahmsweise, aber trotzdem wegen des üppig wuchernden Unterholzes und der verfaulenden Baumleichen fast undurchdringlich. Fast undurchdringlich; denn das Hochwild, damals reichlicher als heute, hatte sich Wege zu den Wasserstellen, zu den Waldblößen mit würzigem Futter gebahnt, und seinen Spuren folgte wohl zunächst der Mensch. Dieser Wald, den die ewig schöpferische Natur immer wieder erneuerte, wurde, als sich die Bevölkerung auf den beiden Seiten des Gebirges verdichtete, aber doch nach unseren heutigen Begriffen noch

sehr spärlich war, gerade wegen seiner Menschenleere ein Schutzgürtel gegen die Angriffe und Überfälle heutelustiger Nachbarn. In unserem Gebiet wenigstens 50 km breit, bildete er auch für kleinere Heeresabteilungen, die für ihren Durchzug im besten Falle auf wenige schmale Saumpfade angewiesen waren und dabei noch ihren Proviant mitnehmen mußten, ein schwer zu überwindendes Hindernis. Aber dieser natürliche Schutz genügte den Böhmen und Polen, als sie sich zu größeren, wenn auch noch lockeren, Staaten etwa um 1000 n. Chr. zusammengeschlossen hatten, noch nicht. In dem Grenzwaldgürtel wurde beiderseits die Besiedlung nicht nur verboten — und der Landesherr als Besitzer des Waldes hielt streng auf die Befolgung seines Gebotes — er erschwerte auch noch die Durchzugsmöglichkeit durch den Wald, indem er an den Ausgängen der hindurchführenden Saumpfade Hürge ansetzte, die diese Wege regelmäßig begehen mußten, um Überraschungen zu verhüten. Außerdem wurden aber an diesen Wegen größere Verhaue angelegt, die bei einer drohenden Gefahr leicht ganz verschlossen werden konnten. Wenn wir sie in unserem Gebiet nicht mehr feststellen können, im Gegensatz zu den Ausgängen des Passes im Süden, so erklärt sich dies wahrscheinlich daraus, daß die Fortsetzung der Passstraße nach Norden immer noch weiter durch Grenzwald führte, da nördlich vom Boberdurchbruch der um den Schlesier- oder Silinger-Gau sich herumziehende Grenzwald nach Norden umbog, um das Gebiet gegen die Lausitz hin zu schützen. Den Grenzwächtern, die sich wahrscheinlich in erster Linie von den Erträgen der Jagd nährten, verdankt unser Gebiet die erste Namengebung. Da sie Slawen waren, so sind diese ersten Namen slawisch, aber sie haften, wenn wir von Grüssau absehen, fast nur an Flüssen, ein Beweis, daß damals das Gebiet noch so gut wie menschenleer war. Slawisch sind die Namen des Schweinlichbaches (Swydneyk), eines Dupyzha genannten Baches, des Zieder (Zadrna), des Lässigbaches (Lesk) und wohl auch des Leisebaches bei Kunzendorf. Ja, der Name Grüssau, entstanden aus dem slawischen Cresosbor, ist ein Beweis für die Menschenleere des Gebiets, denn Cresosbor bedeutet dunkler Grenzwald, und diese erste Ansiedlung war nur eine Einsiedelei einiger Mönche. Die anderen Orte im Kreise, die slawischen Namen tragen (Sorotindorf, Rohnau, Grunau) kommen schon wegen ihrer Höhenlage als slawische

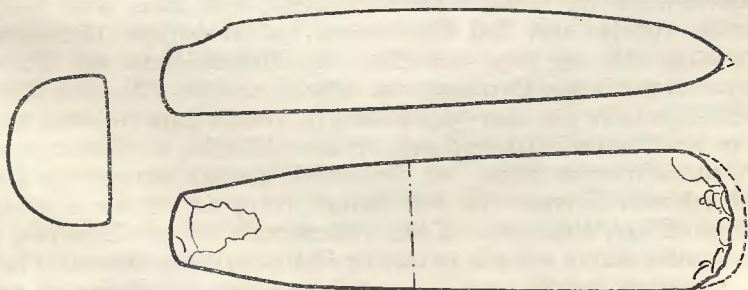


Abb. 28. In Bogelsdorf gefundene Hande des bandkeramischen Kulturkreises (etwa 3000 v. Chr.), sogenannter Schuhleistenkeil. — Schwarzes Gestein (Rieselschiefer). Länge: 15 cm, Breite: 3,6 cm, Höhe: 2,6 cm. Schneide abgebrochen, ---- ergänzt.

Dorfanfiedlungen noch nicht in Betracht. Wir können sogar aus den slawischen Ortsnamen der Nachbarkreise Waldenburg, Vollenhain, Schönau und Hirschberg feststellen, wie weit die slawische Besiedlung im Grenzwalde sich dem Landeshuter Pässe vor der deutschen Einwanderung schon genähert hatte: Jannowitz (Kr. Schönau) war in der Lufteinlinie von dem späteren Landeshut 15 km, Quosdorf (Kr. Vollenhain) 18 km, Liebichau (Kr. Waldenburg) 22 km, Straupitz (Kr. Hirschberg) 24 km entfernt; sie waren wahrscheinlich von den polnischen Kastellaneien Striegau (Stregom), Schweinhaus (Svini) und Lahn (Wlan) angelegt worden, und aus dem Umstande, daß die Bewohner dieses Bezirkes noch am Anfang des 13. Jahrhunderts ihre Abgabe in der Form von Eichhörnchen- und Marberfellen bezahlten, ist zu schließen, daß es kleine Jägerkolonien waren, deren Bewohner zugleich die Aufsicht über den Grenzwald hatten.

Die allgemeinen Bedingungen für die Rodung des Grenzwaldes.

Dieser bis zum 13. Jahrhundert so sorgfältig in seinem Urzustande gehegte Grenzwald wurde nun ein Opfer der deutschen Besiedlung, und zwar scheint den Anfang seiner Zerstörung an der böhmischen Grenze das böhmische Königshaus der Přemysliden gemacht zu haben. Das böhmische Reich stand damals schon auf einer wesentlich höheren Stufe der Kultur als das polnische, dank dem größeren politischen und kulturellen Einfluß des deutschen Reiches, unter dem es seit der Zeit Karls des Großen stand. Solche neu auftauchende Kulturstaaten haben nun ein starkes Streben, sich auszubreiten, besonders, wenn sie von einem zielbewußten Herrschergeschlecht geleitet werden und ihnen bei wachsender Bevölkerung der Lebensraum zu eng wird; die neue Wohnsitze suchende Bevölkerung wandert dann gewöhnlich in der Richtung des geringsten Widerstandes ab, dort lag aber eben der fast menschenleere Grenzwald. Der Begriff „Grenze“ in unserem heutigen Sinne als einer durch einen Vertrag der beiden Anwohner festgelegten Linie war damals noch unbekannt, denn Grenzen waren eben breite, unbewohnte Streifen, die ja auch für den Besitzer, den Landesherren, keinen nennbaren Nutzen mit Ausnahme der Zollgebühren an den Saumpfaden abwarfen. So schoben sich denn aus Mähren und Böhmen von der Mährischen bis zur Lausitzer Pforte slawische, vor allem aber deutsche Siedler, vielleicht zum Teil Nachkommen der germanischen Ureinwohner, vorwiegend aber erst jüngst aus Süd- und Westdeutschland nach Böhmen Eingewanderte in den Grenzwald von Süden aus vor. Aber die Pfaffen in Schlesiens sahen dem nicht lange untätig zu, auch sie zogen Ansiedler heran, die in den Grenzwald hineinrodeten, bis dann schließlich die Pioniere beider Staaten aufeinander stießen und sich nun die Landesherren genötigt sahen, durch besondere Verträge eine feste Grenzlinie, eine Grenze in unserem heutigen Sinne, festzulegen. Dieses „Wettrennen“ in der Besiedlung des Grenzwaldes werden wir auch in unserem Gebiet beobachten können. Natürlich mußte nun anstelle des primitiven Schutzsystems der Grenze ein neues treten. Anstelle der Verhaue errichtete man an wichtigen Punkten stärkere Befestigungen mit Wall und Graben, später sogar wehrhafte mit Mauern und Türmen umhegte Städte, anstelle der wenigen Grenzwächter traten die

deutschen Lehnleute, die Scholzen in den Dörfern, die beide zum Rosstdienst verpflichtet waren, traten die waffenfähigen Bürger in den Städten. Die schmalen Saumpfade, die dem infolge der Bevölkerungsdrichte steigenden Verkehr nicht mehr genügten, verbreiterten sich zu „länderverbindenden“ Straßen, und sumpfige Stellen wurden durch Knüppeldämme (z. B. bei Königshau) gangbar gemacht.

Bewertung der Nachrichten über die Besiedlung des Gebiets.

Ehe wir uns einer Darstellung des Ganges der deutschen Besiedlung im Landeshuter Kreise zuwenden, müssen wir, um die ältesten Nachrichten richtig einschätzen zu können, eine kurze Betrachtung des Urkundenwesens der damaligen Zeit vorausschicken. Noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts war der Beweis für ein Unrecht auf einen Landbesitz durch eine Urkunde in Schlesien selten, da das Land schwach bevölkert war und nur wenige Geistliche schreiben konnten. Mündliche Aussagen und die Beibringung von Zeugen ersetzten die Urkunde. Das mußte anders werden, als sich durch die deutsche Kolonisation die Bevölkerung ungewöhnlich schnell vermehrte, denn mit den Einwanderern zog neues Recht in das Land, die Rechtsbeziehungen wurden infolge der größeren Menge der Menschen mannigfaltiger, der gesteigerte Körnerbau förderte den Warenaustausch, infolgedessen begann, wenn auch schüchtern, die Geldwirtschaft die reine Naturalwirtschaft zu verdrängen. So wuchs auch das Bedürfnis für schriftliche Beweismittel, und zwar zeigte sich dies zunächst bei der Geistlichkeit, die sich gegen Fürsten, Adel und Bürger dauernd in Verteidigungsstellung befand, zumal es ihr an weltlichen Machtmitteln fehlte und auch für sie das deutsche Recht dem polnischen gegenüber in mancher Hinsicht ungünstiger war. Da nun die Kanzlei am Herzogshofe auch erst allmählich sich zu einer Behörde mit bestimmter Dienstordnung entwickelte, suchten sich der Bischof und die geistlichen Stifter, die ja über die meisten Schreibkundigen verfügten, dadurch schriftliche Besitztitel zu verschaffen, daß sie in einer Urkunde ihren Rechtsanspruch möglichst genau aufzeichneten und sich vom Herzog diese durch Anhängung seines Siegels bestätigen ließen. Wir nennen diese Urkunden Empfängerurkunden, da sie vom Empfänger in seinem Sinne verfaßt waren. So gewann das angehängte Siegel des Herzogs, später auch des Bischofs und der höheren Abtlichen, die auch bald Siegel führten, im Laufe der Zeit für die Rechtsgültigkeit einer Urkunde vor dem Gericht eine ausschlaggebende Bedeutung. Da war nun die Verführung sehr groß, einen Besitz, über den die Urkunde in Verlust geraten war, dadurch zu legitimieren, daß man eine neue Urkunde anfertigte, das Siegel von einer vielleicht wertlos gewordenen Urkunde vorsichtig ablöste und an die neu gefertigte Urkunde anheftete. Natürlich war das im juristischen Sinne eine Fälschung, aber da die Urkunde doch zum Beweise eines zur Zeit der Fälschung vorhandenen Besitztittels angefertigt war, können wir den Inhalt der Urkunde für die Zeit ihrer Herstellung als glaubwürdig ansehen. Ja noch mehr: in den Klöstern wurden meist Register geführt, in denen, wie beispielsweise in dem Heinrichauer Gründungsbuche, die einzelnen Besitzungen mit ihren Rechtstiteln aufgezeichnet wurden. Wenn diese sogenannten Abben nun die Unter-

lage für die Fälschung waren, kann diese uns über einen Besitz aus viel früherer Zeit berichten. Solchen älteren Aufzeichnungen hat nämlich der Fälscher manchmal eine altertümliche Form oder eine schon überlebte Rechtsanschauung bewußt oder unbewußt entnommen.

Diese Erläuterung über das damalige Urkundenwesen mußte ich deshalb vorausschicken, weil von fünf Nachrichten, die uns bis 1256 über die Benediktiner in Grüssau erhalten sind, nur die letzte in ihrer Echtheit nicht angezweifelt wird, ja selbst von den über das Gebiet erhaltenen weiteren neun Urkunden bis 1300 können noch gegen 4 Bedenken wegen ihrer Echtheit erhoben werden. So scheint auch die Urkunde von 1249, in der Landeshut zum ersten Mal erwähnt wird, in der uns vorliegenden Form unecht zu sein. Aber gerade einzelne Stellen in ihr machen es wahrscheinlich, daß dem Fälscher eine ältere Aufzeichnung vorgelegen hat. Benutzt man auch die andern angezweifelten Urkunden mit Vorsicht und nimmt noch die Gemarkungsgrenzen der einzelnen Dörfer zu Hilfe, so kann man den Besiedlungsvorgang in großen Zügen noch einigermaßen erkennen, freilich aber die Gründung eines Ortes nicht einmal auf ein Jahrzehnt hin genau festlegen, zumal er oft erst lange nachher in einer zufällig erhaltenen Urkunde erwähnt wird.

Die Siedeltätigkeit

der Benediktiner, des böhmischen und des schlesischen Adels.

Die Anfänge der massenhaften deutschen Einwanderung nach Schlessien können wir bald nach 1200 ansetzen. Zunächst scheint die Schönan-Löwenberger Mulde, größtenteils Grenzwaldbgebiet, bis nach Goldberg im Osten besiedelt worden zu sein. Um 1220 wird von der Gründung deutscher Dörfer um Salzbrunn berichtet, wenige Jahre später erreichten von da aus die deutschen Einwanderer auch die Nordostgrenze unseres Gebiets. In dieser Zeit mag wohl auch die erste Befestigung auf dem Burgberge bei Landeshut von dem Piastenherzog Heinrich I., dem Värtigen (1201 – 1238), dem Gemahl der Heiligen Hedwig, angelegt worden sein, dabei auch eine Zollstelle; aus ihr entwickelte sich eine kleine Ansiedlung, die Marktrecht erhielt. Da uns nie ein anderer Name als der deutsche „Landeshut“ überliefert ist, können wir annehmen, daß die Burg erst in der Zeit der deutschen Besiedlung entstanden ist, ihren Zweck deutet ihr redender Name an, das Marktrecht erhielt das in ihrem Schutz gelegene Dörfchen wohl nach böhmischen Vorbildern jenseits der Grenze wie etwa Braunau. Wenige Jahre später sah auch das Ziedertal die ersten Siedler, die von Süden kamen. Der Benediktinerorden, dessen Gründer, Benedikt von Nursia, den Mönchen auch Landarbeit vorgeschrieben hatte, setzte sich im Grenzwald fest. Das älteste Benediktinerkloster Böhmens in Brzwnow bei Prag (gegründet 998) erhielt das Gebiet von Politz, später noch das von Braunau geschenkt und gründete an beiden Orten Probsteien, sein 1086 gegründetes Tochterkloster in Opatowitz (südlich von Königgrätz) überschritt sogar die Mitte des Grenzwaldes, indem sich einige Mönche in dem ihnen von Herzog Heinrich II. von Schlessien (der gegen die Tataren in der Schlacht bei Wahlstatt 1241 fiel) geschenkten Gebiet im Grenzwald (Cresokbor = Grüssau) festsetzten. Diese erste Siedlung soll bei dem jetzigen Neuen gelegen haben. Ver-

mittlerin für diese Schenkung, die zwischen 1238 und 1241 erfolgt sein muß, war wohl Heinrichs Gemahlin Anna, die Tochter König Ottokars I. von Böhmen. Nur was sie „mit eigenen Händen und auf eigene Kosten roden“ konnten, wurde den Mönchen damals im Grenzwald geschenkt. Von der Art, wie die Besitznahme vor sich ging, können wir uns ein Bild machen, wenn wir uns ein paar Jahrzehnte früher nach Politz verlegt denken. Eine alte Überlieferung erzählt, daß dort der Benediktiner Vitalis mit einigen Brüdern in die „Waldwüste“ gekommen sei, die Brüder hätten sich zunächst an der Stelle des jetzigen Politz aus Holz eine Klausel mit einer bescheidenen Kapelle gebaut und hierauf angefangen, den jungfräulichen Boden zu roden. Dann aber gingen sie bald dazu über, das Land, das sie selbst nicht bebauen konnten, wie es auch der Landesfürst und der Adel in dieser Zeit mit unbebauten Gebieten machten, zur Anlage von Rentenörfern zu vergeben. Wir haben nämlich in dieser Zeit zwei Formen der Nutharmachung des Landes zu unterscheiden: die Eigenwirtschaft, d. h. die Anlage von Vorwerken, die die Mönche unterstützt von den dienenden Brüdern (Konversen genannt), selbst bebauten, wobei letztere als Feldarbeiter oder Handwerker verwendet wurden, oder die Zins- oder Rentenwirtschaft, d. h. das Kloster schloß mit einem Unternehmer, Lokator genannt, einen Vertrag ab, indem es ihm ein geeignetes Stück Land zur Besiedlung gegen gewisse Vorteile überließ. Dieser gewann nun eine Reihe von Ansiedlern zur Anlage eines Dorfes; jedem wurde ein Stück Land, Hufe genannt, zugemessen, das so groß war, daß er es mit seiner Familie bebauen konnte; solange bis er sich eingerichtet, Haus und Stall gebaut, den Wald gerodet, den Boden urbar gemacht hatte, war er frei von Abgaben, dann zahlte er an den Grundherrn eine jährliche Rente in Getreide oder Geld, war auch, wenn ein herrschaftliches Vorwerk in der Nähe war, manchmal zu einigen Diensten auf demselben verpflichtet. Der Lokator wurde im neuen Dorfe Richter und hieß dann meist Schulze oder Scholze, ein Name, der aus der Abschleifung des Wortes Schultheiß (= der die Schuld heißt oder Verpflichtungen bezieht) entstanden ist. Allenthalben können wir nun beobachten, daß die Klöster, die zu Landarbeit durch die Ordensregel verpflichtet waren, von der Eigenwirtschaft bald zu einem gemischten System von Eigenwirtschaft und Rentenwirtschaft übergingen, offenbar, weil es ihnen nicht möglich war, für die zahlreichen Landschenkungen, die ihnen von frommen Leuten gemacht wurden, genügend dienende Brüder zu gewinnen, schließlich wurde sogar die Rentenwirtschaft das Rückgrat der gesamten Finanzverwaltung, und die Überschüsse konnten entweder produktiv durch Kauf neuer Güter angelegt werden, oder sie boten die Mittel, die wundervollen, schönen Bauten zu entrichten, die noch nach Jahrhunderten den Ruhm der Klöster als Kulturträger verkünden. Diese Entwicklung können wir auch bei Grüssau beobachten. Nach den ersten schweren Jahren, wo die Mönche mit der Natur um ihre Existenz zu ringen hatten, suchten sie ihren Wirkungskreis weiter auszudehnen und mußten schon, um Gott, wie es die Ordensregel vorschrieb, zu dienen, um ihm eine würdige Stätte der Verehrung gründen zu können, sich größere Einnahmen zu verschaffen suchen, das heißt, sie mußten zur Rentenwirtschaft übergehen. So entstanden vor 1292 — genaues läßt sich nicht sagen, da Gründungsurkunden fehlen — die ersten Rentenörfer im mittleren Ziedertal: Görtelsdorf (Gurtildersdorf),

Kl. Hennersdorf (Heinrichsdorf), Grüss.-Hermesdorf (Hermanisdorf), in der Umgebung der Kause und Kapelle, in deren Nähe sich wohl auch das später in der Gemarkung von Neuen aufgegangene erste Vorwerk befand; in diesen Dorfnamen werden sich die Lokatoren und ersten Schulzen ein dauerndes Denkmal gesetzt haben. Dagegen scheinen Reichhennersdorf und Ober-Zieder erst später angelegt worden zu sein. Nun aber begann die Schwierigkeit, denn im Süden reichte das Klostergebiet schon bis zur Landesgrenze, die damals infolge der regeren Siedlertätigkeit der nordböhmisches adligen Lehnsherrn den südlichen Teil der jetzigen Kreise Waldenburg und Landeshut abschchnitt, so daß Trautliebersdorf und Kindelsdorf, ferner das spätere Schömberger Weichbild mit Kragbach, Leuthmannsdorf, Blasdorf und Voigtsdorf, der größte Teil von Ullersdorf, die Gemarkung von Grunau, die jetzt zu Liebau gehört, Buchwald, Städtisch-Hartau, Michelsdorf, Städtisch-Hermesdorf mit Klette, Pekelsdorf, Oppau, Kunzendorf, Tschöpsdorf, Grüssauisch-Dittersbach, Alldorf und Berthelsdorf zu Böhmen gehörten. Wann diese Orte angelegt worden sind, können wir nicht mehr feststellen, da uns alle Nachrichten darüber fehlen. Wir wissen nur, daß 1289 das Weichbild von Schömberg, wenn nicht eine Undeutlichkeit in der Urkunde vorliegt, sich viel weiter erstreckte als später, da es noch Trautliebersdorf und Kindelsdorf im N., und Königshan und Michelsdorf im NW. mit umfaßte. In dieser Urkunde werden die Dörfer Leuthmannsdorf und Voigtsdorf bei Schömberg und im W. Grüssauisch-Hermesdorf, Tschöpsdorf, Kunzendorf, Oppau und Städtisch-Hermesdorf mit Klette noch nicht erwähnt. Hier helfen uns aber etwas die Gemarkungsgrenzen, aus ihnen läßt sich schließen, daß Voigtsdorf ursprünglich zur Schömberger Stadtmarkung gehörte und der Vogt der Stadt auf seinen Freihufen das Dorf angelegt hat. Leuthmannsdorf wird 1332 zum ersten Mal erwähnt und ist vielleicht erst von den Zisterziensern angelegt worden. Witigo von Upa und Schwabenitz, der Besitzer der Dörfer Kragbach, Blasdorf, Alldorf und auch Berthelsdorf (1299 zuerst erwähnt), oder sein etwa 1275 verstorbener Vater Egidius war wohl der Begründer des Schömberger Weichbildes. Auch bestand damals noch ein Ludwigsdorf bei Schömberg, das wir 1332 im Besitz einer Familie von Skalkitz finden. Wenn in dem westlichen Teil des alten Schömberger Weichbildes auch nur Michelsdorf erwähnt wird, das ja der Lokalsage nach auch von einem böhmischen Herrn gegründet worden sein soll, so ist doch gerade diese Erwähnung für uns wertvoll. Denn die Lage der Kirche von Michelsdorf fast an der Gemarkungsgrenze von Städtisch-Hermesdorf beweist uns, daß bald nach Michelsdorf auch Städtisch-Hermesdorf, das urkundlich erst 1394 fast gleichzeitig mit Klette erwähnt wird, gegründet worden sein muß, auch Pekelsdorf wird schon am Anfang des 14. Jahrhunderts bestanden haben, da im bischöflichen Zehntregister aus dieser Zeit ausdrücklich „andre bei Michelsdorf liegende D ö r f e r“ als Zehnte zahlend erwähnt werden, während das noch zu Michelsdorf eingeparrte Städtisch-Hartau erst viel später auf der Feldmark von Alt-Weißbach angelegt und nach Michelsdorf eingeparrt worden ist. Da uns leider Nachrichten über das Quellgebiet des Bobers ganz fehlen, können uns hier nur die Gemarkungsgrenzen Auskunft geben. Buchwald ist jedenfalls früher als Liebau angelegt worden, vielleicht sogar vor Michelsdorf, Grüssauisch-Dittersbach wird 1292 schon

als bestehend erwähnt, so bleibt uns nur noch das Oppauer Kirchspiel übrig. In diesem Gebiet scheint 1292 nur das Dorf Stuben bestanden zu haben, das später wüst wurde und in der Gemarkung von Tschöpsdorf aufging, als die Grüssfauer Mönche im 14. Jahrhundert hier Oppau, Tschöpsdorf und Kunzendorf als Rentendörfer gründeten.

Auch das Lässigtal weiter unterhalb war wohl strittiger Besitz, im Hinblick auf ihre kirchliche Abhängigkeit von Friedland könnten sogar vielleicht Konradswaldau und Schwarzwaldau an der damals viel begangenen Straße aus dem Politzer Gebiet von Böhmen aus angelegt worden sein. Endlich wurde das Vordringen der Mönche nach Norden im Ziedertale dadurch erschwert, daß sich hier aus dem Marktdorf bei der Burg Landeshut eine Stadt entwickeln wollte, oder entwickelt hatte, so blieb denn nur eine Ausbreitung nach Westen entlang der damaligen böhmischen Grenze ins obere Bobertal möglich. Den Niederschlag der Bemühung des Klosters, sich weiter auszudehnen, finden wir nun in den Urkunden von 1249 und 1254, deren Echtheit bezweifelt wird. In der ersten gibt Boleslaw der Kahle, der älteste Sohn Heinrich II., des Frommen, dem Kloster das Lässigtal zur Besiedlung und überläßt ihm den zur Stadt erhobenen Markort Landeshut, dem er 50 Hufen, die gewöhnliche Landausstattung für eine Ackerbaustadt, anweist, jedoch bestimmt er, daß die Mönche ihr Kloster an der Ziedermündung erbauen sollen; in der zweiten Urkunde erlaubt er dem Kloster auch am linken Ziederufer an der böhmischen Grenze und am Bober, wo die Dupyzha (Pegelsdorfer Grundwasser?) und Smydnyš (Schweinlich) einmünden, 200 fränkische Hufen nach deutschem Recht auszusetzen. Eine in ihrer Echtheit nicht angezweifelte Urkunde von 1256 bezeichnet die Lage dieser 200 Hufen leider auch nicht genauer, wir erfahren nur: sie stoßen auf beiden Seiten ans Kloster, und nicht zu ihnen gehört ein Gebiet von 30 Hufen (es scheint sich um Schreibendorf zu handeln), das erst nach dem Tode des jetzigen Inhabers, des herzoglichen Notars oder „Schreibers“ Valentin, Grüssau zu fallen sollte. Nun begann wohl in dem neugewonnenen Gebiet die Siedler-tätigkeit; die Verbindung zum oberen Bobertal erleichterte Lindenau, dann entstanden am Bober und Schweinlich wahrscheinlich Blasdorf, Weißbach, und Pfaffendorf, das wegen dieser Neubegründung durch die Mönche seinen alten Namen Sorotindorf verlor.

Während im Süden des Kreises infolge der Schenkungsurkunden an die Grüssfauer Mönche bisweilen gleichzeitig mehrere Ortschaften entstanden, so daß wir in der Lage sind, sichere Schlüsse auch auf die nichtermähnten zu ziehen, gibt uns der Norden mehr Rätsel auf, da die Anlage der Dörfer hier auf die Tätigkeit einzelner Lehnsleute zurückgeht. Aber auch hier erfolgten die Rodungen schon früh, und die Neugründung von Dörfern war im wesentlichen am Ende des 13. Jahrhunderts ebenso wie im Süden abgeschlossen. Diese schnelle Besiedlung erklärt sich eben aus dem oben erwähnten „Wetterennen“ bei der Rodung des Grenz-waldes von Böhmen und Schlesien aus. Rohnau, schon 1255 zu deutschem Recht ausgelegt, verdankt bei seiner ungünstigen Höhenlage (zwischen 480 und 600 m) wohl dem Erbreichtum seine Anlage; von Wittgendorf wird 1282 zum ersten Mal ein Schulze erwähnt, 1287 von Neußendorf. 1292 besteht auch Jöhnsdorf schon. Da schließlich am Anfang des 14. Jahrhunderts

auch Liebersdorf, Gaablan und Hartmannsdorf, vielleicht sogar schon als Kirchdörfer erwähnt werden, werden wir keinen Fehlschluß tun, wenn wir auch die erst drei Generationen später erwähnten Dörfer Leppersdorf (1370) und Krausendorf (1376) schon als bestehend ansehen, zumal sie Landeshut näher lagen und zu dessen Weichbild gehörten. Wir haben also gesehen, in einem Zeitraum von rund 40 Jahren wurde das bis um 1240 fast noch menschenleere Landeshuter Gebiet von Böhmen wie von Schlesien aus so eifrig besiedelt, daß eine Karte von 1280 fast dieselben Namen aufgewiesen hätte wie heute, etwa mit Ausnahmen von Haselbach und Städt.-Dittersbach, Liebau, Kreppelhof, Rothenbach, Forst, Vogelgesang, Ullersdorf, Neu-Weißbach, Städt.-Hartau, Moritzfelde und Eventhal, dafür aber vielleicht noch die der untergegangenen Orte: Stuben bei Tschöpsdorf, Ludwigsdorf und Burcharisdorf bei Schöenberg, Lybenau bei Schwarzwaldau enthalten hätte. Auch würden wir noch sieben Befestigungen aufgezeichnet gefunden haben, die heute fehlen: nämlich auf dem Mühlberg bei Pfaffendorf, die Hratschine am Südennde des jetzigen Liebau, an der Boberenge oberhalb Buchwald, auf dem Burgberg bei Landeshut, in Neuen, in Vogelgesang und Schwarzwaldau. Aber alle Orte, Städte, Dörfer, Burgen wären recht unscheinbar gewesen, der Wald hätte noch den größten Teil des Landes bedeckt, Straßen in unserem Sinne wären kaum vorhanden gewesen; und 10 Jahre später, nach der großen Hungersnot der Jahre 1281 und 1282 würde ein Wanderer manchen dieser Orte ganz oder beinahe menschenleer, d. h. fast in dem Zustande wie 50 Jahre früher, wiedergefunden haben.

Entstehung der Stadt Landeshut, ihre Einrichtungen, das Weichbild.

Wir haben von Landeshut selbst schon oben (S. 136) erwähnt, daß es dort, wo die Wege vom Lupatal am Bober entlang und vom Steinetal am Lässigbach entlang zusammenliefen, erst am Beginn der deutschen Besiedlung (von Schlesien her, aber nicht durch Mönchsgründung) im Schutze der Burg entstanden war und vom schlesischen Herzog Marktrecht erhalten hatte. Suchen wir nun einmal die Zeit zu bestimmen, in der der Marktfort zur Stadt erhoben worden sein kann, ohne zunächst die in ihrer Echtheit angezweifelte Urkunde von 1249 zu berücksichtigen. Zu den dem Kloster Grüssau 1254 beziehungsweise 1256 geschenkten 200 Hufen (S. 139) gehörte das Gebiet von Ober-Zieder und Reichhemmersdorf, und Schreibendorf sollte dem Kloster nach dem Tode des damaligen Inhabers zufallen. Alle drei gehörten aber zum Weichbild von Landeshut, das können sie kaum nach 1256 mit Zustimmung der Benediktiner geworden sein. Noch unwahrscheinlicher wäre es, daß Ober-Zieder und Reichhemmersdorf, die bei St. Peter und Paul in Landeshut später eingepfarrt sind, von dem Abt freiwillig der Landeshuter Pfarochialkirche überlassen worden wären, dagegen erklärt sich das Verhältnis ganz einfach, wenn 1254 die Abhängigkeit der beiden Dörfer von St. Peter und Paul schon bestand. Die Kirche muß in den 90er Jahren auch schon ein festfundiertes größeres Einkommen gehabt haben, da ihr Pfarrer Renzko Notar des Herzogs Bolko I. von Fürstenberg war und die Pfründe ein Viertelsjahrhundert später so hoch eingeschätzt wurde wie die eines Breslauer Domherrn. Wir werden also wohl nicht fehlgehen, wenn wir das Jahr 1249

als das Stiftungsjahr der „Stadt“ Landeshut annehmen. Freilich scheint die Gründung zunächst nicht geglückt zu sein. Vielleicht ist sie auch den Hungerjahren 1281 und 1282 zum Opfer gefallen. Erfolg hatte erst die Neugründung durch Vollo I. etwa um 1290. Von der ursprünglichen Landausstattung, den 50 Hufen, war damals ein Teil, auf dem das Dorf Vogelsdorf gegründet worden war, verloren gegangen und in den Besitz Nüdigers von Haugwitz gekommen, der es eben von neuem besiedelt hatte, als es ihm das Kloster Grüssau 1297 abkaufte.

Ob das Erbgericht bei der Neugründung in die Hände des Klosters kam, wie man nach der Urkunde von 1249 annehmen müßte, ist zweifelhaft, da wir eine Urkunde besitzen, nach der das Kloster 1477 die Erbvogtei von Wilhelm von Kruschina kaufte, um sie 1527 an die Stadt zu verkaufen. Sind wir nun auch für die Gründungszeit wegen der lückenhaften Überlieferung auf Vermutungen angewiesen, so können wir uns doch aus dem Volskonischen Privileg anlässlich der Neugründung und Angaben über andere schlesische Städte ein Bild machen, wie unser Landeshut ungefähr eingerichtet war. Da die Bewohner des Marktfortes wohl die ersten Bürger der neuen Stadt wurden und durch die Zuteilung der 50 Hufen auch große Vorteile hatten, konnte der neue Stadtplan mit Einbeziehung des Marktfortes in dem Winkel zwischen Vober und Zieder, wie bei einer Neugründung, entworfen werden. Dieser Plan zeigt schon die für die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts typische Form und hebt sich deutlich von der älteren Stadtplanform ab, wie wir sie etwa in Löwenberg, Goldberg, Neumarkt finden, wo der Markt nur als Erweiterung der Hauptstraße erscheint. Als Mittelpunkt der Anlage ist der Marktplatz gedacht, der sich in seiner Hauptrichtung von W.S.W. nach N.N.O. dem Gelände anpaßt. Seine Längsseiten im N. und S. werden durch schmale Straßen halbiert, der Kirchplatz, der übrigens noch von der ersten mißglückten Gründung seine Lage haben könnte, ist abseits vom Marktverkehr im W.S.W. angelegt. Um diese beiden Plätze wurde die Stadt in einem Oval herumkomponiert und ursprünglich wohl nur durch einen primitiven Wall mit Palisaden und Graben geschützt, so daß sie nur am Ost- und Westende durch das Ober- und Niedertor zugänglich war, in der Richtung, in der die Verkehrsstraße von Böhmen nach Mittelschlesien verlief. Die Pforte, die im S. die Stadtbefestigung durchbrach, etwa dort, wo die Schömberger Straße einmündete, wird wahrscheinlich erst später angelegt worden sein. Gegen N. schützte der vom Vober abgeleitete Mühlgraben die Stadt, der sich durch sumpfiges Gelände hinzog. Als dann später der Palisadenzaun durch eine Mauer ersetzt wurde, lief inwendig an dieser ein Wehrgang entlang, Parden genannt, der in Friedenszeiten den Lohgerbern und Färbern zum Trocknen der Felle und Tücher diente; an diesem Graben befanden sich wohl auch die Walkmühlen, die die Tuchmacher für ihr Gewerbe brauchten. Wichtiger waren für die Allgemeinheit die Mehlmühlen, die große Stadtmühle am Vober und die kleine Stadtmühle am Zieder. Sie wurden vom Rat in Ordnung gehalten, und die Bürger und Vogelsdorfer Bauern waren verpflichtet, das Holz zur Instandhaltung des Mühlgrabens und der Wehre herbeizuschaffen. Früh muß auch ein Hospital angelegt worden sein, da die jetzt im Stadtwald gelegenen Hospitaläcker den 50 Hufen entnommen worden waren. Ebenso wenig wie von der Gründung

des Hospitals erfahren wir von der Gründung einer Schule. Da wir aber später erfahren, daß die Vogelsdorfer Bauern zur Heranschaffung des Holzes für die Beheizung des Rathauses, der Pfarrei und der Schule verpflichtet waren, können wir annehmen, daß die Bürger wie in den anderen schlesischen Städten schon frühzeitig an eine solche gedacht haben. Wie jede andere schlesische Stadt hatte Landeshut auch eine Wadestube. Alle Bürger waren wie die Bauern auf den Fünzighuben in Vogelsdorf und Nieder-Zieder zum Schutze der Stadt zu Wachen, besonders an den Jahrmärkten, wo sich eine Überrumpelung leicht bewerkstelligen ließ, verpflichtet, zur Organisation dieses Verteidigungsdienstes und für die Steuererhebung war die Stadt ganz so wie andere Städte, in vier Viertel, die unter gewählten Viertelmessern standen, eingeteilt. Vom Herzog wurde bei Aussetzung der Stadt gewöhnlich die Zahl der anzusetzenden Handwerker bestimmt. In Landeshut scheint es, wenigstens von der Neugründung an, je 20 Fleisch-, Schuh- und Brotbänke, die nach Errichtung eines Rathauses an dieses angebaut wurden, gegeben zu haben; das erscheint uns etwas viel für die Stadt. Die Erklärung dafür finden wir, wenn wir uns klar machen, daß innerhalb des Weichbildes, das selbst in preussischer Zeit noch die Dörfer Nieder-Zieder, Ober-Zieder, Reichennersdorf, Johnsorf, Schreibendorf, Leppersdorf, Neußendorf, Krausendorf und Hartmannsdorf umfaßte, kein Fleischer, Schuhmacher, Bäcker oder Schneider sich ansässig machen durfte, höchstens ein Flickschuster und Stellmacher. Noch strenger wurde der der Stadt verliehene Bierzwang für die Weichbildsdörfer gehandhabt. Die einzelnen Stadtgrundstücke erhielten das Recht, je nach ihrer Größe, Lage und Bedeutung ein oder mehrere Male im allgemeinen Brauhause von 12 Scheffeln Malz, das im öffentlichen Malzhaus hergestellt wurde, Bier zu brauen. Dieses Bier durften sie an bestimmten Tagen im Hause ausschenken, außerdem an die Kretschame in den Weichbildsdörfern verschleifen, weil die Bauern, außer bei der Kirmess, nur Stadtbier trinken durften. Sie konnten insofern zufrieden sein, als das Landeshuter Bier sich schon früh eines guten Rufes erfreute.

Über die Verwaltung der Stadt in älterer Zeit erfahren wir nur wenig. Da aber die Städte gerade bezüglich ihrer Verfassung sehr konservativ waren, wenn nicht die Zünfte sich das Stadtreghment erkämpften, und das war in Landeshut nicht der Fall, können wir annehmen, daß das Stadtreghment in älterer Zeit auch nicht viel anders war wie später, zumal sich die Nachrichten aus dem 16. Jahrhundert vielfach mit dem Volkonsischen Privileg decken. Zur Leitung der städtischen Angelegenheiten wurden alljährlich, vielleicht schon seit Gründung der Stadt wie später zu Michaeli, ein Bürgermeister gewählt und ein Rathsherr, der ihn vertrat, ferner 7 Schöffen. Ständige Beamte waren der Büttel, dessen Stellung als Exekutivbeamter einflußreicher war, als uns die heutige Wortbedeutung andeutet, der meist auf Lebenszeit angestellte Stadtschreiber, der alles Schriftliche zu erledigen hatte, die notwendigen Briefe schrieb, das Stadtbuch, Zinsbücher und Rechnungsbücher führte, die von den Schöffen ausgestellten Urkunden und Beglaubigungen schriftlich fixierte, das Protokoll führte u. A. Es ergab sich ganz von selbst, schon weil er in der Stadtverwaltung zunächst der einzige dauernde Beamte war, daß er einen großen Einfluß auf die

Geschäftsführung und besonders die Außenpolitik der Stadt ausübte. In seinem Hause versammelten sich in der ältesten Zeit, solange noch kein Rathhaus vorhanden war, Rat und Schöffen zu den am Morgen stattfindenden Sitzungen, die deshalb Morgensprachen genannt wurden. Die Funktionen des Rates, dessen Mitgliedern wenigstens von der Mitte des 15. Jahrhunderts an Gehalt bezahlt wurde, erstreckten sich auf alles, was das Wohl der Stadt anging. Vor allem hatte er die Polizeigewalt, die Marktpolizei, die Feuer-, Fremden- und Sicherheitspolizei, die Aufsicht über die Befestigungen, die Straßen und Brücken, die Innungen. Ein weiteres Gebiet seiner Tätigkeit war die Verwaltung des städtischen Vermögens, der Stiftungen, und das Waisenamt, nach Erwerb der Erbvogtei auch die Kriminalgerichtsbarkeit im Stadtgebiet. Die Einnahmen der Stadt waren mannigfaltig: Zinse von den Stadtgütern, den Brot-, Fleisch-, Schuhbänken, Strafgeelder, Abgaben von der Stadtwage, dem Salzmarkt, den geistigen Getränken usw. Soweit diese nicht ausreichten, wurden Umlagen, Geschoß oder Ungeld genannt, nach verschiedenen Grundsätzen von den Grundstücken, vom beweglichen Vermögen, von dem Gewerbe, der Nutzung der Viehweide usw. erhoben. Eine regelmäßige Steuer war die Hirtenpfründe, um den Hirten des Viehs, das die einzelnen Bürger auf der Gemeindeweide halten durften, zu bezahlen. Welchen Anteil die Gemeinde bei der Ratswahl und den Beschlüssen über außerordentliche Umlagen hatte, erfahren wir nicht. Die Ältesten der Innungen wurden aber wohl schon in der ältesten Zeit bei allen wichtigeren Angelegenheiten zu Räte gezogen oder, freilich in ziemlich autoritativer Form, um ihre Meinung gefragt. In den kleineren Städten, wie Landeshut, wo Rat und Schöffen oft auch Handwerker waren, werden Gegensätze zwischen Rat und Ältesten weniger entstanden sein, wie in den größeren Städten mit einem sich gegen die Handwerker früh abschließenden Patriziat. Die enge Verbindung der Weichbildsdörfer mit Landeshut kam besonders in der Ausübung des Burdings, d. h. des Gerichts über „Straßenräuber, Pfadehuchen (Auflauern), Dybe, Mordtbrenner, Kirchbrüchel (Kirchenräuber), Beutelschneider und alle ungerechte Leute“, zum Ausdruck. Dreimal im Jahre waren bei hoher Strafe im Falle des Ausbleibens die Scholzen verpflichtet, mit zwei Schöffen in Landeshut zu erscheinen und alle in ihrem Dorfe vorgekommenen Verbrechen anzuzeigen, am Tage der Kreuzerhöhung sollten sie sogar mit einem Manne aus jedem Hause erscheinen, auch holten die Schöffen selbst ihr Recht beim Landeshuter Stadtrat, der auch das Biermaß bestimmte. Diese Tage waren zugleich Festtage in den Dörfern, denn an ihnen, den Tagen vorher, und, wenn noch Stoff da war, den Tagen nachher wurde in den Kretschams Landeshuter Bier ausgeschenkt.

Die Stadt war, wie die meisten Gründungen des 13. Jahrhunderts, nicht etwa in erster Linie für den Fernhandel angelegt worden, was man nach ihrer Pflanzung annehmen könnte, sondern als Mittelpunkt für die Weichbildsdörfer. Daraus erklärt es sich wohl, daß die Fleischer, Bäcker, Schuster und Schneider jahrhundertlang die angesehensten Zünfte bildeten und die Kaufleute sich erst spät zunftmäßig organisiert haben. Diese Monopolstellung der wichtigsten Handwerke und des Bierbrauens, wozu noch das der Stadt 1341 verliehene Salzmonopol kam,

sicherte den Gewerbetreibenden ein ziemlich festes, wenn auch bescheidenes Einkommen, hatte aber hier, wie es scheint, noch mehr als anderwärts den Nachteil, daß die Bürger in ängstlicher Sorge um ihre Privilegien bei der Steigerung des Verkehrs rückständig wurden und den für den Fernhandel nötigen Wagemut nicht aufbrachten. Vielleicht erklärt es sich daraus, daß in den folgenden Jahrhunderten Landeshut im Vergleich zu den anderen Städten der Fürstentümer Schweidnitz-Jauer trotz seiner günstigen Lage sich nicht recht entwickeln konnte. Werden einmal die Städte mit ihrer Leistungsfähigkeit aufgezehrt, so finden wir es meist an vorletzter Stelle, wenn es nicht ganz vergessen wird. 1338 wird z. B. von ihm nur jährlich 5 Mark Münzgeld bezahlt, d. h. nur $3\frac{1}{2}$ Prozent von dem, was Breslau zahlt. So war es unter den Piasten, wurde aber unter den Habsburgern auch nicht besser. Als diese 1551 das Steuersystem neu ordneten, wurde Schweidnitz mit einer Steuerindiktion von 100 000 Tzl., Landeshut mit 5000 Tzl. eingesetzt, niedriger wurde in den Fürstentümern nur noch Vollenhain (mit 3700 Tzl.) eingeschätzt, während das vor Landeshut verzeichnete Reichenbach schon mit 13 750 Tzl. auf mehr als das Dreifache veranschlagt wurde.

Volk I. von Fürstenberg und der Einzug der Zisterzienser ins Kloster Grüssau.

Das Landeshuter Land hatte das Glück, in seiner Kolonisationsperiode unter der Herrschaft eines der tüchtigsten Zweige des Piastengeschlechts, dem der Volkonen, zu stehen, deren bedeutendster Vertreter Volk I. von Fürstenberg (1278—1301) war. Bei der Teilung des Fürstentums Liegnitz nach dem Tode Boleslavs, des Kahlen, fiel unter seinen Söhnen Volk, dem zweitältesten, zunächst nur das Fürstentum Jauer zu. Von dem Grundsatz ausgehend: „Si vis pacem, bellum para“, d. h. „Wenn du den Frieden willst, sei stets zum Kriege gerüstet“, verstand er es in dieser fehdelustigen Zeit durch geschickte Ausnutzung der Verhältnisse und festes Auftreten fast ohne Kampf das ganze fruchtbare Vorland des Gebirges von Bunzlau bis zur Glaser Meise seiner Herrschaft zu unterwerfen und nicht bloß die widerstrebenden Breslauer schnell dazu zu bringen, ihn als Vormund der Söhne seines Bruders Heinrichs V. anzuerkennen, sondern sich auch bei seinem mächtigen Nachbarn, dem Böhmenkönig Wenzel II., ja beim Kaiser Achtung zu verschaffen. Zum Schutze seines Landes und seiner Selbstständigkeit erbaute er besonders gegen Böhmen eine Reihe von Burgen und festen Städten nach einem umsichtig aufgestellten Grenzschutzplan, vor allem die Volkoburg (Vollenhain) und die Burg Fürstenberg (die jetzige „Neue Burg“ Fürstenstein), Canth und Strehlen, während Hirschberg, Landeshut, Schweidnitz, Reichenbach und Frankenstein die erste Verteidigungslinie bildeten. Daher lebte er im Gedächtnis der Schlesier als der Städte- und Burgenbauer fort. Schwieriger war es für die Mitwelt und Nachwelt, seine bedeutende staatsmännische und diplomatische Begabung, die so glücklich durch seinen militärischen Blick ergänzt wurde, zu verstehen. So beurteilt ihn denn der Verfasser der *Chronica principum Poloniae* bald so, bald so: erst tadelt er ihn als hinterhältig und unehrlich, dann rühmt er ihn als

Tafel 5

Wittgendorf
vom Flugzeug
aus.
(Beispiel
eines Reihendorfes)

Phot.
Tallimit-
Bild-Gesellschaft,
Berlin



Friedefürsten, als tüchtigen Volkswirt, der die Landessteuer eingeführt hat, die persönlichen und sachlichen Leistungen der Lehnleute registrieren ließ, lobt ihn als gewissenhaften Vormund, der für seine Nessen einen gewaltigen Schatz angehäuft hat, endlich preist er ihn wegen seiner Mildtätigkeit der Kirche gegenüber. In der Tat zeigt dieser in erster Linie verstandesmäßig eingestellte Mensch eine uns gefühlsmäßig erscheinende Frömmigkeit und fast rührende Anhänglichkeit an seine Angehörigen. Von seinem kirchlichen Sinn zeugen die zahlreichen frommen Stiftungen, so für ein Klarissinnenkloster in Strehlen, das Maria-Magdalenerinnenkloster in Naumburg a. O., ein Benediktinerinnenkloster in Striegau, ein Dominikanerkloster in Schweidnitz, für die Zisterzienserklöster in Kamenz und Heinrichau; seine bedeutendste Stiftung wurde aber das Zisterzienserkloster in Grüssau, die Stätte, wo er und mehrere seiner Nachkommen ihre ewige Ruhe fanden. Auch diese Neugründung zeigt uns eine innige Verflechtung der mannigfachen Beweggründe. Im Jahre 1289 scheint er den Entschluß gefaßt zu haben, die böhmischen Benediktiner aus Opatowitz durch die schlesischen Zisterzienser in Heinrichau zu ersetzen, und er führte ihn mit erstaunlicher Zielsicherheit und Schnelligkeit durch, indem er den Gedanken, das Kloster zu einer großartigen Familienstiftung auszubauen, mit dem der Sicherung des Grenzsckuzes gegen Böhmen folgerichtig verband und einen dafür günstigen politischen Augenblick geschickt auszunutzen verstand. Als nämlich König Wenzel II. von Böhmen 1289 sein Augenmerk auf die Erwerbung von Krakau richtete, brauchte er Volkos Wohlwollen, um vor einem Flankenangriff gesichert zu sein. Das war vielleicht der Grund, weshalb er ihn zweimal nach Böhmen einlud. Beim zweiten Besuch in Olmütz im August gelang es Volkos nun, ihn zu einer Grenzberichtigung zu bewegen. Wenzel trat alle seine Eigentums- und Hoheitsrechte im südlichen Teil des Landes- huter Gebiets mit Trautliebersdorf, Kindeisdorf, Krazbach, Blasdorf, Tschöpsdorf und Michelsdorf, ja sogar dem heute jenseits der Grenze liegenden Königshan, Dörfern, die alle als zum Weichbild von Schömberg gehörig bezeichnet werden, mit diesem selbst an ihn ab, so daß die Wasserscheide die Grenze wurde. Ende Juli hatte Volkos dem Abt Tschasca von Opatowitz in Gegenwart des Breslauer Bischofs Thomas II. schon alle seine Besitzungen in Grüssau für 240 M reinen Silbers abgekauft, und am 31. Dezember erwarb er von Witiko von Upa und Schwabenitz (Upa ist Altstadt bei Trautenau), Blasdorf und Krazbach, Dörfer des Schömberger Weichbilds, das wohl inzwischen aus der Königgräzer Provinz ausgesondert worden war, ferner noch Merkelesdorf in Böhmen südöstlich von Schömberg jenseits der neuen Grenze.

Der Preis von 240 M für mehr als 200 Hufen erscheint sehr niedrig, er läßt sich nur auf zweierlei Weisen erklären: entweder waren die Einnahmen aus dem Gebiet gering, da die Ortschaften noch in der Entwicklung begriffen waren, auch konnte die große Hungersnot, die 1281 und 1282 in Böhmen, Schlesien und Ungarn mütete, das Grenzgebiet wegen des geringen Körnerbaus besonders schwer betroffen haben, oder der Opatowitzer Abt hat, was freilich neuerdings bestritten wird, noch eine andere Entschädigung in einem den Heinrichauer Mönchen in Nordböhmen zwischen Arnau und Starckenbach gehörigen Landgebiet erhalten, das später in dem heutigen Mönchshof seinen

wirtschaftlichen Mittelpunkt hatte. Vielleicht hat sich auch der Abt Eschasca deshalb eher zum Verkauf entschlossen, weil der Herzog sich verpflichtete, auf dem gekauften Gebiet wieder eine kirchliche Stiftung zu errichten. Daß Volko in Grüssau die Benediktiner durch die Zisterzienser ersetzte, ist wohl nicht allein auf seine Vorliebe für diesen Orden zurückzuführen, auch hier werden politische und militärische Erwägungen mitgespielt haben. Solange Grüssau von Opatowitz aus verwaltet wurde, hatte der Herzog auf den Abt als böhmischen Untertan nur einen beschränkten Einfluß. Nun war zwar 1289 Volko auch nicht Landesherr von Heinrichau, aber die Organisation des Zisterzienserordens war für seine Zwecke günstiger. In diesem wurden die Töchterklöster von eigenen Äbten, die von den Konventen dieser Klöster gewählt waren, verwaltet, nur übten der Abt des Mutterklosters als Vaterabt und die Generalversammlungen der Äbte in Cîteaux ein Oberaufsichtsamt aus, um die Einheitlichkeit der Ordensregel und die Befolgung der Beschlüsse des Generalkapitels zu sichern. Dazu kam noch ein zweites. Die Opatowitzer Benediktiner mochten bei ihrer Kolonisation vielfach böhmische Kolonisten herbeigezogen haben und deren enge Beziehungen mit den Bewohnern jenseits der Grenze konnten bei einem unglücklichen Kriege eine Vostrennung des ganzen Gebietes begünstigen. Auch wollte Volko Landeshut wegen seiner strategischen Lage wohl ganz fest in seinem eigenen Besitz haben. Deshalb gründete er als neuen Mittelpunkt für das Kloster ganz nahe der alten Grenze am Bober Liebau — die Siedler scheinen aus Lössau in der Lausitz eingewandert zu sein — als offene Stadt und befestigte wohl in Verbindung mit diesem Plan Landeshut, so daß die Nachricht des sonst recht wenig zuverlässigen Naso von der Gründung oder richtiger Neugründung von Landeshut im Jahre 1292 vermutlich doch, wie ich oben gezeigt habe, das Richtige trifft. Nach all diesen mühsamen Vorbereitungen konnten dann endlich die neuen Ordensbrüder in Volkos neue Stiftung einziehen. Aber so erfolgreich er bei der Neugründung gewesen war, ganz konnte er seinen Willen nicht durchsetzen, u. z. fand er einen wohl nicht erwarteten Widerstand gegen seine Absichten bei den Zisterziensern selbst. Wir können sehen, wie in mehreren der Urkunden für Grüssau seitens der Landesherren immer wieder der Gedanke auftaucht, den Sitz des Klosters zu verlegen. 1249 sollte es unter den Burgberg an die Ziedermündung, 1254 an eine dem Herzog und dem Abt von Opatowitz passende Stelle verlegt werden, jetzt bestimmte Volko als Sitz der neuen Siedlung Liebau. Die Heinrichauer Mönche wünschten aber wohl nach den schlechten Erfahrungen, die sie mit dem nahen Münsterberg gemacht hatten, nicht, daß das Kloster sich bei einem Orte mit größerem Verkehr befand. Einerseits störten sie, besonders am Sonntag, die Laien durch ihre laute Fröhlichkeit bei ihren Andachtsübungen, andererseits waren auch Streitigkeiten mit den städtischen Handwerkern vorauszusehen, da in den Klosterwerkstätten vielfach nicht bloß Gegenstände für den eigenen Bedarf, sondern auch zum Verkauf hergestellt wurden. So setzten sie es durch, daß auch das neue Kloster nicht weit von der Stelle angelegt werden sollte, wo einst die Benediktiner ihre erste Klausur errichtet hatten. Am 9. August 1292 zog der neue Abt Dietrich mit 11 Heinrichauer Mönchen wie Christus an der Spitze der Jünger in die alte Klausur und Kirche in Grüssau ein, aber nicht wie Pilger

waren sie von Heinrichau ausgezogen, sondern ihnen folgte eine größere Zahl von bärtigen Konversen mit vielen Wagen, beladen mit Kisten und Kasten, Ackergeräten und Handwerkszeug. Und nun begann ein reges Leben, denn am 7. September zu Mariae Geburt erwartete man Herzog Volko mit großem Gefolge und Bischof Johann von Breslau, der das Kloster Mariengnade, diesen Namen gab Volko der Stiftung in Erinnerung an ein Kloster in Sachsen, wo für seinen Großvater mütterlicherseits gebetet wurde, neu einweihen sollte. Drei fast gleichlautende Stiftungsbriefe zeigen, wie freigebig Volko seine neue Stiftung ausgestattet hat, denn im oberen Bobertal fehlte nur der Grenzstrich von Tschöpsdorf bis Michelsdorf, im oberen Ziedertal Schönberg mit Voigtsdorf und Leuthmannsdorf, am Görtelsdorfer Wasser Traulliebersdorf und Kindelsdorf, Orte, die offenbar nicht in seinem Besiz waren, dafür bekam das Kloster das jetzt in der Feldflur von Tschöpsdorf aufgegangene Stuben und jenseits der Grenze Königshan mit zahlreichen Zinsen in den Dörfern Wittgendorf, Giesmannsdorf, Hohenhelmsdorf, Alt-Reichenau und Quolsdorf, ferner in Dörfern bei Volkenhain, Schweidniz, Striegau und endlich das Benutzungsrecht eines Steinbruchs bei Freiburg für den Neubau von Kirche und Kloster. Am Peter- und Paulstage 1296 wurde ein neues Fest gefeiert: die Grundsteinlegung zu dem neuen steinernen Kloster, der dann auch bald die Grundsteinlegung der neuen steinernen Kirche durch Bischof Konrad von Leubus folgte, wahrscheinlich in der Gegend, wo noch heute das Kloster steht. Damals wurde wohl aus dem alten Klostersvorwerk das Dorf Neuen gemacht und ein neues in der Gemarkung von Klein-Hennersdorf angelegt. Auch diese Bauten wurden von Volko großherzig unterstützt, und so konnte sogar 1297 Abt Dietrich schon eine Vermehrung des Klosterbesizes durch Ankauf von Vogelsdorf wagen. Vier Jahre später schloß Volko, viel zu früh für sein Land und das Kloster, seine Augen für immer und wurde in dem neuen Kloster, dessen Fertigstellung er wohl nicht mehr erlebte, neben seinem ältesten ein Jahr vorher gestorbenen gleichnamigen Sohne bestattet, aber seine Stiftung gedieh und blühte weiter auf. Kein Wunder, da Grüssau im Fürstentum Schweidniz-Jauer das bedeutendste und vornehmste Kloster war, und sich unter dem Adel wie dem Bürgertum der Städte und Weichbilder Volkenhain, Striegau und Jauer immer neue Freunde erwarb, denn bei der äußerlichen Frömmigkeit der damaligen Zeit und der allgemein verbreiteten Furcht vor den Strafen im Jenseits für hier begangenes Unrecht machten viele vor ihrem Tode eine Stiftung, daß alle Jahre an ihrem Sterbetage im Kloster für ihr Seelenheil gebetet wurde, oder sie ließen sich auch noch im Kloster selbst begraben. Diese Rentenstiftungen brachten den Orden aber, so dankbar er sie entgegennahm, in einen seelischen Zwiespalt mit seinen Ordenspflichten. Die Zisterzienser hatten sich vom Benediktinerorden losgelöst, weil sie nicht vom Schweiße anderer, sondern allein vom Ertrage ihrer Arbeit leben wollten. Diese wichtige Ordensregel nötigte sie zu einer stärkeren Betonung der Eigenwirtschaft, da sie aber doch vor allem ihren religiösen Pflichten genügen wollten, sahen sie sich genötigt, mehr als die Benediktiner, mit dienenden Brüdern, Konversen, zu arbeiten. Hörte aber deren Zufluß auf, oder erhielt der Orden irgend ein Vermächtnis in Gestalt eines Zinses auf einem Gute, so mußten sie dort zur Rentenwirtschaft übergehen. Nun

ebhte aber im 14. Jahrhundert der Strom der Zuwanderer überhaupt ab, und die noch kamen, wurden wohl vielfach zur Ausfüllung von Lücken in den im 13. Jahrhundert wie Treibhauspflanzen entstandenen Dörfern zu deren Weiterentwicklung verwendet; das wird der Grund gewesen sein, weshalb sich der Abt mehrfach vom Landesherrn das Recht zusichern ließ, dem Kloster geschenkte Ländereien neu auszusäen, auch bislang von ihm selbst bewirtschaftete Eigenhöfe zu verpachten oder in Rentengüter umzuwandeln. Daneben suchte sich das Kloster, wie alle geistlichen Stiftungen der Zeit, von den landesherrlichen Steuern zu befreien, die herzoglichen Rechte in seinen Besitzungen zu erwerben, die zerstreut liegenden Ländereien oder Renten abzustossen und dafür den mehr zusammenliegenden Streubesitz abzurunden. Fanden die Mönche auch in der Herzoginwitwe Beatrix nicht die Gönnerin, die sie vielleicht erwartet hatten, so bot ihnen dann Volkos ältester Sohn Bernhard, ebenso dessen Witwe Kunigunde und ihr Sohn Volkos II. dafür Ersatz. Die dauernd wachsenden Einnahmen ermöglichten den Äbten auch den Erwerb neuer Gebiete, und zwar richteten sie zunächst ihr Augenmerk nach Osten. So erwarb Abt Heinrich II. den Wald zwischen dem Klosterbesitz und Konradswaldau 1324 und behauptete ihn auch gegen alle Anfechtungen, 1332 wurde noch das wüste Gut Kindelsdorf hinzugekauft und ebenso die Hälfte eines jetzt verschwundenen Dorfes Ludwigsdorf bei Schömberg mit dem auf das Kloster zu gelegenen Walde, schon 4 Jahre früher wurde auch der Versuch gemacht, das wüste Königshan neu zu besiedeln. Besonders wertvoll wurde dann die Erwerbung von Schömberg mit Hilfe Konrads von Eyrn (1353), nachdem schon 10 Jahre früher das Patronat der Schömberger Kirche, die noch zum Archidiaconat Königshof in Böhmen gehörte, erworben worden war. Die dem Kloster von Volkos II. geschenkte Vogtei von Liebau (1360) und die Erwerbung von Wittgendorf (1376) rundeten die Besitzungen im W. und N. ab, und die Stiftung der Propstei in Warmbrunn durch Gotsche Schöff 1403 bot die Aussicht, auch im Hirschberger Tal sich auszubreiten.

Das Landeshuter Gebiet unter den Volkonen und sein Heimfall an Böhmen.

In die Besitzungen Volkos I. teilten sich nach seinem Tode (1301) seine drei Söhne. Unser Gebiet fiel dem Ältesten, Bernhard, zu und kam nach seinem frühen Tode (1326) an seinen Sohn Volkos II., von Schweidnitz, bis zum Jahre 1368. Die Zerstückelung des Besitzes Volkos I. war für die Bewohner insofern nicht so schwerwiegend, weil seine Söhne im Gegensatz zu anderen Zweigen der Piasten wie wahre Brüder zueinander hielten und ihr Vater bei der Auswahl seiner Schwiegertöchter und Schwiegersöhne auch sein politisches Geschick bewiesen hatte. So waren sie mit den Wittelsbachern, die mit Kaiser Ludwig IV. gerade damals den Gipfelpunkt ihres Ansehens in Deutschland erklommen, den Königen von Polen und Ungarn verschwägert, und der zweite Sohn, Heinrich von Jauer, gewann durch seine Heirat mit einer Tochter des Königs Wenzel II., wie Johann von Luxemburg Ansprüche auf Böhmen. Diese günstigen politischen Beziehungen der Volkonen waren es wohl auch, die es ihnen ermöglichten, ihre Unabhängigkeit gegenüber Böhmen von den schlesischen Piasten am längsten zu behaupten,

obwohl gerade ihre Gebiete mehrere Wege von Böhmen nach Schlesien beherrschten. Als aber Johann von Böhmen 1335 mit Kaiser Ludwig IV. in Feindschaft geriet, war es damit zu Ende. Zunächst mußte der jüngste Sohn Volkos I., Volko II. von Münsterberg daran glauben. Karl IV., der Sohn Johanns, fiel im Herbst 1335 in sein Land ein und nötigte ihn zur Unterwerfung, auch Heinrich von Jauer mußte sich im folgenden Jahre zu einem Bündnis mit Böhmen bequemen, das ihm zwar in der Verfügung über sein Land freie Hand ließ, sonst aber einer Lehnsuntertänigkeit recht ähnlich sah. So blieb denn nur das Schweidnitzer Fürstentum übrig, das freilich die Wege vom Bober bis zur Weistritz über die Sudeten beherrschte. Karl IV. behinderte die Verteidigung des Gebietes durch die Eroberung von Landeshut im Jahre 1345, und wenn auch Volko II. von Schweidnitz drei Jahre später durch Überrumpelung die Stadt wiedergewann, sah er sich doch genötigt, da Kasimir von Polen, sein Bundesgenosse, mit Karl IV. Frieden schloß, seinen Widerstand aufzugeben. Die neue Freundschaft mit Böhmen wurde dadurch besiegelt, daß Karl IV. 1353 die einzige hinterlassene Tochter Heinrichs von Jauer, die Nichte Volkos II. von Schweidnitz, heiratete. Dieser setzte, da er selbst kinderlos war, sie und ihre Kinder unter der Bedingung zu Erben ein, daß seine Gemahlin Agnes, eine Habsburgerin, bis zu ihrem Tode die Einkünfte des Landes haben sollte. Als dann Volko II., den jetzt Karl bei seinen Ausdehnungsbestrebungen gewähren ließ, ja unterstützte, 1368 starb, sicherte sich Karl das Gebiet, indem er die Stände von Schweidnitz und Jauer seiner Gemahlin und ihrem Sohne, dem späteren Kaiser Wenzel, huldigen ließ. Er selbst erlebte ebensowenig wie seine Gemahlin den Heimfall des Landes, da die Herzoginwitwe erst 1392 starb, und so wurde dasselbe erst in diesem Jahre unmittelbares Kronlehn von Böhmen, und blieb es 350 Jahre lang bis zur preussischen Besitzergreifung.

Von Bernhards landesväterlicher Fürsorge für Landeshut ist uns kein Zeugnis erhalten, wir wissen nur, daß er sich besonders in den Jahren 1316 bis 1318 mehrfach in Landeshut aufgehalten hat, doch haben wir eine Reihe von Urkunden, die uns beweisen, daß er Grüssau, wo er ja auch neben Vater und Bruder seine Ruhestätte fand, bis zu seinem Tode als Familienstiftung besonders begünstigt hat. Volko II. von Schweidnitz war häufiger in Landeshut, einmal wird auch sein Hof daselbst erwähnt, im Jahre 1334 hat er der Stadt sogar ihre von Volko I. stammenden Privilegien und das Meilenrecht erneuert, aber seine Städtefreundlichkeit kam in erster Linie doch nur der Hauptstadt Schweidnitz zugute, so wenn er den Sitz des Hofgerichts für alle Weichbildstädte 1330 dorthin verlegte, eine Maßnahme, die er acht Jahre später für Striegau wieder aufhob, das damals wieder ein eigenes Hofgericht bekam, aber für die kleineren Städte Hirschberg, Vollenhain und Landeshut bestehen ließ. Doch schützte er alle seine Städte in ihrem Weichbildrecht gegenüber dem Adel energisch und gab den Bürgern das Recht, sich selbst gegen Verlezer desselben zu schützen.

In seine Regierungszeit fiel auch das Ende der ersten Siedlungsperiode. Im Jahre 1333 gestattete er noch, daß Bauern in Schreibendorf in den Wald hinein rodeten, wohl weil sie noch keine volle Hufe besaßen, doch 20 Jahre später mußte Karl IV. den Schweidnitz-Jauerschen Ständen

zusichern, daß er die Wälder (die bei Landeshut sind unter anderen ausdrücklich erwähnt) nicht wolle „laffen usroden, zu dorfern machen“. Damit war der Anlage von neuen Ortschaften ein Niegel vorgeschoben, wohl werden in einzelnen älteren Dörfern noch neue Häusler angesetzt, bisweilen auch Bauerngüter neu besetzt oder, wie wir eben bei Schreibendorf gesehen haben, vergrößert worden sein, auch wurden vielleicht Wüstungen wie Kindeisdorf, Königshau neu besiedelt, oder man legte auch ein neues Vorwerk an (Ullersdorf bei Liebau ist möglicherweise damals so entstanden), aber größere Neugründungen wurden nicht mehr vorgenommen, offenbar weil der Zuzug fehlte; die Verteilung der Siedlungen, von Feld und Wald scheint sich im allgemeinen bis auf den heutigen Tag erhalten zu haben, wenn auch die Kriege der folgenden Jahrhunderte mit Bränden, Hungersnöten und ansteckenden Krankheiten im Gefolge unser Gebiet manchmal auf Jahrzehnte hinaus fast entvölkert und verödet haben, sodaß Wald und Unland wieder vorübergehend Wiese und Ackerland verdrängten.

Die Leiden des Landeshuter Gebiets durch die Hussitenkämpfe und Georg Podiebrad.

Daß die Fürstentümer Schweidnitz-Jauer 1392 unmittelbar unter die Oberhoheit des Königs von Böhmen kamen, hatte für Landeshut manche Vorteile, besonders wegen seiner Pachtlage, aber bald sollte sich zeigen, daß die Zugehörigkeit zu einem größeren außerhalb gelegenen Staatsgebiet auf der anderen Seite den Nachteil hatte, daß es in die inneren Streitigkeiten dieses Staates gegen seinen Willen hineingezogen wurde. Als nämlich die Hussiten sich mit Erfolg dagegen sträubten, daß nach dem kinderlosen Kaiser Wenzel sein Bruder Sigismund ihr Herrscher werden sollte, da er ihrem Reformator Hus freies Geleit auf das Konzil nach Konstanz zugesichert, aber sein Versprechen nicht gehalten hatte und deshalb Hus als Ketzer verbrannt worden war, gelang es Sigismund die unmittelbar unter der böhmischen Krone stehenden Fürstentümer Schweidnitz-Jauer und Breslau dazu zu bewegen, daß sie zur Entlastung des von den Hussiten belagerten Jaromir (nördlich von Königgrätz) im Frühjahr 1421 einen Einfall nach Böhmen machten. Am 21. Mai drangen ihre Scharen ins Braunauer Ländchen ein, zerstörten Politz und machten nach Empfang von Verstärkungen 3 Wochen später einen Vorstoß gegen Trautenau, zogen sich aber, als Hussiten heranrückten, wieder über die Grenze zurück, ohne von diesen weiter verfolgt zu werden, doch eroberte Herzog Konrad, der Bischof von Breslau und Landeshauptmann von Schlesien, von Grüssau aus vorgehend am 13. Juni Braunau, was er auch trotz mehrfacher Versuche der Hussiten, es wiederzugewinnen, bis zum Kriegsende behauptete. Die Verbindung mit Braunau wurde durch Besatzungen in den festen Schlössern Konradswaldau und Schwarzwaldau im Lässigal aufrechterhalten, während andere Truppen in Schmiedeberg und in Schaklar, das damals zum Landeshuter Lande gehörte, es vor Überraschungen von Trautenau aus sichern sollten; auch wurde eine größere Zahl von Geschützen bereitgestellt, und je 10 Bauern sollten 1 Wagen, mit Wehr und Speise auf drei Monate versehen, ausrüsten. Alle diese Maßnahmen dienten in erster Linie Verteidigungszwecken und hatten auch den gewünschten Erfolg, denn als die Schlesier 1422 ein

festes Lager bei Landeshut aufschlugen, sah sich der auf Seiten der Hussiten kämpfende polnische Prinz Sigismund genötigt, die Belagerung von Opocno (O.N.O. von Königsgrätz) aufzugeben. Vier Jahre hatten sie nun Ruhe, erst im Herbst 1426 drang ein Haufen Hussiten wohl von Trautenau her nach Schlesien ein, verbrannte am 26. Oktober Landeshut und tötete viel Volk. Im folgenden Jahre fielen sie von neuem ein, plünderten Grüssau, ohne freilich, wie Naso nach der Legende 250 Jahre später erzählt, das Kloster von Grund aus zu zerstören und 70 Mönche zu töten, und zogen dann gegen Lauban weiter. Es ist erklärlich, daß diese neuen Überfälle die Schlesier aus ihrer Untätigkeit aufschreckten: Jeder fünfte Mann sollte ausgehoben werden, wieder sollte von je 10 Bauern ein Wagen mit Zehrung auf 3 Monate gestellt werden, eine allgemeine Kriegsteuer wurde ausgeschrieben, und die Grenze sollte von Hirschberg bis Troppau mit 300 Reitern besetzt werden. Aber die Hussiten umgingen den rechten Flügel dieser Stellung im April 1428, machten einen Plünderungszug über Lauban, Bunzlau und Goldberg und zogen dann, ohne erheblich beunruhigt zu werden, über Jauer, Vollenhain und Landeshut mit reicher Beute beladen zurück, ein Beweis für die Unzulänglichkeit des Grenzscheiters, der den Hussiten zwar nachrückte, aber, ohne einen Kampf zu wagen, vor Trautenau wieder umkehrte. Als dann die Hussiten 1430 Nimptsch besetzten und die Schlesier die Stadt, um sie wiederzugewinnen, belagerten, kamen den Belagerten zwei Heerhaufen, einer über Glas, der andere über Landeshut zu Hilfe, die sich nach ihrem Übergang über das Gebirge in der Gegend von Striegau, Jauer und Vollenhain vereinigten. Wieder werden die Bewohner des Landeshuter Gebiets alle Schrecken des Krieges gekostet haben, bis es zwischen den Kriegsführenden zu einem Waffenstillstand kam, nach dem der Hauptteil der Hussiten in drei Heereshaufen, der mittlere über Landeshut, nach Böhmen zurückkehrte, ohne jedoch Nimptsch und das inzwischen noch dazu eroberte Münsterberg zu räumen. So konnten die armen Landeshuter immer noch nicht aufatmen: 1431 erschienen wieder hussitische Heereshaufen vor Landeshut, konnten es aber nicht einnehmen; da sie dann weiter über Hirschberg, Greiffenberg, Tschochau, Görlitz bis Löbau zogen, von wo sie über Lauban nach Böhmen zurückkehrten, blieben die Landeshuter wenigstens diesmal von neuen Drangsalen verschont. Aber auch in den nächsten Jahren wird den Hussiten der Paß als Etappenstraße für ihre Besatzung in Nimptsch gedient haben, und so werden dann die Landeshuter die Friedensverhandlungen zwischen den in Böhmen zur Herrschaft gekommenen Utraquisten und Kaiser Sigismund mit Freuden begrüßt haben. Jedenfalls hörten Ende 1434 die Kämpfe auf, in denen das Landeshuter Land 13 Jahre lang Durchzugsgebiet für Freund und Feind gewesen war. Es wäre naheliegend anzunehmen, daß wegen der Nähe der Grenze die hussitischen Lehren auch hier Eingang gefunden hätten, das scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein. Vielleicht waren die drei Leute von Konradswaldau, die der Abt 1427 vor dem Kloster in Grüssau verbrennen ließ, Anhänger der Lehre der Hussiten, vielleicht waren sie aber nur ihre Führer oder Spione beim Anschlag auf das Kloster gewesen. Im allgemeinen verbreiteten die Hussiten ihre Lehre nicht mit Gewalt, aber auch die Drangsalierungen und der nationale Gegensatz

zwischen Tschechen und Deutschen werden eine Ausbreitung der Lehre verhindert haben. Dieser Gegensatz wurde für das Verhältnis zwischen Schlesien und Böhmen ausschlaggebend, als die Ultraquisten, die sich so nannten, weil sie auf das Abendmahl in beiderlei Gestalt besonderen Wert legten, sich in Georg Podiebrad einen Nationalkönig wählten. Vorher hatte unser Gebiet noch mancherlei zu erdulden. Als 1439 Kaiser Albrecht II., der Erbe Sigismunds, gestorben war und die Schlesier seinen erst nach seinem Tode geborenen Sohn Ladislaw Posthumus als Oberlehensherrn anerkennen sollten, kam es zu einer Reihe von Fehden in Schlesien und Böhmen, wo die langen Jahre der Hussitenkriege die Sitten besonders des Adels verwildert hatten. So überfiel Jan Kolda auf Nachod 1444 Volkenhain und schlug dann ein Lager vor Landeshut auf, ohne es freilich einnehmen zu können. In der Folgezeit gelang es einem mittelschlesischen Landfriedensbunde wenigstens einigermaßen an der böhmischen Grenze Ordnung zu schaffen. Damals wurde auch Schaglar zerstört, wo sich ein Raubritter eingenistet hatte. So hätten denn die Schlesier es mit Freuden begrüßen können, als nach dem frühen Tode von Ladislaw Posthumus Georg Podiebrad in Böhmen die Herrschaft gewann und von den Schlesiern, vor allem natürlich von den unmittelbaren Kronlehen Breslau und Schweidnitz-Jauer, die Huldigung verlangte. Wohl huldigten zunächst die Schweidnitzer Vasallen, unter ihnen auch der Abt von Grüssau, wenn auch mit schweren religiösen wie nationalen Bedenken dem neuen Herrn, doch änderte sich ihre Haltung, als die Schlesier unter Führung von Breslau Podiebrad ihre Anerkennung versagten. Natürlich hatte das Landeshuter Land unter den folgenden Kämpfen wieder zu leiden: 1468 im Juni fielen etwa 3000 Böhmen von Trautenau aus ein und verwüsteten einige Dörfer bei Landeshut, wurden aber bald wieder über die Grenze zurückgeworfen. Im folgenden Jahre besetzten sie das obere Ziedertal mit Schömburg. 1470 im Juni war dann Landeshut der Schauplatz wenig rühmlicher Kämpfe der Schlesier: 200 Fußsoldaten der Städte des Schweidnitzer Fürstentums sollten nach Landeshut marschieren, um dort andere Truppen für einen geplanten Einfall nach Böhmen zu erwarten. Aber auf dem Zuge dorthin wurden sie von den Feinden gefangen, und die Truppen, die sie erwarten sollten, konnten den sich zurückziehenden Feinden nicht einmal die reiche Beute abnehmen. Auch Podiebrads Tod brachte kein Ende der Feindseligkeiten, denn die Böhmen wählten den polnischen Prinzen Wladislaw zum Könige, während die Schlesier sich König Matthias Corvinus von Ungarn schon zwei Jahre früher angeschlossen hatten. So sahen im Mai 1471 die Landeshuter wieder ein böhmisches Heer vor ihren Mauern, im folgenden Jahre schückten die Schlesier durch eine Besatzung den Ort. In diesem Jahre konnte sogar Franz von Hag die den Schlesiern vor zwei Jahren zugefügte Scharte wieder ausweken, indem er den Böhmen erst 200 Wagen abnahm und sie dann zum Rückzug nötigte. Ein zweijähriger Waffenstillstand schuf den Landeshutern wieder auf längere Zeit Erleichterung. Freilich nach seinem Ablauf kamen im Februar 1488 die Böhmen wieder über die Grenze und lagerten vor Landeshut, konnten auch zunächst von dem schlesischen Bundesheere, das sich bei Liegnitz erst sammelte, nicht zurückgetrieben werden. Der Tod des Königs Matthias 1490 brachte

dann den Schlesiern endlich Frieden, denn nun erkannten sie Wladislaw als ihren Oberherrn an. Um sie zu gewinnen, kargte der neue König nicht mit Begnadungen und Privilegien; auch für Landeshut fiel etwas ab, denn es erhielt 1503 das Recht, daß die Bürger nur vor dem Erbvogt in der Stadt zu Gericht stehen sollten, wenn dieser ihnen aber das Recht verweigerte, konnten sie sich an das Schweidnitzer Hofgericht um Rechtsschutz wenden. Als dann Wladislaws Sohn König Ludwig II. in der Schlacht bei Mohacz in Ungarn gegen die Türken umgekommen war, erbte Ungarn, Böhmen mit der Lausitz und Schlesien sein Schwager, der Habsburger Ferdinand I., der zäh und zielbewußt den Absolutismus in seinen Ländern einzuführen suchte, ein Bestreben, das seine Nachfolger erfolgreich fortsetzten.

Das Landeshuter Gebiet

vom Beginn der Glaubensspaltung bis zur preussischen Besitzergreifung.

Während sich in den meisten Städten der Fürstentümer Schweidnitz-Jauer die Reformation verhältnismäßig früh (zwischen 1524 und 1530) durchsetzte, bilden Vollenhain und Landeshut davon eine Ausnahme. Vollenhain hatte nämlich der damalige Bischof Jakob von Salza als Pfandbesitz inne, so daß erst nach seinem Tode (1544) hier die neue Lehre Eingang fand, und in Landeshut hatte wohl der Abt von Grüssau noch einen bedeutenden Einfluß. Die Stiftsgüter Ober-Zieder und Reichennersdorf liegen im Landeshuter Weichbild, die beiden andern Stadtgemeinden des Gebiets, Liebau und Schöenberg, sahen in dem Abt ihren Grundherrn. Die Erbvogtei in Landeshut befand sich im Besitz des Abtes, der sie einer dem neuen Glauben zuneigenden Bürgerschaft wohl kaum 1527 verkauft hätte. Diese Anhänglichkeit an die katholische Kirche kam bei dem Rückschlag, den der Protestantismus durch den Schmalkaldener Krieg erlitt, den Landeshutern zugute. Schon vor dessen Ausbruch bestätigte ihnen Ferdinand I. den Salzmarkt, das Meilenrecht, das Gericht mit Zuziehung der Landschöffen, und als er nach dem Kriege die Magistrate der Städte der Fürstentümer Breslau und Schweidnitz-Jauer wegen ihres Einverständnisses mit dem besiegten Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen nach Prag zur Rechenschaft forderte, durfte der Magistrat von Landeshut zu Hause bleiben. Aber ganz rein hat sich das Gebiet doch nicht auf die Länge der Zeit halten lassen, denn einige der adligen Grundherrn, besonders im Norden, waren eifrige Protestanten, so vor allem Graf Ulrich Gotsche Schoff auf dem Kynast und Greiffenstein, der über seine große Grundherrschaft hinaus als Landeshauptmann der Fürstentümer einen bedeutenden Einfluß ausübte. In dem Südwestzipfel des Gebietes sollen Mährische Brüder über die Grenze gekommen sein und die neue Lehre verkündet haben. So wurde Reußendorf 1558, Michelsdorf unter seinem Patron Kaspar Gotsche Schoff in Schwarzbach 1565 evangelisch, inzwischen waren auch Landeshut 1562 und ein Jahr darauf selbst Liebau protestantisch geworden. Samuel Langnickel, der erste evangelische Geistliche in Landeshut, war als Sohn des ersten lutherischen Pastors in Hirschberg geboren, nach dessen frühen Tode katholisch erzogen worden, aber dann doch wieder zum Glauben des Vaters übergetreten.

Wie geistig regsam diese Zeit auch auf wirtschaftlichem Gebiet war, können wir auch in Landeshut an der Bildung neuer Zünfte erkennen. So errichteten die Tuchmacher 1521, die Schmiede 1546, die Tischler 1555 eine neue Innung, und die Schuster gaben sich 1528, die Fleischer 1537 eine neue Zunftordnung, von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an zeigt sich dann auch die Neigung zur Spezialisierung der Handwerke, so bildeten die Kürschner 1577 eine eigene Zunft, 1590 trennten sich die Schlosser, Sporer und Büchsenmacher von den Schmieden, und die wenig zahlreichen Handwerker scheinen sich zur Großen Bürgerzunft, die dann noch Außenstehenden zur zweiten Bürgerzunft zusammengeschlossen zu haben. Zur ersten gehörten wohl damals die Kaufleute. Da nun schon im 16. Jahrhundert in dem Gebiet die Leinwandfabrikation als Hausindustrie betrieben wurde, deren Produkte in Landeshut auf Feinheit und Weiße geprüft wurden, so können wir daraus den Schluß ziehen, daß damals bedeutendere einheimische Leinwandhändler noch nicht vorhanden waren, sondern, wie auch anderwärts, ausländische Faktoren die fertige Ware von Zwischenhändlern aufkauften und mit eigenen Fahrzeugen nach dem Sitz des Geschäfts beförderten. Neben der Leinwandfabrikation gewann dann auch vom Hirschberger Tale aus die Schleierweberei im Landeshuter Gebiet Eingang. Den Nutzen von dieser industriellen Tätigkeit scheint in erster Linie doch Landeshut gehabt zu haben, während das Kloster Grüssau wohl erst später ihre Vorteile erkannt zu haben scheint. Wenigstens erwarb es im 16. Jahrhundert neuen Grundbesitz kaum hinzu, sah sich sogar im Gegenteil genötigt, Güter zu verpfänden, erst kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege gelang es dem Abte wieder Pfandschaften einzulösen und neue Liegenschaften zu kaufen. Daß die wirtschaftliche Lage der Stadt Landeshut damals günstig war, zeigt uns der Umstand, daß sie von Hans von Dyhr auf Kreppelshof den Zoll für 1500 Taler kaufte, der dann bis zum Jahre 1742 eine sichere laufende Einnahme für sie bildete. Da dann nach Ausbruch des Krieges Kaiser Ferdinand II. seinen Sohn Ferdinand mit den Fürstentümern Schweidnitz-Jauer (1625) belehnte, hätten die Landeshuter auch sonst mit der Regierung zufrieden sein können, so wurden ihnen 1626 in 25 kaiserlichen Urbarien für die einzelnen Dörfer des Weichbildes im wesentlichen ihre Rechte in denselben bestätigt. Schwer bedrückt fühlten sie sich dagegen durch den ihnen auferlegten Gewissenszwang, da die Bürgerschaft wohl fast ausschließlich protestantisch war. Zunächst kamen Lichtensteiner Dragoner, die „Seligmacher“, unter dem Grafen Hannibal von Dohna als Einquartierung. Dann setzte die Regierung den Renegaten Friedrich Neuschel, der vorher in der Stadt evangelischer Kirchenvater gewesen war, zum Bürgermeister und Königsrichter ein, er vertrieb zunächst die evangelischen Geistlichen und bestrafte jeden, von dem er erfuhr, daß er nicht in die Messe ging. Und zu dieser religiösen Not kamen dann mit immer größerer Wucht die Leiden des Großen Krieges. Als Vorbote meldete sich 1625 zum ersten Mal die Pest, doch sie forderte nicht allzu viele Opfer. Aber nun kam der Krieg selbst mit allem seinem Grauen. Von 1628 bis 1635 mußte die Stadt 27 Plünderungen, zwei Brände, ein neues, schlimmeres Wüten der Pest über sich ergehen lassen. Von 1633 bis 1637 hielten die Schweden unter Torstenson das Gebiet dauernd besetzt.

So ist es nicht zu verwundern, daß in einer Beschreibung der Fürstentümer Schweidnitz-Jauer vom Jahre 1650 Landeshut unter den Weichbildern gar nicht mehr angeführt wird, ebenso zeigt uns die Erzählung, daß schließlich nur noch zwei Bürger übrig geblieben wären, wie traurig es um die Stadt bestellt gewesen sein muß, und auf dem Lande war es nicht viel besser: 37 Prozent der früheren Dörfer von Schweidnitz-Jauer werden als nicht mehr vorhanden angegeben. Freilich, so schlimm, als es nach solchen Nachrichten den Anschein hat, war es doch nicht. Zunächst wurde Landeshut 1649 gewissermaßen zum dritten Mal neu gegründet, indem es eine neue den bescheidenen Verhältnissen angepasste Stadtverfassung erhielt: nach ihr



Abb. 29. Schwedische Goldmünze aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. — Gefunden in Wittgendorf. Umschrift: Christina : D : G : Svec : Goth : Vand : Regina. Pr. Finl. Dux. Ethon. Et Carel. Dom. In 1645. — Natürl. Größe.



wurden wegen der geringen Bevölkerungszahl nur 4 Ratmannen gewählt; aber der in ihr unternommene Versuch, die Parteinwirtschaft bei der Ratswahl zu beseitigen, scheiterte ebenso wie der Versuch der Bauern von Nieder-Zieder und Bogelsdorf als „wahre Mitbürger“ anerkannt zu werden, beides Beweise, daß von den alten Bürgern sich doch wieder eine erhebliche Anzahl zusammengefunden hatte; und 50 Jahre nach dem Friedensschlusse war trotz mancher inneren Unruhen die Zahl der Bürger wieder auf 200, fast ein Drittel der Vorkriegszeit, angewachsen. Dabei lebte in diesen Bürgern ein Unternehmungsgeist, wie ihn ihre Vorfahren nicht besessen hatten. Jetzt fingen einheimische Kaufleute an, den Leinwandverstand nach dem Auslande selbst in die Hand zu nehmen, und die ausländischen Faktoren, die der Krieg verschucht hatte, kamen nicht mehr wieder. Zur Förderung ihrer gemeinsamen Interessen schlossen sich die Kaufleute nach dem Vorbilde der Hirschberger 1677 zu einer Sozietät zusammen. Aber auch das Land erholte sich schneller, als der trostlose Zustand am Ende des Krieges erwarten ließ. Das können wir am deutlichsten an dem Aufschwung des Klosters Grüssau in der Nachkriegszeit erkennen. Auch in seinem Herrschaftsgebiet hatte, wohl von Böhmen aus, schließlich der Protestantismus Boden gewonnen, wieweit auf diesen die Ermordung des Abts Martin Clave durch die aufrührerischen Schömberger im Jahre 1620 zurückzuführen ist, wird sich heute schwer feststellen lassen. Als die Schweden unter Torstenson das Landeshuter Gebiet besetzt hatten, zerstörten sie die Kirche, das Kloster, die Bibliothek und die Wirtschaftsgebäude. Aber als dann im Frieden die Gegenformation zum Siege gekommen war, begannen die Äbte Andreas und vor allem Bernhard Rosa wieder mit dem Aufbau. Ersterer hatte noch Geld übrig, um durch Kauf den Klosterbesitz bei Schweidnitz abzurunden, und Abt Rosa entwickelte eine staunenswerte Bautätigkeit. So entstanden aufs neue die Wirtschaftsgebäude, die Josefskirche, die Kirche auf dem Annaberge, eine Kirche in Ullersdorf, und trotz der gewaltigen Ausgaben für alle diese Bauten konnte er es ohne Erschütterung der wirtschaftlichen

Grundlagen des Klosters wagen, 800 Protestanten aus seinem Gebiet zu vertreiben, die in der Lausitz eine neue Heimat fanden. Ein besseres Geschick hatten die Protestanten in Landeshut. Außerlich hatte Neuschel wohl mit seiner Gegenreformation Erfolg gehabt, aber innerlich blieben die Messebesucher doch Protestanten. Freilich kam ihnen zugute, daß Torstenson mehrere Jahre Landeshut besetzt hielt. Als die Schweden abzogen, wurden nur 8 katholische angesehenen Mannspersonen gezählt, und auch nach dem Frieden konnte die Gegenreformation nur langsam Boden gewinnen. Das zeigte sich in rührender Weise, als auf Grund der Altranstädter Konvention zwischen Kaiser Josef I. und König Karl XII. von Schweden die Landeshuter die Erlaubnis erhielten, eine der drei für Niederschlesien bewilligten Gnadenkirchen zu errichten. Da brachte die evangelische Gemeinde nicht nur 50 000 Floren auf, die sie dem Kaiser für die Erlaubnis, eine Kirche zu erbauen, bald entrichten mußte, sondern außerdem noch bis 1720 die Mittel zur Erbauung der Heiligen Dreifaltigkeitskirche mit Prediger- und Schulhaus im Werte von 60 000 Talern, wozu noch Nebenleistungen in Höhe von 40 000 Talern hinzugerechnet werden können. Wenn wir diese gewaltigen materiellen Opfer der doch immerhin kleinen und armen Gemeinde erwägen, können wir verstehen, daß von ihr die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen mit Freuden begrüßt wurde, war sie doch jetzt erst sicher, daß sie frei ihrem Glauben leben konnte. Aber auch die Katholiken werden dem Mann, der jeden „nach seiner Fasson selig werden“ ließ, nicht feindlich gegenübergestanden haben, besonders als der neue Landesherr, nach den schweren Zeiten, die sie in den Schlesischen Kriegen durchmachen mußten, ihnen auch die Mittel bereitstellte, die Wunden, die die Kriege ihnen geschlagen hatten, zu heilen.

Die Landesverwaltung bis zur preussischen Besitzergreifung.

Schon vor der massenhaften Einwanderung der Deutschen im 13. Jahrhundert zog der Fürst den slawischen Adel bei wichtigen Landesangelegenheiten zu Rate. Zu dem slawischen Ur- und Lehnsadel trat dann der deutsche Lehnsadel hinzu und als neues Element eine Vertretung der neuen deutschen Städte. Diese waren deshalb für den Landesherrn besonders wichtig, weil sie die besten Steuerzahler waren. Die piastischen Teilherzöge mußten also, wenn sie sich auch persönlich und gesellschaftlich viel mehr mit dem Adel verbunden fühlten, auf die Städte, selbst gegen die Interessen des Adels, Rücksicht nehmen. Nun war eine nie aufhörende Veranlassung zu Streitigkeiten zwischen den Städten und dem Adel die Weichbildfassung oder die Wanneile, d. h. das Recht der Städte, nur ihr Bier in den Dörfern des Umkreises, wenn diese auch im Besitz von Adligen oder der Kirche waren, zu verschleifen und gewisse Handwerke auszuüben. Da die Fürsten meist zu schwach waren, um dem kampf- und fehdelustigen Adel gegenüber den Landfrieden aufrecht zu erhalten, erlaubte sich dieser oft Übergriffe in der Wanneile der Städte oder überfiel auch Warenzüge der Städte außerhalb derselben. Deshalb schlossen die Städte schon früher zum gegenseitigen Schutz Landfriedensbünde und suchten sich durch von den Fürsten teuer erkaufte Privilegien ihre Rechte im Weichbild zu sichern. Weitsichtige Fürsten, wie Bolko I. von Fürstenberg, ließen in Privilegienregistern die

Rechte der einzelnen festlegen, um dadurch geordnete Rechtszustände zu schaffen, und wenn der Adel einmal allzu übermäßig gegen die Städte wurde, da gab diesen der Fürst (so z. B. Bolko II. den Schweidnitzern, König Wenzel allen Städten der Fürstentümer) das Recht, die Verleger der Wanneile selbst zur Rechenschaft zu ziehen. War hier ein starker Gegensatz zwischen Adel und Städten vorhanden, so hatten beide in der inneren Verwaltung des Landes, in der Wahrung ihrer Privilegien gegenüber den Fürsten auch starke gemeinsame Interessen. Diese Gemeinsamkeit zeigte sich in den der Krone Böhmen unmittelbar unterstehenden Landschaften Schlesiens, also auch in Schweidnitz-Jauer, stärker als da, wo ein Landesfürst selbst im Lande war. Als es sich bei dem Übergang der Fürstentümer an Karl IV. darum handelte, für das ganze Land möglichst viel Privilegien bei der Huldigung herauszuschlagen, da waren Adel, Geistlichkeit und Städte einig, freilich um sich dann bald wieder zu entzweiten. Die dauernden Unruhen in Böhmen während des 15. Jahrhunderts steigerten natürlich in Schweidnitz-Jauer die Selbständigkeit der Stände, und zwar bekamen die Führung immer mehr der Adel und die auf seiner Seite stehenden geistlichen Stifter, von denen Grüssau das mächtigste war, gegenüber den ihren früheren bedeutenden Einfluß allmählich verlierenden Städten. Es rächte sich eben bei ihnen, wie immer im politischen Leben, die Einseitigkeit, die Bevorzugung ihrer Sonderinteressen vor den Interessen der Allgemeinheit. Ihr starres Festhalten am Meilenzwang, am Niederlagsrecht, am Straßenzwang, ihre nur auf die Verteidigung der eigenen Stadt eingestellte Wehrpolitik, der Zunftzwang, die Steuerpolitik, die Wetterwirtschaft. Alles wurde immer rückständiger, und so fielen denn eine Reihe von neuen Aufgaben, die zum Wesen des modernen Staates gehören, dem Adel und der Geistlichkeit mühelos in die Hände. Die Kosten für diese Rückständigkeit hatten aber nicht bloß die Städte, sondern vor allem die Bauern zu tragen, da der Adel seine Vormachtstellung diesen gegenüber durch Steigerung der Lasten erfolgreich ausnützte. So bekam der Adel die Aufstellung der Truppen, die Aufsicht über die Grenzbefestigungen, das Steuerwesen für das gesamte Land in die Hand, war Träger der Landesverwaltung, hatte die Leitung in den Landtagsessionen und übte zusammen mit den korporativ zusammengeschlossenen Städten die Landespolizei aus. Einen Ausgleich für ihren verminderten Einfluß hatten zum Teil die Städte dadurch, daß sie Verwaltungsmittelpunkte für die Stände wurden. Freilich kam dies nur den Reichsstadtstädten zugute, die wie Schweidnitz ein Hofgericht oder eine Münzstätte hatten. Die Städte berieten unter Führung von Schweidnitz in besonderen Städtetagen über ihre Interessen, aber auch da wird das kleine Landeshut gegen Schweidnitz, Bunzlau und Löwenberg schwer aufgekommen sein. Der Einfluß der Landstände auf die Verwaltung von Schweidnitz-Jauer ging erst unter den Habsburgern allmählich zurück, schrittweise schoben diese in und neben die ihnen zu selbständige Ständeverwaltung die allein von ihnen abhängigen Beamten zum Nutzen der Allgemeinheit, denn die Bürokratie hatte zunächst gegenüber dem landständischen Adel den Vorzug, das Interesse der Gesamtheit bei der Verwaltung des Staates im Auge zu haben, und konnte sich deshalb mit Erfolg durchsetzen. Mit den verkümmerten Ratsverfassungen in den Städten räumte erst Preußen nach der Besiznahme gründlich auf.

Benutzte Literatur.

- Regesten zur Schlesiſchen Geſchichte bis 1340.
 Schleiſiſche Provinzialblätter
 Feſtſchrift zum Allgem. Deutſch. Bergmannstage in Breslau 1913. Bd. 4, 5.
 Zeiſchrift des Vereins für Geſchichte (und Altertum) Schleiſiens. 1853 ff.
 Adami E. D. Unvorgreiffliche Gedanken über die ehemalige Hut auf dem
 ſogen. Burgberge bei Landeshut i. Schl. 1751.
 Adami E. D. De eruditis Landiſhutta oriundis. 1753.
 Adami E. D. Landeshuta mercatura celebris. 1756.
 Adami E. D. Verſuch einer Religionsgeſchichte von Landeshut. 1753.
 Croon G. Die landſtändiſche Verfaſſung von Schweidnitz-Jauer. Codex
 diplom. Silesiae 27. 1912.
 Engelbert K. Kaſpar von Logau, Biſchof von Breslau. Darſtellungen
 und Quellen zur ſchleiſiſchen Geſchichte. Band 28. 1926.
 Forſ K. Die Pässe der Sudeten (Forſchg. z. Dt. Landes- und Volkskunde.
 1900. XIII, 1).
 Frahne C. Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schleiſiens. 1905.
 Groteſend H. Die Streitigkeiten zwiſchen Adel und Städten der
 Fürſtentümer Schweidnitz und Jauer. (Zeiſchrift des Vereins für
 Geſchichte und Altertum Schleiſiens. X, 294. 1870/71.)
 Grünhagen C. Die Huſſitenkämpfe der Schleiſier. 1872.
 Grünhagen C. Geſchichte Schleiſiens. 1884, 1886.
 Grünhagen C. Geſchichtsquellen der Huſſitenkriege (Scriptores rerum
 Silesiacarum 6). 1871.
 Hayn K. Fr. W. Denkwürdigkeiten Landeshuts und einiger benachbarter
 Ört. 1821.
 Hayn, Rechenlehrer. Chronik der Stadt Landeshut nach Tagen geordnet.
 1845.
 Henke H. Hiſtoriſche Nachrichten in kirchl. Gemeindeblättern. über Ein-
 führung des Chriſtentums in Conradswaldau. Schleiſiſche Geſchichts-
 blätter. 1918.
 Hiecke. Zur Geſchichte von Hohenelbe. Mitt. d. Vereins für Geſch. der
 Deutſchen in Böhmen. Band 33.
 Klapper J. = Nimptſch. Chronik für Michelsdorf im Rieſengeh. 1919.
 Klein G. E. Uſprung und Schickſale Landeshuts. 1788.
 Klieſch. Chronik von Landeshut. 1910.
 Knie J. G. Überſicht der Dörfer, Flecken und Städte der Königl. Preuß.
 Provinz Schleiſien. 2. Aufl. 1845.
 Kunick C. Die Beſiedlung des Kreiſes Landeshut. (Wanderer i. Rieſen-
 gebirge. Heft 11.) 1911.
 Leeder K. Beiträge zur Geſchichte der Stadt Arnau. (Mitt. d. Vereins
 f. Geſch. d. Deutſchen in Böhmen. 9).
 Lutteroth N. v. Die Ermordung des Abtes Martin Clave von
 Grüſſau nach gerichtl. Akten. Schlef. Paſtorabl. 43. 1922.
 Mahner F. Beiträge zur Wirtschaftsgeſchichte des Zifterzienſer-Kloſters
 Grüſſau in Schleiſien. 1913.
 Nowak M. Das tragische Ende des Abtes Martin Clave von Grüſſau.
 Schlef. Paſtorabl. 42. 1921.
 Partſch J. Landeskunde von Schleiſien. 1900, 1903—11.
 Patſchowſky W. Kloſter Grüſſau in Unſ. Schleiſierland, Volkskalender.
 1922.
 Perſchke W. Beſchreibung und Geſchichte der Stadt Landeshut. 1829.

- Schiller Fr. Geschichte und Beschreibung des ehemaligen Bistzerzienjer-Klosters Grüssau. 1825.
- Schneider K. Die Geschichte der Deutschen Ostböhmens. 1. Bd. 1924.
- Schröller Fr. Schlesien. Eine Schilderung des Landes. 1885/89.
- Schumann O. Die Landeshuter Leinenindustrie in Vergangenheit und Gegenwart. 1928.
- Semper. Chronik der Stadt Landeshut 1837—1851.
- Sternagel J. G. Geograph.-statistische Beschreibung des Herzogtums Schlesien und der Grafschaft Glatz. 1805.
- Tomek W. W. Älteste Nachrichten über die Herrschaft Braunau und Politz bis zu den Hussitenkriegen.
- Treblin M. Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz. (Darst. u. Quellen zur schles. Geschichte 6.) 1908.
- Trogisch G. Schreibendorf, Ortsnachrichten. 1887.
- Tzschoppe u. Stenzel. Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte . . . in Schlesien. 1832.
- Wöds G. Die Ruine Liebenau in Schwarzwaldau und Ruine Conradiswaldau. (Wanderer im Riesengeb. 33).
- Weigel J. A. B. Geograph., naturhistor. und technolog. Beschreibung des Herzogtums Schlesien. 1800.
- Zimmermann A. Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien. 1885.
- Zimmermann Fr. A. Beiträge zur Beschreibung von Schlesien. Band 5, 6. 1783—1796.
- Zimmermann O. Fortsetzung der Chronik der Stadt Landeshut vom 1. Jan. 1852 ab. 1879.

Stadt und Kreis Landeshut in der Zeit von 1740 bis 1830.

Von Hermann Seeliger, Landeshut.

Einleitung.

Am 31. Mai 1740 hatte in Preußen König Friedrich II., erst 25 Jahre alt, den Thron bestiegen und ließ sogleich durch eine nicht unbeträchtliche Vermehrung des ohnehin schon starken Heeres vermuten, daß er den unzweifelhaften Ansprüchen Brandenburgs auf die ihm seit den Tagen des Großen Kurfürsten zum Teil noch vorenthaltene jülich-klevesche Erbschaft den entsprechenden Nachdruck zu geben gewillt sei, falls diplomatische Verhandlungen nicht zum Ziele führen sollten. Am 28. Oktober des gleichen Jahres starb unerwartet Kaiser Karl VI. unter Hinterlassung einer Tochter Maria Theresia als Erbin seiner Krone. Damit war „der Augenblick einer vollständigen Veränderung des europäischen Staatensystems da“, wie der junge König an Voltaire schrieb. Denn nach dem von Karl 1713 verkündeten Grundgesetz, der sogen. pragmatischen Sanktion, mußte die Erbfolge, da Karl keinen Sohn hatte, auf seine Tochter übergehen. Aber Bayern, Sachsen und Kurpfalz hatten die pragmatische Sanktion, deren Anerkennung

im Reichstag Friedrich Wilhelm I. durchgesetzt hatte, abgelehnt, und auch Friedrich Wilhelm hatte sie nur anerkannt gegen das Versprechen der endlichen Regelung der jülich-kleveschen Frage, d. h. gegen Zusicherung der Erbfolge im Herzogtum Berg. Auch dies Versprechen war von dem Habsburger nicht gehalten worden: schon 1732 erklärte der Kaiser dem Könige, daß er bei dem Widerspruch der katholischen Kirchenfürsten die bergischen Lande nur zum Teil erhalten könne und im besonderen auf Düsseldorf verzichten müsse. Und wenn vollends 1739 der Kaiser beschloß — im Einvernehmen mit Frankreich, das kurz vorher im Wiener Frieden gegen die Aussicht auf die Erwerbung Lothringens die pragmatische Sanktion anerkannt hatte — die bergischen Lande an Pfalz-Sülzbach zu geben, so war die Garantie Preußens für die pragmatische Sanktion hinfällig geworden und Friedrich der Große durchaus im Recht, wenn er die veränderte politische Lage zur Vergrößerung Preußens ausnützte. Gleichviel, ob die Erbansprüche auf die Herzogtümer Liegnitz-Brieg-Wohlau noch zu Recht bestanden — tatsächlich hatte Habsburg Preußen auch in dieser Frage gründlich übers Ohr gehauen —: durch den Wortbruch des Kaisers war Preußen der Verpflichtung, die pragmatische Sanktion zu stützen, entbunden, und wenn König Friedrich von Maria Theresia nunmehr die Abtretung der schlesischen Herzogtümer gegen das Versprechen seiner Waffenhilfe, der bedeutendsten in Europa, forderte, so liquidierte er damit eigentlich nur die preussischen Ansprüche auf Jülich-Berg, auch wenn man zugeben wollte, daß die Ansprüche auf Schlessien fragwürdig geworden seien: dies aber auch nur durch die unsaubere Handlungsweise Kaiser Leopolds I. gegenüber dem Großen Kurfürsten und seinem Nachfolger. Und wenn König Friedrich sein Augenmerk gerade auf Schlessien richtete statt auf Jülich-Berg, so bewies er damit nur seinen scharfen, verständnisvollen Blick: Schlessien gehört geographisch und ethnographisch zu Norddeutschland und war für Preußen zunächst wertvoller als das ferne westliche Gebiet.

Die inneren Verhältnisse der Stadt.

Maria Theresia hat später um den Verlust dieser Provinz als um den Verlust einer der schönsten Perlen aus ihrer Krone geklagt. Reich an landschaftlicher Schönheit und an Bodenschätzen, deren Hebung freilich erst einer technisch fortgeschritteneren Zeit vorbehalten war, zur Hälfte fruchtbares Ackerland, ausgestattet ferner mit riesigen Forsten und bewohnt von einer lebhaften, fleißigen Bevölkerung, bedeutete dieses Land allerdings einen überaus wertvollen Besitz der österreichischen Herrschaft, wenn diese auch nicht halb so viel herauszuwirtschaften verstand wie später die preussische. Gewiß sind nicht alle Teile gleichwertig. Infolge seiner Höhenlage, seines ungünstigen Klimas, seiner Abgelegenheit von einer großen Handelsstraße gehörte der Landeshuter Kreis zu den ärmeren Gebieten, zumal die damals technisch noch nicht so entwickelte Landwirtschaft den nicht besonders fruchtbaren Boden nicht so ausnützen konnte wie es heut geschieht. Die Städte waren klein, — den geringen Umfang Landeshuts veranschaulicht ein aus dem Jahre 1826 stammender Stadtplan (Anlage 3) — und ebenso unansehnlich. 1741 gab es in Landeshut noch kein einziges ziegelgedecktes Haus,

1756 erst 86 und 1790 waren von 489 Häusern einschließlich der Neben- und Hintergebäude erst 99 massiv. Bei seinem Besuch der Stadt 1776 war der König erstaunt, daß so wenig Häuser und besonders am Ringe massiv und mit Ziegeln gedeckt seien, und auch später ist ihm wieder das schlechte Aussehen der Stadt aufgefallen: „Wenn da einmal Feuer auskommt, so ist kein Retten!“ äußerte er beim Anblick einiger baufälliger Häuser am Niedertore bei seiner Anwesenheit 1781. Die großen Schadenfeuer in Schlesien, über die er ein andermal klagte, waren dadurch begreiflich. 1734 war Liebau fast ganz niedergebrannt, einschließlich Kirche und Rathaus; 1800 brannten dort wieder 43 Häuser ab, 1756 brennen in Landeshut in der Liebauer Gasse 8 Häuser ab und 2 werden niedergedrissen, 1760 bei dem Kampfe 5 Häuser, 1786 am Overtor 8 Häuser, 1810 wieder 5. Noch 1830 galten in Landeshut von 270 Häusern ihrem Bau- bestande nach im öffentlichen oder privaten Verkauf sehr viele oft nur 20–30 Reichstaler, obwohl sie nach dem Feuerkataster zu einem weit höheren Nutzungswert veranschlagt waren. Der Hauch der kulturlosen Mächtigkeit einer ganz unbedeutenden Landstadt mochte den aus Westdeutschland kommenden Fremden hier anwehen; denn der unleugbar große Reichtum der Kaufmannssozietät, der den der Patrizier mancher freien Reichsstadt weit hinter sich ließ, hatte nach außen hin nicht einmal in einem geschmackvoll zu nennenden, geschweige denn kraftbewußten Bürgersinn bekundenden Rathausbau seinen Ausdruck gefunden. 1756 hatte die Stadt mit den Vorstädten 3162 Einwohner, deren Hauptnahrung der Handel mit Leinen und etwas Garn war, daneben gab es 7 arbeitende Tuchmacher, deren Absatzgebiet die benachbarten Landstädte waren: „Die Fabrik wird aber niemals hochkommen“, bemerkt ein Ratsbericht an die Breslauer Kammer. Außerdem war die Stadt mit den nötigen Handwerken versehen. Eine nicht unbeträchtliche Rolle im städtischen Wirtschaftsleben muß auch das Bierbrauen, das an 177 Feuerstellen haftete, gespielt haben, sonst hätte die Stadt nicht so eifersüchtig über ihrem Brauurbau gewacht, wie aus häufigen Klagen über die Konkurrenz von Seiten benachbarter Grundherren (Kreppelhof, Neußendorf, Stift Grüssau) hervorgeht. Neben dem Leinenhandel war der Ackerbau eine Nahrungsquelle, wenn auch von untergeordneter Bedeutung; die Stadt selbst besaß zwei Kammereidörfer oder Vorstädte, Nieder-Zieder und Vogelsdorf, deren rechtliche Stellung zur Stadt unklar geworden war, indem die gerichtlichen Entscheidungen darüber aus dem 17. Jahrhundert völlig in Vergessenheit geraten waren: in Wirklichkeit handelte es sich um ein Untertanen- oder Schoßgenossenverhältnis, irrtümlich hielt sie der Magistrat und sie sich selber für Vorstädte, also Mitbürger. Die Neuregelung nach der preussischen Besitzergreifung schlug sie zum platten Lande, so „daß Breitenau zur Accise gezogen, Nieder-Zieder und Vogelsdorf aber unter der Landeskontribution bleiben sollten, unbeschadet ihres Verhältnisses zur Stadt, d. h. sie kontribuierten als Bauern und hatten als angebliche Mitbürger teil an allen städtischen Einrichtungen ohne jeden Beitrag zum Stadthaushalt.“ Aus dieser Zwitterstellung ergaben sich später noch manche Schwierigkeiten, indem die Dörfer sich immer auf ihr „Mitbürgerrecht“ beriefen, wenn es einen Vorteil zu erhaschen galt, so bei ihren Ansprüchen auf Teilnahme an dem Gnadengeschenk der 100 000 Tlr., so

nach ihrem endgültigen Ausscheiden aus dem Verhältnis zur Stadt auf Kommunal-Eigentum, wovon weiter unten noch die Rede sein wird.

Der Waldbestand war damals wie es scheint noch geringer als heut. „Die Püfche sind in schlechter Consideration, die nicht den Namen meritirende Jagd wird verpachtet“ und zwar damals noch für 25 Tlr.; 1759 war der Pächtertrag sogar auf 5 Tlr. gesunken, da in der Kriegszeit die einquartierten Soldaten die Hasen abgeschossen und auch die Bauern Freijagd ausgeübt hatten. Später stieg sie dann wieder wenigstens auf 10 Tlr., wobei es auf längere Zeit geblieben ist.

Auf Bodenschätze wurde nicht geschürft, obwohl man wußte, daß solche vorhanden seien; auf eine Anfrage der Breslauer Kammer berichtet der Magistrat 1756, daß vor 40 Jahren sich eine Anzeige von Silbererz hervorgetan habe; es wäre aber wieder liegen geblieben, aber Kohlen würden gefunden; man glaube jedoch nicht, daß bei jetzigen Zeiten sich jemand dazu engagieren werde, zumal solche zu finden sehr kostbar sein würde, da sie zu tief lägen.

Die Stadt hatte eine eigene Kämmererei, der die oben erwähnten Dörfer Nieder-Zieder und Bogelsdorf sowie die Wiesen innerhalb der Stadt — einst der Teil zwischen Wallpromenade und Gartenstraße — gehörten, und angestellten Magistrat. „Liebau hat den Prälaten von Grüssau zur Obrigkeit und keine Kämmererei, die Magistratspersonen haben auch keine Besoldung, sondern nur einige unzuverlässige Sporteln“ berichtet 1742 der Schweidnitzer Steuerrat Wernicke an die Breslauer Kammer. Das Gleiche galt von Schömburg.

Mit Eintritt der preussischen Regierung kam auch in die ziemlich unklaren Gerichtsverhältnisse des Kreises Einheitlichkeit. Nur für die Stadt und deren Kämmereidörfer hatte Landeshut die Obergerichtsbarkeit, es hatte seinen Galgen und seinen Henker; für die übrigen Ortschaften teilten sich das Grüssauer Stift und eine Anzahl Dominien (die beiden Leppersdorf, Rohnau, Möhrsdorf, Krausendorf, Neusendorf, Johnsorf und Blasdorf) darein. Das Stadtgericht unter einem Erbvogt hatte die Polizei- und Ziviljurisdiction in der Stadt und ihren beiden Dörfern, Appellationsinstanz war der Magistrat; die Kriminaljustiz wurde ausgeübt von drei Schöffen, wozu bei Kapitalverbrechen noch drei Geschworene kamen, unter Vorsitz des Erbvogts und dem Notarius, aber schon seit 1723 sandte man bei Kapitalverbrechen die Akten zum Spruch an das Appellationsgericht zu Prag. Wenn nun auch nach der preussischen Besitzergreifung unter gewisser Schonung der alten ständischen Privilegien die Rechtsprechung erster Instanz den mit Ober- und Untergericht begabten Magistraten belassen wurde, allerdings unter Vorbehalt der Berufung an die neu geschaffenen Gerichtshöfe in Breslau und Glogau, so mußte ebenfalls bei peinlichen Fällen die landesherrliche Bestätigung eingeholt werden. Das Stadtgericht selbst wurde mit dem Magistratskollegium verbunden, dem Stadtvogt verblieb nur die Ausübung der Polizeigewalt unter Aufsicht des Magistrats, dessen Bestellung wiederum von der Staatsbehörde erfolgte. Wenn auch der König die Vorschlagslisten der Gemeinden nicht grundsätzlich zurückwies, so erhielten doch die Hirschberger bei ihrer Berufung auf ihr altverbrieftes Wahlrecht

die unmißverständliche Antwort: „Die rathäuslichen Bediensteten sehet der König.“ In Landeshut scheint man sich ohne weiteres mit der Neuordnung der Dinge abgefunden zu haben. Der erste Bürgermeister unter der preussischen Regierung wurde 1741 ein Protestant, Theodor Speer, ein zweifellos gebildeter und tüchtiger Mann, der Verstand und Herz auf dem rechten Fleck hatte. Bis zum Jahre 1772 war er im Amte. Eine noch von ihm erhaltene Eingabe in Gedichtform an den König, worin er in humorvoller Weise gegen den Befehl, sein Haus mit Ziegeln zu decken, aus wirtschaftlichen Gründen Einspruch erhebt, verlebendigt uns noch heute diese sympathische Persönlichkeit.

Was die Kirchen- und Schulverhältnisse anbetrifft, so können sie hier übergangen werden, da sie an einer anderen Stelle dieses Buches eine Darstellung gefunden haben. Nur eine Bemerkung bezüglich letzterer aus einem Bericht von 1756 möge hier Platz finden. Darin heisst es: „Die katholische Schule ist schlecht, weil nur wenig Katholiken hier sind. Die evangelische ist es auch. Magistrat hat dort gar nichts zu disponieren, weil sie von dem Kirchenkollegio dependieret.“ Da damals eine immerhin nicht unbedeutende Persönlichkeit wie Daniel Adam seit 1743 an der Spitze der letzteren stand, so mag auf den ersten Blick dies Urteil befremdlich erscheinen und man könnte geneigt sein, den Grund dafür in einer gewissen Eifersucht des Magistrats gegenüber dem Kirchenkollegium und seiner Selbständigkeit zu suchen. Die Sache liegt aber doch anders, selbst wenn es auch zwischen beiden Instanzen vielleicht mancherlei Reibungsflächen mag gegeben haben. Es ist hier nicht angänglich, eine Übersicht über die Entwicklung unseres Schulwesens zu geben, nur soviel sei bemerkt, daß der Anfang der Entwicklung namentlich der Volksschule in Preußen erst seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. datiert. Die wenigen Lehrerseminare, die damals hatten eingerichtet werden können, langten aber bei weitem nicht aus, und erst recht nicht nach der Vergrößerung des Staates durch die Erwerbung Schlesiens. Und wenn sich auch sofort nach dieser die preussische Regierung um die Neu- und Umgestaltung des gesamten Volksschulwesens in unserer Provinz bemühte, so waren es doch nur Anfänge, über die man in Ermangelung der nötigen Geldmittel vorerst nicht hinauskam. Die heut wesentlich gehobenere soziale und wirtschaftliche Stellung des Volksschullehrers hat das Lied vom armen Dorfschulmeisterlein vergessen machen; damals war es eine erschütternde Wirklichkeit. Als der Freiherr von Zedlitz, dem Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Kriege die Reform des preussischen Schulwesens übertragen hatte, als Durchschnittsgehalt für die Landlehrer auf den Domänen 120 Taler beantragte, erklärte die Kammer diese Forderung für ganz undurchführbar, das höchste was zu erreichen sein würde, und auch das nur unter Schwierigkeiten, wären 60 Taler. Das war immerhin noch eine fürstliche Bezahlung gegen die Gehälter in Oberschlesien, wo das höchste 30 Tlr. betrug, an manchen Orten sogar nur 16–8 Tlr. Vielfach mußte der Lehrer beim Gemeindevorstande kampieren oder den Unterricht in seiner Wohnstube geben. Dazu kam noch das Schulgeld, das wöchentlich 6 Pfennig bis 1 Silbergroschen betrug. Noch schlimmer — wenn das überhaupt denkbar ist — sah es auf den Stadtgütern aus, deren Lehrer aus der Kammereinkasse bezahlt wurden, falls die

Kirchkasse nicht leistungsfähig war — so erhielt z. B. auf dem Hirschberger Stadtgute Hartau der Lehrer ein jährliches Salarium von ganzen zwei Talern, nebst dem Schulgelde, das „zum Teil noch niedriger als das reglementsmäßige“ war. Man kann sich hieraus unschwer eine Vorstellung von der Beschaffenheit des Lehrmaterials und des Unterrichts machen. Und in den Städten war es kaum besser. Uns interessieren nur die Landeshuter Verhältnisse, aber sie sind typisch. Als 1803 durch königlichen Erlaß verboten wurde, bei den in katholischen Gemeinden besondes üblichen Oster- und Neujahrsumgängen Kirchenbediente, wenn sie zugleich Schullehrer seien, mitzunehmen und so dem Unterricht zu entziehen, macht der Magistrat folgendes geltend: „Die drei Lehrer der katholischen Stadtschule, der Rektor, Kantor und Adjunkt, haben als solche gar keinen Umgang; da sie aber bei dem gänzlichen Mangel eines Schulfond von ihrem äußerst geringfügigen Gehalt unmöglich leben könnten, so ist bereits vor 70 Jahren — d. h. also gleich nach dem siebenjährigen Kriege — mit Genehmigung des hohen Konsistoriums der Glöcknerdienst mit dem Schulumt verbunden. Der Rektor und Kantor haben daher als Glöckner im Neujahr einen Umgang in der Stadt und den Vorstädten, welcher drei bis vier Tage dauert. Den Ertrag geben sie auf 20 Th. an; und ob sie solchen gleich als Glöckner haben, so ist derselbe doch für sie als Schullehrer die einzige erhebliche Belohnung, auf welche sie das ganze Jahr hindurch bei ihrer Dürftigkeit warten und darauf rechnen.“ Da die aus dem Jahre 1763 stammende Verbindung des Glöcknerdienstes mit dem Schulumt zur wirtschaftlichen Aufbesserung geschehen ist, so muß vorher die Lage dieser Unglücklichen noch viel elender gewesen sein, so daß man sich eigentlich nicht darüber zu wundern brauchte, wenn sie etwa auf dem Standpunkt gestanden hätten, daß für eine so erbärmliche Bezahlung der Unterricht gar nicht schlecht genug gegeben werden könnte. — Auch der Stadtpfarrer hatte seinen Umgang, der ihm durchschnittlich 40 Th. einbrachte.

Was die evangelische Schule anlangt, so war die wirtschaftliche Lage ihrer Lehrer bei weitem besser, selbst ein Kollaborator für den Schreibunterricht erhielt 30 Th., Umgänge brauchten sie nicht zu halten, nur Kantor und Glöckner, die nicht zum Schulkollegium gehörten, hatten einen zu Neujahr, und für die Kirche und das „Ministerium“ wurde eine Büchsenammlung veranstaltet. Einen Fond zum Ersatz dieser Umgänge zu schaffen, hatte sich der Magistrat außerstande erklärt. Wenn die Schule also im Laufe der Zeit herunter kam, muß das aus anderen als wirtschaftlichen Gründen geschehen sein. Allerdings scheint nach der Geschichte der evangelischen Gemeinde Landeshut in Folge der Errichtung neuer Schulen in der Umgegend nach 1743 ein Rückgang der Schülerzahl eingetreten zu sein und damit eine Verringerung des Einkommens, aber zum Verfall der Schulzucht, über den ebenfalls geklagt wird, brauchte das noch keineswegs zu führen. Die Gründe dafür lassen sich heut nicht mehr ermitteln. Womit man aber in jedem Falle unzufrieden zu sein das Recht hatte, war das höchst unzweckmäßige System, ein Mittel Ding zwischen Lyzeum und Bürgerschule, wie es Perschke treffend charakterisiert: für Lektüre zu viel Latein und zu wenig Realfächer, und für das erstere zu wenig Latein und kein Griechisch, sodaß es nicht einmal genügte, für die oberen Gymnasialklassen vorzubereiten. Die weitere Ent-

wickelung der Schule, die später im 19. Jahrhundert einen erheblichen Aufschwung nahm, gehört nicht in den Rahmen dieser Abhandlung.

Eine jüdische Schule hat es damals noch nicht gegeben. Die Kirchengeschichte von Landeshut erwähnt in der Zeit von 1742–1799 fünf Tausen an Juden, die von auswärts — aus Böhmen und Polen — zugezogen waren. Die Zahl der jüdischen Einwohner ist nicht bekannt. Statistische Berichte darüber sind erst seit 1825 erhalten, als auch für die Juden der Schulzwang eingeführt wurde. Damals gab es hier 5 jüdische Familien mit 3 schulpflichtigen Kindern, im ganzen 21 Personen, die laut Magistratsbericht vorher in die katholische Schule, aber nur zum Schreib- und Rechnunterricht gegangen waren, dann aber durch einen jüdischen Hauslehrer unterrichtet wurden. Auf die Anfrage des Magistrats, ob er ermächtigt sei, sich über die ihm unbekannte Qualifikation jener zu informieren, erhielt er den Bescheid, daß er nur insofern Kenntnis zu nehmen habe, als jener wirklich ein Privatlehrinstitut unterhalte und nicht nur ein bloßer Hauslehrer sei. Noch 1839 betrug die Zahl der jüdischen Familien erst 8, im ganzen 50 Personen. Mit deren Zunahme — 1851 waren es schon 123 Personen, rund gerechnet 4 % der Bevölkerung — wurde 1840 eine jüdische Schule hier eingerichtet. Gleichwohl besuchten von den schulpflichtigen Kindern nur 9 die jüdische Schule, 6 dagegen die evangelische, was zweifellos mit dem fortschreitenden Aufstieg der letzteren zusammenhängt. Wenn sie, um noch einmal darauf zurückzukommen, im Laufe des 18. Jahrhunderts zurückgegangen war, so haben die großen politischen Veränderungen, die Kriegeunruhen, von denen es erfüllt war, auch einen großen Anteil daran. Denn diese Zeit erlebte nicht nur den Übergang Schlesiens aus der österreichischen in die preussische Herrschaft, sondern unsere Provinz selbst war dauernd ein Schauplatz der erbitterten Kriege, die um ihren Besitz geführt worden sind und sie durch lange Jahre hindurch nicht zur Ruhe kommen ließen; und naturgemäß mußten die Grenzbezirke ganz besonders darunter leiden.*)

Die schlesischen Kriege.

So wenig es auch in der Absicht dieser Darstellung liegt, die schlesischen Kriege zu erzählen, so müssen sie insofern berührt werden, als unser Kreis von ihnen betroffen worden ist. Als Durchgangsgebiet durchschnitten von einer uralten und wichtigen, dem Bobertale folgenden Passstraße nach Böhmen, von der obendrein bei der Stadt Landeshut noch zwei andere Straßen abzweigten: die Straße im Ziedertal nach Friedland — Braunau bezw. Nachod und die wichtigere über Freiburg nach Schweidnitz bezw. Breslau, hat der Kreis Landeshut alle Nöte nicht nur der drei schlesischen Kriege, sondern auch des sonst schlachtenlosen bayerischen Erbfolgekriegs, in Durchmärschen, plötzlichen Überfällen, Grenzplänkelen und Requisitionen aller Art zu erfahren bekommen. Vornehmlich die Stadt

*) Das Manifest, welches der König bei der Besetzung Schlesiens unter der Bevölkerung verbreiten ließ, war von dem in Landeshut geborenen damaligen Dekan der Universität Halle, Professor Christian Ludewig, verfaßt.

Landeshut selbst als der wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkt des Kreises hat unfählich darunter gelitten.

Untrennbar also auch ist die Geschichte unserer Stadt und ihres Kreises verknüpft mit dem Namen des unvergesslichen Großen Königs, durch den der Anschluß unserer Heimatprovinz an Preußen sich vollzog. Gar oft hat er hier gewohnt, in Kriegs- und Friedenszeiten, die Behörden, die Kaufleute, die Bevölkerung sind mit ihm in Berührung gekommen und haben ihm ihre Nöte und Sorgen anvertrauen können, er aber hat gerade unserer Stadt eine landesväterliche Fürsorge angedeihen lassen, die, selbst in den Drangsalen des Krieges seinen immer wachen Blick auch für die geringfügigsten Angelegenheiten, keine Teilnahme an ihrem Wohlergehen offenbart. Es ist darum nur selbstverständlich, wenn von ihm des öftern hier die Rede sein wird, zumal dank seiner Teilnahme sich die Stadt so rasch von den Schädigungen des Krieges erholt hat.

Das Unwetter des ersten schlesischen Krieges ging noch gnädig vorüber, es haben nur Truppendurchzüge stattgefunden, die wohl unbequem sein mochten, aber die Stadt nicht beschädigten, denn die Österreicher kamen ja damals noch nicht als Feinde nach Schlessien. Anders wurde die Sache im zweiten schlesischen Kriege, in dem die Provinz nunmehr als Feindesland behandelt wurde. In diesem Kriege erlebte sie zuerst einen wirklichen Kampf in ihrer nächsten Nähe, als am 22. Mai 1745 General von Winterfeldt, der mit 3 Bataillonen zur Beobachtung der feindlichen Truppen bei Trautenau hier stand, von seiner Stellung auf dem Kirchberg und Gerichtsberg vorgehend die unter Nadasky von Grüssau über Reichhennersdorf und Zieder angreifenden Österreicher trotz ihrer fast dreifachen Übermacht (6000 gegen 2400) schlug und bis Schömburg zurückwarf. Freilich mußte er sich dann vor der österreichischen Hauptmacht, die bis Landeshut vorrückte, zurückziehen. Damals schon erfuhr die Stadt die Schrecknisse des Krieges durch gewalttätige Requirierung von Pferden, Lebensmitteln, Geld usw. Ein bewegliches Schreiben eines Landeshuter Bürgers an den Magistrat gibt uns ein anschauliches Bild der österreichischen Kriegsführung. Als sich dann das Schicksal des kaiserlichen Heeres bei Hohenfriedeberg (Striegau) entschieden hatte (14. Juni 1745), flutete die geschlagene Armee wieder über den Landeshuter Paß zurück. Bereits am 8. August sah sie sich aber wieder durch Husaren und Panduren von Adersbach her bedroht, erhielt aber bald darauf den Trost, daß 10 000 Mann bei Braunau die Grenzstädte decken sollten. Der — übrigens durchaus begreiflichen — Wachsamkeit des Magistrats verdankte die preussische Heeresleitung manch schätzenswerte Nachricht über die Vorgänge jenseits der Grenze.

Bald nach der Striegauer Schlacht war der König über Landeshut, das ihn damals zum ersten Male in seinen Mauern beherbergte, nach Böhmen gegangen, wo er am 30. September bei Soor die Österreicher schlug. Aber indessen wurden in seinem Rücken die Gebirgsorte durch feindliche Überfälle schwer heimgesucht und die Städte Waldenburg, Friedland und Schömburg in so barbarischer Weise ausgeplündert, daß sich der König durch eine von Neufendorf datierte Kurrende des Obersten von Mannstein zur Bewaffnung des Landvolks bereit erklärte, „damit keine lebendige Seele von diesem Räubergefindel, welche gar unter keine Miliz zu rechnen sind,

hinauskommen möge." Zweifellos haben diese Plünderungen, Kontributionen, Geiseltwegführungen im zweiten schlesischen Kriege zur Ausrottung der Sympathien für Oesterreich auch bei der katholischen Bevölkerung nicht unwesentlich beigetragen, die im ersten in dem Lande zwischen Meisse und Oder und besonders in den stiftischen Gebieten bestanden hatten. Auch der Grüssauer Abt hatte eine feindliche Haltung eingenommen, indem er durch seine Berichte an den österreichischen General Ventulus über eine beabsichtigte Reise des Königs diesen in die größte Gefahr brachte, auf dem Wege von Schweidnitz nach Wartha im Februar 1741 gefangen oder getödet zu werden. Die Erzählung aber, daß den König bei seiner Anwesenheit in Landeshut Tausende von Einwohnern bestürmt hätten, zu gestatten, alles tetzuschlagen, was katholisch sei, gehört, wie Grünhagen nachgewiesen hat, dem Reiche der Fabel an.

Noch viel bewegter und unheilvoller gestaltete sich das Schicksal unseres Kreises im dritten Kriege. Nach der unglücklichen Schlacht bei Kolin (18. Juni 1757), die aus einem einjährigen Feldzug einen siebenjährigen Krieg machte, setzte sich General Jahnus mit 8000 Mann in Landeshut, Liebau und Schmiedeberg fest. Seine Forderung an die Beamten, der Königin von Ungarn Treue zu schwören, entzogen sich die meisten durch die Flucht; einige ließen sich lieber einsperren, und die sich dazu bequemen, taten es nur mit Vorbehalt, d. h. für die Dauer der österreichischen Besetzung. Am 15. und 16. August schlug hier Jahnus den General Kreyken, wurde aber nach dem Siege Friedrichs bei Leuthen und dem Rückzug Erzherzog Karls über Landeshut von General Fouqué am 22. Dezember wieder hinausgeworfen. Der überaus wichtige Paß war wieder in Friedrichs Hand und wurde von Zietzen, der ihn besetzt hielt, durch Schanzen gesichert. Ein Rest davon befindet sich noch heut auf den Blasendorfer Bergen rechts des Bobers. Am 27. Februar 1758 machten die Oesterreicher einen Vorstoß auf Liebau, der aber mißlang. Mitte März kam der König selbst hierher und nahm in der Abtei Grüssau sein Quartier. Von hier datiert ist seine große Ode an den Prinzen Ferdinand von Braunschweig mit der berühmt gewordenen, auch heute wieder geltenden Strophe:

Wis in seine tiefsten Quellen
fühlt die Schmach der alte Rhein,
Unmuthsvoll, mit seinen Wellen
dienstbar fremden Volk zu sein.

Bei seinem Aufbruch zur Belagerung von Olmütz, die übrigens scheiterte, ließ er 7 Bataillone und einige Reitereschwadronen zurück. In der Zwischenzeit setzte sich Jahnus in Grüssau fest, wurde aber von Kessow am 7. Juli vertrieben. Am 8. August war der König wieder in Grüssau und sammelte hier 14 000 Mann, mit denen er den Russen entgegenzog und dem Tage von Zorndorf. Trotz dieses Sieges ging ein beträchtlicher Teil Schlesiens wieder verloren, zumal die 10 Bataillone, mit denen Fouqué von Landeshut aus das Gebirge decken sollte, zu dieser Aufgabe bei weitem nicht ausreichten, so tapfer sich der Wackere auch mit der feindlichen Übermacht herumzuschlug. Den Winter hatte der große König in Breslau verbracht, im März war er wieder in Landeshut und hatte die nächsten Monate theils hier, theils in

Reichhemmersdorf sein Quartier: eine Anzahl Briefe, auch die beiden Satiren, das fingierte „Breve des Papstes an Daun“ und „Glückwunsch des Prinzen von Soubise zu dem vom Papst erhaltenen Degen“ sind von Landeshut oder Reichhemmersdorf datiert.

Für die Gebirgsgegenden ging das Jahr 1759 verhältnismäßig ruhig zu Ende; die Nachwirkungen der Niederlage Friedrichs bei Kunersdorf traf hauptsächlich das Land rechts der Bartsch, wo die Russen allerdings wie losgelassene Bestien hausten. Einen Versuch der Österreicher, sich zwischen

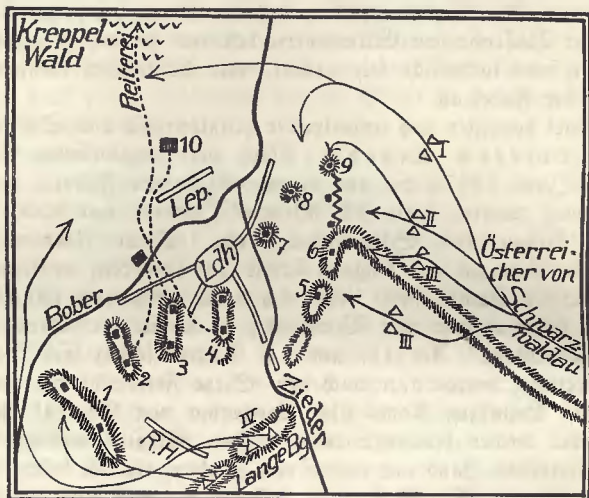


Abb. 30. Schlacht bei Landeshut 1760. Preußen ■■■ Österreich $\triangle\triangle\triangle$
 1. Mühlberg. 2. Hahnberg. 3. Galgenberg. 4. Kirchberg. 5. Göbelberg.
 6. Stadtwald. 7. Burgberg. 8. Thiemberg. 9. Leuschnerberg. 10. Ort
 der Gefangennahme Fouqués. R. H. Reichhemmersdorf. — Nach Wobus.

Landeshut und Schweidnitz zu schieben, schlugen Fouqué bei Konradswaldau und von der Goltz bei Friedland zurück. In unserem Kreise herrschte damals Ruhe, ja man konnte in Landeshut und Hirschberg die fünfzigjährige Jubelfeier der Gnadenkirchen festlich begehen*). Es war sozusagen die Atempause des Sturmes, der im folgenden Jahre mit verheerender Wut über unsere Stadt dahin brausen sollte.

Diese Katastrophe trat am 23. Juni 1760 ein. Der österreichische General Laudon war über Glatz in Schlesien eingedrungen und stand am 31. Mai bei Frankenstein. Durch eine Scheinbewegung in der Richtung auf Breslau lockte er Fouqué, der zugleich Schweidnitz und Breslau zu decken hatte, von Landeshut weg, das während dessen Laudon mit leichter Mühe besetzen ließ. Der König, der in Sachsen stand und die Lage hier nicht deutlich übersehen konnte, verlangte von Fouqué auf das Bestimmteste

*) Eine Beschreibung dieser Feier nebst den dabei gehaltenen Predigten und dem Text einer Kantate: „Das von Gott gesegnete und in Gott erfreute Landeshutische Zion“ ist noch erhalten.

die Wiedereroberung der Pässe bei Landeshut, das überdies einen vorteilhaften Stützpunkt für einen beweglichen Gebirgskrieg bildete. Fouqué kam dem Befehl sofort nach, stellte die von den Österreichern zerstörten Schanzen wieder her — und sah sich alsbald von dem über Neurode, Gottesberg kommenden Landen mit 40 000 Mann angegriffen, denen er nur etwa 11 000 entgegenstellen konnte, viel zu wenig, um eine so ausgedehnte Stellung behaupten zu können (Abb. 30). Diese erstreckte sich vom Leuschnerberge bis zu den Blasdorfer Bergen. Buchberg, Mummelberg, Leuschnerberge trugen Redouten, d. h. geschlossene mit Pallisaden versehene Feldschanzen, desgleichen der Burgberg. Auf dem Thienberge (zwischen Leuschner- und Burgberg) befand sich eine Sternschanze. Die Hauptstellung lag südlich von Landeshut (Kirchberg). Auch der Galgenberg, Gerichtsberg und Ziederberg trugen Feldschanzen. Der Wald auf dem Mummel- und Buchberg war niedergelegt worden, um das zum Bau der Schanzen nötige Holz zu bekommen und auch um den Feind der Möglichkeit der Deckung zu berauben. Einen großen Nachteil hatte die ganze Stellung dadurch, daß sie von den Reichhennersdorfer Bergen überhöht war. Trotz heldenmütigster Gegenwehr wurde das Fouqué'sche Korps zertrümmert, der tapfere General selbst verwundet und gefangen, aber auch die Verluste der Österreicher waren ungeheuer. Sie haben sie selber auf 2770 Mann angegeben, das ist mehr als das Doppelte der Verluste der Preußen an Toten und Verwundeten. Der Niederlage folgte eine furchtbare Plünderung der Stadt, bei der 12 Personen getötet, 43 verwundet und über 300 schwer mißhandelt worden sind, und die der Stadt ihren Wohlstand kostete: der Schaden wird mit 1 Million Reichstaler nicht zu hoch angegeben sein, betrug der Verlust der Kaufleute allein an Leinwand, Waren und Geld schon 393 128 Reichstaler und die gänzliche Verwüstung des Stadtwaldes 20 000 Rt. Dazu kam noch, was die österreichische Besatzung, die bis zum 31. Dezember 1761 hier lag, an Waren, Lebensmitteln, Kontributionen an Geld und „freiwilligen Douceurs“ aus der Stadt zog, ganz abgesehen von den vielen kleinen Plackereien und Forderungen: bald müssen Ofen und Kacheln, Brettnägel oder Brantwein geliefert werden, bald Handwerker nach Schweidnitz oder Waldenburg gestellt werden u. s. w.,*) kurz die Stadt wurde dauernd in Atem gehalten und der Magistrat zu einer untergeordneten Militärbehörde herabgedrückt. Der greise Bürgermeister Speer wurde nach Glas auf Festung gebracht, angeblich, weil er einen Brief an Fouqué geschrieben haben sollte. Nach seiner Freilassung wurde der Syndikus Pauli, der fähigste Kopf des ganzen Rates, verhaftet. Die ablehnende, feindselige Haltung der Bürgerschaft, über die sich die österreichische Einquartierung verschiedentlich beim Magistrat beklagt, war darum nicht verwunderlich. Besonders schwer hatten damals auch die Dörfer, namentlich Nieder-Zieder zu leiden, das 1761 nur 40, zum Teil erkrankte Männer hatte, und seine Pferde Tag und Nacht auf der Post stehen lassen und alle vier Tage 8 Mann für das Magazin in Schweidnitz stellen mußte. Zu kriegerischen

*) Auch der Landeshuter Henker wurde einmal zu einer Tortur nach Giesmannsdorf gefordert, aber der Magistrat bezeichnete ihn als unzulänglich, da er „nur in den kleinen Rünsten“ seines Berufs erfahren sei.

Ereignissen aber ist es dann, abgesehen von einigen kleinen Reiterfscharmüßeln, hier nicht mehr gekommen.

So Schweres wie Landeshut haben in diesem Kriege die anderen Orte des Kreises doch nicht zu ertragen gehabt, dafür aber erfuhren Liebau und Schömburg sowie die Nachbarstädte Schmiedeberg und besonders das unglückliche Friedland 1779 im bayerischen Erfolgsriege Drangsale bei feindlichen Einfällen zum Zweck von Lieferungen und Brandschakungen, die an die schlimmsten Zeiten des Siebenjährigen Krieges erinnerten. Aus Liebau, Schömburg und Schmiedeberg wurden die Stadtoberhäupter weggeschleppt, in Friedland wurde geplündert so weit es überhaupt noch etwas zu plündern gab, und die Einäscherung seines Rathhauses konnte es nur durch eine Geldzahlung abwenden: man mußte bei der völligen Verarmung der Stadt sich mit 741 Reichstalern statt der geforderten 6000 begnügen. Zweideutig erscheint in dieser Zeit wieder die Haltung Grüssaus; jedenfalls hatte vor Ausbruch des Krieges Abt Placidus mit den Österreichern korrespondiert, denn dem Stift ging die Warnung zu, daß der König einen verrätherisch Gesinnten vor seinem Kloster aufhängen lassen würde. Der König hat dann zwar die Entschuldigung des Abtes angenommen, war aber zunächst nicht sonderlich gut auf ihn zu sprechen, was in den sarkastischen Anzüglichkeiten zum Ausdruck kommt, mit denen er ihn bedachte, wenn er bei seiner Anwesenheit in unserer Gegend mit ihm zusammentraf oder ihn zur Tafel lud.

Landeshut blieb in diesem Kriege, in dem es zu keiner Schlacht kam, verschont. Aber die schlesischen Kriege und besonders der siebenjährige hatten sie doch böse zugerichtet. Nicht weniger wie 47 Häuser standen zum Verkauf, viele gaben sie hin „um nur die Abgaben nicht mehr geben zu dürfen“. Schon 1750 waren von den 758 in einem Rechnungsbericht über die zu erhebenden Mündelgelder aufgeführten Bürgern 67 völlig verarmt oder verzozen oder in gänzlicher Armut gestorben: „bekommt Armenunterstützung“, „ist verstorben und gestorben“, „ist ganz miserabel gestorben“, „lauft im Lande herum“ heißt es von ihnen. Der König hat nach Kräften geholfen: 15 235 Taler gab er zur Wiederherstellung der haufälligsten Häuser — es wurden die Häuser Nr. 24, 25, 57, 58, 59, 60 davon neugebaut — und mit 100 000 Tlr. bezahlte er der Stadt ihre Schulden. Die Erzählung aber von einem zweiten Geschenk von 100 000 Tlr., das die Stadt nach Schmiedeberg verliehen und nicht wiedererhalten habe, ist Sage. Auch für die Aufforstung des Stadtwaldes trug er Sorge. So erholte sich die Stadt allmählich, vor allem der Handel treibende Teil der Bevölkerung. Als der König 1778, aus dem verödeten Böhmen kommend, im Hause des Kaufmanns Duttenhofer, d. i. das Methnerfsche Haus an der Moltkestraße, sein Quartier nahm (es weist eine Tafel darauf hin), glaubte er sich „in den Palaß des Großmoguls“ versetzt: „während in Böhmen alles abschreckend erschien, gefällt hier alles.“

Die Industrie.

Und zwar hat die hier seit alters blühende Leinenindustrie, die Friedrich selbst als die Hauptquelle seines Landes, als sein Peru, bezeichnet hat, und die er in jeder Hinsicht förderte und begünstigte,

die Erholung der Stadt Landeshut bewirkt. Um die Lücken in dem Weberheere wieder auszufüllen, ließ er eifrig im Ausland werben: jeder zuwandernde Weber erhielt einen Wehstuhl geschenkt und Abgabefreiheit auf mehrere Jahre. Und an die Bestätigung des Prälaten Placidus von Grüssau 1769 knüpfte er die Bedingung, sovielen evangelische Untertanen und Weber, als einst Abt Rosa im 17. Jahrhundert vertrieben habe, neu anzusetzen, auch eine Damast- und Leinenweberei auf den Stiftgütern anzulegen. Flachs- und Garneinfuhr sollten die heimische Erzeugung fördern: noch während des Krieges beantragte die Landeshuter Kaufmannschaft, die Ausfuhr des weißen Garns zu verbieten, aber gegen die Projekte des vom König zeitweise in auffallender Art sehr abfällig beurtheilten Hasenclevers: Anlegung von Garnmagazinen, Kürzung des ohnehin sehr kümmerlichen Lohnes der Leinwandstempler zur Gewinnung des Gehalts für einen Flachs-, Garn- und Leinwandinspektor, verhielten sie sich ablehnend; auch von der vom König angeregten Errichtung von Fabriken für Leinwandamast wollten sie nichts wissen, weil sie Schädigung der Leinenfabrikation infolge Abwanderung der Weber zu jenen fürchteten. Daß sich damals niemand fand, der geneigt war zur Errichtung einer Wattistfabrik, läßt sich schließlich erklären, obzwar der König selber auf die Aussicht auf großen Absatz allein schon in Breslau und Berlin hingewiesen hatte: wenn die Kaufmannschaft aber auch allen seinen Vorschlägen zur Erschließung neuer aussichtsreicher Handelsverbindungen gegenüber unzugänglich blieb, so wird man das absprechende Urtheil Hasenclevers über die Bequemlichkeit und Kurzsichtigkeit der schlesischen Kaufleute, insonderheit der Landeshuter, die in den 11 Jahren des Bestehens ihrer Industrie für gemeinnützige, für die Zukunft sogar vielversprechende Unternehmungen nie Geld gehabt hätten, berechtigt finden. Zum mindesten hätten sie sich doch sagen müssen, daß der König von seiner hohen Warte aus die Weltlage ganz anders überfähe als sie aus ihrer Froschperspektive, und daß er, wenn er die Leinenausfuhr von den Engländern unabhängig machen wollte, seine zureichenden Gründe haben müsse. Nun, ihre hartnäckigen Einwände hat der große König damals — es war auf einer Konferenz mit den Kaufleuten der drei Gebirgsstädte in Schmiedeberg — mit gutem Humor hingenommen und ihnen ihre Besserwisserei nicht nachgetragen, sondern nach wie vor den drei Leinenstädten das lebhafteste Wohlwollen bewahrt.

Selbstverständlich hatte der Krieg einen starken Rückschlag gebracht. Schon 1756 klagt der Magistrat über den Verfall des städtischen Handels wegen der „Connivierung“ (Duldung) des schädlichen Handels auf dem Lande und vor allem, weil „wegen des gesperrten Commercio die Handlung anfangs sich nach Böhmen zu ziehen“, wie denn auch auf den noch leidlich im Stande befindlichen Jahrmärkten die Fremden, besonders die Böhmen, wegblieben; gleichwohl sei immer noch die Ausfuhr größer als die Einfuhr. Wenn auch genauere Angaben fehlen, so läßt sich doch aus dem unter Eid eingereichten Verzeichnis der Schädigung von 1760 ersehen, daß auch noch während des Krieges die Produktion nicht unansehnlich gewesen sein muß, wie wir zugleich auch einen Einblick in den Wohlstand der Bürger gewinnen, von denen z. B. der Kaufmann Zäuber nicht weniger als 10 800 Rth. allein in bar einbüßt. Eine fortlaufende Statistik der Ausfuhr haben wir erst seit

1763, wo sie 35 000 Schock betrug und von da an in großen Sprüngen steigend 1772 auf 142 549 Schock kam. In den siebziger Jahren ging es wieder etwas abwärts bis sie 1786 mit 186 804 Schock ihren, nur noch einmal erreichten Höhepunkt fand (1802 186 770 Schock). Dann schwanken die Zahlen auffallend. Trotz des Zusammenbruchs Preußens wurden 1806 noch 150 331 Schock ausgeführt, da das Jahr zum größten Teil ja schon vorüber war, als er erfolgte: die Auswirkung desselben und die Folge der Kontinentalsperre zeigte sich erst in den nächsten Jahren; in der Zeit von 1807—09 sank sie von 90 414 auf 58 518 Schock, stieg 1810 auffallend auf 81 037 um im folgenden Jahre auf 28 516 zu stürzen. — In dieser Zeit — 1809 — bemühte sich übrigens die Stadt um die Erlangung des Ober-Schauamtes, einer Kontrollbehörde der Leinenfabrikation, wird aber mit ihrem Gesuche vom Präsidium abgewiesen. 1844 ist sie mit 15 914 Schock auf dem Tiefstand angelangt. Freilich hatten die Weber am allerwenigsten von dem steigenden Wohlstand. Der 1794 in das damals errichtete Gebirgs-Komite gewählte Reisser Landrat von Prikwitz ward bei seinem Besuch in Hirschberg von ihrem Elend geradezu erschüttert und beantragte bei der Kammer eine Reihe von Maßnahmen zur Einschränkung des Garnhandels und des damit verbundenen Wuchers. Den Anlaß zu der scharfen Beaussichtigung des Garnmarkts hatten die Weberunruhen im März 1793 gegeben, die sich gegen die Aufkäuferei und Preistreiberei der Garnhändler und die niedrigen Leinwandpreise richteten und sich besonders in Landeshut und Schömburg in einer richtigen Revolte austobten, zu deren Unterdrückung sogar Militär eingesetzt werden mußte. Die von dem schlesischen Minister Hoym persönlich eingeleitete Untersuchung hat zwar die Kaufleute in der Hauptsache entlastet und die Garnhändler als die eigentlich Schuldigen erwiesen, aber der ganze Vorgang wirft doch ein grelles Licht auf die skrupellose Ausnützung einer armen, auf diesen kärglichen Erwerb angewiesenen Bevölkerung. Wie beträchtlich die Hausweberei auf dem Lande gewesen ist, ersehen wir aus der Anzahl der zur Untersuchung des Falls vom Minister einberufenen Vertrauensmänner: es sind aus 29 Ortschaften, darunter von 8 grüßauischen Stiftsgütern im ganzen 90 Männer, die vor einer Kommission in Landeshut zusammenkommen.

Daß Oesterreich nach dem Hubertusburger Frieden seine Grenzen schloß und einen erbitterten Zollkrieg begann, war für unsere Grenzgebiete zweifellos unbequem und peinlich; eine Schädigung der Leinenmanufaktur, deren hauptsächlichste Absatzgebiete Spanien und Portugal mit ihren Kolonien und England waren, hat er nicht zur Folge gehabt. Was sie aber ernstlich zu befürchten hatte, war die böhmische Konkurrenz, falls man sich drüben zu energischerer Tätigkeit aufraffte. Der König hat auch die dem schlesischen Leinenhandel drohende Gefahr erkannt und sich immer, wenn er auf seinen Inspektionsreisen die Gebirgsstädte besuchte — in Landeshut ist er noch dreimal gewesen 1764, 1769 und 1776 — sehr eingehend nach dem Stande der böhmischen Fabrikation erkundigt. Gegen Ende der siebziger Jahre schien der gefürchtete Fall einzutreten, denn 1781 erfuhr der König in Schmiedeberg, daß die Böhmen jetzt exzellente Ware fabrizierten, die in Italien sehr begehrt sei, sodaß die Schlesier sehr auf der Hut sein mußten. Die Sache war aber schließlich nicht so schlimm, wie die bis 1786 steigende

Ausfuhrziffer beweist. Die Gründe ihres späteren Niedergangs, die mehr textilgeschichtlicher, z. T. auch politischer Art waren, können im Rahmen dieser Darstellung nur kurz berührt werden. Durch den englisch-amerikanischen Seekrieg und mehrfache Missernten in Flachs war eine Verteuerung der Rohstoffe eingetreten, die wiederum eine Verschlechterung der Qualität zur Folge hatte. Dadurch wurde das Vertrauen zu der schlesischen Leinenmanufaktur stark erschüttert; England machte sich nicht nur von ihr unabhängig, sondern war auch durch seine großzügig betriebene Ausnützung der neu erfundenen Baumwoll-Spinnmaschine bald in der Lage, massenhaft ein billiges Baumwollgewebe, Kattun, mit dessen Preis die Handweberei nicht mithinkte, auf den Weltmarkt zu werfen. Und als in Deutschland auch der mechanische Flachsgrarnspinnstuhl eingeführt wurde, verbot England die Ausfuhr seiner hochwertigen Textilmaschinen und schloß andererseits seine Grenzen gegen die Einfuhr fremder Fabrikate. Zugleich sicherte ihm sein riesiges Kolonialreich ein denkbar großes Rohstoff- und Absatzgebiet und seine unbestrittene Seegeltung den Welthandel überhaupt. Einer derartigen, noch dazu von ungeheurem Kapital getragenen Konkurrenz war das auf sich angewiesene, arme Deutschland natürlich nicht gewachsen. Diesen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts stetig fortschreitenden Niedergang der Manufaktur und die jammervolle Lage der Hausweberei beleuchtet ein 1827 erschienenes Schriftchen der Kaufmannssozietät und des Magistrats „Über den schlesischen Leinenhandel und die gegenwärtige Not der Weber“, veranlaßt durch Breslauer und Berliner Zeitungsberichte, aber es klingt noch optimistisch im Vergleich zu dem Protokoll eines Verhandlungsaktes zwischen den Kaufleuten und Webern vor dem Landeshuter Räte drei Jahre später. War im ersten unter Eingeständnis der Gefahr die Hoffnung ausgesprochen worden, daß man, Weber und Kaufleute, die Krise überstehen werde, so ersehen wir aus dem zweiten die ganze Trostlosigkeit der Lage: die Weber verdienen nicht über einen Silbergroschen täglich für die Person, da die Leinwandpreise dauernd fallen, die der Garne aber steigen, zumal nach Aufhebung der Garnschau es ganz von der Willkür der Spinner, Garnsammler und Händler abhängt, wie weit sie es mit dem Verschleiß unrichtig gewebter Garne treiben wollen, zumal der Weber keine Zeit zur Nachprüfung der Richtigkeit habe. „Wir sind daher“, heißt es weiter, „so weit entfernt, dem Weber seine Ware, an der er nicht das Salz und Brod hat, abzufeilschen, daß wir uns freuen müssen — soweit ist die Sache geblieben — wenn die Leute noch weit mehr als bereits durch den Drang der Umstände geschehen ist, das Fabrizieren aufgeben.“ Dahin müsse es auch noch kommen, denn das Entnehmen von Garn auf Vorrat sei ein verzweifelttes Mittel die Existenz zu fristen, auch liefere es den Weber auf Gnade und Ungnade dem unreellen Händler aus und wirke, indem es den Weber ebenfalls zu unreeller Arbeit verführe, schädigend auf die Fabrikation der Ware.

Gegenüber der Entwicklung der Leinenindustrie, die heute wieder der Stadt einen weit über die Grenzen unserer engeren Heimat hinausgehenden Ruf sichert, ist die *Zuchmacherei* wirklich nicht hochgekommen. Der große König, der über dem Großen und Allgemeinen niemals den Blick für das Kleine und Einzelne verlor, hatte zwar noch während des Krieges, im Jahre 1757, die Breslauer Kammer angewiesen, sich Mühe zu geben, einige

von den abgebrannten Braunauer Tuchmachern ins Land zu ziehen, aber eine Vermehrung der Landeshuter Tuchmacher ist nicht zu verzeichnen; 1781 gab es deren 8, außer diesen noch 5 Züchner, 9 Strumpfwirker, 6 Schuhmacher, 9 Lederfabrikanten und 47 Leinweber mit 73 gehenden Stühlen. Uns erscheinen heut diese Zahlen gering. Aber wie klein war damals noch die Stadt. 1773 zählte sie einschließlich der Vorstädte 2583 Einwohner, 1781 erst 2868; davon waren noch 208 Ausländer.

Sie hatte also ihre Kriegsverluste noch nicht eingebracht, denn 1756 betrug die Einwohnerzahl, wie schon erwähnt, 3162. Da diese Angaben amtlichen Aktenstücken entnommen sind, ist an ihrer Richtigkeit nicht zu zweifeln. Auch sonst ist die Stadt als solche in den nächsten Jahrzehnten nicht sonderlich weiter gekommen: im Jahre 1829, als Perschke seine „Beschreibung und Geschichte der Stadt Landeshut“ veröffentlichte, hatte sie noch keine Straßenbeleuchtung, während Meisse, das 1787 auch erst 4335 Einwohner zählte, bereits damals seine Straßen durch 200 Laternen erleuchtete. Man war also in diesem Punkte noch ebenso auf den guten Willen der Hausbesitzer, Laternen an ihre Häuser anzuhängen, angewiesen wie im Jahre 1757, wo ein Magistratsbericht das ausdrücklich hervorhebt. Den Marktplatz hatte ihnen Fonqué 1759 pflastern lassen — natürlich auf Kosten der Stadt —, den Antrag Hasenclevers, einen Fond zu schaffen zum Bau eines Krankenhauses, hatten die Kaufleute abgelehnt, auch zu einer einheimischen Versicherungsgesellschaft hatte man es trotz der großen Ausfuhr nicht gebracht, kurz die Vorwürfe, die Hasenclever und später Klöber gegen den engherzigen und egoistischen Krämergeist des schlesischen Handelsstandes, besonders der Gebirgskaufleute, vor allem der Landeshuter, erhebt, erscheinen durchaus gerechtfertigt, zumal wenn man den Reichtum wenigstens der größeren Firmen erwägt, wie er uns in der schon einmal herangezogenen Verlustenliste vom Jahre 1760, in der Barsummen bis über 10 000 Taler angegeben sind, entgegentritt.

Im 1786 starb der große König, bis zum letzten Atemzuge bemüht um das Wohl seines Landes, die wahrhafte Verkörperung des kategorischen Imperativs, jenes stählernen Gebots der Pflichterfüllung um jeden Preis, aus dem heraus er als Fürst immer nur der erste Diener des Staates hat sein wollen. Noch in seinen letzten Lebenstagen hat er sich seiner getreuen Stadt Landeshut erinnert, die unter seiner Regierung so Schweres erlitten und in deren Mauern er so oft geweilt hatte. Als am 17. August Oberst von Prittwitz dem versammelten Magistrat die letzten Grüße des sterbenden Herrschers überbrachte, da ahnte er nicht, daß am Morgen desselben Tages der große Einsame bereits gegangen war, sich zu bergen an einer Zufluchtsstätte, „die nicht mehr gestört werden soll, weder durch Krieg, noch durch die Unglücksschläge, noch durch die Schlechtigkeit der Menschen.“

Die Leiden der Franzosenzzeit.

Der Wechsel der Regierung bedeutete keinerlei Veränderung in dem Leben der preussischen Landschaften, damals so wenig wie später bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. Die tadellos arbeitende Staatsmaschine ging zunächst ruhig ihren Gang weiter. An der großen Politik

hatte das Volk keinen Anteil und darum auch an politischen Fragen kein Interesse; das Leben der Städte, namentlich der kleinen, verlief in ruhiger Beschaulichkeit wie bisher. Blättert man in den noch erhaltenen Landeshuter Ratsakten dieser Zeit, so tritt einem auf jeder Seite das Bild dumpfer, kleinbürgerlicher Enge — um nicht zu sagen: Inhaltslosigkeit — entgegen. Oder sollen wir noch irgend welches Interesse finden für die kleinlichen Zänkereien der Stadt mit Schmiedeberg wegen ihres von Jahr zu Jahr immer weniger einbringenden Roß- und Pflasterzolls, oder an den Unbequemlichkeiten, die die 1757 eingeführte Torsperrre verursachte, und die 1817 wieder aufgehoben wurde infolge der fortgesetzten Mißhelligkeiten zwischen Magistrat und dem königlichen Acciseamt? Eine Hochwassergefahr, eine Feuersbrunst oder der Bau eines neuen Schießhauses (1802) sind ja zweifellos für das damals lebende Geschlecht beachtenswerte Ereignisse gewesen — für die Geschichte einer Stadt sind sie belanglos. Da es keine kommunale Selbstverwaltung gab, fehlte es nicht nur an einem politischen Leben, sondern auch an politischem Interesse überhaupt. Es genügt an dieser Stelle, auf das Gespräch der Bürger in dem Osterspaziergang in Goethes „Faust“ hinzuweisen, um uns eine Vorstellung davon zu machen, wie — so weit vom vermutlichen Schuß — die bei dem kümmerlichen Nachrichtendienst jener Zeit doch recht spärliche Kunde von dem drei Jahre nach dem Tode des großen Königs im fernen Westen aufziehenden Unwetter hier mag aufgenommen worden sein. Jedenfalls läßt auch nicht eine Zeile der geradezu beängstigend dünnen Landeshuter Chroniken darauf schließen, daß man den Vorgängen in Frankreich und den Revolutionskriegen überhaupt irgend welche Beachtung geschenkt hätte. Es findet sich nicht einmal eine Bemerkung über die Aufteilung Polens, von dem in der dritten Teilung sogar zu Schlesien ein Stück kam, und zu dem man doch in vielfachen Handelsbeziehungen gestanden hatte, geschweige denn über den Frieden von Luneville, der Deutschland das linke Rheinufer kostete und die Aufteilung des geistlichen Fürstentums und den Zusammenbruch des heiligen römischen Reiches deutscher Nation im Gefolge hatte. Was die Chronisten für mitteilenswert halten, sind vielfach so belanglose Nichtigkeiten, die heute kaum noch ein Provinzblättchen im lokalen Teile bringen würde. Indessen, wer will bei dem kantonalen Sonderdasein der deutschen Staaten den seit einem halben Jahrhundert wohl regierten und behüteten preussischen Untertanen die Teilnahmlosigkeit sonderlich verargen, wo das Bewußtsein der Nationalität dem deutschen Volke überhaupt erstorben schien. Und gerade diese sollten am härtesten getroffen werden von den furchtbaren Schlägen, die es erweckten.

Der ungeheueren Schwierigkeiten der durch die französische Revolution geschaffenen Veränderung der europäischen Lage würde die Genialität des großen Königs, der Feldherr, Staatsmann und Volkswirt in einer Person gewesen war, ohne Zweifel Herr geworden sein. Zum mindesten würde er seinem Preußen eine ehrenvolle Stellung in dem anhebenden Chaos zu behaupten gewußt haben, — war er doch, mit Goethe zu reden, der Polarstern, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien. Aber die politische Unfähigkeit seiner beiden nächsten Nachfolger drängte, freilich in gut gemeinter Friedensabsicht, Preußen in eine Vereinzelung hinein, aus der heraus schließlich kein anderer Weg führen sollte als über den Zusammenbruch. Und

mit ihm kam eine neue Leidenszeit für unsere Stadt und den Kreis. Es ist aus dem erhaltenen urkundlichen Material nicht ersichtlich, welche Resonanz — ja ob überhaupt eine solche — die Katastrophe des preussischen Heeres bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober 1806 in unserer Stadt und Gegend gefunden hat: daß es sich um etwas anderes handelte als um eine Niederlage bloß des Heeres, die den friedlichen Bürger und Bauern nichts anzugehen brauchte, zumal sie in so weiter Ferne stattgefunden hatte, das sollte die Bevölkerung zu ihrem Entsetzen schon in den Wintermonaten 1806 zu 1807 inne werden. Der Niederlage folgte die Besetzung des Landes und die Einrichtung einer französischen Verwaltung, wodurch die preussische Verwaltung, die im allgemeinen bestehen blieb, zu einem untergeordneten Organ jener herabsank. Das Land wurde in Departements eingeteilt — unser Kreis gehörte zu dem Departement Breslau-Oberschlesien — und in Breslau ein aus 9 Mitgliedern, Gutsbesitzern und Beamten bestehendes Generalkomitée eingesetzt, das für die zur Truppenverpflegung notwendigen Requisitionen verantwortlich war; unter diesem standen die Kreiskomités, aus 5 Mitgliedern bestehend, darunter natürlich an erster Stelle der Landrat. Der Geschäftsgang war der, daß die französische Heeresverwaltung ihre Verfügungen der Kammer und diese dem Generalkomitée übermachte, das seinerseits deren Ausführung durch die Kreiskomités zu veranlassen hatte. Und nun begannen, neben der allgemeinen Verkehrsstockung, die unaufhörlichen Requisitionen, die das Land bis aufs Mark aussaugten. Am 20. Februar 1807 schreibt der Landrat von Richthofen dem Magistrat, daß äußerst wichtige Befehle bei ihm eingegangen seien, die bei nicht gehöriger Befolgung den größten und traurigsten Einfluß auf das Vermögen der Herren Stände haben würde, und bescheidet sie auf den 23. zu einer Besprechung in den „Schwarzen Raben“, da er nicht einzusehen vermöge, wie die Bestimmungen in diesem verarmten Kreise durchzuführen seien. Sie wurden durchgeführt, aber der traurige Einfluß auf die Vermögensverhältnisse war nichtsdestoweniger groß. An dem Ausschnitt der Leistungen eines einzigen Kreises kann man ermessen, was das unglückliche, auf weniger als die Hälfte seines Besitzstandes verkleinerte Preußen in der Franzosenzeit hat aufbringen müssen. Da war zunächst die Kriegsteuer, zu der der Gebirgshandelsstand allein 25 844 Reichstaler beizutragen hatte. Der Anteil der Landeshuter Kaufleute daran betrug mit 12 430 Rthl. nahezu die Hälfte. Durch Heranziehung der Dorfkaufleute ermäßigte sich nachträglich die Summe auf 9120 Rthl., aber da eine Eingabe des Schweidnitzer Steuerrats Müller um Herabsetzung der Summe abschlägig beschieden worden war mit dem Bemerken, daß von den bemittelten Kaufleuten und Einwohnern das Meiste beigetragen werden müsse, und zwar nicht im Verhältnis des Servisgelbes, sondern nach Maßgabe des dreijährigen Durchschnitts ihrer Einnahmen, so waren die Städte natürlich besonders benachteiligt und die auf die Einzelnen entfallenden Beiträge außerordentlich hoch. Das einzige, was man hatte erreichen können, war die Zusicherung der Breslauer Kaufleute, durchaus zahlungsunfähigen Städten gegen genügende Sicherheit ein Darlehen zu 5 % zu gewähren. Eine laufende Ausgabe waren ferner die Tafelgelder für die Offiziere der im Kreis einquartierten Truppen; sie betrugen für die Stadt Landeshut monatlich im Durchschnitt etwa 600 Rthl.; weitere 9000 Rthl. kostete den Kreis

die Revue, die die Franzosen im September 1807 abhielten. Dazu kamen die im Einzelnen nicht mehr festzustellenden Beiträge zur Kriegskontribution, die für Landeshut im April 1807 nicht weniger als 4375 Rth. betrug, ferner die Abgaben an die Lazarette und zur Verpflegung der Truppen, die ungeheuren Lieferungen an Lebensmitteln, Waren und Gebrauchsgegenständen aller nur erdenklichen Art, worunter die Leinwand einen besonders großen Posten ausmacht: allein schon auf die Monate März und April entfielen von den angeforderten 25 000 Ellen auf die Landeshuter Kaufmannschaft 11 600 Ellen — ganz abgesehen von allem anderen, darunter gegen 1000 Paar Schuhe. Schwer lastete namentlich die Belieferung der Lazarette in Striegau, Frankenstein, Schneidnitz und nach Einquartierung bayerischer Truppen durch den ganzen Kreis auch in Landeshut, auf den Städten*): Klagen des Magistrats über die Unverhältnismäßigkeit der Requisitionen für das Striegauer Lazarett, gegenseitige Beschwerden der Städte wegen rückständiger Beiträge oder verweigerter Rückerstattung von Auslagen sind ebenso häufig wie die Androhung von Exekution wegen verzögerter Zahlung oder Lieferung. Als an Stelle des aufgehobenen Striegauer Lazarett's das Breslauer trat, hatte der Kreis Vollenhain-Landeshut monatlich 934 Rtl. dafür aufzubringen. Auch zur Verpflegung der in der Grafschaft Glatz kantonierenden Generale Lefebvre, Vandamme u. a., werden Landeshut, Liebau, Schömberg, Vollenhain und Grüssau herangezogen und eine Deputation aus den Städten ins Hauptquartier Vandammes nach Pischkowitz zur Überwachung der Richtigkeit der Eingänge beschieden. Zu alledem noch die überaus drückenden Lasten der Einquartierung. Zuerst kam das 13. Regiment in unsere Gegend: nach Landeshut 181 Mann, nach Liebau 102, nach Schömberg 106, nach Vollenhain 78 Mann, dazu 16 Offiziere, die auf die Städte verteilt wurden; dann lagen im Sommer 3 Wochen lang Sachsen und Württemberger hier, in Landeshut selbst nach der allerdings sehr unwahrscheinlichen Angabe Hayns nicht weniger als 2800 Mann, und gegen Ende des Jahres (1807) werden 12 französische Offiziere mit 60 Mann von einem Dragonerregiment in die Stadt gelegt; der im Oktober erfolgten Einquartierung der bayerischen Truppen war schon gedacht worden; auch 1808 dauerte die Einquartierung fort, durchschnittlich lagen etwa immer 200 — 250 Mann in den drei Städten. Was eine solche Einquartierung eine Stadt kostete, in der obendrein noch der Stab eines Regiments lag, davon kann man aus einem französischen Tagesbefehl über die Verpflegung eine ungefähre Vorstellung gewinnen. Danach erhielt jeder Oberst oder Regimentskommandeur eine Tafel von 4 Couverts, ein Oberstleutnant oder Major 2 Couverts, „Die anderen Offiziere haben unter keinerlei Vorwand nicht mehr als 1 Couvert zu fordern und bekommen: Zum Frühstück Kaffee oder Thee; Zum Mittagstisch: Eine Suppe, gekochte Fleischspeise, Grünzeug oder Hülsenfrüchte, Braten, Dessert und eine Flasche Wein. Zum Abendessen: Suppe, Braten, ein Sallat oder anderes Gemüse und eine Flasche Wein.“ Der Soldat sollte erhalten: zum Frühstück eine Suppe oder eine

*) Zumal nun verfügt wurde, daß jede Stadt und jedes Dorf seine Einquartierung selbst zu verpflegen habe und den Städten von jetzt an kein Fleisch und Brot mehr vom Lande verabreicht werden dürfe!

Gemmel mit einem Glase Branntwein, zu Mittag Suppe, ein Pfund Fleisch, gekocht oder gebraten, und ein Quart Bier; zum Abendessen Gemüse und ein Quart Bier. Der Preis eines Couverts ohne Wein betrug nach einer Brieger Stadtrechnung 3 Tlr. So teuer kam die Einquartierung Landeshut nicht zu stehen. Der Preis des Frühstückes für einen Offizier belief sich nach den eingereichten Rechnungen durchschnittlich auf 25 Egr., für Mittagessen ohne Wein 15 Egr., desgleichen für Abendbrot (Suppe und Braten). Nur der Aufenthalt des Generals Mortier am 8. August 1808 kostete mehr: 2 Taler für Fleisch, 2 Taler an Butter, Brot und Obst, und 1 Taler an Franzbranntwein und Bier. Eine Gesamtrechnung der Einquartierungskosten ist nicht mehr möglich, da nur die Rechnungen von 1808 vorhanden sind, und auch diese nur die Anzahl der Rationen, aber nicht deren Preis verzeichnen, indessen mögen hier einige Stichproben zur Veranschaulichung des Verbrauchs Platz finden. So verzehren ein Colonel (Oberst) und 17 Offiziere, die auf Landeshut, Liebau und Schönberg verteilt sind, in 8 Tagen 2292 Pfd. Fleisch à 3½ Egr. = 254 Taler 20 Egr., 382 Quart Branntwein = 66 T. 25 Egr. Dazu 5½ Scheffel Roggen, 9½ Scheffel Weizen und 917 Pfd. Gemüse. Ferner dieselben in 9 Tagen 2787 Pfd. Fleisch und 464½ Quart Branntwein, zusammen 391 T.; ein Colonel und 15 Offiziere in 6 Tagen 1692 Pfd. Fleisch und 271 Quart Branntwein = 228 T. 15 Egr., und ein Colonel und 10 Offiziere in 12 Tagen 1950 Pfd. Fleisch und 325 Quart Branntwein = 273 T. Über Mangel an Appetit bei ihren ungebeten Gästen haben sich also die Einwohner nicht zu beklagen gehabt, und die oben erwähnten Tafelgelder finden hier einigen Beleg.

Auch bezüglich der Beiträge der Bürgerschaft zu der „Natural-einquartierung“ lassen sich nach den vorhandenen Seiten und Tabellen bei deren Unvollständigkeit nur Stichproben geben. So haben z. B. vom 1. Mai bis 9. Juli acht Hausbesitzer 240 T. zu zahlen, davon 50 die gesellschaftliche Vereinigung der Ressource. Die Kaufleute Fiebig und Primavesi zahlen im März je 33 T., Duttonhofer vom 24. März bis 2. Juli 126 T. Vom März bis Dezember hat die Bürgerschaft 1942 T. aufgebracht, die Vorstadt vom 21. Februar bis 5. Juni 478 T. — und wieviel für den Rest des Jahres? Da fehlen die Angaben wieder, kurz, es ist aus dem lückenhaften Material kein klares Bild zu gewinnen. Aber das steht fest, daß die Leistungsfähigkeit der Bürger aufs Äußerste angespannt wurde. Perschke gibt die Höhe der Kriegsschulden der Stadt für 1807 auf 50 000 T. an, ungerechnet die immer sogleich bezahlten Kontributionen, die 1813 auf die gesamte Bürgerschaft auf Grund einer sehr geschickten Einteilung in 35 Klassen in der Weise gelegt worden seien, daß die zu zahlenden Beiträge sich nach dem Vermögen oder Einkommen von 300 bis 5 T. abstufen. Diese Angabe ist aber nicht ganz genau, denn diese 50 000 T. sind der 1813 noch bestehende Rest einer Gesamtschuld von nicht weniger als 89 340 Taler aus dem Krieg von 1806/7, von denen durch „erzwungene Beiträge“ 44 562 Taler bezahlt wurden. Darin sind aber die Kosten der Einquartierung nicht mit inbegriffen. Durch den Krieg von 1813 wurde dann noch bei der Kämmererei eine Schuld von 3430 Taler veranlaßt, ungerechnet die von der Bürgerschaft aufgebrachten Requisitionen.

Daß die Lieferungen den einzelnen Bürgern natürlich bezahlt wurden, bedeutete auch nicht viel, da ihnen das Geld doch immer wieder in diesem circulus vitiosus abgenommen wurde. Und zu verdienen war auch nichts dabei, da die Preise vom Generalkomiteé festgesetzt wurden. Man hat sich auch kaum um die Lieferungen gerissen: der Ausschreibung eines großen Quantums Branntwein gegenüber bewahren die Landeshüter Brenner kühle Zurückhaltung, indem sie geltend machten, daß ihre Brennereien zu klein und nur für den Ortsbedarf eingerichtet seien; und wenn ein Quartiergeber für ein Zimmer mit Heizung und Beleuchtung auf 5 Wochen 11 Taler und „auf ein ruiniertes Bett“ 3 Taler liquidiert, so wird er knapp auf die Selbstkosten gekommen sein. Im Gegenteil, bei der allgemeinen Stockung von Handel und Verkehr wurde die Existenz namentlich des kleinen Mannes auf das Schwerste gefährdet, was in einer beweglichen Klage des Magistrats auch deutlich zum Ausdruck kommt: „Aus der umliegenden Gegend ist kein Verdienst möglich, der Bauersmann ist arm, der Weber, der die größte Klasse ausmacht, der Verzweiflung preisgegeben.“ Die zunehmende Verschlechterung der Wirtschaftslage spiegelt sich übrigens auch in der damals eintretenden Entwertung des Geldes: 1808 wurde die Scheidemünze auf $\frac{2}{3}$ ihres Nennwerts herabgesetzt, sodas nunmehr 14 Taler preuß. Courant 21 Taler Scheidemünze befrugen.

Von äußeren Ereignissen während der Franzosenzeit ist nichts von Belang zu vermerken; abgesehen von der Einquartierung war es hier ganz ruhig, und auch diese scheint sich leidlich manierlich benommen zu haben, im Gegensatz zu den brutalen Gewalttaten sonst allenthalben in den besetzten Städten, worin übrigens die Rheinbundstruppen mit den Franzosen wetteiferten. Die — wenn auch ironisch gemeinte Bemerkung Perschkes: „im ganzen machte man auch hier die Bemerkung, daß die Franzosen ganz charmante Leute waren, wenn man es ihnen an Braten, Wein usw. nicht fehlen ließ“ trifft nur insoweit zu, als hier allerdings, auch nach den Akten zu urteilen, gröbere Ausschreitungen und Bestialitäten nicht vorgekommen zu sein scheinen. Gleichwohl schwebte dauernd eine Art Damoklesschwert über der Stadt seit der im April 1807 ergangenen Verfügung des Generals Hedonville, nicht nur die preussischen Offiziere, die für die noch nicht gefallenen Festungen Silberberg und Glas im Lande Werbungen anstellen, festzuhalten, sondern auch die auf Wort entlassenen Gefangenen unter die besondere Aufsicht aller Städte und Dörfer zu setzen: wenn sich solche entfernen, sollten ebensoviel reiche Einwohner als Geiseln nach Breslau abgeführt werden. Es ist aber glücklicher Weise nichts derartiges vorgekommen. Nur eines andern Vorfalles mag hier gedacht werden, da er die Stadt sicher in nicht geringe Aufregung versetzt haben mochte, wenn er auch ohne nachteilige Folgen blieb. Unterm 13. März 1807 schrieb der Steuerrat Müller in Schweidnitz, daß in Breslau eine Nachricht umgehe, laut welcher ein Kommando Preußen alle in Landeshut befindlichen Kassen fortgenommen habe. In der That war dieses Gerücht insofern wahrheitsgemäß, als „mit militärischer Gewalt“ — wie der Magistrat sich ausdrückt — ihm die Anfang März eingekommenen Servisgelder im Betrage von 150 Taler abgenommen worden waren. Bericht sei nicht erfolgt, da das Kommando sich durch eine ausdrückliche Vollmacht des Fürsten Pleß legitimiert habe, und

weil die Hauptkassen, von denen die Bestände der hiesigen Kassen eingefordert worden waren, nicht in preussischer Gewalt seien. Hat der Vorfall, wie schon bemerkt, auch weiter keine Bedeutung gehabt, so hat er doch ohne Zweifel dazu beigetragen, der Bevölkerung den Umsturz der alten Staatsordnung noch mehr zu verdeutlichen, denn im April sieht sich der Magistrat genötigt, der Regierung zu berichten, daß die Grenzbewohner in dem Wahne seien, alle Zollbestimmungen hätten aufgehört, und sie könnten ein- und ausführen, wie es ihnen beliebe. So spärlich auch die archivalischen Quellen für die Geschichte unserer Stadt fließen — die Sorge um die Zukunft, die gedrückte Stimmung der Bevölkerung kann man unschwer doch immer wieder auch zwischen den Zeilen der trockenen Ratsberichte lesen.

„Sie glauben gar nicht, was ein Volk aushalten kann“, wurde dem Könige zur Antwort, als er in Verzweiflung anfragen ließ, ob denn Napoleon Preußen ruinieren wolle, denn der französische Generalagent Graf Daru hatte die Weisung, die Forderungen aufs Äußerste zu spannen; er hauste auch nach Friedensschluß ärger als im Kriegszustand im Lande. Betrug schon außer der Gebietsabtretung die Kriegsschädigung 150 Millionen Taler — auf den Kopf der Bevölkerung etwa ebensoviel als 1871 dem reichen Frankreich auferlegt worden ist — so wurde diese Summe noch dauernd durch fortgesetzte Forderungen, Erpressungen, Naturallieferungen und Kontributionen auf mehr als das Doppelte erhöht: den Gesamtverlust während der zweijährigen Besetzung kann man mindestens auf 310 Millionen Taler oder 1 Milliarde und etwa 150 Millionen Franken veranschlagen. Auf die Provinz Schlessien entfielen davon 48 381 560 Taler, davon auf das Departement Breslau-Oberschlessien 29 860 901 Taler, und welcher erheblichen Anteil daran der dazu gehörige Kreis Landeshut zu tragen hatte, war oben wenigstens entfernt anzudeuten versucht worden.

Die Zeit der Erhebung.

In Anbetracht solch unerhörter Belastung einer an sich schon — mit Ausnahme doch nur Weniger — armen Bevölkerung müssen wir die Spannkraft bewundern, mit der sie nicht nur den Druck ertrug, sondern auch, als die Befreiung des Vaterlandes neue Opfer- und Tatbereitschaft forderte, den an sie gestellten materiellen und ideellen Forderungen in einer fast heroisch zu nennenden Weise genügte.

Es ist durchaus nicht die Aufgabe dieser Blätter, jene w u n d e r v o l l e Erhebung darzustellen, die das ganze Volk wie eine einzige große Familie emporriß in einer höchsten sittlichen Idee, gleichwohl ergibt sich aus dem Ausschnitt dieser einen Landschaft ein fast typisch zu nennendes Bild, oder besser: ein Bild des Ganzen, nur eben in der Verkleinerung. Gewiß, es hatte sich schon durch die Ruhmestaten Friedrichs des Großen, durch sein landesväterliches Walten ein preussisches Nationalbewußtsein entwickelt, aber dieses bezog sich nicht eigentlich auf den Staat als solchen, als viel mehr auf die einzigartige Persönlichkeit dieses Königs, in dem die Staatsidee verkörpert und die Kluft zwischen Volk und Heer überbrückt erschien. Aber sie bestand, und der große König hat das selber — freilich in bester Absicht — hervorgehoben: „Die Nation soll nicht wissen, wenn das Heer sich schlägt.“ Durch

die Errichtung der allgemeinen Wehrpflicht, die das ganze Volk in dieser schweren Zeit gewissermaßen zu einer einzigen großen Familie umschuf, war sie beseitigt worden, und der Aufruf des Königs zur Einsammlung freiwilliger Gaben für die Ausrüstung der freiwilligen Jäger läßt einen wahren Feuereifer des Gebens aufflammen, der in seiner unverhohlenen Teilnahme für das Ganze den endgültigen Sieg der Vaterlandsidee über die Sonderinteressen der Bevölkerung, die Überwindung des alten Dualismus zwischen Volk und Staat bezeugt, und der um so höher zu bewerten ist, je härter der Druck war, unter dem die Landschaft schwachtete. „Es ist Ihnen bekannt,“ schreibt der Landeshuter Kaufmann Fischer mit einer ansehnlichen Sendung von Waffen und Gaben aller Art an einen mit der Einsammlung betrauten Seminarlehrer, „welche Gedanken wir vor unsern guten König, daher auch vor die jetzigen verhängnisvollen Zeiten hegen, deswegen ist uns auch jede gute Nachricht sehr willkommen. Sie können also glauben, mit welcher Freude wir den ersten glücklichen Sieg vernommen. Alles war so begeistert, daß die ganze Stadt auf das herrlichste erleuchtet war und jeder seine Empfindungen mit der innigsten Freude zu erkennen gab. Möge uns doch nun recht bald wieder eine so gute Nachricht stärken, denn alles ist voller Erwartung zu hören, daß der allgemeine Feind bald gänzlich vernichtet sei. Sollten Ew. Wohlgeb. bei Ihren vielen Geschäften einige Zeit übrig haben, so würden Sie mich unendlich verbinden, wenn etwas g u t e s dort eingehet, mir einige Nachricht zu geben, da wir so vielen Anteil daran nehmen.“ Unvermittelt, leidenschaftlich spricht der Haß gegen den allgemeinen Feind aus zwei anderen Schreiben: in dem einen bestimmt ein Bürger seine Gabe für einen Freiwilligen, der einen Franzosen töte oder gefangen nähme; der andere lautet: „Ich wünsche nichts mehr, als daß jeder Schuß aus diesen Gewehren und jeder Hieb mit den Säbeln einen Franzosen töte, dann ist schon mein Wunsch erfüllt.“ Seinen ergreifendsten Ausdruck aber findet wohl dieses wundervolle Wachsein des vaterländischen Gefühls in einem Schreiben, das eben darum, obwohl es nicht von hier stammt, mitgeteilt werden soll: „Eine Witwe, welche weder Pretiosen noch Gold- oder Silbergerät besitzt und deren Vermögen so gering ist, daß sie sich nur kümmerlich erhalten kann, übermittelt Ew. Wohlgeboren in beiliegendem Münzschein (4 Taler 22 Sgr.) das Einzige, was ihr von dem ehemals besessenen wenigen Silbergerät geblieben ist und was sie mithin als ein freiwilliges Opfer gern auf den Altar des Vaterlandes niederlegt mit dem herzlichsten Wunsche, daß das Scherflein der Witwe den Segen bringen möge, welchen sie sowie alle Patrioten dem teuren Vaterlande und Könige vom Himmel herabflehen.“ Ihren Namen aber hat die Geberin verschwiegen, und ähnlicher Selbstverständlichkeit des Gebens begegnen wir, wie sich zeigen wird, auch in unserer Stadt.

Darum ist es auch nicht möglich, den Anteil auch nur andeutungsweise zu berechnen, den sie an der 1 Million Taler weit übersteigenden Summe gehabt hat, die nach Gustav Freytags Schätzung durch die Sammlungen eingekommen ist. Mag er groß oder klein gewesen sein — in Wirklichkeit ist er groß gewesen —: der sittliche Wert einer Opferfreudigkeit, die, noch dazu an einem Hauptmarkt des Leinenhandels, den Lieferanten hinter dem freiwilligen Geber völlig verschwinden läßt, ist hier ganz besonders hoch anzu-

schlagen, als nicht nur Stadt und Kreis durch die französische Besetzung maßlos ausgeplündert worden waren, sondern auch im Befreiungsjahr als ein Hauptsammelpfad der verbündeten Armeen von neuem ganz ungeheure Lasten zu tragen hatten: nach Tagen gerechnet lagen 1813 hier 8841 Offiziere und 119 351 Soldaten, in der Zeit nach dem Waffenstillstand (4. Juni) allein 30–40 000 Mann in Stadt und Umgegend: an deren Musterung am 13. August erinnert noch jetzt das Denkmal auf dem sogen. Monarchenhügel am Wege nach dem Kreppelwald. Wenn man also trotz der Überspannung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit immer wieder zum Geben bereit war, so macht das der vaterländischen Gesinnung dieser größtenteils völlig verarmten Bevölkerung alle Ehre. Auffallend lebhaft betätigt sich das weibliche Geschlecht: eine von dem Stadtinspektor Kaufmann Friebe bei den hiesigen Frauen veranstaltete Sammlung für das Lüchow'sche Freicorps ergab in baar, Schmuckstücken, Schaumünzen, Socken und Wäsche einen Wert von 263 Talern; im April schreibt der Bürgermeister Benda mit einer von Frauen gestifteten Sendung von Leinen und Charpie an den mit der Einsammlung beauftragten Kommissionsrat Heim — denselben, der in der Literaturgeschichte als Verfasser süßlicher Novellen unter dem Decknamen Claren bekannt geworden ist — daß „bedeutende Lieferungen nebst Binden und anderen Lazarettbedürfnissen nachfolgen werden“, deren Herstellung doch Sache der Frauen und, wie Charpiezupfen, der von ihnen angeleiteten Kinder gewesen ist, die gewiß auch hier wie anderwärts ihre Spargroschen dargebracht haben¹⁾. Und von ganz besonderer Bedeutsamkeit ist die Tatsache, daß dieses Bewußtsein der Schicksalsverbundenheit auch in der Frauenwelt der unteren Volksschichten vorhanden ist. Während die Frauen des höheren Bürgertums die Speisung der Verwundeten im hiesigen Lazarett übernahmen, ohne die Auslagen dafür zu verrechnen, und die Kaufmannstöchter eine Fahne für die Landwehr verfertigen ließen, brachte „ein ganz armes Mädchen“ — ein Matusbericht betont das ausdrücklich — Juliane Koppe, die Tochter einer Witwe, einen Verein der Mädchen der ärmeren Klassen zu Stande, bei dem nicht nur 45 Taler als Beitrag zu der Lazarettverpflegung und 25 Taler zu der allgemeinen Sammlung einliefen, sondern der sich auch die Pflege der Verwundeten zur Aufgabe gemacht hatte, von der das wackerere Mädchen auch dann nicht weichen wollte, als es wegen ansteckender Krankheiten — gemeint ist wohl das Lazarettfieber — in die größte Lebensgefahr kam. Solch rührende Hingabe selbst der Armut an die allgemeine Sache, ohne Anspruch auf Belobigung oder Entgelt, ist für sich schon Beweis, wie sehr der Befreiungskrieg ein echter und rechter Volkskrieg im edelsten Wortsinne gewesen ist — der letzte des Abendlandes, in dem ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Belange um eine Idee gekämpft wurde²⁾.

1) „Zu jung, um mich selbst zu stellen“, schreibt — oder läßt ein kleiner ostpreussischer Patriot unter Beifügung eines Napoleonsbors schreiben, „teile ich mein väterliches Geschenk gern mit. Franz Schleusing. 4 Jahre alt.“

2) Im ersten Pariser Frieden wurde von Frankreich gar keine Kriegsschädigung gefordert, im zweiten legte die Grobmut der Verbündeten ihm 700 Mill. Franken auf, davon bekam Preußen 125 Mill., d. h. noch nicht den zehnten Teil dessen, was Napoleon aus ihm erpreßt hatte, und 20 Mill. zum Ausbau seiner Festungen.

Und diese Selbstverständlichkeit des Opfers ist auch der Grund, daß schon bald nach dem Kriege, als ein „Generaltableau der patriotischen Leistungen“ zum Zwecke der „Zusammenstellung zu einem Denkmal der Nation“ vom preussischen Generalkommando eingefordert wurde, keine genaue Ermittlung der Gaben oder des Geldwertes möglich war. „Hat nichts notiert“, „was ich gegeben habe, habe ich geschenkt“, „es ist nur eine Kleinigkeit“ oder „ich weiß es nicht mehr“, u. ä. lauten größtenteils die Eintragungen in die Listen. Man fasse das nicht als Scham auf über den vielleicht geringen Wert — jeder freute sich, zu geben, war es auch noch so wenig, im Gefühl selbstverständlicher Pflichterfüllung, und auch die wenigen, die nichts gegeben haben, bekannten es ohne Scheu. Notiert, und auch das nur, weil es gewünscht ward, haben nur einige der wohlhabenderen Kaufleute, welche Gewehre, Säbel, Pistolen, Kugelbüchsen, Feldflaschen, Hirschfänger und große Spenden an Schmuckstücken und Schaumünzen und Leinwand einsandten, aber auch hier meist ohne Angabe des Geldwertes. An barem Gelde aus der allgemeinen Sammlung sind 2427 Taler vermerkt — für eine Stadt von rund 3000 Einwohnern eine beträchtliche Summe. Die im Augenblick wertvollste Gabe waren zweifellos Waffen, an denen es so sehr mangelte, daß die Landwehr zum Teil mit Piken ausgerüstet werden mußte, auch Säbel und Pistolen waren sehr knapp, die Kavallerie führte zunächst nur Stangen mit eiserner Spitze: die volkstümliche Bezeichnung „Stengla“ oder „Spieglareiter“ charakterisierte sie zweifellos treffender als die dienstliche, die sie etwas hochtönend als „Mann“ ansprach.

Übrigens wurde die eingereichte Liste von der Regierung wegen Ungenauigkeit beanstandet; der Magistrat gab auch unumwunden das „Fragmentarische der Notierung“ zu, mit dem Bemerken, daß der Ort weit mehr geleistet habe, und wie man außer Stande sei, eine auch nur einigermaßen vollständige Übersicht der patriotischen Kriegsoffer zu liefern, indem es in jenen begeisterten Zeiten selbst nicht möglich gewesen sei, vollständige Register und Listen zu führen.

Vollends unmöglich ist es, eine Übersicht über die Leistungen des Kreises zu gewinnen, die zweifellos gleichfalls viel größer gewesen sein müssen als sich aus dem vorhandenen Material ersehen läßt. Nachweisen ließen sich ein paar Kirchenkollekten, die insgesamt etwa 176 Taler brachten, von denen allerdings 55 T. 18 Sgr. wieder auf die Stadt Landeshut entfielen, 24 T. 12 Sgr. auf Vollenhahn und auf die katholische Gemeinde von Striegau 36 T. 20 Sgr. Zu einer anderen Sammlung haben Liebau und Striegau je 50 T. gegeben, Michelsdorf und Schreibendorf zusammen 12 T. 14 Sgr. 8 Pfg., Würsdorf 87 T. 19 Sgr. und Waffen im Werte von 101 T. 1 Sgr., Konradswaldau 20 T. und Grüssau 126 T.; davon kamen 92 T. auf die Beamten der königlichen Verwaltung der Güter des 1810 aufgehobenen Klosters, und der Rest auf den Prälaten Adelfons Neuschel und zehn Patres. Das ist sicherlich nur ein geringer Teil der Leistungen des ganzen Kreises; trotz der Unvollständigkeit der Nachweisungen kann man getrost behaupten, daß Stadt und Kreis Landeshut in ganz Schlesien mit am meisten gegeben haben; im Vergleich z. B. zum Kreis Oppeln einschließlich der Städte Oppeln und Krappitz hat die Stadt Landeshut allein in Geld wohl mehr als das Doppelte aufgebracht.

So hoch auch unbedingt diese Gefebfreudigkeit und ihre Bedeutung zu schätzen ist — unendlich höher steht die freudige Bereitwilligkeit zur wehrhaften That, zumal infolge der Errichtung des Söldnerheeres und des Werbesystems das Volk im Laufe der Jahrhunderte der Waffenführung entwöhnt, das Bürgertum überhaupt davon befreit war. Die Gebirgskreise vollends waren zur Schonung der Leinenindustrie seit 1742 überhaupt auch von der Werbung ausgenommen und hatten nur eine Landmiliz von 20 Kompagnien zur Grenzverteidigung zu stellen, von denen auf Landeshut 4 Kompagnien kamen, die, notdürftig im Schießen eingeübt, nur im Sommer zweimal 8 Tage einberufen wurden. Als sich diese Einrichtung nicht bewährte, wurde sie später wieder aufgehoben, die Ausnahmestellung der Gebirgskreise aber blieb. Und als 1813 der Ruf zu den Waffen erscholl, haben auch sie freudig zur Wehr gegriffen unter dem tiefen Eindruck des furchtbaren Gottesgerichts, als welches man den Untergang der großen Armee in dem russischen Feldzug allenthalben empfand. Es läßt sich heute unmöglich feststellen, — auch nicht mit Hilfe der in den Kirchen befindlichen Ehrentafeln — wie groß in dem preussischen Heere der Prozentsatz der Kämpfer aus unserem Kreise gewesen sein mag, zumal nach einer Verfügung der Königl. Regierung auch die Namen der nicht aus dem Kreise gebürtigen, aber in und für den Kreis zur Landwehr ausgehobenen, auf dem Felde der Ehre gestorbenen Krieger auf den Ehrentafeln in den Kirchen verzeichnet werden sollten. Außerdem deckt sich der heutige Kreis Landeshut nicht mit dem damaligen Landeshut — Vorkenhaner Kreise. Auch aus dem auf die Errichtung der Ehrentafeln bezüglichen Aktenstück ist wenig zu ersehen: es enthält u. a. 13 Totenscheine und eine Liste mit 94 Namen und Angabe des Truppenteils. Möglich, daß sie zu einem vom 1. Juni 1834 datierten Schreiben des Landrats gehört und die ihm bis zu diesem Zeitpunkt bekannt gewordenen Gefallenen enthält, denn ein paar Namen der Totenscheine finden sich auch in dieser Liste, die andern sind später datiert. Was sich an der Hand der Ehrentafeln etwa noch ermitteln ließ, ist also ziemlich unsicher, jedenfalls sind aus den evangelischen Kirchspielen des heutigen Kreises allein schon mehr gefallen, als die Liste angibt: Aus dem Kirchspiel Haselbach 53, davon 48 im Lazarett gestorben, aus Michelsdorf 17; von Schreibendorf teilt Trogisch in seinem Schriftchen über den Ort mit, daß von 100 Freiwilligen 16 nicht wiedergekehrt seien; aus Konradswaldau 22, aus der Stadt Landeshut 19, dazu kommen hier noch 6 Katholiken; aus der katholischen Gemeinde von Liebau 6, aus Schönborg 2, dazu kommen noch die der übrigen katholischen Gemeinden; da weder in Grüssau noch in Neuen die Gedenktafeln erhalten sind, läßt sich nichts angeben; nur von Altbendorf sind 7 Namen vermerkt. Es mag jedenfalls für einen einzigen Kreis gewiß ein beträchtlicher Prozentsatz sein. Der starke Abgang in den Lazaretten erklärt sich sowohl aus der damals noch sehr primitiven Chirurgie als auch daraus, daß die dürftigen Weber des Gebirgslandes, die doch zweifellos einen nicht unbeträchtlichen Teil der Ausgehobenen mögen gebildet haben, den ungeheueren Strapazen bei so schlechter Verpflegung und Bekleidung weit weniger gewachsen waren als die kraftvollen märkischen und pommerschen Bauern: um so höher ist ihre Vaterlandsliebe anzuschlagen.

Ehre dem Andenken der wackeren Männer für alle Zeit!

Der Feuerschadenprozeß.

Als nach Ablauf des von Napoleon nach der Schlacht bei Bauten angebotenen Waffenstillstands sich der Krieg wieder nach Schlesien zog, mag die Bewohner unserer Stadt abermals furchtbare Sorge ergriffen haben: wieder sahen sie auf dem Burgberge Schanzen erstehen und wieder mußten sie sich auf alle Leiden einer von dem Feinde besetzten und geplünderten Stadt gefaßt machen. Wir können uns darum auch den Jubel über die Nachricht von dem glänzenden Siege Blüchers auf der Hochebene zwischen der wütenden Neisse und Ratzbach am 26. August, der das Corps Macdonald restlos vernichtete, vorstellen. Aber die unangenehmen Begleiterscheinungen eines auch siegreichen Krieges, Truppendurchzüge und Einquartierungen, haben die Bürgerschaft bis ins nächste Jahr andauernd in Atem gehalten: auch noch 1814 lagen hier 1596 Offiziere und 30 497 Mann. Und gerade für Landeshut war die Kriegslast eben darum drückend, „weil sie nicht wie andere Städte im platten Lande durch Grundeigentum ihre Bedürfnisse aus einer sie umgebenden, wohlhabenden Landschaft zieht, sondern, von einem dünnen und steinigten Boden umgeben, lediglich und ganz allein auf den Leinwandhandel angewiesen ist, mit welchem der Wohlstand der Kommune steigt oder fällt“ — so berichtet der Magistrat an die Regierung in Breslau Anfang 1817 und weist auf die für die Zukunft der Stadt höchst bedenkliche Tatsache hin, daß viele der ehemaligen großen Handlungshäuser eingegangen seien oder den Ort verlassen haben und damit für denselben für immer verloren seien. Nimmt man noch dazu die riesige Schuldenlast aus der Franzosenzeit, so ist die Mühseligkeit gerade der Stadt Landeshut in dem Prozeß wegen der Brandschäden der Breslauer Vorstädte bei dem Bombardement 1806 durchaus begreiflich. Es handelte sich um die Entschädigungsansprüche der Vorstädter an den Staat, deren formales Recht zwar anerkannt wurde, die aber gleichwohl abgewiesen wurden mit der Begründung, daß von einem Anspruch an den Staat nicht die Rede sein könnte, ehe sie nicht gegen die Provinzialfeuersozietät klagbar geworden und rechtskräftig abgewiesen worden seien. Die Breslauer gewannen schließlich in der zweiten und dritten Instanz den Prozeß (Urteil vom 14. Oktober 1819), die Vollstreckung des Urteils aber wurde der Königl. Regierung als der Central-Verwaltungsbehörde des Feuersozietätswesens überwiesen, und diese dehnte nun die Entschädigung auf die Brandschäden aller schlesischen Festungen aus: das ergab, einschließlich der Verzugszinsen bis zum Jahre 1823 eine Summe von mehr als einer Million Taler, die zur Erleichterung in jährlichen Raten von 100 100 T. gezahlt werden sollten. Bei der Ausschreibung der Summe kamen auf das Liegnitzer Departement 36 391 Taler, auf Landeshut 1235 Taler; aber der Magistrat erklärte sich gegenüber dem Justizkommissar Gelinek in Breslau völlig außerstande, „bei dem allgemeinen hier herrschenden Elend, dem gänzlichen Mangel an Geld, bei dem jämmerlichen Zustand des Handels, indem wir doch nicht die Häuser Dutzendweise zur Subhastation stellen können“ die Summe beitreiben zu können, und 14 Tage später, am 3. April 1823, ersuchen die Stadtverordneten den Magistrat, der Königl. Regierung mitzuteilen, daß, „da von der vermögenden Klasse der Bürgerschaft kaum die Hälfte der Beiträge eingegangen

sei, die Erhebung dieser Feuersozietäts-Beiträge durchaus auch bei Anwendung der größten Strenge nicht würde zu erzwingen sein, da unter der gewerbetreibenden Klasse fast aller Verdienst aufgehört habe, wovon sie sich durch kommissarische Untersuchung an Ort und Stelle selbst überzeugen möge;“ es solle darum versucht werden, im Gnadenwege die völlige Aufhebung der Beitreibung oder wenigstens ihre Verschiebung bis zu einem günstigeren, weniger nahrungselosen Zeitpunkt zu erlangen. Gesuche um Übernahme der Entschädigung auf Staatsfonds wurden aber durch eine Kabinettsorder vom 10. Juni d. J. zurückgewiesen. Das waren die Voraussetzungen des in der Rechtsgeschichte zweifellos merkwürdigen Prozesses einer Anzahl von Provinzialstädten gegen den Staat; er muß hier, wenn auch nur kurz, berührt werden, da Landeshut unter der Leitung seines ausgezeichneten Bürgermeister W. Perschke darin nicht nur eine führende Stellung eingenommen, sondern überhaupt ihn veranlaßt hat. Schon am 8. Juni, also noch vor der Kabinettsorder, hatte der hiesige Magistrat an den von Goldberg geschrieben, daß wenigstens einige Städte sich zur Regreßklage gegen den Fiskus entschließen sollten, und bis Ende des Monats hatten Waldenburg, Gottesberg, Goldberg, Hirschberg und Schmiedeberg ihren Beitritt erklärt. „Wir sehen uns auch ganz außer Stande zur Ausschreibung und Beitreibung, weil sie Subhastation über Subhastation herbeiführen würde, die zuletzt keinen Effekt mehr haben könnten. Wozu uns der Zwang führen könnte, und bis auf welche äußerste Spitze die Sache getrieben werden mag, weiß Gott.“ Trotz der Erklärung der Unausführbarkeit habe sich „die königliche Regierung sehr stark und drohend gegen uns erklärt. Wir erwarten demnächst Exekution“, schreibt Perschke am 30. Juni an den Bürgermeister von Gottesberg. Nun, viel schlimmer konnte es keinesfalls kommen, und so beschließen die Stadtverordneten von Landeshut am 14. Juli, Fiskus auf Übernahme der Entschädigung und Rückerstattung der schon gezahlten Beiträge zu verklagen. Begründet wurde der Regreßanspruch besonders durch die notorisch feststehende Tatsache, daß, da die Breslauer Vorstädte auf Befehl des Kommandanten v. Thiel eingäsfert waren, kein zufälliger Brandschaden vorliege, sondern „ein von einem Beamten des Staates zum Wohle des Staates veranlaßt“, mithin der Staat verpflichtet sei, den Schaden zu ersetzen. Die Klagevertretung wurde auf Perschkes Anraten dem Justizrat Bahr in Breslau übertragen, der sich mit Eifer und Geschick der Sache annahm, aber am 20. März 1824 hatte er erst von Landeshut, Bunzlau, Gottesberg und Waldenburg die Vollmachts-erklärungen, obwohl 28 Städte der Vereinigung beigetreten waren — Liebau ist merkwürdiger Weise nicht dabei, ebenso wenig das anfangs so rührige Goldberg. Die eigentlich treibende Kraft ist der Landeshuter Bürgermeister, dessen bedeutende und überaus sympathische Persönlichkeit uns greifbar deutlich aus den Akten entgegentritt, und der sich durch seinen rastlosen Fleiß und seine Umsicht und Uneigennützigkeit vollauf das Vertrauensvotum des Magistrats, „möge die Sache auch ausfallen wie sie wolle,“ verdient hat: allein schon die 50 Spalten füllende Replik der Klagebeantwortung des Mandatars der Gegenpartei ist ein glänzendes Beweisstück seiner juristischen Fähigkeit und seiner Sorgfalt. Und in der That gewannen die Städte den Prozeß, zu dem sich nach und nach noch weitere, im

ganzen 40, entschlossen hatten: in der Erkenntnis des Oberlandesgerichts vom 9. April 1828 wird der Fiscus zum Schadenersatz verurteilt, wogegen er natürlich, wie vorauszusehen war, Berufung einlegte. Da schlug die Kabinettsorder vom 10. Juli 1828 den Prozeß nieder, indem sie den Rechtsweg für unzulässig erklärte. Sie wirkte in begreiflicher Weise sehr übel. Alles sei in Breslau sehr indigniert, schreibt der wackere Bahr in seiner Erbitterung über diesen und andere Gewaltakte des Staates gegen das Privateigentum und über manche unnötigen Ausgaben in einem Privatbriefe an seinen Landeshuter Freund am 6. August, und am 18. Januar 1829 teilt er dem Magistrat mit, daß der Fiscus infolge der Kabinettsorder die Appellation habe fallen lassen; da den Städten somit der Rechtsweg verschränkt sei, wisse er nicht was zu tun sei; die Städte aber erwarteten von Perschke den Vorschlag von Maßregeln, von denen er wenigstens teilweise Abänderung der Kabinettsorder erhoffe. Während Bahr über den Ausgang der Angelegenheit fast zusammengebrochen erscheint, hat Perschke seine Spannkraft bewahrt und auch das allgemein in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt, insofern, als er sofort mit einem entsprechenden Vorschlag antwortete: Drucklegung der Darstellung des Prozesses und Immediatengabe an den König und den Kronprinzen, auf den man große Hoffnungen setzte, und an sämtliche Mitglieder des Staatsrats. Denn er war der Meinung, daß man sich a rege male informato ad regem melius informandum wenden und ihm noch einmal die Angelegenheit unter amtlichen Gesichtspunkten darstellen müsse, da „die Aufhebung eines Urteils durch eine Kabinettsorder im preussischen Staate eine unerhörte Sache ist“. Aber gegen den von dem Magistrat von Reichenbach gemachten Vorschlag zur Abfindung einer Deputation an den König sprach er sich ganz bestimmt aus, weil zur Einschlagung des Gnadenwegs schlimmsten Falls immer noch Zeit sei. Ebenso ist er gegen den von den meisten Städten gebilligten Rat Bahrs, wenigstens um Erlass der den Breslauern vom Staate auf Vorschuß gezahlten 160 000 Taler einzukommen; man solle das Ganze fordern: Abstriche ließen sich immer noch machen. Allerdings war diese Angelegenheit eine „den Rest des Nahrungsstandes zerstörende Sache“, denn 1829 betrug die von der Stadt zu zahlende Summe einschließlich der Zinsen 15 000 Taler. Wieviel sie in den Jahren 1823–27 mag abgezahlt haben, wissen wir nicht, die Akten über die Beitreibungen sind nicht mehr vorhanden, nach dem oben angeführten Bericht kann es nicht viel gewesen sein. Mit dem Vorschlag Perschkes schließt das einzige über diese Angelegenheit erhaltene Aktenstück des Landeshuter Archivs ab, eine Drucklegung ist nicht erfolgt, aber die Eingabe ist gemacht und durch eine Kabinettsorder vom 12. Dezember 1830 unter ausführlicher Darlegung des ablehnenden Standpunkt des Königs abgewiesen worden; die angeordnete Belehrung ist den Städten unterm 1. Januar 1831 zu Händen des Bürgermeisters Mens von Bunzlau zugefertigt worden. Aber sie beruhigten sich nicht dabei: unter dem 4. März des Jahres wurde von dem Landeshuter Magistrat eine neue Immediatengabe eingereicht, in der er nochmals um Übernahme der zu zahlenden Beiträge auf die Staatskasse oder um Wiedereröffnung des durch die K. O. vom 10. Juli 1828 verschränkten Rechtswegs bittet. „Der Inhalt dieser Vorbescheidung“ — gemeint ist

das Ministerialreskript vom 1. Januar d. J. — heißt es darin, „macht uns vermuten, daß entweder unsere damalige Vorstellung von unserem früheren Rechtskonsulenten nicht bestimmt und deutlich genug abgefaßt, oder daß unser in demselben vorgetragenes Gesuch nicht verstanden worden sei“, und unter kurzer Darlegung des aktenmäßig festgelegten Verlaufs der ganzen Angelegenheit beruft man sich bei der sachlichen Widerlegung des Bescheids auf den Präzedenzfall Cüstrin und Spandau, bei dem durch die K. O. vom 6. Februar 1815 bestimmt worden war, daß die für die Brandschäden zu zahlenden Vergütungen „als eine Schuld des Staates, für welche die Feuersozietät nicht ausschließlich aufkommen könne, zu betrachten seien“; in gleicher Lage wäre jetzt die schlesische Sozietät. Diese Eingabe ist von 38 Städten, darunter auch Liebau und Schöenberg, unterschrieben; für Landeshut zeichnet aus einem nicht mehr festzustellenden Grunde ein Ratmann, nicht der Bürgermeister, aber es ist kein Zweifel, daß sie von Perschke verfaßt ist, der ganze Wortlaut und namentlich die Berufung auf die niemals durch eine Kabinettsordre gestörte Gerechtigkeit der preussischen Justiz spricht dafür. Auch die den Städten zugegangene Antwort ist vom Ministerium zu Händen des Bürgermeisters Perschke-Landeshut ausgefertigt, die auffallend spät, erst am 21. Dezember 1832 erfolgte. Sie geht auch gar nicht auf den von den Städten gestellten Antrag ein, sondern erinnert nur unter Hinweis auf die K. O. vom 10. Juni 1828 daran, daß gesetzlich feststehe, „daß Kalamitäten des Krieges vom Staate nicht getragen und auch hierüber keine Prozesse wider den Fiskus gestattet werden könnten, zumal die Städte selbst einräumten, daß die Ansprüche der Provinzialstädte gegen alle Einwohner des Staates gerichtet werden müßten; daraus würden wieder die Ansprüche der übrigen Einwohner auf Entschädigung folgen, deren Undurchführbarkeit zu Tage läge.“ Der wesentliche Inhalt ist die Mitteilung, daß der König (K. O. vom 27. Mai 1832) mit Rücksicht auf die veränderte Bauart das Ausscheiden der Breslauer Vorstädte aus der Sozietät verfügt habe, zumal die Städte für jene in der Zeit von 1763–1813 bereits über 30 000 Taler mehr bezahlt haben, ungerechnet die Bombardementschäden, als von ihnen empfangen haben. Dahingegen erhielt die Feuersozietät ein Kapital von 50 000 Taler, entstanden aus den von Städten für ihr Ausscheiden auferlegten 2 Prozent der Versicherungssumme. Zum weiteren Trost wird den Städten eine Beihilfe aus der Staatskasse in Aussicht gestellt. Und in der That hat der König durch Kabinettsordre vom 31. Dezember 1832 den ganzen letzten Jahresbeitrag auf die Staatskasse übernommen und auch den vorletzten, soweit er nicht ohne Härte eingezogen werden könnte. Aber die verheißenen 50 000 Taler hat die Feuersozietät auch nicht erhalten; denn in der eben herangezogenen Verfügung gab der König dem Ministerium anheim, die Abfindungssummen zur Staatskasse einzuziehen, was auch prompt geschehen ist. Gegen diese Maßnahmen bildete sich sofort ein neuer Städtebund. Cosel, Meisse, Glaz und Brieg tagten am 8. Oktober 1833 in letztgenannter Stadt und baten in einer beweglichen Immediatengabe, jene Summe einem Fond zu überweisen, der den Provinzialstädten zugute kommen sollte, doch auch der Ansturm dieser kummervollen Tetrapolis wurde von der Regierung siegreich abgeschlagen, trotzdem die Städte auf ein neues großes Brandunglück hinweisen konnten.

Damit hatte diese Angelegenheit endlich ihren — beinahe tragikomischen Abschluß erreicht, denn der später noch einmal von den Provinzialständen unternommene Versuch zur Erneuerung des Prozesses wurde von vornherein wegen völliger Aussichtslosigkeit abgelehnt.

Die Städteordnung.

In die ganz schlimme Zeit nach dem unglücklichen Tilsiter Frieden „in die Gewitterschwüle eines Zwitterzustandes zwischen Frieden und Krieg, schlimmer als Krieg, eines zweiten punischen Friedens, mitten unter Kontributionszahlungen, Silber- und Juwelensteuer,“ zu der das Ministerium Altenstein gegriffen hatte, und die, wie Hardenberg an den Minister schrieb, eine unglaublich böse Sensation erregte — mitten in diese Zeit der tiefsten Demütigung des preussischen Staates fiel eine Tat, die in der Folgezeit — in Landeshut schon sehr bald — beweisen sollte, daß sie schöpferischem Geiste eines Genies entsprossen war, die preussische Städteordnung vom 19. November 1808. Es erübrigt sich, heute, nach rund hundertundzwanzigjähriger Bewährungsdauer, auch nur ein Wort über den Wert des Werkes des Freiherrn vom Stein zu verlieren, der durch die Erteilung der Selbstverwaltung die Städte mit einem Schläge aus der zweihundertjährigen Verkümmernng deutschen Kommunallebens zu ungeahnter Entwicklung erweckte: damals fand sie zum Teil sehr widersprechende Beurteilung, nicht nur in den Kreisen des Adels sondern auch in denen des Beamtentums der alten Schule. Es ist doch nicht ganz zutreffend, wenn Perschke sagt, daß nicht leicht ein Gesetz in einer unumschränkten Monarchie mit allgemeinerem Enthusiasmus, mit tumultuarischerem Jubel aufgenommen worden sei: bei dem ermatteten Gemeinfinn des Bürgertums mußte auch die Reform vielfach durch den Befehl des Königs der Nation aufgezwungen werden, aber es ist sicher, daß die an strenge Haushaltung gewöhnten Städte, die von Friedrich Wilhelm I. regulierten und die in der sparsamen Verwaltung des Großen Königs erzogenen schlesischen Städte, sich am schnellsten in die neue Ordnung fanden. Ihren Segen erfuhren sie bald in den Freiheitskriegen, als die Staatsbehörden fast überall die Arbeit einstellten und die Städte sich selber helfen mußten, wenn sich auch bald zeigte, daß Selbstverwaltung teuer ist, d. h., „daß repräsentative Verfassungen nicht das Mittel sind, absolute Ersparungen zu machen, sondern daß unter übrigens sonst gleichen Umständen eine — wenn nur nicht individuell verschwenderische — monarchische Verwaltung in der Regel sparsamer, wenigstens in Beziehung auf neu zu Erschaffendes, sein mußte als eine demokratische: denn es wurden der traurigen und bedrückten Zeiten unerachtet, fast überall auf unmittelbaren Antrag der Stadtverordneten alte Mißbräuche abgeschafft, Mängeln abgeholfen, Verbesserungen ausgeführt, ohne Rücksicht auf die Kosten, wenn sie nur irgend noch erschwingbar waren.“ Diese Feststellung hat schon Perschke gemacht, der 1816 in Landeshut als Nachfolger Wendas Bürgermeister wurde. Wenn er sich bei seiner Wahl ausbedang, „daß, wenn nach Ablauf der 6 Jahre nicht erhebliche Ursachen oder hinlänglich begründete und vollständig zu erweisende Beschwerden gegen seine Amtsführung obwalten sollten, er sodann von neuem auf 6 Jahre

gewählt sei“, so geschah dies nicht nur zu seiner eigenen Sicherheit, sondern auch zum Nutzen der Stadt selber, indem er sie dadurch vor unnötiger Belastung des Stadthaushalts bewahrte, wie sie eine etwa aus anderen, etwa persönlichen Gründen mögliche Pensionierung mit sich bringen mußte. Denn gerade der übereilte Abbau der alten Magistrats — ohne Rücksicht auf ihre Brauchbarkeit — gehörte zu den besonders am Anfang gemachten Fehlern und hat den Städten manche Unannehmlichkeit verursacht. Nur wenige waren so klug und gemäßigt, die vorgefundenen brauchbaren Beamten beizubehalten, wie z. B. Greiffenberg. In Liebau haben sich die frisch gebackenen Stadtverordneten den Begriff der kommunalen Selbständigkeit offenbar auf ihre Weise ausgelegt, denn sie weigerten sich, den ausgeschiedenen Magistratsualen das Ruhegehalt zu zahlen. Die Folge war die Verfügung der Exekution gegen den neuen Magistrat, „da er mangels der nötigen Fonds die Stadtverordneten anzuhalten habe, für die Beschaffung solcher zu sorgen“. Da derartige Fälle sich häuften — auch aus Landeshut liegen ein paar Beschwerden, allerdings nur wegen rückständiger Gehaltszahlung vor — erging unterm 2. Januar 1810 eine geharnischte Verfügung an die Magistrats, „alle Grade der Exekution gegen die Stadtverordneten anzuwenden, die sich weigern, die nötigen Fonds für die Kammereikasse zu beschaffen, zuerst gegen den Vorsteher, dann gegen den einzelnen Stadtverordneten, und aus deren Privatvermögen die erforderlichen Mittel aufzubringen“. Darauf hin ersuchte die Stadtverordneten-Versammlung von Landeshut in Ansehung des schlechten Zustands der Kammereikasse, den Magistrat, „das nach Form und Inhalt so harte Reskript der Bürgerschaft mitzuteilen mit einer Zusicherung der Stadtverordneten, daß diese nur im Notfalle zu dem letzten Mittel, zur Besteuerung der Bürger greifen würde.“ Der gute Wille, möglichst verständig über die Schwierigkeiten der veränderten Lage hinwegzukommen, war hier zweifellos vorhanden, aber mindestens ebenso wertvoll war, daß Landeshut gerade in dieser Zeit besonders gut geleitet ward, erst durch den Bürgermeister Benda und nach dessen Rücktritt in den Staatsdienst durch Perschke. Wenn während ihrer Amtsführung von 1809 an eine „ununterbrochene Harmonie zwischen Magistrat und Stadtverordnetenversammlung“ geherrscht hat, so ist das zweifellos das Verdienst dieser prächtigen Männer, die den Stadtverordneten die nötige Rechtsbelehrung angedeihen ließen und den Magistrat dazu anhielten, den Stadtverordneten Verhandlungen aus der Zeit ihrer Vorgänger ins Gedächtnis zurückzurufen: beides ist, wie Perschke berichtet, hier mit Erfolg geschehen. Auch eine andere seit 1810 bestehende Einrichtung bewährte sich gut: daß der Bürgermeister bei Begrüßung der neueintretenden Stadtverordneten einen Überblick über den Stadthaushalt und das Geschehene oder Nichtgeschehene gab und Veranlassung nahm, „dasjenige anzudeuten, was für die Zukunft zu gewärtigen, und ins Auge zu fassen, zu wünschen, zu fliehen sei; endlich manches gewiß nicht ganz vergebliche Wort des Friedens und der Ermunterung zu sprechen“. Die Ansprüche, die der wackere Perschke an einen Beamten in leitender Stellung erhebt: „eine höhere wissenschaftliche und technische, und eine makellose moralische Qualifikation“, diese Ansprüche erfüllten diese beiden Männer vollauf: durch ihre gründliche, überlegene Sachbildung und ihre Umsicht haben sie das Stadtparlament sicher

vor übereilten Schritten bewahrt, die bei der ungeheueren Verschuldung der Stadt geradezu verheerend wirken mußten, da sie außer 90 000 Talern an Kirchen-, Schulen- und Armenstiftungen fast nichts besaß; die Kommunalbedürfnisse mußten zur größeren Hälfte durch schwere direkte Steuern aufgebracht werden; der Etat war hoch, und die übrigen Verhältnisse des Ortes gestatteten nicht eine solche Beschränkung, wie in manchen anderen gleich großen Orten. Entgegen einer Ausführungsbestimmung zur Städteordnung vom Jahre 1811 haben in Landeshut bis 1824 die Stadtverordneten die Abgaben der Bürger und Schutzverwandten, sowohl neu eintretender als auch die Herabsetzung oder Erhöhung der schon bestehenden, festgesetzt, was, wie auch Perschke zugibt, zu allerlei Unzuträglichkeiten geführt hatte, indem „einzelne Mitglieder der Versammlung ihren Einfluß zu ihrem und der Ihrigen Besten wenigstens für die Zeit ihrer Amtierung zu benutzen suchten.“ Von da an wurde — wohl auf Perschkes Veranlassung — auch hier eine beständige, aus Magistratualen, Stadtverordneten und andern Bürgern bestehende Kommission zur Festsetzung der Abgaben errichtet und ein Einkommensteuersystem mit 25 Klassen und nach oben steigendem Prozentsatz, wodurch nicht nur jene Übelstände beseitigt, sondern auch die Prüfung der Wählbarkeit der Bürger zum Stadtparlament erleichtert wurde.

Die Veränderung der städtischen Verfassung scheint also hier ohne Schwierigkeiten vor sich gegangen zu sein, nur die trotz der Verfügungen von 1744 immer noch nicht ganz geklärte rechtliche Stellung der Rämmerdörfer, für die sich der Magistrat bald als Dominium fühlte und handelte, bald wieder nicht, indem er deren Bewohner als „Mitbürger“ ansprach, veranlaßte 1811 einen Prozeß der Gemeinde Vogelsdorf gegen die Stadt, aus deren Verband sie gegen ihren Willen durch die Städteordnung ausgeschieden sei, wegen Mitbesitzes des städtischen Grundeigentums, namentlich der an ihre Äcker grenzenden sog. Wiebigstücke, deren Verkauf und Teilung des Erlöses sie beantragten. Der Prozeß zog sich mit Klagen, Berufungen durch fast zwei Jahrzehnte hin bis Anfang 1828, ohne eigentlich ein anderes Ergebnis gehabt zu haben, als daß die Justizbehörde einen Vergleich empfahl; genauere Darstellung gibt Perschke in seiner Geschichte von Landeshut. Dieser Prozeß war die einzige Unstimmigkeit bei der Einführung des neuen Gesetzes. Auch die bei der veränderten Stellung des Magistrats etwa möglichen Reibungen mit dem königlichen Stadtgericht wegen Rangfragen vermied man hier durch eine vorsichtige Anfrage in Form einer Immediateinfrage, „in welcher Art Stadtgericht und Magistrat bei öffentlichen Feierlichkeiten rangieren“, wobei man nicht verfehlt zu betonen, daß Magistrat nicht ehrgeizig sei, da er wisse, daß nur treue Pflichterfüllung den Beamten würdig mache. Der Bescheid lautete, daß beide gleichen Rang haben, deren Dirigenten nach der Anziennetät rangieren, in Dienst und außer Dienst. — Wenn es später dann doch zu erheblichen Unstimmigkeiten gekommen ist, so lag es an der „anscheinend öfters versäumten Justizpflege, der unverzeihlichen Unordnung und Vernachlässigung der Geschäfte infolge der Versetzung des hiesigen Stadtgerichtsdirektors zu der Kommission für die Aufhebung der geistlichen Güter“, wie die Beschwerde des Magistrats besagt.

Aus der Verteidigungsschrift, die Perschke gegen die Kritiker der Städteordnung zu verfassen sich gedrungen fühlte, läßt sich gleichfalls ersehen,

daß ihre Einführung in Landeshut auf keine nennenswerten Schwierigkeiten gestoßen ist: im andern Falle würde er mit seiner Verwunderung für sie sicherlich zurückhaltender gewesen sein. An der Spitze einer Verwaltung, also mitten im praktischen Leben stehend, mußte er sich selbst überzeugen können, ob die neue Einrichtung segensreich war oder nicht, zumal man bei der verzweifeltsten wirtschaftlichen Lage der Stadt kaum ein lehrreicheres Beispiel dafür finden konnte als hier. Er verkennt auch keineswegs, daß Fehler und Mißgriffe gemacht worden seien, daß einzelne Städte von der Befähigung, die ihnen das Gesetz zur Verbesserung ihres Zustandes gewährte, leichtsinnig oder unbeholfen keinen Gebrauch, sogar zu ihrem eigenen Nachteil Mißbrauch gemacht haben — „es kann nichts gut sein, welches sich nicht mißbrauchen läßt“, er verkennt auch nicht die politische Rückständigkeit des Bürgertums, aber all diese Einwendungen lassen ihn nicht einen Augenblick an dem genialen Werk des nassauischen Freiherrn zweifeln, und vollends die Verdächtigung der Städteordnung von seiten der schlimmsten Ultraroyalisten: „sie habe nur dazu dienen wollen, eine fieberhafte Exaltation zu erzeugen“, bezeichnet er geradezu als „eine moralische Unmöglichkeit“, als „ein blasphemisches Paradoxon“. Als sprechendsten Beweis für die Richtigkeit seiner Beurteilung konnte er allerdings gerade aus Landeshut eine besonders gewichtige Tatsache anführen: die Abstoßung der schon erwähnten riesigen Kriegsschulden, ein Werk „welches nur durch die gemeinsinnige Selbstbestimmung der Majorität der Bürger ins Leben treten konnte, keineswegs durch ein Machtgebot eines auch noch so unumschränkten Magistrats“. Kein solcher des alten Regimes in einer kleinen Stadt würde das zu Wege gebracht haben, ebensowenig wie früher die Sammlungen zum Besten abgebrannter Städte in Schlesien etwas Nennenswertes eingebracht hätten — falls überhaupt gesammelt wurde, weil man die Fürsorge allgemein der Landesregierung überließ — im Vergleich zu den großen Spenden bei Unglücksfällen, nachdem durch das neue Gesetz die Städte zu einer weit regeren Anteilnahme am öffentlichen Leben erweckt worden seien. Aus eigenster Erfahrung heraus kann er also bei der Aufwerfung der Frage: „was hat die Städteordnung unerachtet der unleugbar unvollkommenen Reifeit der Bürger in den 19 Jahren ihres Bestehens gewirkt?“, ihr nur das allerbeste Zeugnis ausstellen: sie habe die Städte gekräftigt, die ungeheueren Leiden der Jahre von 1806 bis 1812 zu ertragen, ohne daß ihr Untergang herbeigeführt würde, wie bei vielen am Ende des Dreißigjährigen Krieges; sie habe sie befähigt zur Befreiung des Königs, des preussischen Staates, ja des gesamten Europa mit einer Opferwilligkeit beizutragen, die ihnen dauernden Nachruhm sichert; sie habe ihnen gestattet, selbst unter den schwierigsten wirtschaftlichen Verhältnissen, zu bauen, zu verbessern, in Schulen, Armenwesen, Polizeianstalten aller Art, wozu eine bevormundete und auch wieder bevormundende Verwaltung nimmermehr die Kraft gehabt hätte. Und schließlich habe sie überall, wo sie verständnisvoll gebraucht worden sei, den Gemeinsinn erweckt und ausgebildet, die Liebe für König und Vaterland gesteigert und verlebendigt, so daß ein Nettelbeck, diese Ehre und Zierde der preussischen Bürgerschaft, nicht mehr so ganz einzig ohne alle Nachäferung darstehe. Nun, gegebenen Falls hätte der vaterlandsliebende und pflichttreue Mann auch das Zeug zu einem Nettelbeck gehabt, wie es

zweifellos wesentlich seiner Tatkraft und Umsicht zu verdanken war, daß die Stadt das neue Gesetz richtig zu gebrauchen verstanden hat.

So mag es ihn denn auch gewiß mit Genugtuung erfüllt haben, daß das von ihm geleitete Gemeinwesen mit seinen 3400 Einwohnern (gegen 2480 im Jahre 1808) 1829 mit dem noch einmal so vollreichen Hirschberg eine alternative Virilstimme bei dem Provinziallandtag erhielt, nachdem die Gesetzgebung nicht mehr die *Volkszähl* zum Maßstab der Einteilung der Städte in Klassen für die Feststellung ihrer staatsrechtlichen Geltung anerkannte, sondern ihre *Bedeutbarkeit* zum Prinzip erhob: damit war die Bedeutung Landeshuts trotz seiner Kleinheit und des damaligen Tiefstands des Leinenhandels beglaubigt.

Der alte Provinziallandtag ist verschwunden seit dem Eintreten der Verfassung des Jahres 1850, auch die Städteordnung hat eine Umgestaltung erfahren, aber ihre Grundlagen sind dieselben geblieben. Möge ihr „verständiger Gebrauch“ auch unter abermals gewandelten Verhältnissen unserer Stadt zur weiteren gedeihlichen Entwicklung dienen.

Literatur- und Quellennachweis.

Bei dem gänzlichen Mangel an wissenschaftlichen Werken über die Geschichte Landeshuts und der beiden anderen Städte des Kreises war die Abfassung vorstehender Arbeit nur möglich unter eingehender Heranziehung archivalischen Materials. Denn die Chroniken von H a y n und Z i m m e r m a n n sind so unfänglich dürftig, — die erstere ist eigentlich nur ein nach Monaten und Tagen, nicht nach Jahren geordneter chronologischer Kalender — daß sie als Vorarbeiten kaum in Frage kommen. P e r s c h e s „Beschreibung und Geschichte von Landeshut“ enthält allerlei wertvolle Einzelheiten, besonders verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlicher Art, ist aber wie schon der Titel besagt, zum großen Teil mehr Beschreibung als Geschichte. So kamen hauptsächlich ungedruckte Berichte und Urkunden in Betracht. Durchgesehen und benützt wurden sämtliche, im Breslauer Staatsarchiv befindlichen Landeshuter Ratsakten von 1740 bis etwa 1830, ferner die dem Staatsarchiv gehörenden Akten über die freiwilligen Beiträge und die Feuerlöschschäden-Prozesse (Rep. 199 M. R. Suppl. F. Nr. 422—428, Rep. 14 P. M. VII 99, Rep. 14, P. M. VIII 71e vol. II). Hineinbezogen wurden auch die Ergebnisse einer ebenfalls größten Teils auf archivalische Quellen zurückgehenden früheren Arbeit des Verfassers „Aus den Jahren des Restablissemments“ (in der Festschrift des Realgymnasiums 1910), wofür eine genaue Angabe der benützten Stücke des Staatsarchivs, sodaß hier der Hinweis genügt. Bedauerlicher Weise sind aber die noch erhaltenen Akten größtenteils auch unvollständig und lückenhaft; und was an wertvollen Akten noch in dem hiesigen Rathaus aufbewahrt wird, ist z. B. unauffindbar, da das Repertorium, das Aktenverzeichnis, verloren gegangen ist. Eine Sichtung und Ordnung des hiesigen Archivs durch einen Sachmann, die allerdings monatelange Arbeit kosten würde, lohnt sich ganz bestimmt immer noch, trotzdem wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Abbruch des einst auf dem Ring befindlichen Rathauses sehr viele Akten kritiklos mögen vernichtet worden sein. Geschieht das nicht, so sind diese Akten über kurz oder lang dem Untergange geweiht. Was

die benützte Literatur anlangt, so sind folgende Werke besonders zu erwähnen: R. Roser, „König Friedrich der Große“; C. Grünhagen, „Geschichte Schlesiens unter Friedrich d. Gr.“; „Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges“, herausgegeben vom Großen Generalstab; Hagn, „Denkwürdigkeiten Landeshuts“, mancherlei wertvolle Mitteilungen enthaltend, so die Angabe des Schadens von 1760; Geschichte der evangelischen Gemeinde zu Landeshut; K. Frahne, „Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens“, Dissert. 1905; v. Janson, „Hans Karl von Winterfeldt“. Ferner eine Anzahl von Aufsätzen in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens“, so die Arbeiten von Gschner, „Garnhandelspolitik Friedrich des Großen“, Band 35/6; Grünhagen, „Webertumult“, Bd. 27; Krebs, „Landeshut während der österreichischen Okkupation“, Band 34; Kopiez, „Frankenstein während des bayerischen Erbfolgekrieges“, Bd. 45; Andrae, „Die freiwilligen Beiträge“, Band 47; Laubert, „Die schlesische Landwehr im Befreiungskriege“, ebenda; Ludw. Häußler, „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Reiches“; v. Bassewiz, „Die Kurmark Brandenburg im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesamtstaats Preußen“; Heilfron, „Die rechtliche Behandlung der Kriegsschäden in Preußen nach den Befreiungskriegen.“ Perschke, „Versuch einer Metakritik der Kritik der Herren Raumer etc. über die Preussische Städteordnung“. Derselbe, „Über die Vervollkommnungsfähigkeit des Feuerschadenassuranzvereins der Schlesischen Städte“. G. Trogisch, Schreibendorf, Ortsnachrichten. 1887.



Landeshut während des 19. Jahrhunderts.

Von Hugo Salisch, Landeshut.

Der Ausklang der französischen Revolution und deren Wirkung auf die Länder Europas brachte auch in Preußen im Anfang des vorigen Jahrhunderts alle Bevölkerungsschichten in starke Erregung.

Der friederizianische Staat war unter Friedrich Wilhelm III. 1806/07 zusammengebrochen. Ueberall, wo geistiges Streben, Gewerbesleiß und Bürgersinn herrschten, zeigte sich jetzt der Einfluß neuer reformatorischer Ideen im Vorwärtsschreiten, auch in der Entwicklung der Städte und deren Gemeinwesen. Aus dem Zusammenbruch der bisherigen autoritativen Macht des Staates ergab sich die Notwendigkeit, sich mit anderen Hilfsmitteln in der Welt zurechtfinden.

Ein gnädiges Schicksal hatte zu Beginn des vorigen Jahrhunderts dem damaligen König Friedrich Wilhelm III. drei mächtige Helfer zugeführt in dem Freiherrn von und zum Stein, dem Staatskanzler von Hardenberg und dem General Scharnhorst. Alle drei, erfüllt von genialer Geisteskraft, unerschütterlichem Mute und selbstloser Hingabe, entfesselten alle fruchtbaren Kräfte des Volkes zur Mitarbeit bei der Wiederentwicklung und Festigung des Vaterlandes.

Die Anfänge einer bürgerlichen Selbstverwaltung durch die Städteordnung, ferner die — zuerst gegen den Willen des Königs eingeführte —

allgemeine Wehrpflicht führten, vorläufig schrittweise, zur politischen Mündigkeit des Volkes, zur Grundlage geordneter Verwaltungsverhältnisse und zu gefestigter Vaterlandsliebe. Besonders bedeutungsvoll war die Pflichteinziehung zum Heere. Am 17. April 1813 (Ostersonabend) fand in Landeshut die erste Gestellung aller 17- bis 42jährigen Männer statt. Nach dem Verfall des Vaterlandes, der nach dem Tode Friedrichs II. begann, besonders nach dem traurigen Ausgang des Krieges im Jahre 1806 gegen Napoleon I., vollbrachte einer unserer größten Deutschen, der Minister Freiherr vom Stein, diese unvergessene Rettungstat. Er führte die Städteordnung am 19. November 1808 ein und reformierte dadurch die preussische Verwaltung an Haupt und Gliedern. Aus diesen Anfängen entstand das Selbstbewußtsein und das Gefühl der eigenen Kraft der Bürger; größtenteils hierauf baute sich die Begeisterung des ganzen Volkes auf, die zu den Freiheitskriegen führte. Mit der Einführung der Städteordnung blühte auch in Landeshut das Gemeinwesen auf.

Bis zum Übergang Schlesiens in preussischen Besitz wurde bei uns jedes Jahr ein neuer Magistrat und gleichzeitig ein neuer Bürgermeister gewählt, von da ab dieser jedoch von der königl. preussischen Kriegs- und Domänenkammer auf mehrere Jahre fest angestellt. Er führte nun den Titel „Consul dirigens“ und erhielt später das Prädikat „Stadt- und Ratsdirektor“. Mit der neuen Städteordnung im Jahre 1808 hatte die seit Jahrhunderten veraltete Stadtverwaltung — zusammengesetzt aus dem von der Regierung ernannten „dirigierenden“ Bürgermeister und dem hauptsächlich aus den „Zunft- und Mittel-Altesten“ bestehenden Rate — nun den von dem Vertrauen der „gesamten Bürgerschaft gewählten“ Stadterordneten und dem Rate zu weichen. — Es klingt heute unglaublich, daß die aus den Zunft-Altesten bestehenden Mitglieder der früheren Verwaltung kein eigenes Entschließungsrecht besaßen, sondern vor jeder Beratung den Auftrag zur betreffenden Meinungs- bzw. Stimm-Abgabe erst von ihren Zunft-Auftraggebern erhielten. Und dabei standen sich fast überall die einzelnen Zünfte eiferfüchtig gegenüber!

Die Städteordnung brauchte neue lebenserfahrene Männer an der Spitze der Verwaltung und gewann solche auch. Einige der um Landeshuts damals bedeutenden Leinwandhandel verdienten Männer, wie die Kaufherren Matthias Christ, Friedrich August Cramer, Gottfried Friedrich Duttonhofer, Carl Traugott Samuel Fischer, Christoph Ferdinand Gärtner, Christian Friedrich Merker und Johann Jacob Merker, Carl Gottlob Otto, Johann Theodor Schuchardt u. a., welche ihre kaufmännische Ausbildung in Hamburg, Bremen, Lübeck oder in Übersee erworben hatten, stellten ihren weiten Blick und ihr Können der neuen Stadtverwaltung zur Verfügung. Und diese wählte zum Bürgermeister unserer Stadt den damals hier ansässigen früheren Criminalrat und königl. Regierungsrat Otto Venda, welcher als erster Wahl-Bürgermeister unter den schwierigsten Verhältnissen bis 1816 unsere Stadtverwaltung vorzüglich leitete und die schweren Gegensätze zu überbrücken verstand.

In meiner Sammlung alter Urkunden befinden sich auch die gedruckten Abschiedsreden des Bürgermeisters Venda vor dem Magistrats-Collegio und nach dem beendigten Schul-Examen vom 25. April 1816. In diesen

Abschiedsreden trat der mit weitem Blick ausgestattete Bürgermeister schon vor 112 Jahren für Gemeinschafts-Schulen ein, also für das, was wir bei dem jetzt in Veratung gewesenen neuen Schulgesetz auch heute noch nicht erreicht haben. Herr Wenda war auch ordentliches Mitglied der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. und wurde von wissenschaftlicher Seite als Übersetzer der Werke Shakespeares hoch geschätzt.

Bis zu dieser Zeit war Landeshut, wie fast alle Städte Schlesiens, der Königl. Kammer unterstellt, aus der dann die Regierung zu Breslau gebildet wurde, an welche Wenda berufen worden ist. Von 1816 bis 1820 gehörte Landeshut der neu gebildeten Regierung zu Reichenbach an, von da ab zur Regierung zu Liegnitz.

Bis in die Zeit nach den Kriegen der früheren Jahrhunderte wechselte der Wohlstand unserer Stadt, auf- und niedergehend. Der nach den Schlesienschen Kriegen längere Zeit andauernde Frieden bis zum Bayrischen Erbfolgekriege 1778 (der Landeshut viel Einquartierung brachte, aus welcher Zeit ich in meiner Sammlung alter Urkunden 12 Einquartierungszettel für mein Haus besitze) und die weitere wirtschaftliche Erholung bis zu den napoleonischen Kriegen im Anfang des vorigen Jahrhunderts brachte uns wieder ein Anwachsen des schon früher ausgedehnten Leinewandhandels und damit erneuten Wohlstand der Stadt und ihrer Bürger. Während nach dem Friedensschluß 1765 die Ausfuhr von Leinewand ins Ausland nur 35 396 Stück betragen hatte, stieg sie 1805, also kurz vor der Schlacht bei Jena, auf 167 713 Stück, um 1812/13 auf 24 234 Stück zurückzugehen, im Jahre 1825 erneut auf 140 541 Stück anzusteigen und im Jahre 1848 auf nur 7461 zu sinken.

Der größte Teil der alten Leinentfirmen, welche fast ausschließlich nach dem Auslande verkauften, bezw. Leinen nur für dieses fabrizierten, mußte bei diesem bedeutenden Rückgange in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, sowie wegen der im Auslande erlittenen Verluste seine Handlungen auflösen. Vollständige Beschäftigungslosigkeit fast aller in der Stadt und besonders in den umliegenden Dörfern wohnenden Handweber und bitterste Not dieser war die Folge. Genau wie im Jahre 1793 hier, in Schöenberg und Schmiedeberg, kam es damals aus den gleichen Vorkommnissen bei uns, mehr aber noch im Eulengebirge, zu Ausschreitungen, wie sie unser schlesischer Dichter Gerhard Hauptmann in seinem Drama „Die Weber“ geschildert hat. Die Arbeitslosigkeit brachte Niedergang aller Gewerbe. Helfend schritt der Staat ein. Im Jahre 1841 erfolgte der Bau der hiesigen Flachsspinnerei (jetzt Spinnerei J. Rinkel A.G.) durch die damalige Königl. Seehandlung als erstes Fabrikunternehmen am Ort. Sie sollte der Leinenfabrikation verbesserte gleichmäßige Maschinen-Gespinnste liefern und den Leinenwaren hierdurch wieder besseren Absatz bringen.

Das Jahr 1848 rief auch hier bei uns angesichts der Nähe der österreichischen Grenze wegen der besonders in Ungarn scharfer hervortretenden politischen Erregung ein bewegtes Leben hervor. Das Daniederliegen jedes Gewerbes, die Unzufriedenheit fast aller Stände, verschärfte Maßnahmen der Behörden — besonders auf Druck des zaristischen Rußland — riefen in Stadt und Kreis Landeshut tiefgehende Erbitterung hervor. In poli-

tischer Beziehung fand diese ihren Stützpunkt in dem Pastor bzw. Prediger Schmidt in Haselbach, dem Begründer der damals dort befindlichen, aus der Landeskirche ausgetretenen Gemeinde. Pastor Schmidt war ein aufrechter, freiheitlich und für das Volkswohl gesinnter, ideal denkender Mann und ein hervorragender Redner. In den Jahren 1848/49 gehörte er der Deutschen National-Versammlung in der Paulskirche in Frankfurt am Main als Abgeordneter an und war im Parlament eine führende Persönlichkeit. Noch heute ist sein alter Platz in der Frankfurter Paulskirche, in der Nähe des Sikes von Gottfried Kinkel, mit seinem Namen bezeichnet. — Die von ihm in Landeshut und seiner Umgegend geleitete politische Bewegung und die aus anderen Ursachen entstandenen Bauern-Unruhen in Schreibendorf, Johnsdorf, Blasdorf, brachten aber bald militärische Einquartierung nach Landeshut, Haselbach und Schmiedeberg, wodurch dann die ganze Bewegung unterdrückt wurde. Nach der Auflösung seiner Gemeinde von dieser verlassen, zog Prediger Schmidt später nach Landeshut. Ich verkehrte mit ihm noch in den 80er Jahren lange Zeit hindurch und verdanke ihm die Kenntnis ungefälschter Geschichte unserer schlimmsten Reaktionszeit. — Interessieren dürfte es, daß bereits am 25. April 1845 in der Landeshuter Gnadenkirche der erste Gottesdienst der Deutsch-Katholischen Gemeinde durch Johannes Ronge abgehalten wurde.

Auch ein heiteres Vorkommnis aus jener Zeit sei hier eingeschaltet. König Friedrich Wilhelm IV., bei dem einige Jahre später der sichtbar gewordene geistige Zusammenbruch zur Regierungs-Unfähigkeit und zur Ernennung des späteren Kaiser Wilhelm I. als Regenten führte, kam 1850 auf seiner Reise nach Schloß Fischbach auch durch Landeshut. Am damaligen Postgebäude, Ecke Wilhelmstraße 7 (früher Poststraße), war unter Führung des Besitzers von Schloß Krausendorf die Bürgerwehr bis zur Hirschbrücke aufgestellt, um durch Freudenschüsse den König ehrend zu begrüßen. Der König, stetig in Furcht vor einem Attentat lebend, wähnte, zumal auch die Postpferde unruhig geworden waren, einen Angriff gegen sich, geriet in mehr als übelste Laune, machte dem Führer der Bürgerwehr die heftigsten Vorwürfe und befahl, am Posthause keinen Pferdewechsel vorzunehmen, sondern fuhr eilends auf Schreibendorf zu.

Ein neuer und recht bald fühlbarer Wiederaufschwung im gewerblichen Leben begann bei uns mit der im Herbst 1852 erfolgten Gründung der Leinen-Firma Gebrüder Methner (Inhaber Karl und Robert Methner), jetzt: Schlesische Textilwerke Methner & Frahne A.G. Sie hatte hauptsächlich das Inland als Hauptabsatzgebiet ihrer Fabrikate gewählt und wurde in wenigen Jahren zur führenden Firma in der deutschen Leinen-Industrie. Im Herbst 1927 begingen die Schlesischen Textilwerke unter Beteiligung der staatlichen, Provinz- und städtischen Behörden, sowie von Vertretern der gesamten deutschen und solchen der ausländischen Leinen-Industrie ihr 75-jähriges Geschäftsjubiläum, wobei die Jubelfirma bedeutende Stiftungen zugunsten ihrer Angestellten und Arbeiter sowie für die Stadt Landeshut machte. Auf die Entwicklung dieser Firma und ihre Bedeutung für das Aufblühen Landeshuts und seiner Nachbargemeinden und Städte werde ich weiter unten noch zu sprechen kommen. Die weitere Entwicklung unserer Stadt ging dann schnell vorwärts. Es wurden neue Fabriken errichtet,

mehrere Straßen verbreitert; es fielen die beengenden Ober- und Nieder-
tore und erhöhte Bautätigkeit setzte ein. Als lebenswichtige gesundheitliche
Verbesserung wurden wiederholt neue Wasserleitungen gelegt, der Bau der
Gasanstalt mit zeitgemäßer Straßenbeleuchtung wurde ausgeführt; die
Erhebung der früheren höheren Bürgerschule zur Realschule I. Ordnung und
später zum Real-Gymnasium erfolgte im gleichen Zeitraum, desgleichen der
Neubau des Gymnasialgebäudes.

Die weitere industrielle Entwicklung Landeshuts und ihrer nächsten
Umgebung setzte mit dem Jahre 1862 ein. Mit dem Bau von Dampf-
anlagen wurde begonnen; Schornstein auf Schornstein wuchs in die Höhe.
Im Laufe des Jahres

1862 bauten die Schlesischen Textilwerke, Methner & Frahne A.G., eine
Garn- und Leinwandbleiche nebst Appreturanstalt, welchen 15 Jahre
später eine große mechanische Weberei angegliedert wurde, sodas die
Schlesischen Textilwerke hier und mit ihren auswärtigen Betrieben
jetzt gegen 275 Beamte und gegen 3750 Arbeiter an 2157 mecha-
nischen Webstühlen und auf 28 800 Leinengarn-Spindeln be-
schäftigen. — Ebenfalls

1862 wurde die Leinenfirma J. Kinkel, jetzt Aktiengesellschaft, gegründet,
nachdem diese etwa 20 Jahre hier als Bankfirma bestanden hatte.
Mit ihrer 1887 erbauten großen mechanischen Weberei und Appretur-
anstalt sowie mit dem späteren Erwerb der Seehandlungs-Spinnerei
hat diese ein bedeutendes Industrie-Werk geschaffen. — In demselben
Jahre

1862 erfolgte die Gründung der über unser Vaterland hinaus bekannten
Firma F. W. Grünfeld, welche „Landeshuter Leinen und Wäsche“
einen Weltruf verschafft hat. In ihrem 1885 hier errichteten großen
Geschäftshause mit anschließender Weberei und Großbetrieb in
Näherei und Sticerei, sowie in ihren 1890 in Berlin und 1925
in Köln errichteten Verkaufshäusern beschäftigt diese Firma jetzt
gegen 1600 Angestellte und Arbeiter.

1865 erfolgte in Landeshut die Errichtung der ersten mechanischen Weberei
durch die Firma E. Epner senior (seit 1891 ebenfalls im Besitz der
Schlesischen Textilwerke).

1865 wurde von der Firma Gebrüder Pohl eine Shoddy- und Mungo-
Fabrik (Wollspinnerei) gebaut, welche

1869 von der Firma E. Epner sen. zur Umstellung zuerst in eine Weberei
und 1883 in eine Flachspinnerei angekauft wurde und seit 1891
ebenfalls im Besitz der Schles. Textilwerke Methner & Frahne ist.

1871 erfolgte der Umbau der bisherigen Wassermühle der Firma Mether
(jetzt Walzenmühle Franz Schubert) in eine Dampfmühle und in
demselben Jahre

1871 die Errichtung einer Dampfanlage in der 1866 gegründeten Leder-
fabrik H. Vernhardt.

1873 baute die frühere Firma S. Homigbaum hier die erste Schuhfabrik.
Deren Gebäude sind später zum Stahlstürnenwerk und Feinereisenbau

Carl Renner Nachf., Inhaber Brinkop, umgebaut worden, und diese hat sich zu großer Höhe entwickelt.

1877 erfolgte, wie vorstehend erwähnt, der Bau der mechanischen Leinenweberei der Schlesischen Textilwerke Methner & Frahne A.G. in Leppersdorf.

1878 wurde die Schuhfabrik Rosenstein & Prerauer errichtet, welche mit zu den bedeutendsten Schuhfabriken Deutschlands zählt und 1928 ihr 50jähriges Gründungs-Jubiläum gefeiert hat.

1881 wurde die Textilmaschinenfabrik E. Bauch gegründet.

1885 baute die im Inland und Ausland bekannte, im Jahre 1871 gegründete Firma Albert Hamburger A.G. eine bedeutende mechanische Leinen-Weberei und Appreturanstalt, welche ein sehr großes Industrie-Werk bilden. Die Wohlfahrts-Einrichtungen der Firma Albert Hamburger für ihre Arbeiter stehen an erster Stelle warmherziger Fürsorge.

In demselben Jahre errichtete die Firma F. W. Grünfeld ihr großes Geschäftshaus mit anschließender Fabrik.

1886 erfolgte die Gründung der Leinen-Versandfirma Brodtkorb & Drescher, welche an der Ausbreitung des guten Rufes von „Landeshuter Leinen und Wäsche“ ebenfalls bedeutenden Anteil hat.

1887 baute die Firma J. Kinkel A.G. die bereits erwähnte mechanische Weberei.

1888 kam die Dampfmühle N. Fischer, spätere Aktien-Mühle, in Betrieb.

1897 wurde der bereits bestehenden Färberei und Schürzendruckerei in Nieder-Zieder eine mechanische Leinenweberei angegliedert.

1899 erfolgte der Bau der später ebenfalls von den Schlesischen Textilwerken Methner & Frahne angekauften Seidenweberei der Firma Eisenberger

und in demselben Jahre der Bau der 1915 eingegangenen Aktien-Brauerei.

Schon im Jahre 1869 wurde die gegenüber dem städtischen Schlachthofe betriebene Kohlengrube mangels genügender Ausbeute stillgelegt. Erfolglos waren auch die zu Anfang der sechziger Jahre begonnenen Bergbauversuche zwischen Landeshut und Neufendorf. Dasselbe Schicksal hatten die nach 1872 neu angelegten Gruben in Schwarzwaldau, Hartmannsdorf, Gaablaw und Reichhennersdorf schon nach wenigen Jahren. Nur Rothenbach, das sich im Laufe der letzten 50 Jahre groß entwickelt hat, brachte seine Bergwerke zur Ausdehnung, bis jetzt auch dort eine der Gruben, die mit etwa 1200 Arbeitern belegt gewesene Abendröthegrube, aus technischen Gründen ihren Betrieb stilllegte. Ein größerer Teil der Arbeiter konnte bald in andere Betriebe aufgenommen werden.

Daß die auf den Abbau der so nahe gelegenen Gruben gesetzten Hoffnungen berechtigt waren, beweisen die statistisch festgestellten Fördermengen des Jahres 1875: 4 123 719 Zentner Kohle durch 1300 Arbeiter.

Der Aufschwung Landeshuts als Industriestadt ging Hand in Hand mit der bedeutenden Hebung des gesamten wirtschaftlichen Lebens. Viele

Tausende von Arbeitnehmern, welche fast sämtlich in den benachbarten, erst nach 1900 eingemeindeten Dörfern Nieder-Leppersdorf und Nieder-Zieder wohnten, viele Hunderte von kaufmännischen und technischen Beamten wurden eingestellt. Die Geschäfte jeder Art blühten auf und vermehrten sich in kurzer Zeit um das Vielfache, ebenso stieg die Zahl der gut beschäftigten Handwerker. Die Bevölkerungszahlen zeigen die Entwicklung der Stadt. Landeshut hatte im Jahre 1800 an Einwohnern 2968, 1825 noch 3344, 1850 schon 4322, 1875 bereits 5815, 1900 ohne Eingemeindung 8280, während es mit Eingemeindung der obigen angrenzenden Orte und jetzt Oberleppersdorfs und Kreppelhofs z. Z. etwa 14 100 Einwohner hat. Hierbei ist aber ganz besonders zu berücksichtigen, daß ein großer Teil der hier beschäftigten Arbeitnehmer außerhalb der Stadt, in den heute noch nicht eingemeindeten Orten Vogelsdorf und in Ober-Zieder wohnen.

Als weiteres Zeichen des Aufstieges unserer Stadt und Beweis dafür, daß dieser besonders von dem Blühen der Industrie abhängig ist, sei die Tatsache festgestellt, daß in der Altstadt — also ohne die erst 1903 und später eingemeindeten Vororte — gerade in der Zeit des industriellen Aufschwunges von 1864 bis 1900 allein 159 Wohnhäuser gebaut bzw. umgebaut worden sind.

Um die innere Entwicklung und Umgestaltung der Stadt im Laufe des vorigen Jahrhunderts kennen zu lernen, muß man die Zustände von Alt-Landeshut um die Mitte des vorigen Jahrhunderts betrachten:

Die Böhmishe Straße bestand auf beiden Seiten fast ausnahmslos aus niedrigen, vielfach baufälligen Häusern, von denen heute noch ein Exemplar von dieser Pracht der alten Zeit steht. Dasselbe Bild war zu jener Zeit auf der einen Seite der Friedrichstraße. Die Häuser dieser beiden Straßen, sowie die der Wilhelmstraße und der Kornstraße besaßen zum großen Teil morsche Holzlauben. Diese schmalen, etwa $3\frac{1}{2}$ Meter breiten Straßen und die ebenso schmalen Ober- und Nieder-Tore beengten jeden Fußgängerverkehr und gefährdeten ihn schon bei der Durchfahrt eines einzigen Wagens. Den Gedanken einer Einbahnstraße gab es zu dieser Zeit natürlich nicht. Hierzu kamen die verfallenen, alten, bereits 1296 errichteten Stadtmauern, umgeben von übelriechenden, weniger Wasser als hauptsächlich Unrat enthaltenen Wallgräben. Dies war das Gesicht von Alt-Landeshut bis zum großen Brande der Stadt im Jahre 1844, bzw. bis in die Mitte der siebziger Jahre.

Und der damalige Marktplatz von Landeshut: Von ihm füge ich eine Abbildung aus dem Jahre 1820 bei (Zaf. 6). In der Mitte das mehrere hundert Jahre alte, burgartig gebaute, zweistöckige, etwa 28 m lange und 18 m breite Rathaus, mit kleinen, niedrigen, finsternen, gewölbten Räumen; mit einem 43 m hohen Turm, der von dem Stadtmusikus bewohnt war, der bei Feuersgefahr alarmierte. Der Turm war infolge seiner schon seit vielen Jahrzehnten bestehenden Baufälligkeit am 7. September 1831 eingestürzt. Zum Glück entstanden dabei nur Schäden am Rathausdache und geringere Schäden an beiden Markthäusern an der Ecke der Brauhausstraße. Kein Menschenleben war gefährdet worden, da das Rathaus schon mehrere Tage vorher geräumt und der Marktplatz wegen des drohenden Einsturzes nach allen Seiten abgesperrt worden war. Der Turm fiel glücklicherweise

direkt in die Richtung der Brauhausstraße. Die Turmuhr war vorher abgenommen worden und hat dann später auf dem Turm der katholischen Kirche Verwendung gefunden.

Im Turmknopf wurden u. a. Schriftstücke gefunden, besagend, daß der Turm erst 1661, also lange nach dem Bau des Rathauses errichtet worden ist. Zweifellos war der Turm aus demselben schlechten Steinmaterial gebaut worden, wie vorher die ebenfalls rissig gewordenen Stadtmauern. Schon 1780 war eine große Ausbesserung dieses Turmes erforderlich gewesen, und wieder zeigten sich 1820 und 1822 breite Risse von der Gallerie bis zum Fundament, so daß nochmals starke Verankerungen erforderlich wurden. Im Erdgeschoß des Rathauses, welches 1873 infolge seiner nicht mehr genügenden und ungesunden Räume, sowie wegen des immer schlechter werdenden Bauzustandes endlich niedergerissen wurde, befanden sich die Wachtstuben, das Polizei-Gefängnis und die Schankräume der damaligen Stadtbrauerei, in welchen die älteren Bürger in größerem Kreise, „Stadtpolitik treibend“, gern zusammenkamen. Und uns Jungen war das burgartige alte Rathaus mit seinen vielen Winkeln und Ecken der herrlichste Spielplatz! Treueste, bis ins Alter erhalten gebliebene Jugendfreundschaft wurde von uns in den sechziger Jahren bei jenen Spielen geschlossen und gefestigt.

Am Rathaus, nach der Böhmischen Straße zu, war ein massives, schuppenartiges Haus angebaut, die Stadt-Waage, in welcher alle nach außerhalb zu versendenden Güter von einem städtischen Beamten abgewogen und von hier aus zur Versendung auf Gespanne verladen wurden. Mit der Eröffnung der Eisenbahn, Ende 1869, hörte das auf. Etwas getrennt vom Rathaus, nach der Hotelseite zu, stand ein anderes Gebäude auf dem Marktplatz, das alte Königl. Steuerhaus.

Rings um beide Gebäude befanden sich bis zum Jahre 1873 mehrere fundamentierte Verkaufsbuden mit Kaufmannswaren. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts standen, laut städtischen Akten, dort 35 Buden, während in noch früheren Jahren die Fleischer, Schuhmacher, Bäcker u. a. um beide Gebäude ihre Verkaufsstätten, „Bänke“ genannt, hatten.

Nach der 1873 erfolgten Niederreißung des Rathauses wurde die städtische Verwaltung vorläufig in das 1875 ebenfalls niedergerissene Steuerhaus verlegt. Kurz vorher hatte die Stadt das vorher der Familie Semper (noch früher Johann Ernst Conrad) gehörende große Haus an der Ecke Böhmisches Straße und Kirchgasse als Rathaus angekauft und bezogen. Dieses diente 30 Jahre der städtischen Verwaltung, bis 1905 unser neues Rathaus, auf dessen Besitz wir stolz sein können, gebaut und eingeweiht wurde. Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts hatten das Ober- und Niedertor als frühere Bastionen des einst befestigten Landeshut im Anschluß an die ehemals die ganze Stadt umgebenden, bis 4 m hohen, Stadtmauern und Wallgräben gewölbte feste Türme, welche 1805 und 1819 abgetragen worden sind. Die schlammigen Wallgräben sind mit dem Schutt des 1873/75 niedergerissenen Rathauses und Steuerhauses zugeschüttet worden. Aus dem früher müßigen Chaos sind dann unsere schönen Promenaden an der Wallstraße geschaffen worden. Bruchstücke der alten Stadtmauer befinden sich heute noch an der Pfortengasse, vom Garten des Buchdruckereibesizers

Werner beginnend bis zum Ende der Gartenstraße, im Posthofe und an der alten Schlachthofstraße. Bis zum Jahre 1818 waren die beiden Tore — das Obertor fiel wegen der erforderlichen Verbreiterung und Kassierung der Wallgrabenbrücke im Jahre 1870, das die Straße beengende Haus am Niedertor erst 1897 — vom Abend bis zum Morgen geschlossen. Von den Passanten sowie jedem Wagen wurde des Nachts Sperrgeld erhoben.

Im Jahre 1820 sind hinter den beiden Toren die ersten festen Ausgänge aus der Stadt entstanden: Am Niedertore eine steinerne Brücke über den Zieder (die Hirschbrücke) und hinter dem Obertore eine lange schmale steinerne Brücke von 9 Bogen über den Vober, rechts von der jetzigen eisernen Voberbrücke, welche erst 1864 gebaut worden ist.

Fast alle Häuser des Marktplazes hatten bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch steinerne Lauben, in welchen sich der geschäftliche Verkehr zwischen den Kaufleuten und den Handwebern an bestimmten Tagen der Woche öffentlich abspielte. Noch um das Jahr 1860 standen diese Lauben auf der ganzen Nordseite des Marktplazes, zum größten Teil auch noch auf der Apotheken-Seite und auf der Südseite, während auf der Ostseite (Hotelseite) nach dem großen Brande im Jahre 1844 die Lauben nicht mehr erneuert worden sind.

Seinen Pranger hatte Landeshut noch Anfang der vierziger Jahre (nach der Haynschen Chronik erhielt noch am 15. Januar 1841 hier ein Einwohner wegen Meineides eine Prangerstrafe). — Die lästigen alttümlichen „Schnabelrinnen“ (Dachtraufen) wurden um 1820 durch Dachrinnen mit Abfallrohren ersetzt.

Und nun die frühere Straßen-Beleuchtung: diese war zum Gott-erbarmen! Eine Schilderung von ihr könnte überschrieben werden: „Und Finsternis lag auf der Fläche der Ziese.“ Erst 1841 erfolgte die erste Straßenbeleuchtung, und zwar mit Dellampen. Bis 1864 waren diese Dellampen an den gegenüberliegenden Eckhäusern, jedoch nicht einmal aller Straßen, an einer Kette hängend angebracht. Von der Sauberkeit des greisen Lampenputzers hing es ab, ob überhaupt ein Lichtschein einige Schritte weit zu sehen war. Und vorher, bis 1841, war es wirklich stockfinster auf unseren Straßen! In einer alten Beschreibung der Stadt Landeshut aus dem Jahre 1829 vom damaligen Bürgermeister Perschke ist folgender Schmerzensschrei zu lesen: „Öffentliche Beleuchtung der Straßen, nein, die hat nicht beschaffet werden können“; und ferner: „jedoch haben bereits zwei Bürger eine Laterne zum öffentlichen Gebrauch an ihren Häusern angebracht: Frau Flügel-Hasenclever an ihrem Haus am Obertor [jetzt Kindergarten der Firma J. Rinkel A.G.] und Kaufmann Conrad an seinem Haus [jetzt altes Rathaus, Böhmishe Straße]“. Dagegen war es Vorschrift, bei nächtlichen Gewittern sowie bei ausgebrochenem Feuer jedes Haus zur Straße zu mit einer Laterne zu versehen.

Mit dem Jahre 1864 trat Landeshut in die Reihe der ersten schlesischen Provinzialstädte, in welchen eine Gasanstalt für öffentliche Beleuchtung gebaut wurde. Bereits im Jahre 1861 hatte die hiesige Seehandlungs-Spinnerei eine eigene Gasanstalt für ihre Fabrik gebaut. Seit Januar 1865 erfolgt in Landeshut die Straßen-Beleuchtung mit Gas. Aber noch eine weitere Kleinstadt-Eigentümlichkeit gab es hier bis in die sechziger Jahre: Die

Aufrechterhaltung der Ordnung in Landeshut bei den jährlich viermal stattfindenden Jahr- und Viehmärkten¹⁾ und bei der allzuhäufigen Zigeunerplage, ferner die Bekämpfung der Feuersgefahr und die Stellung der Feuerwache am Rathause bei aufziehenden Gewittern fiel den „Jüngsten“ zu. Zu diesen gehörten alle als Bürger aufgenommenen jungen Männer und die hierher Verzogenen während 5 Jahren. Jeder Bürger mußte mit einem Ledereimer und einer etwa 80 cm langen Holzspritze auf der Feuerwache erscheinen. Noch in meiner Jugend hing in der Diele meines Elternhauses ein solcher Ledereimer und eine Holzspritze. Ein Teil der „Jüngsten“ hatte die Bedienung der veralteten Druck-Feuersprizen, die anderen (bis zur Gründung der freiwilligen Feuerwehr im Jahre 1865) die Rettungsarbeiten auszuführen. Der Vorgesetzte der Jüngsten bei Feuersgefahr war der Schornsteinfegermeister, bei ihren Funktionen der Ordnung und Wache jedoch der von dem Magistrat ernannte „Stadthauptmann“, ein mit langem Säbel ausgerüsteter biederer Bürger mit kräftiger Kommandostimme, welcher uns Jungen in seiner Würde ungeheuer imponierte. Die „Jüngstenpflicht“ war abwendbar. Wer von den Bürgern in das Schützenkorps aufgenommen wurde, welches der Stadt in früheren Jahren wertvolle Sicherheitsdienste geleistet hat, wurde von den Jüngstendiensten entlastet²⁾.

Neu organisiert wurde das eben genannte Schützenkorps in Landeshut im Jahre 1812, also nach der Einführung der allgemeinen Heeres-Dienstpflicht, und zwar vom Kriegsrat Müller aus Schweidnitz, zuerst als Bürgerschützen-Bataillon. An dessen Spitze traten die ersten Männer unserer Stadt wie die Kommerzienräte Duttenhofer und Schuchardt, sowie fast alle Handelsherren. Diese Beteiligung der älteren Herren hat mitgewirkt, die Begeisterung der Jüngeren zu entflammen zum späteren freiwilligen Eintritt in das Heer in den bald darauf folgenden Freiheitskriegen.

Nach Gründung des Männer-Turnvereins im Jahre 1861, dessen Vorstand ebenfalls die ersten Männer der Stadt angehörten, wie Rechtsanwalt Klenze, Realschuldirektor Dr. Kayser, Prorektor Höger, die Herren Robert Methner, Semper, Dorn, — bildete sich aus diesem Turnverein heraus unter Leitung des um das Wohl der Stadt und seiner Bürger ganz besonders verdienten späteren Stadt-Ältesten Bernhard Semper im Jahre 1865 eine freiwillige Feuerwehr. Sie übernahm nun den Feuerschutz der Stadt mit neuen, mit Hilfe der Stadt angeschafften Sprizen und Feuerwehrgeräten.

Kurz vorher, 1863, war die bis dahin unzulängliche Wasserzuführung vom Buchenberge zur Stadt in hölzernen Röhren mit nur zwei offenen Wasser-Bassins — ein Becken auf dem Marktplatz und das andere am Ende der Böhmisches Straße — ersetzt worden durch eiserne Wasserröhren und eiserne Druckständer auf den meisten Straßen und öffentlichen Plätzen. Hierdurch konnte bei Feuersgefahr die freiwillige Feuerwehr tatkräftig eingreifen. Aus ihr bildete sich später unsere vorbildlich organisierte städtische

¹⁾ Das Recht, 2 später 4 Jahrmärkte abzuhalten, erhielt Landeshut 1515 bezw. 1693.

²⁾ Erinntet sei hier daran, daß Landeshut auch einmal eigene Soldaten unterhielt, nämlich im Jahre 1634.

Feuerwehr, mit Motorspritzen und Schiebeleitern ausgerüstet, welcher sich die, in gleicher Weise vorzüglich ausgebildeten und ebenfalls mit den neuesten erprobten Geräten ausgestatteten drei Fabrik-Feuerwehren gleichwertig anreihen. Alle zusammen bilden eine in ihren Leistungen mustergültige, geschlossene Wehr.

Durch diese ist die Sicherheit unserer Stadt und Umgegend bei Feuer-gefahr gewährleistet und so schweres Unglück wie am 20. Juli 1844 nicht mehr zu befürchten. Jenes Feuer war auf der Fischgasse ausgebrochen, hatte alle Häuser dieser Straße, der angrenzenden Wilhelmstraße, der alten Schlachthof-Straße, der Kornstraße und der einen Marktseite (Hotelseite) ergriffen, so daß in wenigen Stunden 50 Grundstücke niedergebrannt waren und 131 Familien mit 473 Personen obdachlos wurden. Dieses Unglück geschah zudem in dem Jahre, als in Landeshut alle Geschäfte und alle Handwerke darniederlagen, die armen Handwerker arbeitslos geworden, auf Almosen in der Stadt angewiesen waren, und die Lebensmittel durch verspätete und schlechte Ernte knapp und unerschwinglich wurden!

Auch die 1863 angelegte Wasserleitung reichte für die spätere Entwicklung der Stadt nicht aus; 1888 wurde eine erweiterte neue Leitung aus dem Stadtwalde mit Abfahanlagen auf dem Burgberge geschaffen. Die Verpflichtung der Wasserzuführung in alle Häuser der Stadt wurde durchgeführt. Aber auch diese neue Wasserleitung genügte nach erfolgter Eingemeindung der zwei Nachbargemeinden nicht mehr den erhöhten Anforderungen. Seit 1908 erfolgt in Verbindung mit der bisherigen Wasserleitung aus dem 6 km entfernten Bethlehem bei Kloster Grüssau. Zu diesem Zwecke war Bethlehem von der Stadt angekauft worden. Hierdurch wurde endlich auf lange Jahre hinaus diese für die weitere Entwicklung der Stadt, für deren gesundheitliches Wohl allerwichtigste Frage in weitblickender Weise gelöst.

Auch in der Beleuchtungsfrage entspricht die städtische Gasanstalt infolge der mehrfachen bedeutenden Erweiterungen und der dem Fortschritt der Technik entsprechenden Neuerungen den durch das Wachsen der Stadt entstandenen größeren Anforderungen. Das sich jetzt selbst erhaltende Gaswerk erbringt trotz der bedeutenden Konkurrenz der seit 1909 hier in den meisten Häusern eingeführten elektrischen Beleuchtung und trotz der eigenen Beleuchtungsanlagen sämtlicher Fabriken der Stadt einen Überschuss und damit den Steuerzahlern eine Erleichterung. Die Straßenbeleuchtung durch Gas wurde nach und nach erheblich vermehrt; den fast 6000 Quadratmeter großen Marktplatz erhellen jetzt starke elektrische Bogenlampen, und wesentlich durch die bis zum späten Abend beleuchteten Schaufenster machen viele unserer großen Geschäftshäuser einen großstädtischen Eindruck.

Ein recht trübes Kapitel bedeutete für Landeshut während des vorigen Jahrhunderts — und mehr noch in den früheren Zeiten — die dauernde Hochwassergefahr. Noch 1897 glichen bei dem damaligen Hochwasser alle Straßen des Niedertores bis zur Hälfte des Marktplatzes sowie die Bahnhofstraße mit den anliegenden Wegen von Leppersdorf einem reisenden Strom, wodurch großer Häuser- und Sachschaden entstand. — Fast alle

Frühjahre trat bei der Schneeschmelze und bei den mit Gewittern begleiteten häufigen Wolkenbrüchen der Zieder über; der Wasserstand auf der Straße beim „Gasthof zur Sonne“, im Frahneshen Garten, auf der Zieder-, Schömberger- und Wallstraße war oft über 1 m. Das Wasser drang durch die früher fast sämtlich niedrig gelegenen Fenster der kleinen Häuser, die meistens nur ein Stockwerk besaßen, in die unteren Wohnungen ein. Bei nächtlichem plötzlichen Wassereinbruch war dabei sehr oft Menschenleben in Gefahr. Solcher Gefahr waren gleichfalls sehr häufig die Bewohner der tiefer gelegenen Häuser auf der Breitenau bis nach Vogelsdorf ausgesetzt. Noch heute gibt es in der Nähe der Hirschbrücke und auch in anderen Straßen ältere Häuser, in welche man von der Straße in den Hausflur und selbst in einzelne Läden eine oder auch mehrere Stufen h i n u n t e r gehen muß. In früheren Jahrzehnten wurde beim Ausschachten in den Straßen zur Legung von Gas- und Wasserleitungs-Röhren oder von Kabeln öfters ganz alte Pflasterung in ziemlicher Tiefe beobachtet. Daraus ist wohl zu entnehmen, daß die Straßen im letzten und in den noch früheren Jahrhunderten bedeutend tiefer gelegen haben und nur wegen des fast alljährlichen Hochwassers nach und nach höher gelegt worden sind. — E. F. W. Hayn berichtet in seiner „Chronik der Stadt Landeshut“ vom Jahre 1845, daß bei dem Wiederaufbau der 1844 niedergebrannten Häuser der Wilhelmstraße (früheren Poststraße), welche bis dahin nur 10 Fuß (etwas über 3 m) breit war, die auch diese Straße beengenden Holzlauben nicht mehr aufgebaut werden durften, und daß um deren Tiefe diese Straße verbreitert worden ist. Ferner, daß man nach dem Brande 1844 auf der Wilhelmstraße, auf der Kornstraße, bei beiden Hotels am Markt und bei vielen anderen Grundstücken bei 5 Fuß (etwa 1,5 m) Tiefe zuerst auf 3 bis 4 Brandschutt-Lager und auf ein Straßenpflaster stieß, von diesem wieder 9 Zoll (etwa 24 cm) tiefer ein zweites Plaster und nochmals 9 Zoll tiefer ein drittes Straßenpflaster fand. Im Hinblick darauf, daß unsere Stadt 1426 zur Hälfte, im Jahre 1559 zum großen Teile, 1628 in der Vorstadt (d. h. außerhalb der befestigten Stadt) 127 Häuser und 1638 sogar fast ganz (bis auf wenige Häuser auf dem Marktplatz) niedergebrannt war, ist ohne Zweifel anzunehmen, daß die Straßen Landeshuts anfangs in gleicher Höhe mit den Vober- und Ziederwiesen lagen und nach und nach höher gelegt worden sind. Dasselbe ist auch zu schließen aus der Lage der Umgebung der altherwürdigen katholischen Kirche (höher liegend als deren Pflaster, während man früher zu den Kirchen stets hinaufstieg).

Noch vor etwa 30 Jahren, vor Ausführung der Zieder-Regulierung, mußte am Niedertor bei Überflutung der Straßen zur Herstellung der Verbindung mit der unteren Stadt von dem Hause des Kaufmanns Zeichmann über die Hirschbrücke, welche übrigens mehrere Male erhöht worden ist, bis zum Hause des Kaufmanns Bender ein auf vielen Böcken ruhender, schmaler, hölzerner Laufsteg gelegt werden. Die Passanten durften wegen der Gefahr des Abstürzens in das reißende Wasser stets nur in geringer Personenzahl abwechselnd hin- und hergehen. Bei der Höhe des Wassers auf den Straßen war der Wagenverkehr oft unmöglich. Derartiges Hochwasser hatten wir im vorigen Jahrhundert sehr häufig, besonders gefährlich in den Jahren 1804, 1810, 1821, 1829, 1845, 1853, 1882, 1888 und 1897.

Erst die schon lange geplante und nach dem letzten Hochwasser 1897 ausgeführte Flußregulierung des Bobers und teilweise auch des Zieders, besonders die Schaffung der Falsperre in Buchwald bei Liebau und des Stauweihers in Neuen bei Grüssau, haben den Gefahren des Hochwassers bei uns erfolgreich vorgebeugt.

Nachdem bis dahin von und nach Landeshut nur Botenpost bestanden hatte, erhielt unsere Stadt 1834 erstmalig Fahrpost-Verbindung (mit Liegnitz).

Von kultureller Bedeutung für Landeshut ist seit ihrer Gründung die 1836 zuerst in eine städtische Realschule II. Ordnung umgewandelte höhere Schule, deren Geschichte in einem besonderen Abschnitt behandelt wird. Sie ist, wie urkundlich belegt, die älteste höhere Schule in den Provinzstädten Schlesiens.

Einen Fortschritt in volksgesundheitlicher Richtung bedeutete der Bau der 1885 vom hiesigen Männerturnverein fast ganz aus eigenen Mitteln errichteten Turnhalle. Durch ihn wurde es auch sämtlichen Landeshuter Schulen ermöglicht, im Winter und bei ungünstigem Wetter in einer Halle zu turnen. — Der 1890 errichtete Neubau unseres großen Volksschulgebäudes war ebenfalls ein Zeichen des weiteren Aufblühens unserer Stadt und der zielbewußten Leitung unserer städtischen Verwaltung.

In wirtschaftlicher Hinsicht zeigte sich das Vorwärtsschreiten Landeshuts in folgendem:

- 1858 Errichtung eines Telegraphenamtes (1. Anschluß 1856),
 - 1869 Eröffnung der Verbindungsbahn Ruhbank — Landeshut — Liebau als Anschluß an den 1867 beendeten Bau der Gebirgsbahn Hirschberg — Ruhbank — Waldenburg, und hierdurch Bahnverbindung nach Berlin und Breslau,
 - 1872 Errichtung einer Reichsbankanstalt,
 - 1889 Bau des städtischen Schlachthofes (der alte bei Hayn [1821] erwähnte, nach dem Stadtbrande 1844 erneuerte Innungs-Schlachthof lag Ecke Fischstraße und Schlachthofstraße),
 - 1889 Aufhebung des Schulgeldes an den hiesigen Volksschulen,
 - 1891 Anschluß an das Reichs-Telefon-Netz,
 - 1893 Wiedererrichtung der 2. Apotheke durch Trennung der vereinigten zwei Privilegien,
 - 1893 Einweihung des neuen Kreiskrankenhauses,
 - 1896 Neubau der Herberge zur Heimat,
 - 1896 Neubau des Reichsbank-Gebäudes,
 - 1899 Eröffnung der Ziedertalbahn,
 - 1899 Bau der ersten Familien-Häuser der Schlesischen Textilwerke A.G.
- Und in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts:
- 1900 Beginn der Vorarbeiten zu der 1905 eröffneten Schmiedeberger Bahn,
 - 1902 Bau der Volksheilstätte im Stadtwald, welche 1904 fertig gestellt und belegt wurde,
 - 1903 Eingemeindung von Nieder-Leppersdorf und Nieder-Zieder,
 - 1904 Einweihung des neuerbauten Kreishauses,
 - 1905 Einweihung des neuen Rathauses,

- 1905 Bau des Geschäftshauses der Schlesischen Textilwerke, sowie Eröffnung der Bahn Landeshut—Schmiedeberg*),
- 1907 Bau einer Gruppe vorbildlich errichteter Arbeiter-Häuser der Firma Albert Hamburger A.G.,
- 1907 Bau mehrerer Familienhäuser der Schlesischen Textilwerke, sowie der Firma J. Rinkel A.G.,
- 1928 Eingemeindung von Oberleppersdorf und Kreppelhof.

In geselliger Beziehung erfolgten in den letzten 25 Jahren des vorigen Jahrhunderts überreichlich Vereinsgründungen; später häufte sich noch die Zahl der hauptsächlich geselligen Vergnügungen dienenden Vereinigungen. Die Zahl der Vereine in Landeshut ist jetzt gegen 140. Vor dem Aufblühen der Industrie waren es hauptsächlich Standes-Vereinigungen sowie vaterländische und Wohlfahrts-Vereine, wie die Kaufmanns-Sozietät, welche aus der vor 250 Jahren (im Jahre 1677) errichteten Kaufmanns-Zunft entstanden war; ferner die seit noch längerer Zeit bestehenden Handwerks-Zünfte; die „Resource von 1797“; das 1812 reorganisierte Bürgerschützenkorps; die seit 1820 bestehende „Loge zum innigen Verein am Riesengebirge“; der 1844 gegründete Militärverein; ab 1846 der Karnöffelverein als Wohltätigkeitsverein; im Jahre 1847 der Landeshuter Gesangverein, welcher zuerst den Namen „Liedertafel“ führte und seinen Höhepunkt unter der langjährigen Leitung des früheren Kantors und späteren Kgl. Musikdirektors Jilg erreichte; seit 1861 der Männerturnverein und 1865 die hieraus hervorgegangene freim. Feuerwehr; dann die später gegründeten kirchlichen u. Jugendvereine, Sportvereine, der Tierschutzverein usw.

Alle diese Vereine verband ein ernstes, zielbewusstes Streben der Zusammengehörigkeit, der Unterstützung ihrer Mitglieder und auch anderer Bürger bei ernster Lebenslage, Förderung geistiger und gesellschaftlicher Anregung, der Erziehung und Ertüchtigung der Jugend zu gefunden, frischen Menschen. Um die Bildungsvereine war es in den früheren Zeiten schlecht bestellt. Den begrüßenswerten Anfang in dieser Hinsicht machte Pastor senior Feuerstein, welchem die alten Landeshuter aller Konfessionen das treueste Gedenken bewahren. Er begründete 1861 den „Verein junger Handwerker“, aus welchem später der „Handwerkerverein“ entstand. Auch die späteren Vorstände dieses Vereins, welchem alle Stände angehörten, haben sich um die geistige Anregung und Fortbildung seiner Mitglieder durch die in diesem Verein gebotenen volkswirtschaftlichen, wissenschaftlichen, musikalischen und auch heiteren Vorträge von bedeutenden Wissenschaftlern und Künstlern sehr verdient gemacht. Mehrere Wohltätigkeitsvereine wirkten außerordentlich segensreich, namentlich in den letzten Jahren, als die vielen von edlen Mitbürgern errichteten, großen Stiftungen zur Unterstützung verarmter Bewohner entwertet worden waren.

Besonders hervorzuheben sind von diesen Vereinen in Landeshut der „Karnöffelverein“ und der 1870 hier als Zweigverein begründete „Vaterländische Frauenverein“ (beide unten in Sonderaufsätzen behandelt).

*) Erst nach dem letzten Kriege erhielt der Kreis Landeshut die die Eisenbahn ergänzenden wichtigen Autobus-Linien: Liebau—Schmiedeberg (1926), Landeshut—Merzdorf (1928), Landeshut—Bolkshain (1928), Landeshut—Reichenau (1927), Landeshut—Schwarzwaldbau—Gaablau (Konradswaldbau) (1927).

Die Verschönerung unserer Stadt hat mit der Anlage unserer Promenaden durch Bürgermeister Pfuhl (seit 1875) und dann mit der Tätigkeit des unter Vorsitz des damaligen Ersten Bürgermeisters Burkhardt gegründeten „Städtischen Verschönerungsvereins“ (seit 1904) begonnen. Bürgermeister Burkhardt verdanken wir die Schaffung der Parkanlagen auf dem 5 Hektar großen Kirchberg mit der herrlichen Aussicht, den ausgedehnten breiten Wegen und einer langen Nobelbahn. Auch der Platz vor dem Volksschulgebäude, der Methnerplatz, benannt nach dem um das Wohl unserer Stadt hochverdienten Ehrenbürger, Geheimen Kommerzienrat Paul Methner, ist zu einem schattigen Stadtpark mit Bänken und einem sonnigen Spielplatz für Kinder umgestaltet. Alle das Stadtbild Landeshuts verschönernden Anlagen sind unter den beiden früheren Bürgermeistern Pfuhl, welcher von 1875 bis zu seinem Tode 1900 hier amtierte, und unter seinem Nachfolger Burkhardt (von 1901 bis 1916) entstanden. Das Andenken beider Männer hat die dankbare Bürgerschaft geehrt durch Benennung einer von Bürgermeister Pfuhl verbreiterten Straße als „Pfuhlstraße“ und eines von Bürgermeister Burkhardt auf dem Kirchberge geschaffenen Platzes mit schönster Aussicht auf das Riesengebirge und seine Vorberge als „Burkhardt-Platz“.

Auch die Namen anderer um die Entwicklung Landeshuts hochverdienter Männer sind der Nachwelt ehrend erhalten worden. Im südöstlich gelegenen neuen Stadtteil, am „Else Hamburger-Haus für Säuglings- und Kinderpflege“, einer hochherzigen Stiftung von Stadtrat Max Hamburger und Gattin, ist der daran grenzende freie Platz nach der vor etwa 300 Jahren hier ansässig gewesenem Familie von Beuchel, welche bei allen schweren Drangsalen und Nöten der Stadt und ihrer Bürger opferwillig für diese eintrat, mit „Beuchel-Platz“ benannt worden. Die daran anschließende neue Straße hat zum ehrenden Gedenken an den als langjähriger Stadtrat um die Entwicklung der Stadt und um das Emporblühen der hiesigen Leinen-Industrie hochverdienten Geheimen Kommerzienrat Heinrich Frahne den Namen „Frahne-Straße“ erhalten. Die Perschkestraße erinnert an den hochbedeutenden Bürgermeister Perschke, welcher in Landeshut von 1816 bis 1840 tätig war.

Großen Anteil am geistigen Aufschwung Landeshuts hat unsere Presse, insbesondere das 1874 von dem verstorbenen Buchdruckereibesitzer Armin Werner gegründete „Landeshuter Tageblatt“, welches die ersten zehn Jahre den Namen „Vorwärts, Landeshuter Stadtblatt“ führte. Und vorwärts führte diese vom Begründer und — nach dessen 1899 so früh erfolgtem Tode — von seinem Sohne und Schwiegersohn vorzüglich geleitete weitverbreitete Tageszeitung im Osten des Riesengebirges! Für alle Schichten der Bevölkerung und besonders für die werktätigen Bewohner der Stadt und des Kreises war und ist dieses unser „Landeshuter Tageblatt“ ein wirklicher Bildungsfaktor. In vaterländischem Sinne gehalten, vertritt es gleichzeitig warm alle Volksrechte; es tritt ein für die städtischen und die Interessen des Kreises, in wirtschaftlicher, in sozialer und in kultureller Beziehung aufklärend und alle politischen Gegenfäße zu überbrücken suchend. Stündlich von allem bedeutungsvollen Weltgeschehen, von allen politischen Ereignissen durch eigene Hör- und Sprechanlagen Nachricht erhaltend und



Tafel 6

Der Markt von Landeshut im Jahre 1820.

Nach einem alten Stich

seine täglich erscheinende Zeitung mit mehreren eigenen Kraftwagen noch am selben Abend in den entferntesten Dörfern des Kreises zur Ausgabe bringend, ist das „Landeshuter Tageblatt“ wohl geeignet, uns die Presse als moderne Großmacht vor Augen zu führen.

Unsere zweite, bereits gegen 1840 gegründete „Landeshuter Zeitung“ erschien zuerst unter dem Namen „Wochenblatt“ und später als „Schlesische Eisenbahn“ in wöchentlich nur einmaliger Ausgabe. Im Jahre 1865 erhielt sie unter dem neuen Besitzer Theodor Schimonek, einem um unsere städtische Verwaltung sehr verdienten, ehrenamtlich viele Jahre als Beigeordneter tätigen Bürger, den Namen „Landeshuter Kreisblatt“. Dieses blieb lange, auch noch unter Schimoneks Nachfolgern, mehr im Rahmen eines abhängigen amtlichen Blattes. Später wurde der Nachrichtenteil abgetrennt, sodaß neben dem kleinen amtlichen Kreisblatt in demselben Verlag ein etwas größeres politisches Kreisblatt unter dem jetzigen Namen „Landeshuter Zeitung“ erscheint. Seit 1922, unter dem späteren Besitzer Alfred Brewer, sowie unter dem jetzigen Verleger Alfred Bartels, ist die früher abhängige politische Stellung einer gleichfalls vermittelnden Richtung gewichen und hierdurch sowie durch ebenfalls schnellste Mitteilung der neuesten Tagesnachrichten auch die „Landeshuter Zeitung“ eine gern gelesene Tageszeitung geworden. *)

Zu einem Rückblick auf „Landeshut im 19. Jahrhundert“ gehört auch ein Bericht über die vaterländischen Ereignisse, soweit sie unsere Stadt betreffen, und über die warmherzige Anteilnahme unserer Bürger an ihnen. Landeshut ist, wie bereits in den obigen Kapiteln geschildert, historischer Boden, unsere Felder und Berge, unsere die Stadt umschließenden Plätze sind blutgetränkt.

Die weiter zurück liegenden Ereignisse, die Belagerung der Stadt durch die Hussiten vor genau 500 Jahren, die wiederholten Plünderungen, verbunden mit der Ausrottung der Bewohner und der Vernichtung der meisten Häuser während des dreißigjährigen Krieges, die Schrecken der beiden Schlachten bei Landeshut, 1745 unter dem preussischen General von Winterfeld und 1760 unter General von Fouqué gegen die Österreicher mit den von diesen im Juni 1760 verübten mehrtägigen Plünderungen und Mißhandlungen der Einwohner, diese traurigen Vorgänge aus Landeshuts trübster Zeit, wurden in besonderen Aufsätzen eingehend geschildert.

Die traurigen Kriegesjahre 1806/07 brachten auch uns, auf fast ein Jahr, feindliche Einquartierung, neben Franzosen hauptsächlich die mit Napoleon I. verbündet gewesenen Bayern, Sachsen, Württemberger, welche unseren Bürgern gegenüber leider recht hart auftraten. Wiederholt waren Monate lang gleichzeitig bis 3000 Mann im Kreise Landeshut einquartiert.

Als die letzten Feinde am 12. Juli 1808 endlich abrückten, atmeten unsere Bürger auf, und der Kunstpfeifer (Stadtmusik) Hude gab, etwas zu voreilig, dem allgemeinen Empfinden Ausdruck, indem er vom Rathausurm den Choral „Nun danket alle Gott“ herunterschmetterte. Sofort kehrte die Truppe aus der Vorstadt zurück, um den Stadtmusik

*) Die jüngste Tageszeitung für den Kreis Landeshut ist seit 1926 das in Schweidnitz gedruckte katholische „Volksblatt“.

und die Stadt streng zu bestrafen. Nur der Geistesgegenwart einer älteren Dame gelang es, den führenden Offizier zu beschwichtigen.

Außer den ungeheuren Lasten so langer feindlicher Einquartierung und deren Kontributionen war eine Kriegeschuld von 50 000 Talern entstanden. Dem damals amtierenden ersten Wahl-Bürgermeister Venda sowie dem ersten Stadtverordneten-Vorsteher, dem Handelsheerrn und späteren Stadt-Altesten Matthias Christ, ist die reibungslose Abbüderung dieser drückenden Schuld zu danken. Sie verteilten (1810) diese Last in 31 Klassen der Hausbesitzer (mit Übernahme der Schuld von 6 Talern bis zu 3400 Talern je nach der Kraft des Hausbesizers), und in 16 Klassen der Mieter (mit verteilter Pflichtzahlung von 5 bis 300 Talern), sodaß diese schweren Verpflichtungen für jeden tragbar wurden.

Die Freiheitskriege erregten bei uns die Wogen hellster Begeisterung. Alt und jung, hoch und niedrig, eilte auf den „Aufruf an mein Volk“ zur Verteidigung des Vaterlandes. Alle Bürger brachten gern die größten Opfer. Viele gaben ihren Schmuck, Wertsachen, zum Eintausch gegen eine „eiserne Gedenkmonze“. Noch heute besitzen einige alte Familien diese Erinnerungen der von inniger Vaterlandsliebe zeugenden Opferwilligkeit ihrer Ahnen.

Während des Waffenstillstandes im Jahre 1813 lagerte von Johndorf bis Merzdorf ein russisches Korps von etwa 30 000 Mann, und am 10. August fand eine Parade desselben vor dem Kaiser Alexander I. und unserem damaligen König, Friedrich Wilhelm III., auf den Feldern hinter Leppersdorf statt¹⁾. Aus alten Urkunden ist ersichtlich, daß während des Waffenstillstandes die Menge der in Landeshut weilenden Fürsten mit ihrem Gefolge, der Minister mit ihren Kanzleien, der Generale und höheren Offiziere mit ihren Stäben so groß war, daß bei der Überfüllung der Stadt viele Generale und hohe Beamte froh waren, in den kleinsten Häusern unterzukommen. Zu jener Zeit kanierte das Heer in Feldlagern. Bei dem damals täglich strömenden Regen wurden von den Truppen immer nur 6000 Mann in die Stadt gelassen, um sich abzutrocknen und sich etwas zu erholen. Die Höhe der Einquartierung, welche Landeshut 1813/14 hatte, nach Tagen errechnet, ist ebenfalls urkundlich festgestellt: 1813 waren es 8841 Offiziere, 119 351 Mann, 1814 1596 Offiziere, 30 497 Mann. Hieraus lassen sich die mit großer Opferwilligkeit geleisteten Dienste unserer damaligen Landeshuter Bürger ermessen.

Die 1863 abgehaltenen Gedenkfeiern der Schlacht an der Katzbach vom 28. August 1813²⁾, welche im Besonderen den späteren Regierungsbezirk Liegnitz von den napoleonischen Heeren befreite, und der Schlacht bei Leipzig vom 18. Oktober 1813 sind hier unter Beteiligung aller Vereine, der Bürgerschaft und der Schulen als große Volksfeste auf einer Wiese am Kreppelwald gefeiert worden. Ich erinnere mich dieser Gedenkfeiern, als meiner ersten öffentlichen Schulfeiern, ganz genau. Große Ehrungen der damals noch lebenden 4 Offiziere und etwa 200 Veteranen erfolgten hierbei.

¹⁾ Die von den russischen Truppen im Sommer 1813 vom Burgberg bis nach Krausendorf errichteten 7 Schanzen mußten 1815 mit großen Kosten wieder entfernt werden.

²⁾ Fürst Blücher beherbergte Landeshut am 15. IX. 1818.

Während von dem Anfang 1864 gegen Dänemark geführten Kriege bei der sehr geringen Anzahl der aus hiesiger Gegend zum Heere Eingezogenen nur wenig zu merken war, brachte uns der Krieg 1866 gegen Österreich, gegen Bayern, Hannover, Sachsen usw. bei der Nähe der österreichischen Grenze viel Leben, aber auch große Aufregung. Die Befürchtung eines feindlichen Einbruches, die Möglichkeit, daß der Kriegsschauplatz in unsere Nähe fallen könne, ferner bei etwaigem verlustreichen Ausgange die Wahrscheinlichkeit dauernder Durchmärsche feindlicher Truppen und deren Requisitionen, die wieder die Verarmung unserer Stadt und der Kreisbevölkerung herbeigeführt hätten, alles dieses lag sehr nahe und machte die allseitige Aufregung verständlich.

Das kriegerische Leben begann hier am 20. Mai 1866 mit dem Einrücken der Avantgarde des 5. Armeekorps in die Stadt und Umgebung; das 2. Bataillon des Königs-Grenadier-Regiments Nr. 7 nahm bei uns Quartier. In wenigen Tagen folgten sämtliche Truppen dieses Korps unter General von Steinmetz. Am 5. Juli fand die Besichtigung des Korps, das dem Oberbefehl des Kronprinzen Friedrich Wilhelm unterstellt worden war, durch diesen auf den Feldern zwischen der Stadt und Reichenhennersdorf, südwestlich vom Gerichtsberg, statt. Täglich erfolgte der Durchmarsch großer Truppenkörper verschiedener Armeekorps, auch auf den von Pionieren verbreiterten Wegen um die Stadt, zur Befestigung der nahen Landesgrenze. Am 27. Juni wurde bei Liebau und Schömburg die Grenze überschritten nach vorangegangenen Feldgottesdienst und einem allgemeinen Betttag in den überfüllten Kirchen.

Der spätere glückliche Ausgang der zuerst für uns ungünstigen Schlacht bei Trautenaue am 27. Juni (deren Kanonendonner hier deutlich zu hören war), nachdem unsere Truppen zuerst zurückgegangen und die Proviantkolonnen in der darauf folgenden Nacht bereits durch Landeshut zurückgefahren waren, dann die darauf innerhalb weniger Tage Schlag auf Schlag erfolgenden siegreichen Schlachten in Böhmen wendeten für uns die zuerst große Gefahr glücklich ab.

Vollen Ausdruck fand unser Dank in der Pflege der schon vom 28. Juni an in den hiesigen Lazaretten und freiwillig in fast allen Bürgerhäusern aufgenommenen verwundeten Soldaten. Alle Schulen und Säle, das Mariannestift, das alte Hospital, auch das erst neu erbaute Amtsgerichtsgebäude waren bald mit verwundeten Soldaten belegt worden. Zuerst fehlte es dringend an militärärztlicher Hilfe und an Lazarettbeamten, an Verbandszeug, an Heilmitteln und selbst an Lebensmitteln. Ein Aufruf genügte; kein Bürger schloß sich aus, sofort helfend einzugreifen.

Um die Verwundeten haben sich die drei hiesigen Ärzte, Kreis-Physikus Dr. Benedikt, Dr. Meister, Dr. Großer und der Heilgehilfe Stiehl Tag und Nacht in aufopfernder Weise betätigt; als damaliger Truppenarzt auch Landeshuts späterer Kreisarzt, unser während des Weltkrieges verstorbener Geheimrat Köhler. In der Pflege waren es viele Damen der Stadt aus ersten Kreisen bis zur Arbeiterfrau, viele Kaufleute, Beamte, Lehrer, von denen sich Kaufmann Bernhard Semper, Albert Naumann und Richard Kauffmann, Prorektor Höger, Rektor Gellrich, Lehrer Ossig, Kantor Zinnecker ganz besonders hervortaten; von den Damen in

erster Reihe Fräulein Elisabeth Dorn und Fräulein Anna Methner später verehelichte Frau Marks, welche beide durch Verleihung des Luifen-Ordens ausgezeichnet worden sind.

Das Heimathbuch unserer Stadt soll die Ehrentafel sein, die Namen dieser gleichzeitig um unser Vaterland verdienten Männer und Frauen in dankbarem Gedenken zu erhalten.

Jene liebevolle Hilfsbereitschaft und Aufopferung aller Einwohner Landeshuts jeden Standes wurde von dem Mitte August wieder hier anwesenden Kronprinzen Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin, von der Heeresleitung und von den höheren Behörden auf das wärmste anerkannt.

Die hierfür als Belohnung in Aussicht gestellte Errichtung einer Garnison scheiterte allerdings an der Ablehnung der damals recht wenig einsichtigen Stadtväter. Das wirtschaftliche Leben in unserer Stadt hätte sonst schon früher einen größeren Aufschwung genommen. — Ebenso glänzende Aufnahme, Ehrung und Bewirtung fanden alle nach dem siegreichen Kriege hier wieder durchmarschierenden Truppen; auch hierin drückte sich der Dank unserer Bürger für das tapfere Heer aus. Für die in diesem Kriege in den hiesigen Lazaretten verstorbenen 42 preussischen und 57 österreichischen Krieger ist auf dem Kirchberg ein Militär-Friedhof errichtet worden mit Gedenktafeln der Namen der hier beerdigten Krieger zu ehrendem Gedächtnis. Am 10. November 1867, dem ersten Jahrestage des Friedensfestes, wurde das von Stadt und Kreis errichtete und von einem hiesigen Bildhauer hergestellte große Denkmal auf dem Krieger-Friedhof im Beisein hoher preussischer und österreichischer Offiziere eingeweiht. Die Pflege dieser Gräber sowie der Gräber des erweiterten Militär-Friedhofes für die im Weltkriege im hiesigen Reserve-Lazarett gestorbenen Krieger hat der hiesige Militärverein in kameradschaftlicher Ehrenpflicht übernommen. Alljährlich fand früher am Jahrestage der Schlacht bei Königgrätz auf dem Militär-Friedhofe eine Gedenkfeier statt.

Die Notwendigkeit einer Eisenbahn über Landeshut zur Landesgrenze, für welche die hiesige Kaufmannschaft bereits im Jahre 1855 und in den folgenden Jahren wiederholt eingetreten war, kam im Kriege 1866, in welchem alle Truppen von Freiburg bezw. von Görlitz aus den weiten Marsch über Landeshut zur Landesgrenze zu Fuß zurücklegen mußten, endlich auch der Leitung der Staatsbahn zur Erkenntnis. Hauptsächlich aber ist der Bahnbau dem Drängen des Großen Generalstabes zu danken, das erfolgte, nachdem General-Feldmarschall Graf Moltke mit seinem Stabe 1867 hier war und sich scharf über die bisherige Verzögerung des Bahnbaues geäußert hatte.

Der schon 1867 von Görlitz aus fortgeführten Bahn über Hirschberg — Ruhbank — Waldenburg nach Freiburg schloß sich erst 1869 die Verbindungs-Linie Ruhbank — Landeshut — Liebau an und von da aus die Weiterführung bis Trautenau. Bei dem schon damals fehlenden guten Willen der für Landeshut zuständigen Eisenbahn-Verwaltung und durch Unterlassung energischer Schritte unserer damaligen Stadt- und Kreisverwaltung, ferner durch Einwirkung einflussreicher Persönlichkeiten ist die direkte Führung der Hauptstrecke Berlin — Hirschberg — Landeshut — Breslau mit Umgehung von Ruhbank leider nicht erfolgt. Auch heute noch haben

wir die vielfach zu geringe Berücksichtigung unserer Stadt in für uns lebenswichtigen Bahnverbindungen durch die entscheidende Reichsbahnverwaltung zu beklagen.

Unsere Stadt, der ganze Osten des Riesengebirges mit seinen bekannten Naturschönheiten würde bei besserer und direkter Bahnverbindung berechtigt der Mittelpunkt des Verkehrs nach dem Riesengebirge werden. Wir wollen hoffen, daß es dem Wirken unserer energisch und mit weitem Blick hierfür eintretenden Stadt- und Kreisverwaltungen gelingt, diese Forderungen durchzusetzen.

Um Landeshut in diesen Verkehrsmittelpunkt zu stellen, es zur gern und viel besuchten Fremdenstadt zu gestalten, so wie es die benachbarten Städte Hirschberg und Waldenburg auch durch ihre Heimatmuseen begonnen und erreicht haben, ist es erforderlich, auch bei uns an die Schaffung eines städtischen Museums heranzugehen. Es würde ein großer Teil der jährlich zu vielen Tausenden das nahe Kloster Grüssau Besuchenden auch zu einem Aufenthalt in Landeshut veranlaßt werden, wenn außer unseren wohlgepflegten Anlagen auf dem Kirchberg mit der herrlichen Aussicht auf das Gebirge, und ebenso vom Burgberg auf das schöne Vober- und Ziedertal, hier für einen Fremden auch geistig Anregendes geboten würde. Auf die Bedeutung eines solchen Museums für die Bewohner unseres Landeshuter Kreises selbst braucht hier nicht eingegangen zu werden. Unserer Stadtverwaltung, welche in letzter Zeit durch eine großzügig angelegte Badeanstalt u. a. viel Neues geschaffen hat und durch zahlreiche Neubauten bemüht war, auch der Wohnungsnot abzuhelpfen, um Landeshut gleich anderen Städten hochzuführen, ist die Möglichkeit zur Errichtung eines Heimatmuseums durch die zur Zeit in dieser Beziehung leicht zu lösende Raumfrage gegeben. Nichts wäre hierzu so vorzüglich geeignet und mit ganz geringen Kosten auszuführen, als einige Räume des bisherigen, der Stadt gehörenden Postgebäudes nach erfolgtem Neubau der Post auf der Bahnhofstraße für das künftige städtische Heimat-Museum abzugeben, wofür ich bereits seit mehreren Jahren geworben habe.

Dessen Krone wäre seine Verbindung mit der Sammlung der „Wallenbergischen Bibliothek“, wobei selbstverständlich der Besitzerin, der Evangelischen Kirchengemeinde, für diese heimatliche Überlassung derselben an die Stadt ihre unvergänglichen Eigentumsrechte gesichert werden müßten. Weiterhin würde eine Vereinigung der von Dr. Max Hamburger in hochherziger Weise errichteten Volks-Bibliothek mit dem Museum für dieses eine wertvolle Vergrößerung sein, und die Zustimmung des Stifters dieser Bibliothek hierzu würde sehr dankbar begrüßt werden.

Einen sehr wichtigen Teil des Heimat-Museums und gleichzeitig eine Fundgrube für den Altertums-Forscher und jeden Freund hiesiger Heimatsforschung würden unsere historisch wertvollen städtischen Original-Urkunden und die vielen Urkunden-Abschriften und Akten sein, welche im Staatsarchiv in Breslau nur vorläufig niedergelegt sind. Auch besitzen viele hiesige sowie nach auswärts verzogene alte Landeshuter Familien für unser Museum geeignete Gegenstände, wie Bücher, Bilder, Sammlungen jeder Art; es würde ihnen Freude machen, diese Erinnerungen dem Heimat-

Museum zu stiften und hierdurch in Heimatstreu beizutragen zum geistigen Aufschwung unserer Stadt und unseres Kreises.

Ich setze meine Schilderung hiesiger vaterländischer Ereignisse fort. Die Begeisterung der Landeshuter Bürger zur Zeit der Freiheitskriege erneuerte sich in unserer Stadt bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im Jahre 1870/71. Allein aus Landeshut mit seinen damals nur 5380 Einwohnern wurden etwa 300 Soldaten zum Heere einberufen. Die Behörden und die Bürgerschaft wetteiferten in der Erfüllung der Ehrenpflicht, den Angehörigen der Eingezogenen hilfreich zur Seite zu stehen. Die Liebestätigkeit für unsere im Felde stehenden Krieger, besonders in jenem kalten Winter, war in allen Kreisen opferwillig groß. Und ungeheuer war die Freude über die glorreichen Siege unseres tapferen Heeres und dessen Führung. In der Ehrung der heimkehrenden Krieger und durch Errichtung von Denkmälern zur Erinnerung an diese Zeit sowie zum ewigen Gedächtnis der für das Vaterland gefallenen Helden fand sie ihren dankbaren Ausdruck. Die Siegessäule auf der Höhe des Kirchberges, umgeben von aus eroberten französischen Kanonen gefertigter Umzäunung, diese bekrönt mit eroberten Granaten, ist das Zeichen unseres Dankes.

Einer der Helden dieses siegreichen Krieges, Feldmarschall Graf Moltke, weilte 1875 (wie schon 1867) mit seinem Stabe im Rahmen einer strategischen Grenzlandbesichtigung im Landeshuter Kreise, dabei auch unserer Wallenbergischen Bibliothek sein Interesse bezeugend und an der Sedan-Feier teilnehmend.

Der Krieg 1870/71 mit seiner zu jener Zeit fabelhaft klingenden Kriegskosten-Entschädigung von 4 Milliarden Mark führte zum Wohlstand des Reiches, förderte den der Städte, das Aufblühen der Industrie, des Handels und des Handwerks. Auch in Landeshut setzte erhöhtes geschäftliches Leben ein.

Verschiedene weitere vaterländische Ereignisse bis zum Ende des 19. Jahrhunderts warfen dann auch hier trübe Schatten in alle Kreise: der Mitte der siebziger Jahre ausgebrochene Kulturkampf und die hieraus erfolgte Zersetzung bürgerlicher Einigkeit; die ruchlosen Attentate auf unseren ehrwürdigen alten Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1878; die hoffnungslose Erkrankung und das Hinscheiden des allseitig verehrten Kronprinzen und späteren Kaisers Friedrich; die plötzliche und harte Amts-Entlassung des Reichskanzlers Fürsten Bismarck (1890); das Vordringen unverantwortlicher Kreise und deren Einflußnahme auf die maßgebende Stelle als Anfang des späteren Unglückes unseres Vaterlandes, all dieses wurde auch in Landeshut hemmend empfunden und brachte eine vollständige Verschiebung der politischen Stimmung mit sich, welche am besten gekennzeichnet wird durch die nackten Zahlen bei den Reichstagswahlen in diesen 50 Jahren. Die vielen verschiedenen politischen Parteien, von mir in 4 Hauptparteien zusammengefaßt, wobei ich, um ein klares Bild zu geben, die abgegebenen Stimmen der erst 1903 eingemeindeten zwei Vororte Nieder-Leppersdorf und Niedergieder der Stimmenzahl der Stadt Landeshut von 1871 bis 1903 hinzugerechnet habe, ergeben nach den von mir seit fast 40 Jahren gemachten Aufzeichnungen folgendes Bild:

Stadt Landeshut mit den 1903 eingemeindeten zwei Vororten Nieder-Leppersdorf und Nieder-Zieder	Linke	Mitte		Rechte	Splitter- parteien	Gesamt- Stimmenzahl
	Sozialist. Kom- munisten	Demokrat. Dt. Volksp.	Zentrum	Deutsch- national		
1871 Reichstagswahl	18	656	—	168	—	842
1874 "	58	681	26	154	—	919
1878 "	96	612	38	237	—	983
1881 "	21	398	65	355	—	893
1884 "	29	528	74	271	—	902
1887 "	31	1264	—	—	—	1295
1890 "	350	834	19	285	10	1498
1893 "	488	623	—	362	36	1509
1898 "	672	478	191	392	5	1738
1903 "	707	657	249	136	61	1810
1907 "	659	692	267	227	1	1846
1910 "	866	722	322	137	6	2053
1912 "	971	756	—	429	8	2164
1919 Nationalverslg. mit	3231	1217	1058	857	29	6322
1920 Reichstagswahl } Frauen-	2711	1296	1053	1110	83	6163
1924 " } Stimm-	2355	1175	1009	1018	667	6294
1928 " } recht	2648	1126	1041	801	963	6579

Das Anwachsen der Gesamt-Stimmenzahl zwischen den Jahren 1871 und 1898 von 842 auf 1738 männliche Stimmen ergibt wiederum den Hinweis auf die durch die industrielle Entwicklung der Stadt vermehrte Einwohnerzahl, wobei zu berücksichtigen ist, daß in diesem Zeitraum ein bedeutender Teil der hiesigen Arbeitnehmer nichtwahlberechtigte Ausländer waren. Während das Zentrum, mit mehreren Unterbrechungen, — besonders 1912 — erst im Jahre 1898 in den Wahlkampf eintrat, brachten von 1871 bis 1910 alle Reichstagswahlen — außer 1887 durch Zurückhaltung auch der konservativen Partei — bei den drei bürgerlichen Parteien nur geringe Schwankungen. Die 1924 und 1928 leider auch hier erfolgte bedeutende Parteien-Zersplitterung — bis 15 % der abgegebenen Stimmen — ist die Folge der das Vaterland schädigenden Uneinigkeit unseres deutschen Volkes und sollte für alle eine Lehre sein, nur in drei höchstens vier Parteien zusammenzuhalten, in Frieden und Zusammengehörigkeit zum Heile des deutschen Vaterlandes. Dagegen wuchs die Stimmenzahl der sozialistischen Parteien, besonders nach dem Thronwechsel im Jahre 1888 und mit der Entlassung des Fürsten Bismarck als Reichskanzler, von 31 Stimmen im Jahre 1887 auf 971 Stimmen des Jahres 1912 an, d. h. auf das dreißigfache und 1919 auf das über 100fache, während diese Zahl bei der letzten Wahl hier auf das 85fache zurückging.

Besonders interessant wirkt aber die seit der Wahl zur Nationalversammlung 1919 und zu den folgenden Reichstagswahlen um das vielfache gestiegene Gesamtstimmenzahl: von 2164 abgegebenen Stimmen im Jahre 1912 auf 6579 im Jahre 1928, was einmal auf die Erteilung des Frauen-Stimmrechtes und andererseits auf die Herabsetzung des wahlberechtigten Alters zurückzuführen ist; zugleich auf das regere politische Interesse der Frauen und auf die Beschäftigung überwiegend weiblicher Arbeitskräfte in der hiesigen Industrie.

Wenn ich die seit fast 40 Jahren von mir gesammelten Wahlflugblätter vergleiche, ist festzustellen, daß in dem letzten Jahrzehnt eine bedeutende Verschärfung des Wahlkampfes eingetreten und aus den früher nur sachlichen politischen Gegenüberstellungen der Kampf leider auch bei uns teilweise zu persönlichen Angriffen übergegangen ist. Der Wunsch gerade der wahrhaft vaterländisch gesinnten Deutschen, den Wahlkampf in vornehm zurückhaltender Weise zu führen nach dem in früheren Jahren getreulich beachteten Sinnspruch „fortiter in re, suaviter in modo“ (stark in der Tat, vornehm in der Art) wird zum Schaden des inneren Friedens leider in allen Kreisen viel zu wenig beachtet. Der Boden einer freieren Anschauung war in Landeshut in der Bürgerschaft vorbereitet durch die in den Hansestädten, in den großen deutschen Handels-Zentren und in Übersee herangebildeten früheren Kaufherren und deren Söhne, sowie die ganz Deutschland durchwandernden Söhne unserer früheren, infolge des Blühens des hiesigen Feinwandhandels ebenfalls wohlhabend gewordenen Handwerksmeister. Solche freieren Anschauungen zeigten sich, wie eingangs erwähnt, bei der im Beginn des vorigen Jahrhunderts erfolgten ersten großen Umwälzung in unserem Vaterlande, bei der Einführung der Städte-Ordnung im Jahre 1808 durch den Freiherrn vom Stein und Kanzler von Hardenberg, welche, wie gesagt, hier in Landeshut im Gegensatz zu vielen anderen Städten dank des weiteren Blickes und der Welterfahrung der damaligen Kaufherren und Handwerksmeister ganz reibungslos verlief. Diese freiheitlichere aber streng vaterländische Gesinnung drückte sich bei uns auch während der Reaktionszeit Ende der vierziger Jahre aus, zunächst freilich mehr in frommen Wünschen. Die Bewegung wurde bei uns erst lebhafter, als schärfer eingestellte Schmiedeberger Bürger hier ein stärkeres politisches Interesse wahrnehmen, das ängstliche Gemüter dann zur Herbeirufung militärischen Schutzes für Landeshut, einzelne der benachbarten Dörfer und für Schmiedeberg veranlaßte. Die liberale Einstellung der meisten hiesigen Bürger vererbte sich auf deren Söhne und Enkel, und nach Gründung des Deutschen Reiches war der Wahlkampf jahrzehntelang friedlich, sachlich, ohne persönliche Bekämpfung.

Vorstehende von mir gesammelten Zahlen geben dem Leser ein klares Bild der dann in den letzten drei Jahrzehnten erfolgten Verschiebung der Stimmenzahl. Aus der Vergangenheit müssen wir lernen, um unsere Zukunft glücklicher zu gestalten.

Wir alle sind Träger des Willens, das Vergangene mit der Gegenwart und dem werdenden zum Wohle des Vaterlandes zu verbinden und müssen unsere Stimme erheben gegen Zwietracht und Bruderhaß.

Der Blick in die Gegenwart läßt erfreulicherweise erneutes Aufsteigen erkennen, wenn auch die Folgen der durch den traurigen Ausgang des Weltkrieges verschlechterten wirtschaftlichen Lage für uns noch lange nicht überwunden sind.

Auch in die Zukunft blicke ich hoffnungsfreudig, wobei meine Hoffnung auf dieses Wieder-Vorwärtsschreiten, auf die weiter aufsteigende Entwicklung, auf das Wiederaufblühen unseres Vaterlandes und unserer Heimatstadt Landeshut in der selbstlosen Hingabe und Mitarbeit der in sozialer und auch in religiöser Beziehung gefestigten jüngeren Generation ruht.

Möge ihr Mitwirken zum weiteren Aufbau, zum Heile aller gelingen.

Ich schließe diesen Aufsatz mit den Worten eines unserer größten Deutschen:

„Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das von der Finsternis zum Lichte strebt.“



Unsere Heimat in und nach dem Weltkriege.*)

Von Ernst Kunik, Landeshut.

Ein sonnenklarer Sommertag, der 28. Juni 1914, führt fangesfrohe Landeshuter hinüber über die schwarzgelben österreichischen Grenzpfähle, um den treudeutschen Sangesbrüdern drüben in Trautenau ihr Sängerfest feiern zu helfen.

Erregt kehren sie am Abend mit der Nachricht zurück: „Der österreichische Thronfolger ist von einem fanatischen serbischen Studenten ermordet worden.“

Wir stehen vor dem Ausbruch des Krieges, das fühlen wir alle.

Der 28. Juli bringt die Kriegserklärung des schwer gereizten Österreich an Serbien, der 1. August die Deutschlands an das seit mehreren Tagen im Kriegsaufmarsch stehende Rußland.

Europa steht in Flammen; der Weltkrieg ist entfacht!

Am 1. August mittags trifft der Mobilmachungsbefehl in Landeshut ein, am Nachmittage des 2. August der Aufruf des Landsturms. Jugendliche und „Ungediente“ werden zur Ausbildung eingezogen; viele gehen freiwillig. Jünglinge von 17 und selbst von 16 Jahren drängen sich zu den Waffen. Heißt es in einer Garnison „zu schwach“, versuchen sie es in anderen.

Was muß in den wenigen Tagen bis zum Abschiede noch alles geschafft und geregelt werden.

Der Abschied bringt schweres Abschiedsweh.

Die Landsturmataillone Hirschberg und Lauban-Hirschberg nehmen viele aus unserer Heimat auf und führen sie dem Heere zu.

Bei uns aber werden bald Feld, Werkstatt und Fabrikfaal leer von männlichen Arbeitskräften. Die Leinenfabriken schränken ihren Betrieb ein und stellen ihn auf die Erzeugung von Heeresbedarf um; Schlossereien und Tischlereien helfen bei der Anfertigung von Munition.

Frauen, Kinder und Greise übernehmen die Arbeit der Ausgezogenen. Getreide- und Herbsternste werden eingebracht, die Herbstsaat wird der Erde anvertraut.

*) Obwohl die Verhältnisse in unserer Heimat während und nach dem Weltkriege im wesentlichen nicht andere waren, als anderwärts im deutschen Vaterlande, wollen wir doch diese Zeit der Not in unserem Heimatbuch nicht ganz vergessen.

Bald bedecken Schnee und Eis die Fluren. Doch draußen tobt der furchtbar schwere Abwehrkampf trotz Kälte und Nässe weiter. Die Hoffnung, daß der Krieg zu Weihnachten zu Ende sein werde, erfüllt sich nicht.

Feldpostpäckchen, Liebesgabenpakete mit Fleisch- und Wurstwaren, warmer Unterkleidung, Tabak, Tabakpfeifen u. a. sendet die Heimat den kämpfenden Brüdern.

Immer wieder stellt die Heimat ihre Mittel dem Vaterland zur Verfügung. Milliarden-Kriegsanleihen werden aufgelegt und überzeichnet. Gold und Silber, alte Schmuck- und Zierstücke werden hervorgeholt und geopfert. Kupfer-, Messing-, Aluminiumgeschirr wird abgeliefert. Vom hohen Glockenturm holt man die altehrwürdigen und klangschönen Glocken. Die Schuljugend sammelt Laubheu als Futter für Militärpferde, Nesseln zu Webwaren, Alteisen, Gummiabfälle, selbst Knochen, Lumpen, Kirsch-, Pflaumen-, Kürbiskerne, Bucheckern, Eberesch. Für Werke der Barmherzigkeit werden Ehrenschilde genagelt; Landeshut erhält seinen „Eisernen Landeshüter“, der im Treppensflur des Rathauses Aufstellung findet.

Gehnsüchtig werden daheim die Feldpostbriefe erwartet. Die Sorge, das bange Ahnen raubt der Gattin, der Mutter die Nachtruhe. Die Verlustlisten melden die Namen der Gefallenen und bringen Tränen und Weh in die Hütten der Heimat.

Fast als ein Glück erscheint es, wenn die Liste den Vermerk „verwundet“ bringt. Auch unser Landeshut erhält bald zu Anfang des Krieges in der Altstadtschule ein Reservelazarett, das bei seiner großen Entfernung von den Kriegsschauplätzen für Leichtverwundete und Leicht-erkrankte bestimmt ist. Im Verein mit 8 Baracken in den Schulhöfen und den Schulanlagen vermag es 550 Verwundete aufzunehmen. Die Landeshuter wetteifern miteinander, den ankommenden Kriegern Gutes zu erweisen. Frauen und Mädchen aus der Stadt unterstützen die Krankenschwestern bei ihrer Arbeit. Im Mai 1917 wird das Lazarett aufgelöst.

Indessen geht das Blutvergießen, das immer grauenhaftere Formen annimmt, weiter.

Unendlich schwere Kriegsnot draußen.

Doch auch im Vaterlande, auch in unserer Heimat, wächst die Not. Der Hunger soll uns zermürben und endlich niederzwingen.

Die Lebensmittelknappheit wird zur Lebensmittelnot.

Da setzt die Rationierung der Lebensmittel ein. Im Februar 1915 erhalten wir die ersten Brotmarken (Kreisbl. 1915, Nr. 3), im April 1916 Zuckerkarten und im Mai 1916 Fleischkarten (Kreisbl. 1916). Zeitweise ist das Brot kaum noch als Brot zu bezeichnen; bei den vielerlei Zusätzen — gekochte und gequetschte Kartoffeln bilden noch den reellsten Zusatz — bäckt es nicht durch. Es ist „klinschig“, und selbst dieser „Klinsch“ ist knapp. Oft knirscht es sandig zwischen den Zähnen. Gesundheitsschädliche Zusätze wie Spreu-, Stroh- oder Holzmehl müssen besonders verboten werden (Kreisbl. 1916 Nr. 66).

Der Kohlrußwinter 1916—17 treibt die Not in die Höhe. Er bringt uns Kartoffel-, Butter- und Milchkarten. (Kreisbl. 1916). Da die Milch nur an Kinder bis zu 6 Jahren, an werdende und stillende Mütter,

an Kranke auf ärztliches Zeugnis hin und an Alte über 70 Jahre ausgegeben werden kann, beträgt die Wochenzuweisung an einen Erwachsenen (Kreisbl. 1915 Nr. 13 u. a.) 2000 gr (1800 gr*) „Kriegsbrot“, 7 Pfd. (5 Pfd.*) Kartoffeln, 200 gr (100 gr*) Fleisch mit Knochen, 90 gr (50, 25 gr*) Butter oder Fett.

<p>Gültig vom 22. bis 28. März 1000 gr. Brot oder 650 gr. Mehl. I Kreis Landeshut</p>	<p>Ganze Brotkarte Nicht übertragbar! Kreis Landeshut i. Schl.</p>	<p>Gültig vom 5. bis 11. April 1000 gr. Brot oder 650 gr. Mehl. III Kreis Landeshut</p>
<p>Gültig vom 22. bis 28. März 1000 gr. Brot oder 650 gr. Mehl. I Kreis Landeshut</p>	<p> Haushaltungsliste Nr.</p>	<p>Gültig vom 5. bis 11. April 1000 gr. Brot oder 650 gr. Mehl. III Kreis Landeshut</p>
<p>Gültig vom 22. bis 28. März 90 gr. Semmel. I Kreis Landeshut</p>	<p>Gültig v. 22. März b. 18. April.  Zur genauesten Beachtung:  Abtrennung der Wochenscheine nur zulässig durch die Verkäufer des Brots u. Mehls.</p>	<p>Gültig vom 5. bis 11. April 90 gr. Semmel. III Kreis Landeshut</p>
<p>Gültig v. 29. März bis 4. April 1000 gr. Brot oder 650 gr. Mehl. II Kreis Landeshut</p>	<p>Die Wochenscheine dürfen nur während der Gültigkeitsdauer also weder früher noch später abgetrennt werden.</p>	<p>Gültig vom 12. bis 18. April 1000 gr. Brot oder 650 gr. Mehl. IV Kreis Landeshut</p>
<p>Gültig v. 29. März bis 4. April 1000 gr. Brot oder 650 gr. Mehl. II Kreis Landeshut</p>	<p>Die Verkäufer haben die Wochenscheine aufzubewahren.</p>	<p>Gültig vom 12. bis 18. April 1000 gr. Brot oder 650 gr. Mehl. IV Kreis Landeshut</p>
<p>Gültig v. 29. März bis 4. April 90 gr. Semmel. II Kreis Landeshut</p>	<p>Bei Empfang einer neuen Brotkarte ist dieser Schein bei der Ausgabestelle abzugeben.</p>	<p>Gültig vom 12. bis 18. April 90 gr. Semmel. IV Kreis Landeshut</p>

Wenig, bitterwenig, wenn man bedenkt, daß auch sonst alles Eßbare recht knapp ist. Ein Anspruch auf Butter, die oft durch minderwertige Margarine ersetzt wird, besteht von vornherein nicht. Selbst die Zuweisung der anderen Lebensmittel, deren Beschaffung der Stadt und dem Kreise unendliche Mühe macht, setzt gelegentlich aus. Da steht z. B. eine Hausfrau mehrere Stunden vor der Stadt. Verkaufsstelle „Schlange“ als etwa zweihundertste. Trotz aller Sparsamkeit sind im Juli die alten Kartoffeln aufgebraucht und heute soll es auf Marke D 12 je Person 2 Pfund neue Kartoffeln geben. Bei etwa Nr. 190 ist der kleine Kartoffelvorrat ausgegeben; übermorgen darf man wieder „anstehn“, hoffentlich mit Erfolg. Mutter und Kinder hungern bis dahin, sattessen können sie sich schon längst nicht mehr. Neben den Lebensmitteln kommen allmählich fast alle lebensnotwendigen Stoffe unter Zwangswirtschaft: Kohle, Gas, Petroleum, Licht,

*) Zeitweise ausgegebene geringere Mengen.

Kreis Landeshut.
Nicht übertragbar!

Milchkarte

Milch ist im Haushalt
sofort abzukochen!

über Dreiviertel Liter täglich auf 8 Wochen.

Die Karten sind vom Verkäufer abzutrennen und täglich der Gemeindebehörde des Verkaufsorts abzuliefern.

8. Woche.	3 4 I 2 3	3 4 I 1 3	3 4 I 28 2	3 4 I 27 2	3 4 I 26 2	3 4 I 25 2	3 4 I 24 2
	Landeshut.	Landeshut.	Landeshut.	Landeshut.	Landeshut.	Landeshut.	Landeshut.
7. Woche.	3 4 I 23 2	3 4 I 22 2	3 4 I 21 2	3 4 I 20 2	3 4 I 19 2	3 4 I 18 2	3 4 I 17 2
	Landeshut.	Landeshut.	Landeshut.	Landeshut.	Landeshut.	Landeshut.	Landeshut.

Teil einer Milchkarte.

Seife, Soda, selbst Nähzwirn; Kleider, Wäsche, Schuhe gibt es nur gegen Bezugsscheine, Schuhe nur gegen Abgabe der alten.

Der Herbst 1918 (Kreisbl. 1918 Nr. 94) bringt die „fleischlosen Wochen“; da gibt es an Stelle der 100 gr Fleisch auf die Woche 125 gr Roggenmehl oder 1½ Pfd. Kartoffeln.

Trotz immer schwererer Strafbestimmungen wird die Zwangsbewirtschaftung besonders nach dem „Zusammenbruche“ immer mehr durchbrochen. Die Lebensmittel werden zurückgehalten und an die Bestzahlenden oder im Warentausch abgegeben. Hamsterfahrten nach wenigen Brocken werden meilenweit ausgeführt. Da klopft ein im Hamstern Ungeübter bescheiden an die Tür eines Bauernhauses. „Könnte ich ein Ei erhalten?“ fragt er schüchtern. „Nein,“ kommt die Antwort, „wir müssen heute noch 6 Mandeln abliefern und zu guter Letzt wird man noch bestraft.“ Betrübt geht der Abgewiesene über den Hof. „Wäre er zudringlich gewesen“, sagt die Bauersfrau mitleidig, „hätte er sicher etwas bekommen.“ Der Fremde wird zurückgeholt; er erhält sogar etwas Butter und darf wiederkommen. So wird der Lebensmittelbesitzende zum wohlwollenden, manchmal auch zum stolzen Geber, der andere zum demütig Bittenden.

Manche verstehen es, mit Lügen auf den Lippen und Tränen in den Augen mehr zusammen zu hamstern, als sie selbst bedürfen, um es zu überpreisen an die darbenden Städter zu verkaufen. Wucher und Schleichhandel blühen; Wucherer und „Schieber“ überall! Die Ehrlichkeit, die Achtung vor den staatlichen Gesetzen, liegt im Sterben, die Jähzucht feiert Triumphe.

Der Darbende sucht verzweifelt nach Ergänzung seiner kargen Ration. Schrebergärten um Schrebergärten entstehen. Höfe, Wegränder und Unland werden mühsam in Gemüse- und Kartoffelland umgewandelt. Kaninchen-, Hühner- und Ziegenzucht wird selbst in Kellern, Kammern und auf Balkons betrieben. Wer irgend Eßbares selbst erzeugt, wird beneidet.

Etwas günstiger als der Städter lebt der Dörfler, der Landwirt, als Selbstversorger; doch drücken ihn andere Nöte. Er unterliegt dem Ablieferungszwange, der mit der Länge des Krieges immer mehr empfunden wird. Pferde, Rinder, Schweine, Milch, Butter, Eier, Getreide, Heu, Stroh muß er zwangsweise zu festgesetzten Preisen

abliefern. „Wer Brotgetreide verfüttert, versündigt sich am Vaterlande und macht sich strafbar“, wird ihm immer wieder durch Kreisblatt und Zeitung zugerufen. Immer höhere Strafbestimmungen treten in Kraft. Die Zahl der Verordnungen allein über die Bewirtschaftung und Verteilung der Lebensmittel wird unübersehbar, ihr Inhalt so, daß niemand mehr weiß, was recht oder unrecht ist. Umfaßt doch das Kreisblatt für 1917 in 146 Nummern (jede Woche 3) gegen 1200 Seiten, während sein Umfang im Frieden jährlich etwa 200 Seiten beträgt. Wohl darf der Bauer eine gewisse Fleischmenge je Person aus seiner Wirtschaft selbst verbrauchen, gegen Erlaubnischein selbst schlachten, doch immer schärfer wird die Nachprüfung. Der ganze Kreis erhält eine gemeinsame Schlachtstelle im Schlachthof Landeshut. Während 1913 für Landeshut allein 1116 Rinder und 4169 Schweine geschlachtet wurden, betragen die entsprechenden Zahlen 1919 für den ganzen Kreis (außer den landwirtschaftlichen Haus schlachtungen) 1443 Rinder — meist magere Rinder — und 193 Schweine.

Erschwert werden die Verhältnisse bei uns noch dadurch, daß unser Kreis, der bei seiner Gebirgslage und bei 130 Einwohnern je qkm — abgesehen von den Erzeugnissen der Rindviehzucht — von jeher auf Lebensmittelzufuhr angewiesen war, bald zu Anfang in die Zahl der ablieferungs-pflichtigen Überschufkreise eingereiht wird. Während 1922 (Stat. Jahrbuch für Preußen 1924) im Kreise Volkenhain auf 45 Selbstversorger 55 Brotkartenempfänger entfallen, stehen in unserem Kreise 18 Selbstversorger 82 Kartenempfänger gegenüber. Ein äußerst ungünstiges Verhältnis für den Kreis Landeshut, denn je geringer die Zahl der Selbstversorger, desto ungünstiger ist im Allgemeinen die Versorgung der Brotkartenempfänger mit rationierten und unrationierten Lebensmitteln. Die drei in Mittel- und Niederschlesien am ungünstigsten dastehenden Kreise Hirschberg, Landeshut und Waldenburg — Stadt- und Landkreise dabei als eine Einheit betrachtet — wirken gegenseitig absaugend auf ihre Lebensmittel, wobei unser Kreis als der wirtschaftlich schwächere den Kürzeren zieht.

Schweres trägt also die Heimat, unsagbar Schweres erträgt das Heer an der Kampffront. Von 26 000 männlichen Einwohnern des Kreises stehen 1918 etwa 8000 bei der Truppe, von ihnen weitaus die meisten im Kampfe, in Not und Tod. Da entsprechend dem Friedensdiktat sämtliche Militäarakten vernichtet werden mußten, läßt sich die genaue Zahl der Kriegsteilnehmer aus unserer Heimat nicht angeben.

Der Eintritt Amerikas entscheidet trotz aller Tapferkeit unseres Heeres den Krieg gegen uns.

Ein Heimatbuch ist nicht der Ort, irgend ein Urteil über das Geschehene, über Schuld und Fehler abzugeben. Wer vermöchte heute gerecht zu urteilen! Es soll daher auch weiterhin nur berichtet werden.

Der 11. November 1918 bringt den Waffenstillstand. Hindenburg führt das Heer zurück. Wenige Wochen später sind fast sämtliche Kriegsteilnehmer zurückgekehrt, viele schwer geschädigt an Leib und Leben. Vergiß ihrer nicht, Heimat!

Noch jahrelang drückt die Lebensmittelnot unser Volk. Erst 1923 fallen endlich Zwangswirtschaft und Rationierung. Zur Lebensmittelnot tritt der Wohnungsmangel. Jahrelang müssen Zuziehende oder junge Ehepaare mit einem möblierten Zimmer vorliebnehmen, selbst zwei Familien in einem Zimmer gemeinsam wohnen. Bei den fast unerschwinglichen Baupreisen setzt die private Bautätigkeit gänzlich aus. Obwohl Gemeinden und Genossenschaften, unterstützt durch die Erträge der sogenannten Hauszinssteuer, Neubauten aufführen, ist die Wohnungsnot 1928 noch nicht behoben.

Anfangs fehlt es auch für die Zurückkehrenden an Arbeitsgelegenheit; doch als sich die Fabriken wieder auf Friedensarbeit umgestellt haben, kommen alle unter.

Die Frage der Arbeitszeit (achtstündige Arbeitszeit), Lohnfragen, die Abgrenzung der Rechte der Arbeiterräte in den Betrieben führen zu mannigfaltigen Störungen. In immer wiederholten Umzügen ziehen Menschenmassen durch die Straßen der Stadt, um wirtschaftliche oder politische Forderungen durchzusetzen, bis auch dieses Mittel seine Wirkung verliert. Unruhig ist die Zeit, doch bleibt unsere Heimat von schweren Erschütterungen verschont.

Auch die Wahl zur Nationalversammlung (19. Januar 1919), die dem deutschen Reiche eine neue Verfassung geben soll, geht trotz aller politischen Erregungen bei uns ohne Zwischenfälle vorüber.

Sorgen macht uns die Nachbarschaft des neuerstandenen, anfangs deutsch-feindlich gesinnten, tschechoslowakischen Staates, der nach dem Waldenburger Kohlenbecken und nach dem Landeshuter Durchgangslande giert. Grenzschutztruppen — unter ihnen auch Jungmänner aus unserer Heimat — halten Wacht an der Grenze, bis der Frieden von Versailles hier gesicherte Grenzverhältnisse schafft.

Doch Ruhe und Entspannung gibt uns der Zwangsfriede nicht.

Schwere wirtschaftliche Erschütterungen bringt die folgende Zeit unserem Volke. Die Inflation, die Geldentwertung, die schon im Kriege langsam begann, macht weitere Fortschritte. Das Auslandsgeld behält im wesentlichen seinen Wert, während das deutsche Geld ständig sinkt. Das Ausland kauft daher unsere Ware, unsere Arbeit, billig, immer billiger. Scharenweise kommen Tausende von Tschechen in unseren Grenzkreis, die für sie günstige Valuta auszunützen. Das Riesengebirge — besonders die preussische Seite — scheint (Gottseidank eine vorübergehende Erscheinung) tschechisch geworden zu sein. Die Auslandsaufträge an unsere Fabriken häufen sich. Unsere Leinwand, unser Eisen, unsere Kohle, unser Brot gehen hinaus in fremde Länder. Die Fabriken können nicht genug herstellen, die Gruben nicht genug fördern. Mehr als 700 Bergleute fahren aus der Landeshuter Gegend täglich nach dem Waldenburger Kohlengebiet in Arbeit.

Doch all diese Blüte ist Scheinblüte. Der Deutsche arbeitet, schafft fieberhaft; doch am Ende muß er erkennen, daß er für nichts arbeitete. Deutschland wird an Waren „ausgepowert“. Trotz des scheinbaren Reichtums und des Wohllebens Einzelner wird es bettelarm. Die Geldentwertung macht rasende Fortschritte. Pfennig und Mark sinken, hinab geht es in



Zur Heimat kehrten
aus unserem Kreise
nicht wieder zurück

1674 Gefallene
und Vermisste.

Wir gedenken Euer,
Ihr Helden!

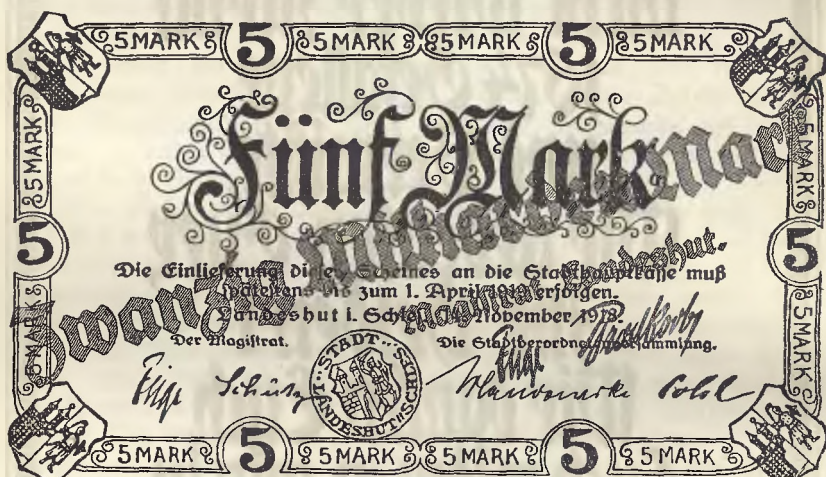
Wir danken Euch,
Euch widmen wir in
Ehrfurcht dieses Blatt.

die Unendlichkeit der Nullen — Millionen, Milliarden, Billionen. Ein Vierpfundbrot kostete vor dem Kriege 50 S , 1923 schnellst der Preis für ein Brot von nur 3 Pfd. wie folgt in die Höhe:

15. Januar	750 M	
3. Juni	4 000	"
8. August	40 000	"
25. August	400 000	"
5. September	1 000 000	"
20. September	12 000 000	"
9. Oktober	72 000 000	"
1. November	10 000 000 000	" = 63 Goldpfg.
5. November	63 000 000 000	" = 63 Goldpfg.

(Niederschrift der Bäckerinnung.)

Den höchsten Preis erreichte es noch im November mit 630 Milliarden Papiermark = 63 Goldpfennig. Geldscheine, die um 12 Uhr mittags noch Wert haben, gelten nach der Mittagspause — der neue Kurs ist indessen gemeldet worden — fast nichts. Die Menschen versäumen ihre Arbeit; sie haben nur dafür zu sorgen, ihre Milliarden los zu werden, irgend welche Waren dafür zu erhalten. Wer es versäumt oder Geld sparen will, kann die wertlosen Scheine bald wegwerfen.



Notgeldschein der Stadt Landeshut. (Werterhöhung durch roten Überdruck.)

In rasendem Zaumel gehen Wirtschaft und Leben weiter. Nervös aufgeregt „schnauzt“ einer den anderen an. Die Nerven sind am Zerspringen.

Wie ungünstig diese Zeit auf die Moral der Bevölkerung einwirkt, zeigt eine Zusammenstellung aus dem Amtsgerichtsbezirk Landeshut. Nach dieser werden rechtskräftig verurteilt: 1921: 214, 1922: 337, 1923 (Jahr der Inflationshöhe): 533, 1924: 319 und 1925: 268 Personen, davon werden wegen Diebstahls verurteilt: 1921: 56, 1923: 226, 1925: 40 Personen.

Da kommt endlich (amtlich am 1. Dezember 1923) die Festmark als Rentenmark zu 1 Billion Papiermark. Dank den Bemühungen unserer Industrie kommt sie verhältnismäßig schnell und reichlich in unsere Gegend. Die wirtschaftliche Umstellung erfolgt in kurzer Zeit. Doch auch sie geht nicht ohne Not an uns vorüber. Alle Sparer und Kleinkapitalisten — oft auch Großkapitalisten — kurz alle, die ihren Besitz nicht in Sachwerten angelegt hatten, sind durch die Inflation fast um ihren ganzen Besitz gekommen. Alte und Kranke müssen oft hungern. Mühsam unter jahrzehntelangem Darben für den Lebensabend Zusammengespartes ist zu nichts geworden. Hypotheken von 100 000 und mehr Friedensmark sind mit dem Werte einer Postkarte abgegolten worden. Die „Aufwertung“ schafft nur einen unvollkommenen Ausgleich. Unsere Fabriken leiden plötzlich an Absatzmangel, denn das geldarme Inland ist wenig kaufkräftig, das Ausland, das nun die deutsche Ware nach dem wahren Werte bezahlen soll, kaufunlustig. So wird in unseren Leinenbetrieben zeitweise nur 5, 4 oder gar nur 3 Tage wöchentlich gearbeitet. Die Löhne halten mit den Preisen nicht Schritt. Arbeitskündigungen, besonders im Rothenbacher Kohlenbergbau — die Abendröthegrube stellte ihren Betrieb im März 1927 ganz ein — setzen ein. Eifrig sind unsere Fabriken bemüht, die alten Absatzgebiete zurückzugewinnen, was jedoch leider nur zum Teil gelingen will, da die unter niedrigen Löhnen hergestellten deutschen Waren verteuert werden durch die drückenden Lasten, die infolge der Reparationszahlungen auf der deutschen Wirtschaft liegen. Für unsere Leinenindustrie kommt als besonders drückend hinzu, daß sie auf die Einfuhr übermäßig verteuerten russischen Flachses angewiesen ist und daß sich Halbseide und Baumwollstoffe zu ungunsten gerade besserer Leinenorten immer größerer Beliebtheit erfreuen. Unsere Industrie trägt schwer unter dieser Notlage, die Grubenbetriebe liegen danieder; die Not der Landwirtschaft wirkt sich in unserem Gebirgskreise schwerer aus als andernwärts. Am bittersten aber lastet die Not auf dem nichtbesitzenden Teile der Bevölkerung, auf der Arbeiterschaft. Wie der Kreis Waldenburg, dessen Notlage der Herr Reichspräsident von Hindenburg bei seinem Besuche am 18. September 1928 anerkannte, hoffen auch wir im Notstandsbezirke Landeshut auf eingreifende Unterstützung und Förderung durch das Reich.

Und doch, trotz aller Not wollen und dürfen wir die Hoffnung auf einen neuen Aufstieg unseres Vaterlandes nicht sinken lassen: denn nur wer sich selbst aufgibt, ist verloren. Die Geschichte lehrt uns ja, daß sich unser Volk selbst nach den schwersten Niederlagen immer wieder mit neuer Kraft aufraffte und unser Vaterland immer wieder zu neuer Blüte gelangte.

Ein Volk, das einer Welt grimmer Feinde solange standhielt, in Not und Tod solche Kraft bewies, das trotz schwerster politischer und wirtschaftlicher Erschütterungen festen Willens seine Einheit bewahrte, das dabei trotz widrigster Umstände unermüdlich bemüht ist, seine wirtschaftlichen Verhältnisse wieder auf eine sichere Grundlage zu stellen, hat die Kraft, sich wieder emporzuarbeiten. Wir wollen vorwärts und kommen vorwärts.

Unsere Kinder muß und wird eine bessere Zukunft erblicken.

Blühe teures Vaterland, — bis Gottes Donner wird der Welten Bau zerspalten!

Die Bevölkerung.



Der heimische Menschenschlag.

Von Fedor Arndt, Landeshut.

Kein anderer Zweig der Heimatkunde liegt im Landeshuter Kreise heute noch so brach wie die Erforschung des heimischen Menschen selbst. So seltsam das auf den ersten Blick erscheinen mag, erklärt es sich doch zur Genüge aus dem geringen Umfang, in dem die überhaupt noch verhältnismäßig junge Wissenschaft der Menschenkunde bisher in Schlesien betrieben worden ist.

An Schädelmessungen und sonstigen anthropologischen Erhebungen fehlt es — abgesehen von den früher bei der Rekrutenaushebung und den bei den Untersuchungen der Schuljugend gewonnenen Maßen — bei uns noch ganz. So müssen wir vorläufig darauf verzichten, zu ergründen zu versuchen, welche der Rassen, die man gegenwärtig als die Hauptbestandteile der ja sämtlich Rassengemische bildenden heutigen Völker Europas annimmt¹⁾, in den bei uns heimischen Menschenschlag eingegangen sind. Um aber zu zeigen, welcher Art die Fragen sind, denen hier nachzugehen sein wird, sei mitgeteilt, wie über zwei unserer Nachbargebiete, das Hirschberger Tal und den Vulkanhainer Kreis, anthropologisch geurteilt wird:

Nach Rosenow²⁾ „Beobachtungen auf zahlreichen Wanderungen im Hirschberger Tal . . . hebt sich in diesen Landschaften mit vorherrschender ostisch-dinarischer Bevölkerung eine nicht geringe Zahl von nordischen Typen heraus, die durch ihre Reinheit überraschen. Ob diese Typen Reste einer ursprünglichen, später verdrängten nordischen Bevölkerung sind, sei

1) Es sei hier verwiesen auf Th. MoUison (Menschenrassen und Rassengemische. Ostdeutscher Naturwart. Jg. 1925 S. 180), der 4 solcher Rassen unterscheidet und kennzeichnet: Die nordische, alpine (auch ostische genannt), dinarische und Mittelmeerrasse (auch als westische Rasse bezeichnet): Die nordische Rasse — mit Skandinavien als heutigem Hauptstz — ist ausgezeichnet durch hohen Wuchs, schmale, schlanke Kopfform mit schmalem Gesicht und besonders schmaler, vorspringender Nase, blaue Augen und blonde Haare. Die alpine oder ostische Rasse — heute besonders in den Alpen und deren Vorländern zuhause — sind Menschen mit rundem Kopf, breitem Gesicht, gerader oder eingesattelter Nase, braunen Augen, braunem Haar und mittelgroßem Wuchs. Die nur in Spuren in das Rassengemisch Deutschlands eingegangene, gegenwärtig hauptsächlich die Küsten des westlichen Mittelmeers besiedelnde Mittelmeerrasse ist kleinwüchsig, mit schmalem, schlankem Kopf, schwarzbraunem Haar, dunkelbraunen Augen und einer Nase, deren Rücken in der Regel gerade ist, aber an der Nasenspitze sich abwärts senkt. Die dinarische Rasse — mit dem Westteil der Balkanhalbinsel, den dinarischen Alpen, als heutigem Hauptstz, in Deutschland überall verstreut — ist hochwüchsig, kurzschädlig mit abgeplattetem Hinterhaupt, großer konvexer Nase, häufig Adler-nase, schwarzbraunem Haar und dunkelbraunen Augen.

2) Rosenow H.: Menschenrassen in Nord-, Ost- und Mitteldeutschland. Ostdeutscher Naturwart. Jg. 1925. S. 489, 532, 580.

dahingestellt . . . Wenn auch die Annahme, daß die erhaltenen nordischen Typen Reste der germanischen Wellen sind, die mehrfach über das Land hingen, nicht unwahrscheinlich ist, so kann der nordische Anteil der Bewohner um Hirschberg . . . auch damit im Zusammenhang gebracht werden, daß diese Gegenden zur Zeit der Kolonisation im Mittelalter für die nordwestdeutsche Bevölkerung ein besonders günstiges Einwanderungsgebiet darstellten.“ — Über den Menschenschlag des Vollenhainer Kreises hat kürzlich K. T i e h e¹⁾ Mitteilungen gemacht: „Es sind in unserer Gegend wie im übrigen Schlesien die genannten vier europäischen Rassen vertreten; allerdings finden sie sich nur unscharf, nicht rein, sehr miteinander vermischt, und zwar nicht nur innerhalb einer Familie, sondern mitunter in ein- und demselben Menschen. Dem Fremden fällt meistens der kleine Wuchs, die Lebhaftigkeit und die „gemütliche“ Art des Schlesiens auf, doch der Einheimische weiß, daß damit nur ein Teil der Bevölkerung von der Beobachtung erfaßt ist. Wir haben, um nur einen Punkt zu beleuchten, im Nieder-, besonders aber im Oberkreise in der Landbevölkerung Männer wie Frauen, die mit ihrer schlanken Gestalt über Mittelgröße, länglichem Kopf, schmalem Gesicht mit schlanker Nase und hoher Nasenwurzel, blonden Haaren und blauen Augen klar die Hauptzüge der nordischen Rasse zeigen. Das Wesen dieser Menschen ist meist wortkarg, verschlossen . . . Auffallend hohe Gestalten von über 1,80 oder gar über 1,90 sind im Vollenhainer Kreise Seltenheiten.“

Dies letztere gilt auch vom Landeshuter Kreise, und es dürfte daher Landeshut nicht leicht geworden sein, für die jährliche Rekrutenanwerbung den „langen Kerl“ zu stellen, den unsere Stadt — ebenso wie Vollenhain — nach einer Verordnung Friedrichs des Großen alljährlich abzuliefern hatte²⁾. — Man wird überhaupt nicht fehlgehen, wenn man den Hauptteil der im Kreise Landeshut alteingesessenen Bevölkerung als kleinwüchsig bezeichnet. Langschädel sind bei uns verhältnismäßig selten.

Was das Zahlenverhältnis des „blonden Typs“ (blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut) zum „braunen Typ“ (braune Augen, braune oder schwarze Haare, braune oder weiße Haut) in unserem Kreise betrifft — wie überhaupt die Verteilung von Haar- und Augenfarbe bei uns —, so gibt über sie lediglich die 1874 an den Schulkindern des ganzen deutschen Reiches vorgenommene Erhebung³⁾ Aufschluß, die für Schlesien ein ziemlich bedeutendes Vorwiegen der Braunäugigkeit mit nach Süden, d. h. gegen die Grenzen gegen Böhmen und Polen zu, steigender Häufigkeit des dunklen Typs nachwies. Wie die Tabelle I zeigt, kommen im Kreise Landeshut auf 100 Schulkinder mit blauen Augen 91 mit braunen Augen, auf

1) Tiehe, K.: Vom heimischen Menschenschläge. Vollenhainer Heimatsblätter. Jg. 1926—27. S. 448—456.

2) Ich entnehme den Hinweis hierauf der erwähnten Arbeit des um die Heimatforschung in unserem Nachbarkreise Vollenhain hochverdienten Dr. Kurt Tiehe.

3) Birchow, K.: Gesamtbericht über die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft veranlaßten Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland. Arch. f. Anthropol. Bd. 16. 1886. S. 275—475.

100 mit blonden Haaren 48 mit braunen Haaren und es sind von 100 Schulkindern 27 vom blonden, 16 vom braunen Typ (für Schlesien insgesamt 29,35 % „blonde“, 15,51 % „braune“). Fast genau die gleichen Zahlen wie Landeshut weist der Kreis Hirschberg auf. Auch die Kreise Waldenburg, Jauer, Schönau, Striegau und die Grafschaft Glatz haben einen starken Anteil „Brauner“, während diese im Volkenhainer Kreise wesentlich weniger zahlreich sind.

Tabelle I.

	Von 100 Schulkindern sind		Auf 100 mit	Auf 100 mit	Von 100 mit
	blonder Typ (blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut)	brauner Typ (braune Augen, braune oder schwarze Haare, braune oder weiße Haut)	blauen Augen kommen mit braunen Augen	blonden Haaren kommen mit braunen Haaren	hellen Augen haben graue Augen
Kr. Landeshut	27	16	91	48	51
Kr. Hirschberg	27	16	91	46	51
Kr. Volkenhain	32	14	82	38	45
Landkr. Liegnitz	30	16	73	55	44
Kr. Waldenburg	28	16	103	41	49
Kr. Schweidnitz	32	16	79	46	45
Landkr. Breslau	33	14	67	43	41
Regbez. Liegnitz	31	15	74	46	45
Regbez. Breslau	30	16	81	44	46
Schlesien	29,35	15,51			

Tabelle II.

Von 100 Schulkindern des Kreises Landeshut besitzen:

Blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut	Blaue Augen, braune Haare, weiße Haut	Blaue Augen, braune Haare, braune Haut	Graue Augen, blonde Haare, weiße Haut	Graue Augen, braune Haare, weiße Haut	Graue Augen, braune Haare, braune Haut	Graue Augen, schwarze Haare, braune Haut	Braune Augen, blonde Haare, weiße Haut	Braune Augen, braune Haare, weiße Haut	Braune Augen, braune Haare, braune Haut	Braune Augen, schwarze Haare, braune Haut	Blaue Augen, rote Haare, weiße Haut	Graue Augen, rote Haare, weiße Haut	Braune Augen, rote Haare, weiße Haut	Andere Kombinationen
26,84	5,79	0,94	24,66	8,39	1,52	0,32	15,09	12,29	3,42	0,63	0,05	0,04	—	0,02

Bei anthropologischen Untersuchungen der Erwachsenen wird man sich in unserem Gebiet im übrigen vorwiegend auf die Bewohnerchaft unserer Dörfer (unter teilweisem Auschluss der „Industrie-Dörfer“) stützen müssen, da die Industrie-Bevölkerung hierfür größtenteils zu wenig bodenständig ist. Im übrigen bedingt schon die Lage unseres Kreises an der Landesgrenze — überdies im Bereich eines seit einem Jahrtausend begangenen wichtigen Passübergangs ins slawische Gebiet — wie auch seine wechselvolle Geschichte bei seinen Bewohnern eine hochgradige Mischung von Rassenmerkmalen.

Hingewiesen sei nur hiermit auf die im Abschnitt „Geschichte des Landeshuter Gebiets bis zur preussischen Besitzergreifung“ erörterten hier

belangreichen Tatsachen: Auffindung einiger Werkzeuge der jüngeren Steinzeit in unserem Kreise, germanische Besiedlung Schlesiens vor der im 7. Jahrhundert n. Chr. einsetzenden Einwanderung der Polen in Schlesien und auch in unser engeres Heimatgebiet, dessen Wiederbesiedlung mit deutschen Siedlern (nicht näher feststellbarer engerer Herkunft) im 13. Jahrhundert, zahlreiche kriegerische Durchzüge von Heeren aus dem benachbarten Böhmen (dieses mit nacheinander vorwiegend keltischer, germanischer und slawischer Bevölkerung).

Rassenmäßig scharf charakterisiert ist im allgemeinen nur der kleine jüdische Anteil der Bevölkerung unseres Kreises.

Während die körperliche Umprägung eingewanderter Geschlechter unter den Einflüssen eines neuen Wohngebiets recht lange Zeiträume in Anspruch zu nehmen pflegt, erfolgt die psychische Angleichung, besser gesagt die Angleichung der geistigen Artung, in breitem Maße bereits in der ersten im neuen Gebiet geborenen Generation. Solch entscheidenden Einfluß üben oft ja schon Teile der Kindheit und Schuljahre aus, wie äußerlich schon an der Sprache zu sehen ist.

Ohne in der Lage zu sein, das im einzelnen belegen zu können, habe ich den Eindruck, daß den Grundlinien ihrer geistigen Artung nach die Menschen unseres Kreises größere Einheitlichkeit zeigen als ihrer hochgradig mannigfaltigen körperlichen Beanlagung nach. Unverkennbar prägt sich in allen eingesessenen Bewohnern unseres Kreises die Wesensart des Schlesiens mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern aus, die unsere Landsleute Gustav Freytag und Günther Grundmann treffend gekennzeichnet haben: „Ein lebhaftes Volk von gutmütiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitssam wie alle Deutschen, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und nicht vorzugsweise sorgfältig; von einer unübertrefflichen Schwungkraft, aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten, aber nicht ebenso eilig bei der Tat, mit einem weichen Gemüt, sehr geneigt, Fremdes anzuerkennen“. (G. Freytag*). „Es ist ein Schlesier wie der andere . . . sie stehen stets auf zwei Polen, haben Rechts und Links in jeder Hand, sind aus Vieltätigkeit unsicher und nicht allzu aktiv und verlieren sich in den meisten Fällen nach kurzem Kargen gutmütig an jeden mit dem halbwegs ehrlichen Schilde — um sich unbemerkt und geräuschlos wieder zurückzunehmen, bereichert um die Nuance des Wesens, mit dem sie sich vorübergehend verschwistern . . . Hat die Geschichte schon die Landschaft geformt und umgebildet, als einst das eiserne Pfluggerät des deutschen Kolonisten den hölzernen Hackpflug des Slawen verdrängte und aus den Sümpfen und Wäldern freundliche Felder schuf, als Dörfer und Städte entstanden, als Straßen das Land durchzogen, Klöster breite Kulturgürtel schufen, um wieviel mehr grub sie sich in die Charakterzüge des Menschen, formte ihn in seinem Ethos. Erdbunden und farg machte der ewige Grenzkampf den Menschen, arbeitsgewöhnt die Urbarmachung des Bodens, schmiegte ihn der stete Wandel der Herrscher, veränderungsfroh die politischen Wechselfälle. Doch tiefer in der

*) Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Ausg. P. Vist, Leipzig. Bd. 2. S. 207. 1924.

Seele lebten Erinnerungen vielfältiger Rassenmischungen, wachten auf und bewirkten jene seelischen Spannungen, die den Schlesiern von jeher beflügelten.“ (G. Grundmann¹⁾).

Kein Kenner aber der schlesischen Seele, der vorübergeht an der tiefen Schollenliebe unseres Menschengeschlags, für den mehr als für die Bewohner anderer Teile unseres Vaterlandes Fontanes Worte gelten:

„Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie Du.“

Wie sich unsere schlesische Wesensart in Haus und Gerät, Kunst, Sitte, Brauch und Sprache unseres Kreises ausprägt, wird in den folgenden Abschnitten dieses Buches ausgeführt werden. — Wenn es sich bestätigt, daß der Kreis Landeshut zu den besonders sagenreichen Kreisen Schlesiens zählt (s. Abschnitt: Die Sagen des Kreises Landeshut), so darf man darin vielleicht den Ausdruck der von Hellpach²⁾ erörterten Tatsache sehen, „daß in Volkssitte, Volksglaube und Volkskunst die Bewohner der gegliederten Landschaften, die Hochlandsvölker, fast durchgehends die Träger eines auffallend reicheren Phantasielebens gegenüber den nüchternen Bewohnern der Ebenen sind.“³⁾

Hier soll noch auf etwas anderes eingegangen werden: Jene feinen, für den schärferen Beobachter aber unverkennbaren Unterschiede in der Wesensart der Bewohner der verschiedenen Teile unseres Kreises, die sich der gemeinsamen Grundlage ausprägen. Wer viele Jahre lang mit Bewohnern aller Dörfer des Landeshuter Kreises in engere Berührung gekommen ist, wird eben aus solchen Besonderheiten der geistigen Artung heraus nicht ganz selten in der Lage sein, einem fremden Dorfbewohner sein Heimatdorf auf den Kopf zuzusagen. In der Bauart der Häuser, Anlage der Gehöfte u.s.w. dorfsweise sich äussernde Unterschiede der Wesensart von deren Bewohnern werden bei Wanderungen durch den Landeshuter Kreis im übrigen mehr oder weniger bereits jedem von uns zum Bewußtsein gekommen sein.

Da sind die Dörfer mit deutlichem österreichischen — wohlgemerkt nicht tschechischen! — Einschlage. Kunzendorf, Oppau, Schöpsdorf, Abendorf und Berthelsdorf prägt die Nachbarschaft Deutschböhmens gewisse gemeinsame Züge auf, die vielleicht weniger die Sprache⁴⁾ als die Art eines Teiles der Bewohner, das Hinneigen ihrer Interessen und die Verschwägerungsverhältnisse betreffen.

Dörfer unseres Kreises, deren ursprünglicher Charakter heute mehr oder weniger entscheidend von der Industrie-Bevölkerung beeinflusst wird,

1) Deutsche Volkskunst. Herausgeg. v. Reichskunstwart Redslob. Bd. 8. Schlesien. Von G. Grundmann u. R. Hahn. München. 1926. S. 9, S. 8.

2) W. Hellpach: Die geophysikalischen Erscheinungen. 3. Aufl. Leipzig. 1923. S. 457.

3) Mit Recht führt W. Ueberschär (Abschnitt: Die Sagen des Kreises Landeshut) auf den Mangel an stehenden, überhaupt größeren Gewässern, Sümpfen und Mooren im Kreise Landeshut die Armut unseres Gebiets an Wassergeister- und Irrlichter-Sagen zurück, ebenso auf die Spärlichkeit einzeln stehender, die Landschaft überragender Bäume den Mangel an Baumgeisterlagen in unserer Gegend.

4) Am meisten noch den Tonfall!

sind Rothenbach, Gaablau, Hartau, Forst, Vogelsdorf, Oberleppersdorf, Reichhennersdorf, Teile von Schwarzwaldau und Konradswaldau.

Noch jung, aber bereits recht merkbar ist der Einfluß der Fremdenindustrie in den an der Bahnstrecke nach Schmiedeberg und den am Rabengebirge gelegenen Dörfern, die wie Haselbach, Dittersbach städt. und Ullersdorf in steigendem Maße von Sommerfrischlern und Touristen aufgesucht werden.

Typische Gebirgsdörfer unseres Kreises, hart mit der Ungunst von Klima und Boden ringend, sind Ober- und Anteil-Schreibendorf, Reußendorf, Oberpfaffendorf, Pfauenzahl, Hermsdorf städt., Pegelsdorf, Altweißbach. Hier vor allem finden wir unser bezeichnendes Gebirgs- (Abb. 37 u. Tafel 8), hier klappert auch noch heute da und dort der Webstuhl des Handwebers (Tafel 14).

Wiederum macht sich unverkennbar der Einfluß des günstiger gestellten Flachlands geltend, wenn man den Norden unseres Kreises durchwandert: Mit größeren Wohngebäuden, geschlossenen Gehöften, bei denen die Verlegung des gepflegten, oft ummauerten Düngerhaufens in die Gehöftmitte kein Zufall ist, erinnert besonders Liebersdorf an die wohlhabenderen Dörfer des „Landes“, zu dem die Bewohner dieses Teiles unseres Kreises auch durch Fahrten zu Ein- und Verkauf u. a. engere Beziehungen unterhalten.

Auf günstige Bodenverhältnisse gegründete Wohlhabenheit verlieh den „Schwedenklee-Bauern“ Michelsdorfs schon in vergangenen Zeiten Unternehmungsgeist und Selbstbewußtsein. Auf dem Boden der Landwirtschaft



Abb. 31. Bildstock bei Reichhennersdorf.
(Federzeichnung von Alfred Nagler, Hirschberg).

zur Entfaltung gelangte Dörfer unseres Kreises sind ferner Oberzieder, Hermsdorf gr., Dittersbach bei Liebau, Teile von Schwarzwaldau und Konradswaldau.

Ein großer, in sich geschlossener Teil unseres Kreises wird schließlich von den vorwiegend katholischen Siedelungen auf dem Boden des ehemaligen Klosterbesitzes gebildet (Grüssau, Lindenau, Kleinhennersdorf, Kragbach, Leuthmannsdorf, Schömberg, Voigtsdorf, Blasdorf bei Schömberg, Neuen, Görtelsdorf, Trautliebendorf). Auch dem, der nur flüchtig unseren Kreis durchquert, bringen Bildstöcke und Kapellen diesen Wesenszug jenes Teiles unseres Kreises zum Bewußtsein.

Unsere alten Sitten und Bräuche, auch Tracht und Gerät, haben sich in dem vorwiegend katholischen Teile des Landeshuter Kreises — wie übrigens auch in dessen abgelegeneren Gebirgsdörfern — besser erhalten als im übrigen Kreisgebiet. Hinsichtlich des Liederschazes unserer Bevölkerung stellt W. U e b e r s c h ä r (Abschnitt: „Volkeliied“ dieses Buches) für den überwiegend katholischen Süden unseres Kreises stärkeres Hervortreten des religiösen Volkeliedes fest.

Es bedarf der Erörterung kaum, daß die hier geschilderten, an die engere Heimatstätte geknüpften Besonderheiten der Wesensart nichts Unwandelbares sind. Wie das Eindringen neuer Industrien, Veränderungen der wirtschaftlichen Lage Neues schaffen, kam bereits zur Sprache. Im ganzen aber unterliegt es keinem Zweifel, daß der verbesserte Verkehr (Straßenbau, Autobuslinien, auch Fahrradverkehr) wie überhaupt die gegenwärtige Kultur dahin wirken, jene Besonderheiten zu verwischen.

Möge also die Heimatforschung in unserem Kreise noch rechtzeitig dem heimischen Menschengeschlechte ihre Aufmerksamkeit zuwenden.



Sprache und Mundart.

Von Kurt Böhm, Landeshut.

Mundart und Schriftsprache.

Nirgends ist die schlesische Mundart die Umgangssprache der Gebildeten, auch wenn sie im engsten Kreise unter sich sind. Das ist bei anderen Mundarten nicht so; der Rheinländer, der Süddeutsche, der Österreicher, der Norddeutsche zeigt und spricht seine Mundart auch unter Gebildeten mit einem gewissen Stolz, er läßt sie auch selbstbewußt anklängen, wenn er mit Deutschen anderer Gegenden spricht. Der Schlesier dagegen glaubt, sich in Grund und Boden schämen zu müssen, wenn man ihm seine Heimat — etwa an dem Wörtchen „oß“ — anmerkt. Das liegt z. T. daran, daß man Mundarten, die, wie etwa das Österreichische oder das Schweizerische oder das Plattdeutsche, sehr stark vom Hochdeutschen abweichen, nicht so leicht mit der Schriftsprache vergleicht und daher eher als selbständig empfindet. Und doch ist das Schlesische wie jede deutsche Mundart eine Sprache

für sich neben dem Hochdeutschen. Wenn man einmal den Unterschied zwischen Mundart und Sprache unberücksichtigt läßt, kann man sagen, daß jeder, der auf deutschem Sprachgebiete aufwächst, zwei Sprachen spricht oder sprechen sollte: die Mundart und das Hochdeutsche. Die Mundart ist das Ursprüngliche, Natürliche, die eigentliche Muttersprache, das Hochdeutsche dagegen das erst Angelernte und Anerzogene, das Künstliche. (Ebenso ist es in anderen Sprachen.)

In weit zurückliegenden Jahrhunderten, als noch keine ausgedehnten, einheitlich regierten Staaten und noch kein rascher Verkehr über weite Strecken die Verständigung von Bewohnern erheblich voneinander entfernter Gegenden notwendig machte, entwickelte sich an jeder Stelle die ursprünglich einheitliche Sprache allmählich in besonderer Weise weiter. Die entstehenden Verschiedenheiten wuchsen mit der Entfernung. Mit der Nachbarschaft machten sie die Verständigung infolge des allmählichen Überganges nicht unmöglich. Bewohner weit voneinander entfernter Gegenden aber, z. B. ein Schweizer und ein Mecklenburger, konnten sich in ihrer Muttersprache, d. h. in ihrer Mundart, schließlich nicht mehr verständigen. Da griff man zum Lateinischen oder Französischen — bis die Deutschen eine über den Mundarten stehende, allen gemeinsame deutsche Sprache bekamen. Da unsere heutige „*Gemeinsprache*“, der Luthers Bibelübersetzung allgemeine Geltung errungen hat, im Gegensatz zum Niederdeutschen (Plattdeutschen) auf den oberdeutschen Konsonanten und den mitteldeutschen Vokalen beruht, heißt sie „*Hochdeutsch*“. Wenn auch „*hoch*“ in diesem Worte ursprünglich einen geographischen Gegensatz bedeutet (im Sinne des heutigen „*oberdeutsch*“), so hat Hochdeutsch doch für uns den Sinn einer über den Mundarten stehenden, gehobenen Mustersprache, vor allem bestimmt für schriftliche Mitteilungen, die im ganzen deutschen Sprachgebiet und von Ausländern verstanden werden sollen; daher wird sie auch Schriftsprache genannt. Für die Aussprache der hochdeutschen Schriftsprache ist mustergültig die besonders geregelte Bühnensprache. Die gesprochene Gemeinsprache wird im folgenden als Bühnendeutsch bezeichnet.

Eine Mundart ist also eine eigene Sprache mit eigenen Gesetzen und einer eigenen Entwicklung. Natürlich gibt es Beziehungen zwischen Mundart und Schriftsprache, aber nicht in der Weise, daß die Schriftsprache der Maßstab ist, an dem Wert oder Unwert, Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Mundart gemessen werden darf. Wenn man eine Mundart, also auch die schlesische, mit dem Hochdeutschen vergleichen will, muß man auf einen Stand zurückgehen, der beiden gemeinsam ist oder in dem sich Unterschiede erst ganz schwach bemerkbar machen. Dieser gemeinsame Ausgangspunkt ist das Mittelhochdeutsche, die deutsche Sprache Mittel- und Oberdeutschlands etwa vom 12. — 15. Jahrhundert.

Das Schlesische.

In diesem Buche soll nun nicht von der schlesischen Mundart im allgemeinen, sondern von der Mundart im Kreise Landeshut gesprochen werden. Da muß zunächst einmal festgestellt werden, daß es nach dem heutigen Sprachstande nicht eine einheitliche schlesische Mundart gibt, sondern mehrere

schlesische Mundarten. Diese haben mancherlei Gemeinsames, und die Verschiedenheiten sind erst spätere Spaltungen einer ursprünglich gemeinschlesischen Mundart, die im wesentlichen die fränkisch-thüringische Mundart der ersten Besiedler Schlesiens war. Aber heute sind die Unterschiede so groß, daß man, wenn man nicht erst wieder eine künstliche schlesische „Gemeinsprache“ schaffen will (was leider in vielen Dichtungen in schlesischer Mundart geschieht), sich an die Mundart eines bestimmten Gebietes halten muß. Zwei große Gruppen sind zu unterscheiden.

In dem südlichen Teile Schlesiens, der (ganz ungefähr) begrenzt wird durch die Linie Sagan – Liegnitz – südlich Breslau vorbei, heißt es z. B. Schniete (Schnitte), Miele (Mühle), Tiesch (Tisch), Ziene (Zehe), biese (böse), Stube, huuch (hoch), Nuuß (Nuss), Kohle, Toop (Topf), Vogel, Schwein, Weib, braun, Haus, heute, heem (heim). Die Mundarten dieser Gruppe haben die ursprünglichen, gemeinschlesischen Vokale bewahrt; sie heißen die **Stammundarten**.

In dem nördlichen Teile tritt für das lange i ein ai (oder langes e), für langes u ein au (oder langes o) ein, während ei und au durch lg. e oder lg. o ersetzt werden. Im einzelnen gibt es Unterschiede. In der Gegend um Glogau z. B. heißen die oben angeführten Wörter: Schnaite, Mail, Taisch, Zoin, bais, Starbe, hauch, Nauß; [im Kreise Grünberg:] Kauln (Mehrzahl), Taup, Vangel; – Schween, Weeb; [Grünberg:] broon, Hoos; hoot, haim. Es sind also die ursprünglichen einfachen Laute lg. i und lg. u gespalten (diphthongiert) worden. Die Mundarten dieser Gruppe heißen die **Diphthongierungsmundarten**.

Infolge der auffälligen Unterschiede spricht man von den Schlesiern des südlichen Gebietes als von denen, „die vo duba runder rāda“, von denen aus der Ebene, den „Reiderländern“, als von denen, „die vo draibem [= drüber, d. h. über der Oder] raiber ri-eden“.

Zwischen beiden Gruppen liegt, etwa von Haynau bis östlich Breslau, ein schmaler Streifen einer Zwischenmundart.

Innerhalb der Stammundarten grenzt sich nun, ungefähr zwischen den Linien Queis – Greiffenberg – Löwenberg – Liegnitz und Zobten – Strehlen – Neisse, ein Gebiet ab, dessen Eigentümlichkeit die Endung -a für -en (mit gewissen Einschränkungen) und die Verkleinerungssilbe -la ist. Es heißt also kumma (kommen), Stiäla (Stücklein), Fäsla (Fäßlein). Diese Mundarten heißen das **Gebirgsschlesische**; westlich und östlich davon ist das Gebiet des **Laufschisch-Schlesischen** und – als einer besonderen Art – des **Glägischen**. Zum Gebirgsschlesischen gehört die Mundart des Kreises Landeshut*).

*) Diese Ausführungen folgen der grundlegenden Darstellung dieser Verhältnisse im 3. Heft der Sammlung „Wort und Brauch“ (herausgegeben von Siebs und Hippe): Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt von Wolf von Unwerth, Breslau 1908, auf der auch die kürzere Darstellung von Th. Siebs in der „Schlesischen Landeskunde“ (herausgegeben von Fretsch und Rumpers), Leipzig 1913, beruht.

Die Mundart des Kreises Landeshut.*)

Im folgenden soll nun an der Mundart unseres Kreises gezeigt werden, nach welchen Gesetzen das Schlesiſche in ſeinem Lautbeſtande ſich aus dem Mittelhochdeutſchen (abgekürzt: Mhd.) entwickelt hat.

Mit den anderen ſchleſiſchen Mundarten teilt dieſenige unſeres Kreiſes folgende Eigenſtümlichkeiten.

1. Kurze Vokale der älteren Zeit ſind nicht nur, wie im Hochdeutſchen (abgekürzt: Hd.), gedehnt, wenn ſie in offener Silbe ſtehen, d. h. wenn innerhalb der ſelben Silbe kein Konſonant folgt, ſondern auch in geſchloſſener Silbe, wenn in verlängerten Formen früher ein Doppelkonſonant ſtand. Alſo nicht bloß (wie Hd.) Wieſe, Schoale (Schale), ſchaama (ſchämen), ſondern auch Stoal (Stall), Moan (Mann), Kooſ (Kooß), Zoop (Zopf), Schliez (Schliß), Muuß (Muß), Puuſch (Buſch). Ferner iſt mhd. a gedehnt vor l und d, t, z: aalt (alt), baale (bald), Saalz (Salz).

2. Die mit Lippenrundung geſprochenen Vokale ö und ü (kurz und lang) werden entrundet, alſo e und i geſprochen: (kurz) Derſla (Dörſlein), Zepe (Töpfe); Niſſe (Nüſſe); Ziere (Zür), Miele (Mühle), Kienich [oder Kiendh] (König, mhd. Künik). (Hierzu S. 237). Da außerdem mhd. Ig. e zu Ig. i wird (ſ. u. S. 237), ſo erſcheint auch urſprünglich langes ö als Ig. i; (urſprüngl. Ig. ö): bieſe (böſe), ſchiene (ſchön), [bei Kürzung (ſ. u.) ſchinnr (ſchöner)]. Dagegen bleibt, wenn die Länge durch Dehnung entſtanden iſt, Ig. e: Heewe (Höfe) Weegl (Wögel).

3. Lange Vokale und Zwielaute (Diphthonge) ſind vor mehrfachen Konſonanten, urſprünglichen oder erſt ſpäter entſtandenen, gekürzt worden: griſte (größte), lechte (leicht), hiſchte (höchſte), Deſſl (Deiſſel); du ſchnettiſt, a ſchnett (du ſchneideſt, er ſchneidet). Hierzu rechnen auch die Fälle mit einfachem Konſonant und folgendem =er, =el, =en, da in dieſen das e nicht geſprochen wird; Lettr (Leiter), heſſr (heiße), Rittln (Röteln), ſchluffa (ſchlafen).

4. Die mhd. Zwielaute uo, üe, in (= i-e), die wie im Hd. zu den einfachen langen Vokalen u und i geworden ſind, werden außerdem vor inlautenden harten (ſtimmloſen) Konſonanten ſowie vor auslautendem t verkürzt (wobei in der Mundart aber — inſolge der Entrundung — i auch für mhd. üe eintritt): tun (mhd. tuon), Stuhl (mhd. Stuo), triebe (mhd. trüebe), miede (mhd. müebe), tief (mhd. ti-ef); verkürzt: ruffa (mhd. ruoſen), Stufe (mhd. Stuoſe), Hutte (Hute, mhd. Huote); Hitte (Hüte, mhd. Hüete), britta (brüten, mhd. brüeten), Bicher (Bücher), Fiſſe (Fiße); Mitte (Miete), ſchliſſa (ſchließen), ſe ſchliſſa (ſie ſchließen); vor auslautendem t: Hutt (Hut), gutt (gut), tutt (tut), a ſitt (er ſieht; hier ie aus üe entſtanden: mitteldeutſch ſiet für oberdeutſch ſihet).

Im einzelnen haben ſich die mhd. Laute im Gebirgſchleſiſchen, wie es ſich im Kreiſe Landeshut zeigt, folgendermaßen entwickelt.

*) Die erſten Mitteilungen über die heimliche Mundart verdanken wir unſerem verdienten Heimatſorſcher W. Patſchooſt. („Beitr. z. Schleſ. Volkſtunde aus dem Liebauer Tale“ in Mittlg. d. Schleſ. Gef. f. Volkſtunde 1897).

Vokale.

a. kurze.

Mhd. a vor n und b, d, g, p, t, z, k, vor g, k, ch (gesprochen wie in „ach“), vor l und d, t, z als a erhalten (wie hd.); in allen anderen Fällen ist mhd. a zu o geworden, bei Dehnung zu oa [damit soll ein einfacher Laut, ein ganz offenes o, zwischen o und a liegend, wie in engl. all, wall, bezeichnet werden], vor r zu Ig. o (hd. a).

Beispiele: ganz, Wand, lang, Hacke, macha, Tage, kaalt (kalt), haaln (balten), baale (bald); aber: Kolb (Kalb), Dypl (Apfel), Arm (Arm); koam (kam), Hoase (Hase), Groab (Grab); woor (war), Voort (Vort).

-age- wird oa: troan (tragen), soan (sagen), Woan (Wagen).

Mhd. ä (später Umlaut von a) ist a (bezw. Ig. a) geworden (hd. ä oder e).
Beispiele: Klampnr (Klempner) [gehört zu Klammer], Fassr (Fässer), Traane (Träne), Gaartnr (Gärtner), Naadr (Näder),

-äge- f. u. bei -ēge-.

Mhd. e. Vorbemerkung: Es sind zwei e zu unterscheiden, ein geschlossenes, dem i näher stehendes und ein offenes (mit ē bezeichnet, f. u.), zwischen e und ä liegend.

Mhd. e wird offenes e (wie hd.).

Beispiele: Hemde, Bette, best, Treppe; Zeene (Zähne) heeba (heben),

-ege- wird Ig. e: leen (legen), ei de Keene (entgegen).

Mhd. ē wird zu a, bei Dehnung Ig. a (hd. e oder ä).

Beispiele: Janstr (Fenster), assa (essen), Schwastr (Schwester), Barje (Verge); baata (beten), Baar (Bär), Pfaart (Pferd), laaba (leben), Saage (Säge), Knaacht (Knecht), Waatr (Wetter).

Vor k und vor l und d, t bleibt e (wie hd.): Schnecke, Feld, selba (selten).

-ege-wie -äge- wird Ig. a: Naale (Nägel), begaant (begeg[e]net), Raan (Regen).

Mhd. i ist erhalten, bei Dehnung als Ig. i.

Beispiele: binda (binden), Stimme; Biene, viel, Ziesch (Zisch), iech (ich).

Vor r neigt es teilweise zu e, ja zu a hin: wert oder wart (wird).

Mhd. o wird u, bei Dehnung Ig. o, vor r aber Ig. u (hd. überall o).

Beispiele: vurne (vorn), genumma (genommen), Tuppe (Töpfe), Wuche (Woche); Schloof (Schloß), Toop (Topf), Vook (Vock), Vooch (Voch); Wuurt (Wort), Uurt (Ort), Buur (Bohrer).

Anmerkung 1: Es ist also zu unterscheiden zwischen dem 1. und 4. Fall: Toop, Vooch, Vook usw. und dem 3. Fall: Tuppe, Wuche, Buue usw. (Der 2. Fall wird mit dem Verhältnismwort vo (von) gebildet: doas Jaal vo dam Buue = das Fell des Vockes.)

Anmerkung 2: Wenn dem hd. kommen, du kommst, er kommt in der Mundart kumma, du kimmst, a kimmt entspricht, so zeigt das i (aus ü), das nur Umlaut aus u sein kann, daß auch das u in kumma nicht auf mhd. o, sondern auf ein älteres u zurückgeht, aus dem sich nur auf einem bestimmten Gebiete ein o entwickelt hat. Über den Umlaut in kimmt f. u.

Mhd. ö (hd. ö) wird e, bei Dehnung lg. e.

Beispiele: Helzla (Hölzchen), Teppe (Töpfe), Becke (Böcke), Weegl oder Weegl (Vögel), Heewe (Höfe).

Mhd. u ist erhalten, bei Dehnung lg. u (hd. u, z. T. o, f. o. Anm. 2).

Beispiele: nuu (nun), vuul (voll), Muus (Muss), Uuwa (Ofen).

Anmerkung: Das letzte Wort muß im Schlesiſchen schon mhd. u gehabt haben, da o ja lg. o geworden sein mußte (f. o.).

Mhd. ü (hd. ü), wird i, bei Dehnung lg. i.

Beispiele: Nisse (Müsse), Kiche (Küche); Tiere (Tür), Kienich (König), iehr (über).

b. lange.

Mhd. lg. a (hd. a) wird lg. o, vor r lg. u, bei Kürzung u.

Beispiele: doo (da), amool (einmal), Dodr (Ader), Dodm (Atem), Dost (Aas), broota (braten); muur (wahr), Huure (Haare), Juur (Jahr); du hust (du hast) gegenüber a hoot (er hat, mhd. haat [hât]), ir luſt (ihr laßt), schluffa (schlafen), duchte (dachte, mhd. dâhte = daachte), bruchte (brachte).

Mhd. ae [= lg. ä] (hd. lg. ä oder lg. e) wird lg. a, z. T. lg. e oder ä (durch Analogie).

Beispiele: maarn (mähen), Kaase (Käse), Schaaf (Schäfer), Kraamr (Krämer), fiernaam (vornehm; fier aus für) neben neendr oder nändr (näher), zee (zäh). Dieses lg. e aus ae fiel z. T. mit dem folgenden mhd. lg. e zusammen und ging wie dieses in lg. i über; so stehen neben einander hier und laar (leer), schwier und schwaar (schwer), speetr oder später und (selten) spaatr (später).

Mhd. lg. e (hd. lg. e) wird lg. i, bei Kürzung i.

Beispiele: Ziene (Zehe), zwien (seltsame Form für zwei; bei Luther: zween), gieh (gehen), Schne (Schnee), wieh (weh), mieh (mehr, mhd. me); de Zinn (die Zehen), wink (wenig), irſcht (erst).

Mhd. lg. i wird wie hd. ei (gesprochen ai), bei Kürzung e.

Beispiele: Zeit, beisa, pfeisa; a beſt, pfeſt (er beißt, pfeift).

Mhd. lg. o (hd. lg. o) wird lg. u, bei Kürzung u.

Beispiele: Uur (Uhr), ruut (rot), gruuf (groß), Struu (Stroh); ſchunnt (schon), Bunn (Bohnen), Huſt (Hochzeit, mhd. höchzît).

Mhd. oe [= lg. ö] (hd. lg. ö) wird über lg. e (Entrundung) zu lg. i, bei Kürzung i.

Beispiele: Fliee (Flöhe), ſhien (schön), bieſe (böſe); ſhinnr (schöner), griffr (größer), a ſiſt (er ſtößt), hiſchr (höher).

Mhd. lg. u (hd. au) wird au, bei Kürzung e.

Beispiele: Maul, braun; Heſſa (Haufen), deſſa (draußen).

Mhd. iu [= lg. ü] (hd. eu, äu) wird eu, bei Kürzung e.

Beispiele: neun, heute, Häuſr; Heſſla (Häuslein), a ſeſt (er kauft), de Kellan [Abendorf] (die Klöſlein, Verkleinerungsform von Kaule: Kaul — lein, zu Kugel gehörig).

Mhd. ei (hd. ei) wird lg. e, bei Kürzung e.

Beispiele: ees (eins), Steen (Stein), heem (heim), breet (breit), weech (weich); bretttr (breiter), wechr (weicher), dr brettſte, wechſte (der breiteste, weichste), Lettr (Leiter), ei a Stenn (in den Steinen).

Mhd. ou (oum) [ähnlich wie au gesprochen] (hd. au) wird au (gegenüber Ig. o im Lausitzisch-Schlesischen); Kürzung kommt nicht vor.

Beispiele: Baum, Rauch, Auge, Frau, haun (hauen).

Mhd. öu (öum) [ähnlich wie eu gesprochen] (hd. eu, äu) wird Ig. e oder ä. (keine Kürzung).

Beispiele: Beemla (Bäumlein), Heetla (Häuptlein), gleeba (glauben, s. Anm.), drseefa (ersäufen), Freede (Freude), Hee (Heu, daneben auch Hai und Hä), streen (streuen).

Anmerkung: Gleeba, keefa, teefa u. a. gehen auf die mhd. umgelaute-ten Formen glöuben, köusen, töusen, zurück, während den hd. Formen glauben, kaufen, taufen die daneben stehenden nicht umgelaute-ten glouben, koufen, toufen zugrunde liegen (ebenso den lausitzischen Formen glooben, koofen, toofen).

Mhd. uo (hd. Ig. u) wird Ig. u, bei Kürzung u.

Beispiele: Stuhl, Fuß, tun; gutt (gut), Blutt (Blut), Fussle (Fuße).

Mhd. üe (hd. Ig. ü) wird über i-e zu Ig. i, bei Kürzung i.

Beispiele: miede (müde), triebe (trübe); Fisse (Füße), Tichr (Tücher).

Mhd. i-e (hd. Ig. i) wird Ig. i, bei Kürzung i.

Beispiele: tief, Tier, Knie; tiffir (tiefer), Mitte (Miete), schliffa (schlafen), giffa (gießen).

Diese Entsprichungen gelten für die betonten Silben. Die Vokale unbetonter Silben sind sehr abgeschwächt oder ganz abgefallen.

So ist beim Zusammentreffen von zwei unbetonten Silben der Vokal e der ersten weggefallen: a vette (er redete), a botte (er badete), dr listte (der süßeste), dr älste (der älteste).

In der Endung -ig fällt häufig der Vokal aus: dr Kiend für Kienich (König), oartch (artig). Ebenso in anderen Endungen, z. B. Sunntch (Sonntag), Dinnstch (Dienstag), Frettch (Freitag), Wurrbrch (Worwerk), Siffich (Säufing = Säuser).

Die Endung -en ist zu -a geworden mit folgenden Einschränkungen, die darauf zurückzuführen sind, daß in der unbetonten Silbe das e früh weggefallen ist.

-n ist geblieben

1. nach Vokal bei Zeitwörtern: schrein, blien (blühen); sonst -a: bei a Riea (bei den Rühen), ei a neua groa Schua (in den neuen grauen Schuhen) [gro (grau) ist mhd. grā];
2. nach r: verliern, loabern, hommern, Tiern (Türen);
3. nach einfachem, stammeschließendem n; dieses fällt mit dem n der Endung zusammen und bewirkt Kürzung des vorangehenden Vokals: de Winn (Wienen), a ies miet senn Sinn ei a Wunn (er ist mit seinen Söhnen in den Bohnen), a schmeist mit kleinn Stenn (er schmeißt mit kleinen Steinen), mied a Venn (mit den Weinen), an schinn renn Rook (einen schönen reinen Rook). [Aber bei nn: spinna, kinna (können), kenna (kennen)].

Anmerkung: Infolge des unter 1 genannten Nebeneinanders treten (durch Analogiebildung) auch gelegentlich in den -n-Fällen -a-Formen auf.

Die Verkleinerungssilbe -lein (mhd. -lin) heißt -la; die Mehrzahl dazu ist im Westen des Kreises bis etwa zur Linie Landeshut — Schönberg ein-

schließlich des ganzen Ziedertals durchgehend -lan, im Osten gehen -lan und -la durcheinander. (Das östlich sich anschließende Gebiet hat als Regel -la.)
Beispiele: Fasla, Stickla, Maadla (Mädel) — Mehrzahl: Faslan, Sticklan, Maadlan oder gleich der Einzahl.

Ferner steht ein unbetontes a in folgenden Fällen:

1. in der Form „den“ des Geschlechtswortes. Es heißt dan, da oder ganz unbetont a: iew hoa dan (da, a) Ufsa gesaan (ich habe den Ochsen gesehen); iew bie[n] bei da (a) Leuta gewaaft (ich bin bei den Leuten gewesen);
2. für ihn und unbetontes ihnen (nhd. beide in): iew hoa a gesucht (ich habe ihn gesucht), iew hoas a gesoat (ich habe es ihnen gesagt);
3. für das unbestimmte Geschlechtswort ein: a Moan (ein Mann);

Anmerkung: Danach sind dann auch die anderen Fälle mit a gebildet: iew wiel an Toop keefa (ich will einen Topf kaufen), a hoot anne biese Ziene (er hat eine böse Zehe), iew hoa a mied annr annrn Frau gesaan (ich habe ihn mit einer andern Frau gesehen).

4. infolge fast völligen Verstummens des r für das Fürwort „er“: betont aar, unbetont a.

Mhd. auslautendes e ist auch in Fällen geblieben, wo es hd. weggefallen ist: a Geschirre, a Hemde, ma hoots ne lechte (man hat's nicht leicht), fisse (füß).

Folgende Zusammenstellung geht von der Mundart aus und zeigt, welche Vokale des Neuhochd. und des Mhd. denen der Mundart entsprechen.

Mundart	Hd.	Mhd.
a ganz	1) a ganz	a
Kandla	2) ä Rännchen	ä, ē
assa	e essen	—
a in unbetonter Silbe	-en, -er, ein, ihn (en)	—
Ig. a kaalt	1) a kalt	a
Gaartner	2) ä Gärtner	—
Traane	3) Ig. ä Träne	ä
Kaase	Käse	ae
laaba	4) Ig. e leben	ē
Naale	5) äge Nägel	äge
Kaan	6) ege Regen	ēge
e Hemde	1) e Hemd	e
selda	selten	ē vor I + d, t, 3
Teppe	2) ö Töpfe	ö
beßt	3) ei heißt	Ig. i
wechste	weichste	ei
desa	4) au draußen	Ig. u
Heßla	5) äu (eu) Häuflein	iu (= Ig. ü)
Ig. e heeba	1) Ig. e heben	e
Zeene	2) Ig. ä Zähne	—
Beeßl	3) Ig. ö Vögel	ö
heem	4) ei heim	ei
Beeme	5) äu Bäume	äu[w]
leen	6) ege legen	ege
(Ig. e	au f. S. 238 oben	Anm.)
i wißcha	1) i wißchen	i

Mundart	Hd.	Mhd.
Nisse	2) ü Nisse	ü
Fisse	3) Ig. ü Fisse	üe
Zinn	4) Ig. e Zehen	Ig. e
Mitte	5) ie Miete	i-e
Schinnr	6) Ig. ö schöner	oe
Ig. i tief	1) ie tief	i-e
Biene	Biene	i
Tiesch	2) i Tiesch	ü
Miele	3) Ig. ü Mühle	üe
miede	müde	Ig. e
Schnie	4) Ig. e Schnee	oe
biefe	5) Ig. ö böfe	a
o Dffe	a Affe	a
Ig. o Boort	1) Ig. a Bart	Ig. a
Hoofa	Hafen	o
Froosch	2) o Froosch	
Rnoota	3) Ig. o Knoten	
oa foam	1) Ig. a kam	a
Moan	2) a Mann	
foan	3) age fagen	age
u genumma	1) o genommen	o
schunnt;	2) Ig. o schon	Ig. o
Hurt	(o Hochzeit)	
ruppa	3) u rupfen	u
gutt	4) Ig. u gut	uo
huft	5) a haft	Ig. a
Ig. u wuur	1) Ig. a wahr	Ig. a
huuch	2) Ig. o hoch	Ig. o
Buur	3) Bohrer	o
Wuurt	4) o Wort	
vuul	voll	
Muuf	5) u Muß	u
Fuuf	6) Ig. u Fuß	uo
ue gelien	oge gelogen	oge
au Maul	au Maul	Ig. u
Baum	Baum	ou
ei Zeit	ei Zeit	Ig. i
eu neune	eu neun	iu (= Ig. ü)
(äu) räuma	(äu) räumen	

Den neuhochdeutschen Vokalen entsprechen in der Mundart folgende Laute:

Nhd.	Mundart	Nhd.	Mundart
a	a ganz		e Hemde
	Ig. a faalt	Ig. e	Ig. a (mhd. ē):
	o olle		laaba
	oa Stoall		Ig. e (mhd. e): heeba
	u huft		(neben hāba)
Ig. a	Ig. o Schoof	i	i binda
	oa Boatr	ie	ie Tiesch
	Ig. u wuur	ie	ie Brief
ä	a Fassr	i	i Mitte (= Miete)
	Ig. a Gaartner	u	u genumma
Ig. ä	Ig. a (f. mhd. ä, ae):	Ig. o	Ig. o Froosch
	Traane, Kaase;	Ig. u	Ig. u vuul
	Ig. e (f. mhd. e): Zeene	Ig. o	Ig. u huuch
	(neben Zähne)		u schunnt
e	a affa		Ig. o Rnoota

Nhd.	Mundart	Nhd.	Mundart
u	u ruppa	(eu)	(eu) neune
Ig. u	Ig. u Muuſ		(mhd. iu);
ö	u gutt		Ig. e Beerne
Ig. ö	e Teppe		(mhd. öu);
	Ig. e Beegl		e Heßla
	ie bieſe		(Verkürzung für
	i ſchinnr	ei	beide).
ü	i Miſſe		ei (f. mhd. Ig. i):
Ig. ü	ie Miele	(ai)	ſein;
	i Gittz (= Güter)		Ig. e (f. mhd. ei):
au	au Baum		Been;
	e beſſa (= draußen)		e (Verkürzung):
äu	Ig. e keſſa		renner (= reiner);
	äu räuma		a (unbetont):
			a (= ein).

Konsonanten.

Von den Konsonanten ist folgendes hervorzuheben:

Das r wird mit der Zungenspitze gebildet, aber ohne daß es — wie hd. bei sorgfältiger Aussprache — gerollt wird. Vor d, t, z, ſch ist es fast unhörbar geworden.

n wird vor und nach b, p, f, w — bei starker Zusammenziehung — zu m: Hampfl (Handvoll), fünf (fünf), Domt*) (aus Ob'nd, Abend), Leimt (Leinwand).

nd wird nach i z. Z. zu ng (Zeichen für einen einzigen Laut, gesprochen wie ng in singen): hingr (hinten, über hindr, f. u.), finda (finden). In Grüssau wird beobachtet, daß die älteren Leute z. B. hingr, die Kinder dagegen hindr sprechen. Das ng ist wahrscheinlich aus dem Lausitzisch-Schlesischen, wo es die Regel ist, eingedrungen.

Auslautendes n nach langem Vokal ist häufig abgefallen: vo (von), oa (an), ei (in), hie (hin), mei, dei, ſei, lee (kein), ee (ein); klee (für kleen, klein), ree (für reen, rein), und ſchie (für schien, schön), wenn diese Eigenschaftswörter attributiv gebraucht sind, also: a klee Kindla, a ree Schißla und Schißrla (Schüſſelein), ſchie Waater (Wetter) — aber: 's Kindla ies kleen[e], 's Schißla ies reen[e], 's Waatr ies schien[e].

ſ wird — abweichend vom Hd. — weich (stimmhaft) gesprochen nach Vokalen vor klingenden Lauten: auſr (außer), weiſa (weißen).

Abweichend vom Hd. wird mhd. ſ nach r i m m e r zu ſch: Wu[r]ſcht (Wurſt), i[r]ſcht (erſt), gib me[r]ſch (gib mir's), iech ſoa de[r]ſch (ich ſage dir's).

Für f wird im Inlaut zwischen Vokalen oder l, r, m, n ein w gesprochen: Hoowe (Hofe), Uuwa (Ofen), zwelwe (zwölf).

Für b, d, g des Hd. wird im Anlaut vielfach p, t, k gesprochen. Bei t handelt es sich hierbei z. Z. um die regelmäßige Fortsetzung der mhd. Laute (im Gegensatz zum Hd.), z. B. in Toam (Damm, mhd. tam), tump oder tumm (dumm, mhd. tump), Trache, tunkel.

*) Davon dann wieder Domrt [Kunzendorf].

Inlautend zwischen Vokalen wird *b* teilweise zu *m*: *gleema* (glauben). Ganz weggefallen ist es z. B. in *gaan* (geben), *Heetla* (Häuptel, von Haupt, das — mit Umlaut — als *Heet* erscheint) und in *salaatiche* (sein Lebtage; Laatiche aus Laabtage, Lebtage).

d ist weggefallen in *waarn* (werden), *gewurn* (geworden), *Psaare* (Pferde), *urntlich* (ordentlich).

g zwischen Vokalen ist nach *i*, *e* zu *j* geworden, nach *a*, *o*, *u* zu einem im Bühnendeutschen nicht vorhandenen Laut, den man als weiches (stimmhaftes) *ch* bezeichnen kann. Dieser Laut verhält sich zu dem *ch* in *ach* wie *j* zu *ch* in *ich*). Beispiele: *Zieje*, *lieja*. (Beispiele für die andere Gruppe lassen sich mit den gewöhnlichen Schriftzeichen nicht wiedergeben.)

t wird zu *d* nach *l*: *Eldr*n, *Kälde*, *selda* (selten); z. T. auch nach *n*: *hindr*, *hinda*. Ein dem *l* vorangehendes *a* wird gedehnt, und dann fällt vor *e* und *n*, *r* das aus *t* entstandene *d* weg: *aale* (alte), *haaln* (halten), *spaaln* (spalten), *baale* (bald); im Auslaut aber: *aalt*, *kaalt*.

Im Auslaut ist *t* manchmal an ein *s* oder *n* angetreten: *Kirmst* (*Kirmes*), *Doft* (*Nas*), *schunnt* (*schon*).

Auslautendes *mhd.* *mp* (aus *mb*) ist im Gegensatz zum *Hd.* erhalten: *krump* (*krumm*), *Komp* (*Kamm*), *Schwomp* (*Schwamm*).

Besonders bemerkenswert ist, daß altes (germanisches) *p*, das im Inlaut wie *hd.* zu *pf* geworden ist (Lautverschiebung), in der Verdoppelung, im Auslaut und nach *m* als *p* erhalten ist: *Pstruppa* (*Propfen*), *truppa* (*tropfen*), *Opyl* (*Apfel*), *Wippl* (*Wipfel*), *Keppe* (*Köpfe*); *Koop* (*Kopf*), *Toop* (*Topf*); *Strump*, *Strimpe* (*Strumpf*, *Strümpfe*), *stompa* (*stampfen*).

ch. *Mhd.* wechselten folgende Formen miteinander:

im Auslaut: *sach*, *Schuch*, *Blöch*, *hoch*, *räch*;

im Inlaut: *sahen*, *Schuhes*, *Blöhes*, *hohes*, *rähes*.

Neuhochdeutsch ist inlautendes *h* im Silbenanlaut verstummt (auch wenn es noch geschrieben wird), und unter dem Einfluß dieser Formen ist die Form mit *ch* auch im Auslaut z. T. verdrängt worden: *sah*, *Schuh*, *Floß*, *rauh* — aber noch lautgefehlich: *hoch*. — In der Mundart ist das auslautende *ch* zu *f* geworden (das *h* des Inlauts — wie *hd.* — verstummt) in *soak*, *Schuuf*, *Fluuf* (Mehrzahl: *Schume*, *Fliee*). In den anderen Wörtern ist — umgekehrt wie *hd.* — die Auslautform auf den Inlaut übertragen worden, und dann ist *ch* erhalten: *huuch*, *a huuches Haus*, *doas Haus ies hichr*, *om hichsta* (*höher*, *am höchsten*); *rauch*, *a rauches Faal* (*ein rauhes Fell*).

Das (anders klingende) *ch* nach *e*, *i* (wie in *ich*) wurde nicht zu *f*, sondern blieb immer *ch*, z. B. *siech* (*sieh*, *mhd.* *sīh* = *sich*), und trat auch dort ein, wo erst in neuerer Zeit durch Abfall eines *e* ein *h* in den Auslaut trat: *Wiech*, *Wiecher* (*Wieh*) aus *mhd.* *Wihe* (*i* kurz).

Die Mehrzahl zu *iech* *soak* (*ich* *sah*) heißt: *mr sooga*. Das ist die lautgefehliche Fortsetzung von *mhd.* *wir sāgen* (= *wir sahen*); das Neuhochdeutsche hat hier die durch grammatischen Wechsel von der Einzahl unterschiedene Mehrzahl der Einzahl angeglichen (Analogiebildung).

Wie im Bühnendeutschen wird in der Mundart im Auslaut immer *p*, *t*, *k* gesprochen (auch wenn *b*, *d*, *g* geschrieben wird). Abweichend vom Bühnendeutschen wird aber in der Mundart jedes *p*, *t*, *k*, ganz gleich welcher Herkunft, ebenso jedes *h*, *sch*, *f*, *ch* (sowohl das in *ach* wie das in *ich* ge-

sprachene) erweicht (stimmhaft), wenn diese Laute nach langem Vokal oder nach kurzem Vokal mit folgendem r, l, m, n stehen und das nächste Wort mit Vokal anfängt.

z. B. doas Noat (Nad)	— aber:	doas Noad ies oagebrocha;
de Muut (Not)	"	dam sitt ma keene Muud oa
		(dem sieht man keine Not an);
aalt (alt)	"	wie aald ies a denn?
a hoot (er hat)	"	woas hood a denn?
a Zoop	"	giß a Zoob aus!
Fleesch (Fleisch)	"	's Fleesch ies oagebrannt (sch hier
		weich wie in Kaaschl, Kurasche).

Satzfügung und Wortschatz.

Was sich an Eigentümlichkeiten der Satzfügung findet, ist gemeinschlesisch.

Hierher gehört z. B. die doppelte Verneinung: iech hoa kee Geld ne[e].

Ferner die Verschmelzung zweier Satzbildungen. Durch Vermischung der beiden Sätze: „A pfefft a ganza Zaak“ und „A ganza Zaak pfefft a“ entsteht: „A pfefft a ganza Zaak pfefft a“.

Ähnlich erklärt sich die Erweiterung eines Bindewortes durch „und“, z. B.: Weil a und a hotte keene Zeit ne . . ., dr Duktr soate, doas a und a mißte eim Bette lieja bleiba.

Hier zeigt sich zugleich die (vom Hd. abweichende) Voranstellung des Hilfszeitwortes in Nebensätzen. Ein anderes Beispiel: Se boat mich, doas iech mechte zuner kumma (sie bat mich, daß ich zu ihr kommen möchte). Diese — dem Hauptsatz eigentümliche — Stellung weist darauf hin, daß die Mundart — wie jede einfache Sprache — Nebensätze, d. h. Unterordnung, nur in sehr beschränktem Umfange kennt (und dann wohl unter dem Einfluß der Schriftsprache), daß sie vielmehr im allgemeinen die Gedanken ganz einfach nebeneinander setzt.

Für die Behandlung des Wortschatzes fehlt es an Raum. Eine Zusammenstellung würde natürlich viel Gemeinschlesisches bringen. (An einem schlesischen Wörterbuch wird seit mehreren Jahren gearbeitet.) So sei nur das bezeichnende „oä“ (z. T. auch „och“) erwähnt, mit der Bedeutung „nur“, das über mhd. oäert das althochd. echorodo fortsetzt (einer der seltenen Fälle, in denen — nicht recht erklärbar — mhd. o als o erhalten geblieben ist).

Zwischenstufen zwischen Mundart und Muttersprache.

Die Mundart wird rein höchstens noch auf dem Lande gesprochen. Auch dort ist sie unter dem Einfluß der Schriftsprache, der Freizügigkeit und des gesteigerten Verkehrs schon unsicher geworden*). Da im Grunde jedes Dorf seine eigene Mundart hat, mischen sich durch Zugug fremde Sprachformen mit den einheimischen, das Sprachgefühl wird verwirrt. Zwischen der reinen Mundart und der mustergültigen hochdeutschen Bühnensprache gibt es eine

*) So ist z. B. die echte mundartliche Form Kienich (für König) schon in bedeutendem Umfange, besonders in der näheren Umgebung der Stadt, verdrängt worden durch die entrundet gesprochene schriftsprachliche Form Keenich.

unbegrenzte Zahl von Zwischenstufen. Dazu gehören auch die verschiedenen Abstufungen der Umgangssprache, die man, solange sie sich erheblich von der Gemeinsprache entfernen, auch noch als Mundarten bezeichnen kann. Man spricht von Stadtmundarten. Aber auch der die Hochsprache Sprechende, wenn er nicht (wie Vortragskünstler, Redner usw.) die Musterausprache zu seinem besonderen Studium macht, zeigt immer noch einige Anklänge an die Mundart. Dessen braucht sich in der Umgangssprache niemand zu schämen. Jeder darf seine Heimatsprache anklingen lassen. Die Bühnenausprache will durchaus nicht eine starre Einheitsausprache schaffen (was sie wahrscheinlich garnicht erreichen könnte), sie will nur da herrschen, wo mundartliche Anklänge stören würden: im gehobenen Vortrag, in der Predigt, im ernstesten Schauspiel, im Gesang.

Die gemeinsame Hochsprache ist ein kostbares Gut, das stärkste volkseinigende Band. Sie sorgfältig zu hüten und zu pflegen, ist die selbstverständliche Pflicht eines jeden. Wenn sie aber nicht zu einer künstlichen, papiernen Sprache erstarren und absterben soll, muß sie immer wieder frische Säfte und neues Leben aus dem ewig fruchtbaren Mutterboden der Mundart aufnehmen. Deshalb muß, wer die Hochsprache recht verstehen und pflegen will, auch die Mundart, ihr natürliches Wachstum und die in ihr wirkamen Kräfte verstehen und lieben.

Einige bei uns gebräuchliche mundartliche Ausdrücke fremder Herkunft. *)

Von A. Groß †, Greiffenberg.

Viele mundartliche Ausdrücke der Bewohner unseres Heimatkreises weisen noch auf die Abstammung oder Herkunft unserer Vorfahren hin. Die Worte: Vansen, Schlung, pläken, belemnern, schlickern und schlippern. kommen sonst nur im niederdeutschen Sprachgebiete vor, und wenn sich nun solche Worte auch bei uns vorfinden, so können wir mit Bestimmtheit annehmen, daß sie von niederrheinischen oder gar niederländischen Bauern zu uns gebracht worden sind und sich hier fortgeerbt haben.

Aber diese Niederdeutschen sind nur die ersten deutschen Kolonisten gewesen, die unsere Heimat besiedelten. Nach ihnen, wie wir wissen, hat sich ein breiter Strom mitteldeutscher, besonders fränkischer Einwanderer über Schlesien ergossen. Die Verkleinerungssilbe „el“, wie in Lied'l, Mad'l, Häuß'l, Stück'l, biss'l, verrät uns, daß viele aus dem mittleren Bayern waren, wo heut noch diese Endung daheim ist.

*) Dieser Aufsatz ist ein Bruchstück der Abhandlung „Trachten und Mundarten im Kreisse Löwenberg“ von A. Groß. (Heimatsbuch des Kreises Löwenberg. 2. Aufl. S. 245). Die Ausführungen gelten in vollem Umfange auch für unseren Kreis. Für die Abdruckserlaubnis sprechen wir unseren herzlichsten Dank aus.

In die Saalegegend (Thüringen) weisen uns die Ausdrücke „Flunsch, Griechsch, hinte, kirre, salte, BURN, murn“.

Von heftiger Einwanderung zeugen „schoren, ock, wiebeln, kriebeln, weken, muhen“.

Aus Franken (Maingegend) stammen die Worte: „Büttner, farte, Gake, Poms, wischpern, tollern, transchen, Gewende, äbsch, grätig, nifeln, praschen, schürgen = stoßen, quer“.

Auch die Bezeichnung „altfränkisch“ weist auf die Bauart und Kleidung aus jener Zeit und Gegend hin. Noch leben auch die Ausdrücke „flämische Kerle“ und „Flaumbauern“ = Flam-Bauern = flämische Bauern im Volke fort als Kennzeichnung der von den fränkischen Einwanderern wesens- verschiedenen flämischen Ansiedler in Schlesien.

Als alt- und mittelhochdeutsches Sprachgut sind noch folgende Wortbildungen bei uns allbekannt: „urbern“ von urborn = urbarmachen, geräuschvoll arbeiten, poltern, „urschen“ von urezzen = herausessen, „flennen“, „Flunsch“ von vlans = Maul, „Zebs“ von toben, Flabbe von flabbs = grober Mensch, „verfizzen“ von vizze = Faden, „Zotsche“ von tatschen, tasten, „natschen“ von nazzen, naß werden, „gelt“ von gelten, „naichten“ von nechten, Nacht, „Latschen“ von latsche = Fuß des Bären, „imzedig“, umzedig = umschichtig von zede = Reihenfolge.

Auch slavische Wörter haben sich bis auf unsere Zeit erhalten und werden umgebildet gebraucht, z. B. „Kretscham“ von karczma (Wirtshaus), „Kascheln“ (poln. kosle = Schlittschuhe), „pietschen“ (trinken), „Muschel“ von noz (schlechtes Messer), Miezal (Kalb), „Lusche“ von luzza (Pfüke, Wasserlache), „Babe“ (baba = altes Weib, Topfkuchen), „Komurke“ von comorca (Stübchen), „Schubiat“ von subbiak (Schläger)[?], „Kren“ von kren (Meerrettich), „pomadig“ von po maln (langsam), „Kaluppe“ von chalupa (Haus).



Mundartprobe: Friklas arschter Schultag.*)

Von F. F. Tost, Neudorf, Ars. Goldberg.

Dies Juhr giebt ju au is Frikla ei de Schule. Na dr Lährer ward sich freen, ieber da Poata! Doas ihs doch enner, dar is faustdicke hinger a Uhrn sißa hot. Alles, woas da kleene Pfrupper aus sem kleenn Schnoabel rausbrengt, klingt asu puzig bei'm, doas ma nee aus'm Lacha rausnimmt, wenn ar ock is Guschla usmacht. Kennt ihr schunn doas Stidla mit 'm Grooasa? Nee? Do muß ich is euch derzähl'n. Ar troas a Grooasa amole uff dr Stroaße, wußte oaber nee, war doas wäre.

„Wer bist du denn? Wie heißt du denn?“ freute dar a.

*) Herrn Lehrer Frik Fredi Tost in Neudorf, Ars. Goldberg, der als geb. Schwarzwaldbauer in der Mundart unserer Heimat schreibt, sprechen wir für die Erlaubnis zum Abdruck den Dank der Heimat aus.

„Friklas arschter Schultag“ ist entnommen „Alleweil gemittlich!“ Druck v. D. Collmar, Goldberg Schl.

„Nu, kennst de mich nee? — Ich bien is Frikla! — War bist du denn eentlich? Dich kenn ich ju goar nee. Wu wunnst de denn?“

„Da!“ — zeichte dr Groaf uff sei Schluß.

„Wunnst de uff'm Hofe?“ — „Ja!“

„Hust de a Weib?“ — „Ja!“

„Hust de au a Sofa?“ — „Ja!“

„Na, do gieht's!“, woar Friklas Antwort, stuppte de Hände bal bis in de Ellboga ei de Hofatoscha und lieh a Groafa stiehn.

Au vurgestarn hotte da kleene Pummer anne Rädensort solln lohn, wu ma staunen muh, wu ar se harbrengt. Dr Woater hott' a sich amol iebersch Knie gelät — war weech, woas ar wieder ausgefrassa hotte? — und hotte 'm is Fingerteel a bisla mit anner Hoaselrutte bearbeet't. Kaum hotte inse Frikla oaber a drei, vier Trepplan geheult, do lief ar zur Mutter, stallte sich breetbeenig ver sie hie und soate milleadig zu ihr: „Doh, Mutterla, wie kunnt'st de dir bluß ann sulcha Handegen heiroata?“

Zihte strecht se 'm die Hoarlan zurechte und hängt 'm a Schulranza uff a Ricka. Jer ann Augablick sitt se sich doas kleene Pärschla oa, doas de nu is arschte Mol zum Schulegiehn fartig vur ihr stiecht. Gesund und prupper stiecht ar do und seine klenn bloa Gucka sahn asu lieb und ährlich zu ihr ruff, doas se ver lauter Stulz und Freede da klenn Ollerveltskarl ei ihre Orme schlingt und 'm a lautes, harziges Schmoßla usdrickt.

„Mei Mutterla!“ soat da Kleene bluß und nimmt ihr liebes Gesichtla zwischer seine weecha Poatschlan. Wie ar oaber sitt, doß ihr a paar Tranlan ei a Auga stiehn, do soat a leise: „Mutterla, hoa ock keene Angst verm Lährer! Ich bien ju bei dir.“ Und schunn strompelt ar mit a Fissa; ar wiel wieder festa Boden under a Venn honn.

Und schun stummelt ar mit senn forza Veen eim Dorfe nunder. De Mutter gieht dernaba har und macht sich asu ihre Gedanka ieber da klenn Pfrupper, da de asu muttig ei senn neua Lebensobchnitt neimoarschiert.

Noach anner Weile kimmt dr Schunka Paule, da de schunn is zweete Juhr ei die Schule gieht, bei'n'a vorbeigerannt. „Hoa's ock nee asu ängstlich!“ rufft 'm is Frikla zu. „Eh mi'r ne do sein, gieht's doch nee lus!“

Die ahle Schubert-Muhme stiecht groade ei dr Haustiere. „'n Tag, Muhme!“ rufft inser kleiner Freind.

„Nu, gunn Tag, och, mei liebes Jungla! Du soag mer doch, wu giehst de denn bluß heute hie?“, stellt se sich ohnungslus.

„Ei de Schule!“

„Ei de Schule? Na, doas ihs hibsch vo dir“, papert se wetter. „Woas machst de denn ei dr Schule?“

„Ich woarte, bis se olle ihs!“ pulvert sei klenner Schnoabel raus.

„Su, su! Woart'st bis se olle ihs? Doas ihs ju anne siehr oanstrengende Beschäftigung!“ schmunzelt do de Frau Muhme vur sich hie.

Und nu siha de klenn Geister — ee Zeel mit ängstlicha und dr andre Zeel mit neuschieriga Gucka is arschte Mol ei a Schulbänka und sein nu gesponnt, woas dohie asu warn sol. Frikla versich't's nu au, stille zu siha. Doch lange hält ar doas nee aus. Schunn noach anner klenn Weile klattert ar mit a Venn uffs Sigbraat und kniet druffe. De Orme stigt ar uff

de Banke und lät a Koop ei de rechte Hand; „ar kummelt“, soat dr Schläfinger.

„Frik!“, moahnt dr Lährer wägers dr unvorschriftsmäßige Haltung; oaber is nuht nisch.

„Frik!“ Doas kloang zwar noch nee biese, oaber is loag schunn a klenner Toadel drinne.

„Frik, wie sikt du denn?“

„Wie ich sike? Oh, ganz gutt! Ock awing hoarte!“ soat dar und beguckt sich wetter de Bilder oa dr Wand.

„Du, Lährer!“ prillt a noach anner klenne Weile. „Woas ihs denn doas fer a Viech uff dam Bilde?“

Dr Lährer derklärte is 'm nu ei oller Freindlichkeit, doß und is wär a Elefante.

„A Eselante? Ach, doas ihs doas Viech, woas aus dr Mitte gemacht ward? Oh, asu! Ju, ju! Asu sitt's aus!“

„Woas ihs denn doas fer a Ding?“ brummelt da kleene Pummer und guckt uff de Rechenmaschine.

„Du, Kopscher Grete, gieh doch amole weg, doas ma is besser sahn koan! — Gieh doch amole weg! Hierst du denn nee, du tumme Soans?“

„Aber, Frik, wer wird denn so sagen? Gleich gehst du hin zur Grete und sagst ihr, daß es dir leid tut!“

Glei ging ar nu freilich nee; oaber noach gudem Zuräda ging ar hie zu ihr und soate mitleedig: „Grete, is tutt mer leed, doß de anne tumme Soans bist!“

Noach anner Weile sitt dr Lährer, doß inse Held am Dauma lutscht.

„Aber, Frik!“ toadelt ar freindlich, „ein artiges Kind steckt doch nicht den Daumen in den Mund!“

„Nu, welch Finger denn fust?“ freut dar do.

„Du, Lährer, kumm amole har! — Hot dir de Schulza Frieda woas derzählt?“ — „Nee! Was denn?“ — „Nu hot se dir nee derzählt, doas ich se vurige Woche verdroscha hoa?“ — „Nee!“ — „Nee? — Nu dann verroat ich dir's au nee, doß se dir dießer Tage anne Fansterscheibe ei denner Summerlaube zerschmissa hot!“

„Lährer, Lährer!“ prillt ar schunn wieder. „Lährer, siehst du, durt kimmt dr Farschter Tischler om Tonne runder!“

„Aber, Frik, man zeigt doch nicht mit dem Finger auf die Leute!“

„Wumit denn fust?“

„Du, Lährer, nu sein mer doch bal lange genug bei dir, meen ich doch. Hst du denn keene Frau, hä, die ins anne Schoale Koffe bringt? Verstehtst du denn doas nee?“

„Kumm amole har!“ gieht's nu schunn wieder lus. Da Lährer mechte ju anne Geduld honn, die de vo Drohte ihs! „Kumm amole har! Nu setz du dich amole ei de Banke! Du bist de lange genug rimgerannt. Nist bien ich droa. Du konnst du amole sika!“

Do dr Lährer oaber nee druf eigieht, mit dam klenne Pfrupper de Nulln zu tauscha, kimmt dar — schneller wie ma is oahnt — mit am neua Daliega.

„Du, Lährer, ich muß amole nausgiehn. Posß derweile amol uff meine Schulmoppe uf! Daber wehe dir, wenn de ieber meine Schnieta giehst!“

Und wie da Gefelle reiskimmt, macht ar a Gesichte, doasß ma nee Wunder denkt, woas de possiert ihs. „Wie ward is ock derheeme giehn?“ bormerte ar. „Wie ward is ock derheme giehn, wenn man schunn asu lange vo derheeme furt ihs?“

Do ar nu ollmähhlich stille sein mußte und bluß räda dorste, wenn ar gefreut wurde, do plokte ar noach anner Weile mit da Froage raus: „Sein denn nee bal de grußa Ferien?“

Ann Augablick druf noahm ar senn Schulranza und wullde heemgiehn.

„Aber, Friß!“ soate dr Lährer, „die Schule ist doch noch nicht aus. Du kannst doch noch nicht gehen. Sieh mal, die andern sißen ja auch noch alle da“.

„Woas bleiba de tumma Schoofe siße! Ich gieh heem!“

Schließlich woarn de zwee Stunda rim.

Wie ar vo dr Mutter dessa ei Empfang genumma wurde, do woar seine arschte Froage: „Sol doas Gemahre hie drinne olle Tage asu wetter giehn?“

Ar is au noch verhuust, wie 'n de Schubert-Muhme froit: „Na, mei Suhla, hufst de au schunn viel gelarnt beim Harrn Lährer?“

„Och dar“, schimpft da Knarps verächtlich, „dar koan ju alleene nisch. Dar muß ju arschd immer mich froin, wenn ar woas wissa wuel!“

Daber wie sich dr Voater schmunzelnd sei Siehla betracht't, doas de asu stulz zur Tiere reiskimmt und meent: „Nu, mei liebes Frißla, heute hufst de wull schunn viel gelarnt ei dr Schule? Do weest de und do konnst de wull au schunn recht viel?“ Do schwillt dam Parschla ock asu dr Komm und pruknig meent ar bluß: „Joa, Voater, wenn de siße amole woas nich weest, do froi ock mich!“ — — —



Sitte, Brauch und Volksglaube im Kreise Landeshut.

Von Walther Ueberschär, Landeshut.

Für die Kenntnis heimatlicher Sitten und Bräuche im Kreise Landeshut ist heut noch grundlegend und einzigartig die Arbeit von Rustos Wilhelm P a t s c h o v s k y, die 1897 in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde als vorbildlich veröffentlicht wurde¹⁾. Diese Arbeit bedurfte nach zwei Seiten hin einer Nachprüfung und Ergänzung. Zunächst berücksichtigt sie nur die Verhältnisse im Liebauer Tal. Unser Kreis bildet

¹⁾ Ihr entnommen sind auch zum allergrößten Teile die verhältnismäßig spärlichen Angaben über den Kreis Landeshut in P. Drechsler: Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien. Bd. I u. II. Leipzig. 1908 u. 1906. (Sammlg.: Schlesiens volkstümliche Überlieferungen Bd. II. Teil 1 u. 2).

aber keineswegs, was Sitten und Bräuche anlangt, eine Einheit. Sodann ist in den verfloßenen 30 Jahren vieles, vieles, was an Althergebrachtem damals noch treu bewahrt wurde, in der raschlebigen Gegenwart vergessen worden und ausgestorben. Das zeigt sich am deutlichsten in den Orten mit rein industrieller Bevölkerung¹⁾. Zäher hängt der Bauer an seinen alten Sitten; katholische Dörfer halten im allgemeinen am Hergebrachten fester als evangelische, besonders wenn Sitte und Brauch mit dem religiösen Leben der Gemeinde verknüpft ist, weltentlegene Dörfer der deutschböhmischn Grenze stehen im Gegensatz zu den dem Verkehr erschlossenen des nördlichen und westlichen Teiles. Und so gleicht unser Kreis, was Sitte und Brauch anlangt, heut einem bunten Mosaik, hier Altes treu bewahrend, da völlig dem neuen nüchternen Zeitgeist erschlossen, ohne Überlieferung, ohne Kenntnis der Vergangenheit. — Einige schöne alte Sitten sind bewusst und absichtlich unter dem Einfluß der Jugendbewegung wieder aufgenommen worden, so das Blasen vom Turme an Weihnachten und Neujahr, das Einläuten der Ernte, das Osterfingen.

Eine völlig erschöpfende Darstellung des Gegenstandes ist hier aus Gründen räumlicher Beschränkung nicht beabsichtigt, wird sich auch erst dann geben lassen, wenn durch Jahre hindurch in unsern Dörfern gesammelt wird, was an altem Brauch, an Glaube und Sitte erhalten blieb und oft nur gelegentlich an die Oberfläche und zur Kenntnis des Beobachters gelangt. Wir folgen in unserer Darstellung zunächst dem Kreislauf des Jahres und dann dem Lebenslauf des Einzelnen.

I. Der Kreislauf des Jahres in Sitte und Brauch.

Die Ankunft des neuen Jahres wird in allen Kirchdörfern unseres Kreises durch Glockengeläut verkündet. Vom Turm der Gnadenkirche in Landeshut wird seit einigen Jahren wieder ein Dankchoral geblasen. Seit Einzug der Mönche in Grüssau findet in der Klosterkirche ein mitternächtiger Gottesdienst statt. Die Jahreswende wird noch vielfach im Familienkreise gefeiert. In einigen Gemeinden gratulieren die Kinder den Eltern am Neujahrsmorgen mit einem auf einen Wunschbogen geschriebenen Neujahrswunsch (Joh., Schrei., Altw.)²⁾. In Grüssau und Abendorf begrüßen sich die Erwachsenen mit dem alten Segenswunsche: „Ich wünsche Euch ein glückseliges, freudenreiches Jahr, beständige Gesundheit, Friede und Einigkeit, ein langes Leben und nach diesem ein ewiges Leben!“ Die glückwünschenden Handwerker sind heut nicht mehr anzutreffen, nur der Zeitungsträger gratuliert noch zum neuen Jahre. Die letzten, die ihren gereimten Neujahrswunsch überreichten, waren die Schornsteinfeger. Was am ersten Tage des neuen Jahres geschieht, ist für viele noch von Vorbedeutung für das kommende Jahr. Man darf am Neujahrstag kein Geld ausgeben, sonst hat man das ganze Jahr keins. (Grüss.) Am Neujahrsabend wird eine Zwiebel zerschnitten und zwölf Schalen daraus gemacht. In jede Schale

¹⁾ Dabei muß ausdrücklich betont werden, daß auch die industrielle Bevölkerung nicht frei von altem Aberglauben ist, doch fehlt diesem Aberglauben das heimatische Gepräge.

²⁾ Schlüssel der Abkürzungen der Dorfnamen siehe in der Einleitung zum Aufsatz: „Flurnamen“.

wird etwas Salz getan. Jede Schale bedeutet einen Monat des neuen Jahres. Am nächsten Morgen zeigen die Schalen an, welcher Monat naß, halbnäß oder trocken sein wird. (Altw., Joh., Schrei.). Die Neujahrsumgänge des Pfarrers in unsern kath. Gemeinden sind heut meist mit der Hausweihe und dem Anschreiben der Dreikönigsbuchstaben C+M+B verbunden.

Am Dreikönigstag gehen heut noch in einigen Dörfern Kinder und Erwachsene verkleidet als die hlg. 3 Könige in die Häuser und sagen Gedichte auf. (Grüß., Joh.). Am Abend wird der Christbaum zum letzten Mal angezündet und dann geplündert. An Lichtmehl wird das Krippel eingerissen. Ein Dreikönigslied lautet:

„Die Heiligen drei Könige sind aufgezo-
gen,
In dreizehn Tagen 300 Meilen sind sie gezogen,
Wohl vor ein großes Haus.
Herodes, der schaute zum Fenster heraus,
„Ihr edlen Herrn, wo wollt Ihr hin?“
„Nach Bethlehem steht unser Sinn,
Nach Bethlehem steht unser Vertrauen,
Wir wollen den neugebornen Heiland schauen!
Den erdgebornen Heiland zu jeder Frist,
Wir loben dich, lieber Herr Jesu Christ!“
„Ihr lieben drei Herrn, bleibt hinte bei mir!
Ich will Euch geben ein gutes Quartier.
Ich will Euch geben Stroh und Heu,
Und will Euch halten Verzehrichte frei!“
„Ach nein, ach nein; wir müssen von hinnen,
Und müssen dem Kindlein das neue Jahr bringen!“
Sie zogen nun über den Berg hinauf;
Da sahn sie den Stern stehn über dem Haus.
Der Stern stand über dem Haus a su stille.
Da sahn sie Maria und Joseph mit dem Kinde,
Maria wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand,
Ein Engel reicht ihr das Wiegeband.“

(Handschriftlich durch Fröbrig-Grüßau. Paschowsky a. a. D. S. 38; 8 V.)

Die dunklen Naturdämonen des Winters ziehen an Fastnacht noch einmal im Sturm durch die Gefilde. Um sie mit ihrem eignen Abbilde zurückzuschrecken, kleidet man sich in Masken (Klapper). In Dittersbach gr. finden noch solche Fastnachtsumzüge statt. Am Schluß findet sich die Dorfjugend mit dem Faschingsnarren im „Kratschen“ zum Tanze ein. Fastnacht essen die Leute Hirse, damit sie das ganze Jahr Geld haben. Zu Fastnacht bäckt man Brezeln und Pfannkuchen, und die Erwachsenen besuchen sich nachmittags zum Kaffee (Joh., Schrei.). Bis zum Jahre 1860 war es in Görtelsdorf, Kindelsdorf, Trautliebersdorf üblich, Fastnacht auch als Kinderfest zu feiern. Die Jungen des letzten Schuljahrs durften sich gleichaltrige Mädchen bei den Eltern als ihre „Fastnachtskönigin“ ausbitten. Die Kinder luden zum Feste ihre Eltern ein. Nach Schluß des Festes hatten die Eltern der erwählten Mädchen die Pflicht, dem „Ritter ihrer Tochter“

eine selbstgebackene „Babe“ oder einen Kuchen zu überreichen. (Ansforg-Görtsdorf).

An Lätare (Todsontag, Sommersontag) wurde früher der altslawische Brauch des Todaustreibens in vielen Dörfern unseres Kreises geübt. In Lindenau wurde der aus Papier gefertigte Tod in die Lehmgruben getragen. Die Todaustreiber sangen dazu: „A Tod dan han ber ausgetrieba, im Durfe sein ber liega blicha etc.“ Die Buchwälder brachten ihren Tod, eine Strohuppe, nach Tschöpsdorf, und im Todgraben vergrub man dann den Tod sowohl der Buchwälder wie der Tschöpsdorfer Dorfgemeinde. In Berthelsdorf sang die Jugend beim Todaustreiben: „Woas macha die ala Woatern? Die sihen derheeme und schnoatern. Woas macha die aala Muttern? Die sihen derheeme und puttern. Treiba mir a Tuta aus, 'm aala Juda ei a Bauch, 'm junga ei a Nische, — woas wor a Ungelücke.“ (Handschriftlich durch Lehrer Wittwer-Berthelsdorf). Der Tod wurde über den Todstein (Taube Polders Steinmauer) hinabgestürzt. Auf dem Rückwege sammelte die Jugend Eier und Speck. Als Gegengabe überreichten die Kinder Zeitungspapier, das den Hühnern untergelegt wurde, um ihre Legelust zu erhöhen. Auch religiöse Gesänge sollen früher in Berthelsdorf und Alsbendorf zum Todaustragen gesungen worden sein.

Was Fleisch ist, muß verderben,
Der Tod läßt keinen aus,
Halt ein, die Zeit zum Sterben weiß keiner im voraus;
Wir müssen vors Gericht,
Vor Jesu Christi Thron,
Wo er in Glanz und Licht gibt jedem seinen Lohn.
Die Bösen gehen in der Hölle Kerker ein,
Die Guten aber werden einst selig sein.

(Mitgeteilt durch Musche-Grüßau.)

In den Morgenstunden des Sommersontags gehen die Kinder von Haus zu Haus zum „Sommer“. Der kleine Pommer mit dem rosengeschmückten Stabe tritt ins Haus, um den Sieg des Sommers zu verkünden. „Er ist zugleich ein kleiner König, der Sommer in eigner Person.“ (Jos. Klapper, Schl. Volksk. auf kulturgech. Grundlage, Breslau 1925.) Er singt von roten Rosen am Strauche, von spielenden Fischlein im Teiche, die das Erwachen der Natur anzeigen. Außerdem werden an Sommerliedern heut noch bei uns gesungen: „Rot Gewand, rot Gewand, schöne grüne Linden! . . . Die goldne Schnur geht um das Haus, die Wirtin schaut zum Fenster naus . . . Der Schulze hoat an hucha Hut, er is a junga Madeln gut . . . Die Frau, die geht im Hause rim, sie hot ne schiene Scherze im . . . Der Bäcker hoat gebacka die Prackeln, daß sie knacka . . . Die Selma is goar hummerstulz, sie seht sich gern ufs Summerhulz . . . Strum, Strum strela, gat mer oß a Ela (Joh.). Als Lohn erhält der kleine Frühlingsbote den aus Teig gebacknen Freundschaftsring, den Vögel oder das Ei, das alles Leben umschließt und dadurch das Symbol des Lebens und der Fruchtbarkeit ist. Wo umsonst gesungen wurde, da ertönt der Spottvers: „Hühnermist, Taubamist, ei dam Hause kriegt ma nisch.“ Das Glück und Fruchtbarkeit bringende Sommerbäumlein wird noch hier und da über

die Stalltür genagelt. 1845 erfolgte ein Verbot aller Landräte gegen das Herumgehen der heiligen drei Könige, das Abschneiden der Wipfel von jungen Bäumen zum Sommerfingen, das Begießen der Mägde, wenn sie das erste Mal nach Grase gehn und am Karfreitag und Ostermorgen, sowie das Herumgehen am grünen Donnerstag „als dem Zeitgeist nicht entsprechend und die Forstwirtschaft schädigend“ (Chronik Friedland), hat aber diese alten Bräuche bis in die Gegenwart nicht völlig auszurotten vermocht.

Am P a l m s o n n t a g verschlucken erwachsene Kinder geweihte Palmfäßchen, damit sie vor Halsleiden bewahrt werden. Geweihte Palmenzweige werden in katholischen Häusern hinter das in der Stube hängende Kruzifix gesteckt (Grü., Tschö.).

Die Tage der K a r w o c h e heißen noch allgemein: Blauer Montag, gelber Dienstag, krummer Mittwoch, grüner Donnerstag, Karfreitag, stiller Sonnabend. Am krummen Mittwoch darf man nicht weinen, sonst bekommt man eine krumme Nase. Am Gründonnerstag gehen die Leute vor Sonnenaufgang zum Bach und schöpfen Wasser, das sich gegen alle Arten von Ausschlag als heilkräftig erweist. (Jon.). Auch die Honigsommel, die an diesem Tage gegessen wird, bewahrt vor Krankheit. Früh vor Sonnenaufgang stecken die Leute geweihte Palmen auf die Kornfelder, damit kein giftiger Tau auf sie falle und der Hagel die Ernte nicht vernichte. (Vert., Ditt. gr., Gör.) Ähnlich wie am Sommersonntag gehen die Kinder in einzelnen Gemeinden noch zum Gründurnschäch und erbitten Gaben mit den Worten: „Seid gebeten und gabt mer woas zum Gründurnschäch!“ (Grü., jetzt nur noch die Ministranten.) An anderen Orten kommt der Osterhase bereits am Gründonnerstag und versteckt den Kindern bunte Eier im Garten. Das am Karfreitag vor Sonnenaufgang geschöpfte Wasser ist heilkräftig wie das Osterwasser. (Kon.) Die größeren Schulknaben gehen an diesem Tage mit Schnarren im Dorfe umher und erbitten Gaben (Grü., Vert. Voi.). Durch das Schnarren wird von Karfreitag bis zum Ostermorgen in katholischen Gemeinden das Geläut der Glocken ersetzt.

Ein vorchristlicher Brauch, der Kraft und Fruchtbarkeit verleihen soll, ist das Schmačkosterschlagen am Ostermontag. (Dittersbach gr., Tschöpsd., früher auch in Grüssau, Berthelsdorf und Albendorf, später verboten.) Junge Burschen, mit Schmačkostern (vom poln. 'Smiga' = die schlanke Gerte; 'smagac' = peitschen) versehen, suchen die noch im Bette liegenden Mädchen zu überraschen und durch Schläge mit der Weiderute aus dem Bette zu treiben oder mit Wasser zu besprühen. Dabei wurden folgende Worte gesprochen: „Junge Mädchen, laßt Euch peitschen, laßt Euch nicht die Flöße beißen! Gebt mir einen Osterkuchen, laßt Euch nicht im Bette suchen!“ Schmačkostern und Begießen, aber beides nur bis mittags, bringt den Betroffenen Glück. Kindern, die es am Ostermorgen verschlafen haben, wollte man das Osterlämmlein zeigen, das bei Sonnenaufgang in der Sonne herumspringt. „Ich wünsche Euch glückliche und gesunde Feiertage und eine glückselige Auferstehung zum Trost!“ so begrüßen sich die Erwachsenen am Ostermorgen in unseren kath. Ortschaften. Am Oster heiligen Tage werden früh Eier gegessen. An allen drei hohen Feiertagen: Weihnachten, Ostern und Pfingsten wird in vielen katholischen Familien gefastet. (Grü.)

Am Sonntag *Misericordias Domini* wird in Grüssau das *Josephs* fest abgehalten. Nach dem Gottesdienst entfaltet sich vor der Kirche ein Volksfest wie bei einem Schützenfest.

An den drei letzten Tagen vor *Christi Himmelfahrt* ziehen die *Bittprozessionen* über die Felder, um des Himmels Segen für die Feldfrüchte zu erflehen, in Grüssau eine nach dem *Pilatushaus*, eine nach dem *Kerker*, eine nach dem *Annaberge*, in *Liebau* und *Dittersbach* gr. eine nach dem *Florianbrunnen*, eine nach der *Annakapelle*. Bei schlechtem Wetter finden sie in der Kirche statt. Diese Flurumzüge haben die altheidnische Sitte des 8. Jahrhunderts in christlichem Sinne gewandelt. Am 25. April findet in Grüssau die *Markusprozession* statt.

Vom 23. April (*St. Georgius*) bis *Michaelis* bekommt das Gefinde *Vesper*. Daher das Sprichwort: Järgetag bringt a *Vesper-saack*; *Michael* trägt a wieder hem. (Altw.)

Am 30. April (*Gregorius*) werden *Rasenscheiben* vor die Stalltür gelegt, damit das Vieh nicht beherzt werde. (Zoh.) Die Heren, die um 12 Uhr kommen, müssen zunächst sämtliche *Grasholme* zählen, und damit werden sie vor ein Uhr nicht fertig; dann aber haben sie keine Macht mehr. Mit dieser Macht haben des Winters *Unholden* mit ihrer Einwirkung auf den Frühling ein Ende erreicht. In der Nacht des 30. April gehen die Leute *voalpern* d. h. sie verüben allerlei Unfug, heben Türen aus, schaffen Gegenstände auf die Dächer und ahmen damit das Treiben der Heren nach.

Am *Pfingst* morgen sehen in manchen Orten (vereinzelt Grü., Zoh., Mich.) die jungen Leute ihren Liebsten einen *Maian*. In *Dittersbach* wird gemeinsam der würdigsten Jungfrau ein *Maibaum* gesetzt. Die Haustüren werden allgemein zu *Pfingsten* mit *Birkenreisern* geschmückt, in katholischen Dörfern (*Dit. gr.*) auch an *Fronleichnam*. In *Liebau* wird am *Pfingst*tage das *Pfingstschieszen* abgehalten, ein Rest der früher allgemein üblichen *Pfingstwiese*, als Inbegriff des schlesischen Volksfestes. Der fromme Gruß zum *Pfingst*fest lautet: „Ich wünsche Euch glückliche und gesunde Feiertage und die 7 Gaben des heiligen Geistes!“ (Grü.)

In *Liebau*, *Schömborg* und *Landeshut* hält die *Schützengilde* noch alljährlich ihr *Schießen* ab. Beim *Schießhaus* sind dann *Schau*-, *Schieß*-, *Paschbuden*, *Karussells* und *Schaukeln* errichtet, und es entfaltet sich das rege Treiben eines Volksfestes. — Des „*Karnöffel*“-Festes in *Landeshut* wird an anderer Stelle ausführlich gedacht.

Am Hauptfeste der 14 *Nothelfer*, d. i. am Feste des h. *Christophorus*, dem 25. Juli, kommen *Wallfahrer* in *Prozessionen* zur 14 *Nothelferkirche* in *Ullersdorf*. Nach der Kirche vergnügt sich das Volk bei *Pasch*- und *Verkaufsbuden* wie bei einem *Jahrmarkt*.

In Grüssau findet am 26. Juli und am Sonntag darauf auf dem *Annaberge* das *Anna* fest statt mit feierlicher *Prozession* und *Hochamt*.

Am Vorabend von *Johannis*, dessen Stimmungszauber auch die der Heimat Fernen ihre Blicke unwillkürlich nach den heimischen Bergen richten läßt, leuchten auf den Höhen unseres Kreises allgemein die *Johannisfeuer* auf, genau noch wie zu der Zeit, da der deutsche Bauer den slavischen Boden besiedelte. Lange schon vor dem *Johannistag* sammelt die Jugend *Besen*, *Holz* und *Teertonnen*. Am *Johannisabend* schwingt man dann die

brennenden Fesen um das Feuer, tanzt um die Flammen und springt über die verlöschende Glut. Auch heilkräftige Kräuter bietet die Zeit der Sommer Sonnenwende gegen unheilvolle Gewalten. Johanniskraut an der Stalltür wehrt den Herren den Eintritt. Johanniskraut, an die Ringe der Balken an der Stubendecke gesteckt, grünt weiter; verdorrt es, so stirbt jemand im Hause. (Wert., Alb., Grü.) Am Johannisabend winden die Mädchen einen Kranz aus neuerlei Blumen und werfen ihn dann solange auf einen Baum, bis er hängen bleibt. So oft das Mädchen werfen muß, so viel Jahre muß es noch auf die Heirat warten.

In Liebau werden drei Jahrmärkte abgehalten, in Landeshut zwei. Sie haben ihre alte Anziehungskraft für die Landbevölkerung noch nicht verloren. Ohne Taschenspieler, Wahrsager, die billige Hanne und die Schreibule sind sie kaum denkbar.

Jedes Dorf im Kreise feiert seine K i r m e s. Da wird Kuchen gebacken. In den ländlichen Ortschaften wird zweimal Tanzmusik gehalten: Sonntags für das allgemeine Publikum, Dienstags für „die Herrschaften“. An diesem Tage bleibt das Gefinde zu Hause. (Altw.) Am Kirmesmontage findet in katholischen Dörfern die Totenfeier statt und zwar Vormittags. Nach dem Gottesdienst (Kirmesrequiem) gehen die jungen Leute ins Gasthaus, um unter sich zu tanzen. Nachmittags verkleideten sich die männlichen Personen in einigen Ortschaften (Dit. gr.) und hielten im Dorfe einen Kirmes-Umzug. Diese Kirmesumzüge sind in neuerer Zeit wieder aufgenommen worden. (Grü.) In Orten mit Kirchen hängt aus dem Kirchturm die Kirchenfahne „Kirmesfahne“ heraus. In früheren Zeiten wurde zur Kirmes auch ein Hahnschlagen veranstaltet. (Mädchen mit verbundenen Augen versuchten mit dem Dreschflegel einen festgebundenen Hahn zu erschlagen, wurden aber von den jungen Burschen darin gehindert. Nur die schon vorher bestimmte „Hahnbraut“ wurde so geleitet, daß sie ihn treffen mußte). (Altw. vor 30 Jahren, auch Grü., Wert., Dit. gr.).

Am Vorabende von A l l e r s e e l e n, also am Tage A l l e r h e i l i g e n, erstahlen vom Friedhof die Lichter auf den Gräbern in die Nacht. Auch am Allerseelentage werden die Lichter auf den Gräbern angezündet. (In Berthelsdorf, Alsbendorf soll dieser Brauch erst in neuerer Zeit aufgenommen worden sein.) An beiden Tagen besuchen zahlreiche Gläubige die Kapellen des hl. Berges bei Liebau. In evangelischen Dorfgemeinden schmückten die Angehörigen die Gräber ihrer Verstorbenen am T o t e n s o n n t a g mit Tannenreisig und bunten Papierrosen.

Der M a r t i n s t a g (11. November) bringt den Abschluß des Wirtschaftsjahres und den Winterbeginn. Das hufeisenförmige Martinshorn wird an Kinder verschenkt. Die Martinsgans wird an Martini gegessen. Der Schimmel, auf dem St. Martin geritten kommt, der Martinsvogel und das Martinshorn stehen im Zusammenhang mit germanischen Opferbräuchen (Josef Klapper, Schles. Volksk., Breslau 1925. S. 280).

Wenn die Tage kurz werden, dann geht zur Winterzeit die ländliche Bevölkerung noch heut „zum Lichten“ und „zum Rocken“; gesponnen wird heut freilich nicht mehr.

Altgermanischer Überlieferung entsprechen auch die in unserer Gegend noch erhaltenen Bräuche am A n d r e a s a b e n d (29. Nov.). An ihm

steht ein Blick in die Zukunft offen. In vielen Familien wird heute noch Blei gegossen. An diesem Abend schleudern ledige Personen den Schuh von sich; seine Spitze deutet dann die Gegend an, wo der oder die „Zukünftige“ wohnt. Auch das Zaunrütteln („Lieber Zaun ich rüttle dich, laß ein Hündlein mittern sich, laß ein Hündlein bellen sich, heut vor meiner Schwieger Tür!“), Losorakel mit Schleißenspänen und Hafertörnchen, mit Lehmkugeln und Äpfeln, in denen Zettel verborgen sind, und Türhörchen sind noch an einigen Orten üblich. (Vert., Grü.) Vor dem Schlafengehen sprechen die Mädchen den Spruch: „Hl. Andreas, Meus Deus, gib mir zu verstehen, gib mir zu erkennen, nach wem ich mich soll nennen, gib mir vor meiner Augen Schein, wer mein Liebster bald wird sein!“ Dann erscheint der Liebste im Traum. (Grü.) (So auch in Will-Erich Peuckert Schles. Volkskunde, Leipzig 1928.)

Am Anfange der A d v e n t s z e i t schneiden Jungfrauen „Schnaten“ von den Kirschbäumen und setzen sie in Wasser. Jede bekommt den Namen eines Heiratskandidaten. Blühen die Zweige um Weihnachten nicht, so heiratet das Mädchen auch in diesem Jahre nicht. Blüht ein Zweig, so heiratet der junge Mann das Mädchen, dessen Zweig zum Blühen kam. Die christliche Symbolik löst allmählich die Losorakel ab. — Eine Adventskrone wird in vielen Häusern aufgehängt. Adventslieder und Vortragsmessen wecken die Weihnachtsstimmung. Am N i k o l a u s t a g erscheint Knecht Rupprecht (der schlesische Name für Nikolaus) im Schafspelz und mit grobem Sack und Knüttel. Er spendet selbst Gaben oder ruft das Christkind, dem er den Weg bereitet. Die Kinder hängen am Niklastag den Strumpf vors Fenster (Kon., Joh.), oder stellen Schuhe in die Nähe des Bettes (Lan.), damit ihnen der Nikolaus über Nacht etwas hinein tue.

Vor 30 Jahren waren im Liebauer Tal noch zahlreiche Advents-, Dreikönigs- und Weihnachtsspiele bekannt. (Patschovsky a. a. O.)

Niklas spricht: „Holla, holla, ich kum reingefolla usw.“

Kinder verspotten den Niklas: „Vater unser der du bist, schmeiß a Niklaus uf a Mist.“ (Jon.)

Lied der Hirten am Weihnachtsabend: „Kummt, ihr Hirtlan, kummt zusam.“

„Was wirts bedeuten, ach höret Wunder etc.“,

„Was soll es bedeuten, es taget sich schon.“

„Ob ich gleich ein Schäfer bin.“

Von einem Christkindspiel mit dem Engel Gabriel, St. Josef, St. Petrus und dem Christkind wurden Bruchstücke vor wenigen Jahren noch in Landeshut festgestellt. Es begann:

Christkind. „Ei schön guten Abend, grüß euch Gott!

Ich komme herein in allem Spott,

In allem Spott in allem Schein etc.“

Die Weihnachtszeit ist auch in unserer engsten Heimat mit zahlreichen Bräuchen, christlichen und vorchristlichen, umkleidet. In keiner Familie fehlt am Weihnachtsabend der Christbaum. In katholischen Häusern wird auch noch das Krippel aufgebaut und mit Lichtern beleuchtet. Zur Christnachtsfeier brennt in der evangelischen Kirche der Christbaum. Vom

Turm der Gnadenkirche blasen seit einigen Jahren wieder Mitglieder des Christlichen Vereins junger Männer alte, liebe Weihnachtslieder. Von ganz besonderem Stimmungsgehalt ist die katholische Mitternachtsmesse. Der Einbescherung geht in vielen Häusern ein von den Kindern gesprochenes Gebet und das Absingen von Weihnachtsliedern voraus. Nach der Einbescherung werden Apfel (das Symbol des Lebens und der Kraft) und Nüsse gegessen. Nüsse sind auch der Hauptschmuck des Christbaums, dazu kommen die Freundschaftsgaben der Herz- und Ringgebäcke als Baumbehang. — Der „armen Seelen“ wird noch mancherorts gedacht, die mit Perchta herumziehen, indem man ihnen vom Abendbrot etwas auf dem Tische läßt. (Heut ist nur noch die christliche Deutung bekannt: Das Christkind soll etwas zu essen haben.) Da nach schönem Glauben die gesamte Schöpfung an der Erlösung teil hat, bekommt das Vieh reichlicher Futter, an manchen Orten eine Schnitte Brot mit Salz, und in die Schnitte wird der Kern einer Walnuß gedrückt. (Joh., Grü., Bert.) Selbst den Mäusen warf man früher etwas in die Stubenecke. Um Mitternacht haben die Tiere die Gabe der Rede, loben ihren Herrn oder beklagen sich über ihn. (Altw., Joh.).

Am heiligen Tage begrüßen sich die Leute mit folgendem Gruß: „Ich wünsche Euch glückliche und gesunde Feiertage und den neugeborenen Heiland zum Trost.“ (Grü.) Am Weihnachtsheiligentage wird von vielen Personen kein Fleisch gegessen. (Grü.) Das Festgebäck des geflochtenen Weihnachtsstriezels (in Norddeutschland Hollenzopf) ist in Schlessien das Abbild des in Bändern geschnürten Christkinds geworden; daher wird auch bei uns dazu gesprochen: „Ich schenke dir den heiligen Christ!“

Loszauber wird wie an St. Andreas geübt.

Am hl. Abend werden Nusschalen zu den Obstbäumen getragen, damit sie reichlich Früchte bringen. Andere schmückten den Baum mit einem Tannenzweig und sprachen dazu: „Lieber Baum, ich schmücke dich, Gott der Herr segne dich!“ (Bert.) Auch Seile aus Stroh bindet man um Mitternacht an die Obstbäume, die erst Ostersonnabend wieder abgenommen werden.

Die ganze Zeit um Weihnachten ist von geheimnisvollem Zauber umgeben. Was man in den hlg. 12 Nächten träumt, geht in Erfüllung. (Joh.) Sonnenschein am hl. Christtage bedeutet ein glückliches Jahr, am 2. Tage bedeutet er für das Jahr Feuerung, am 3. Tage Uneinigkeit, am 4. daß die Kinder Blattern oder Masern bekommen, am 5. Gedeihen des Obstes, am 6. Überfluß an Baumfrüchten, am 7. Futter zur Viehweide, aber teuern Roggen, am 8. viel Fische und wilde Vögel, am 9. für den Kaufmann gute Geschäfte, am 10. viel Gewitter, am 11. dicke Nebel und Krankheiten, am 12. Krieg mit vielem Blutvergießen. (Altw., Bert., Grü., Schrei.)

In der Weihnachtszeit erklingt noch hie und da in unsern Dörfern ein altes schlesisches Weihnachtslied: „O Fräda über Fräda.“ (Siehe Abschnitt Volkslieder.)

In der Zeit um Neujahr fuhren die Bewohner der Grenzdörfer zu Schlitten in die Weinhäuser des benachbarten Böhmens „zum Weine eis Viehmsche“.

Der Silvesterabend, als Jahresabschluß dazu besonders angetan, wird unter den gleichen Losorakeln, auch Bleigießen, begangen wie der Andreasabend.

II. Der Lebenslauf im Brauche.

a. Kindheit.

„Wenn das Leben der Gemeinschaft vom Volksbrauch und Glauben umrankt ist, so ist die Überlieferung des Volkes in noch weit höherem Grade wirksam in der Lebensgestaltung des einzelnen Menschen. Sie weist ihm den Weg in die Gemeinschaft, sie hütet und richtet sein Denken und Tun, sie begleitet ihn von der Geburt bis zum Tode und bestimmt darüber hinaus das Erinnerungsbild, das von ihm in der Nachwelt lebt.“ (Klapper.) Die hoffende Mutter hat gar vieles zu beachten. Sie darf nichts Häßliches ansehen, damit sie sich nicht „versehe“ und das Kind nicht mißgestaltet werde. (Altw.) werdende Mütter dürfen nicht über Eßsigen und nicht das Fleisch eines Hahnes oder eines Ziegenbockes essen, sonst wird das Kind unzüchtig. Vor Spott ist eine Schwangere nicht sicher. Sie hat sich eine „Schmiedeberger Schürze“ gekauft, heißt es um Liebau. Verbreitet ist der Kinderglaube, daß das Kind vom Storch aus dem Teiche in die Familie gebracht werde. Er knüpft an den germanischen Glauben von der im Brunnen verborgenen Seelengöttin Hulda an. Neugeborene Kinder bringen den Geschwistern etwas mit. Sonntagskinder sind Glückskinder; sie sehen immer ein Licht vor sich, „es macht ihnen etwas vor“. (Konr.) Bis zur Taufe muß das Bettchen im Auge gehalten werden, damit nicht böse Zwerge das Kind austauschen. Eine „Kloppe“ und ein Besen werden gekreuzt unter das Bett gelegt, damit der Alp das Kind nicht auswechseln kann. (Dit. gr., Grü.) Der Mond darf bis zur Taufe das Kind nicht bescheinen, sonst wird es mondsüchtig (Hartm.). Die Wöchnerin darf in den 6 Wochen nicht allein bleiben. (Altw.) Die Mutter, die das Kind selbst nährt, darf es nicht in der Baumbülte absetzen, sonst bekommt es vorzeitig graue Haare. Eine Wöchnerin darf nie in anderer Leute Häuser gehen. (Dit. gr.) Stirbt das Kind vor der Taufe, so geht es als Irrlicht um. Die Taufe des Neugeborenen findet nach 14 Tagen statt. Die Paten stiften den Patenbrief, das Patengröschel (von jeder Münze ein Stück, Schreib.) als Eingebinde ins Taufbettchen, zum Jahre das Jahrkleid, den silbernen Löffel, später um die Faste den „Gründurnschtig“. (Grü., Altw.) Das Patengeschenk ist mit den Worten zu überreichen: „Hier hast Du das Deine, laß jedem das Seine!“, damit das Kind kein Dieb wird. Beim Verlassen der Stube vor dem Kirchgang wird gesagt: „Einen Heiden tragen wir fort, einen Christen wollen wir wiederbringen!“ Paten dürfen, solange sie das Patengeschenk tragen, und während des ganzen Taufganges keine Nothdurft verrichten, sonst wird das Kind ein Bettnäßer. (Schrei.) Die Paten dürfen bei der Taufe nicht eher die Taufhalle betreten, ehe der Geistliche kommt (Altw.), sonst muß das Kind Alpdrücken gehen. Zurückgekehrt von der Taufhandlung übergibt die Hebamme der Mutter das Kind mit den Worten: „Einen Heiden trugen wir fort, einen Christen bringen wir wieder.“ (Dit., Altw., Joh.) Der Kirchgang darf nicht an einem Freitag stattfinden, und die Mutter darf keinem Begräbnis begegnen, sonst stirbt sie oder das Kind. Wenn die Kerze, die die katholische Wöchnerin in der Kirche in der Hand hält, verlöscht, so bedeutet das ihren frühen Tod. Der erste Jahrestag ist ein Familienfest wie der Taufstag. Nur in katholischen Familien wird der Namenstag gefeiert. Lieder und Kinderreime begleiten die ersten Lebensjahre.

Wiegenlieder sind die ersten Kinderlieder, die dem kleinen Unruhgeist vorgesungen werden. Allgemein bekannt ist:

Schlof, Kindla, schlof, ein Goarta gieht a Schof.
Uf dam grina Lammila giht a weißes Lammila.

In Landeshut und Johndorf sind bekannt:

Eia, popeia, was raschelt ein Stroh,
sein die lieba Gänslan, die hoan keene Schuh.
der Schuster hot Lader, keen Vesta derzu
der Schneider hot Mulda, keen Foda derzu.

* * *

Uff dam Berge, do gieht der Wind,
ei der Stube, do schreit dos Kind,
uff der Kommer, do beßt der Moan,
ma singt da Kindern, woas man koan.

* * *

Schlof Kindla, schlof, der Väter schlacht a Schof,
a trät dos Fell nach Friedeland und leßt dam Kind a Wiegaband.
Dos Wiegaband trät a uf Brassel; a bringt dam Kind a Masser,
dos Masser trät a uf Bultahoin und leest dam Kinde en Gengelwoin,
dos mar fin eis Kerchla foarn. Aus dam Kerchla wieder heem,
warn mersch Kindla schlofa leen. Hommersch Kindla mull schlofa geleet,
hommersch mit lauter Rieslan bestreet, mit gelba Riesla, mit gelba Klie
fon das Kindla schlofa, su lange es will.

Das früher im Liebauer Tal bekannte Malcherlied (abgedruckt in den Mitteil. der Schles. Gesellschaft für Volkskunde 1897, Heft V, seit dem frühen 18. Jahrhundert in Schlesien bekannt) siehe unter Volkslied.

Noch heute singen die Jungen, wenn sie im Frühjahr ihre Weidenpfeifen klopfen, in der Stadt wie auf dem Lande:

Jesla, Jesla, gib mer Soff,
bis der Bauer a Hober rofft,
bis die Frau die Kiche kehrt,
bis die Moid a Schwenn naus trät;
Roff ak ni alleene,
Der Hund, der hot vier Beene.
die Koke hot an langa Schwanz;
Jesla, Jesla, bleb mer ganz!

* * *

Ninne, prippe, fause, wu wohnt der Vetter Krause?
Durt uba in dem Hause, wu de weiße Geltslan sterza
und de hibscha Junglan (Mabla) wachsa*). (Dit.gr., Lan., Joh.)

Allgemein bekannt sind auch eine Reihe von Abzählversen:

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, wie hoch steht der Weizen?
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, meine Mutter, die kocht Rüben. (Joh.)

*) Weitere Kinderlieder und -spiele unseres Gebietes bei Patzschovsky (a. a. O. S. 26 ff.) und im Abschnitt Volkslied.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, steig auf das Dach, steig nicht zu hoch —.
Ich und du und Müllers Kuh, usw. (Joh.)

1, 2, 3, Butter in den Brei, Salz auf den Speck und du bist weg.
1, 2, 3, 4, stand a Mannla vor der Tür, hot a spitzig Hittla uffs, und
ne guldbne Fader druffe, schlug die Trummel hinda naus, pinke,
panke, du bist raus.

Anklänge an den alten Glauben von den im Busche sitzenden elbischen Wesen enthält nach Klapper der Mädchenvers:

Ringel, Ringel, Reihe, sind der Kinder dreie,
Sitzen unterm Holzerbusch, rufen alle: Husch, husch, husch! (Van., Joh.)

Stechenpferdreiten, Spiele mit dem Kreisel und Reifen, Schießen mit Pfeil und Bogen, Ballwerfen, Schippeln mit Bohnen und Kugeln, Zitschern mit Geldstücken, sind allgemein als Kinderfreuden bekannt. Die Knaben leiten Wasser ab, bauen Teiche, Wehre, Mühlen und lassen Steinchen über den Dorfteich schellern. Seltener haben unsere Kinder die Freude, mit den Maikäfern zu spielen. Aber das Verschen: Maikäfer fliege . . . ist allgemein bekannt, (oft auch auf das Marienkäferchen übertragen), ebenso wie das Schneckenlied: „Schnecke, Schnecke rede deine sieben Hörner raus, reckste ne die Hörner raus, schmeiß ich dich ei a Groben; do fressen dich de Koben.“ Bekannte Spiele sind: Kake und Maus, Jakob, wo bist du, Fangschon, Kämmerle vermieten, und vor allem „Fanglas“, „Verstecklas“ und „Räuber und Gendarm.“

Beim Beeren sammeln singen die Kinder:

Hella, hella Beere, ich ho mei Kannla leere,
Hella, hella Ziegenrücke, ich ho mei Kannla bodendicke,
Hella, hella Kolb, ich ho mei Kannla holb,
Hella, hella Klinkaband, ich ho mei Zippla bis zum Rand,
Hella, hella Stuhl, ich ho mei Kannla vul,
Hella, hella Kober, mei Kannla hot en Schober (Vert., Grü.).

Wenn im Herbst die Kühe und Ziegen ausgetrieben werden, die Tage kürzer und die Abende kühler werden, dann singen die Hütungen am Feuer:

Brie, Feuerla, brie!
Ich hütte gern die Kieh,
Ich hütte gern de faula Ziega,
do koan ich beim Feuerla liega.
Brie, Feuerla, brie! (Van., Joh. und allgemein).

Beim Austreiben des Viehes wird gesungen: Horaus, Horaus . . .

Beim Weiden: Weedoo, Weedoo . . .

Beim Eintreiben: Horei, Horei, (Ho) . . .

Bekannte Scherzreime sind:

Das ist der Daum, der schüttelt die Pflaum,
der lieft sie auf, der trägt sie heim, der ist sie alle allein.

Aller Augen warten auf die Suppe,
Doas Fleisch ist noch im Tuppe.
Die Krieslan, die sein vagebrannt,
De Köchin is davogerannt.

Gestern oms beim Mondenschein
Do arberts oa der Bricke,
Do hullte der Voater de Kate heim
Mit der Ufatricke.

Wenn der Koaffee billig is, doa sein de Weiber froh,
Doa siha se uff der Ufabank und moahlen immerzu.

Der Mond schennt,
Dar Waber flennt,
Dar Spuler gih zum Tanze.

Meine Mutter hoat Sperlige geruppt,
Nackend sein se in der Stube rumgehuppt.

Wiste, woas de bist?
Wist a Häffla Mist!

Heile, heile Gänschen
Morgen wächst a Schwänzchen.

b. Liebeswerben, Brautzeit, Hochzeit.

Mit dem Liebeswerben und der Brautzeit beginnen die Bräuche, welche die Hochzeit umrahmen. Liebesleute suchen sich aneinander zu ketten, indem eines ein Stück Zucker unter die Achsel nimmt und dann der erwählten Person heimlich in den Kaffee gibt. Genießt der oder die Betreffende den aufgelösten Zucker mit dem Kaffee, so wird sie der andern treu bleiben. Liebesorakel knüpfen sich hauptsächlich an den Andreasabend, an die Zeit der heiligen 12 Nächte und den Johannisabend (s. d.). Heiratet eine Schwester vor einer älteren, so muß sie ihr einen Taler geben. In einer Familie sollen nie zwei Hochzeiten in einem Jahre stattfinden. (Schrei.) Wenn zwei Schwestern auf einen Tag heiraten, geht es einer gut, der andern schlecht.

Mit den eigentlichen Hochzeitsbräuchen hat das vergangene Jahrhundert auch in unserem Kreise stark aufgeräumt.

Am Abend vor der Hochzeit wird allgemein der Polteraabend gefeiert, eine in Schlesien noch junge Sitte. Die erschienenen Gäste werden bewirtet, von verkleideten Personen werden Gedichte aufgesagt und Geschenke für den jungen Haushalt überreicht. Vor der Haustür werden irdene Töpfe zererschlagen. Je größer der Scherbenhaufen und je lauter das Gepolter ist, desto größer ist das Glück des jungen Paares.

Die Braut soll sich im Backkübel anziehen, damit sie recht häuslich bleibt. Der Bräutigam darf am Hochzeitstage kein Messer bei sich tragen, sonst zerschneidet er das Eheband. Auch darf er vor der Trauung nicht rauchen (Schrei.). Am Hochzeitstage betritt der Bräutigam das Haus der Braut erst, nachdem ein Verwandter die Eltern der Braut um die Genehmigung dazu gebeten hat. Dann darf der Bräutigam oder ein Bekannter den Eltern der Braut den Dank aussprechen, „daß sie ihm ihre Tochter geben und daß sie den Verkehr geduldet haben.“ (Schrei.) Das Brautpaar darf nicht mit Schimmeln zur Kirche fahren, sonst wird die Ehe unglücklich (Grü.). Die Pferde, welche den Hochzeitswagen ziehen, erhalten an den Scheuledern weiße oder rote Schleifen, der Hochzeitswagen wird am Fenster mit Myrthenkränzchen geschmückt. Alle Hochzeitsgäste gra-

tulieren: den Eltern des Brautpaares gratuliert man zur „Ausstattung von Sohn oder Tochter“, dem jungen Paare zu „seinem Ehrentage“, den Gästen „zur Hochzeitsfreude.“ (Schrei.)

Wenn es der Braut in den Brautkranz regnet, so bedeutet das Glück oder Reichthum, nach anderen: Tränen. Begegnet der Brautzug einem Begräbnis, so bedeutet das Unglück; ist aber ein Schimmel in dem Leichenzuge, so wird das junge Paar Glück haben. (Schrei.) Die Dorfjugend freut sich, wenn sie dem Brautzuge mit einem Seil den Weg versperren kann. Dazu spricht man in Johndorf wie beim Binden auf dem Erntefelde: „Wir verschnüren Grafen und Fürsten etc.“ Erst gegen ein Geldgeschenk des Bräutigams wird der Weg freigegeben. (Ähnlich Schrei.) Die Braut tritt vor dem Bräutigam über die Kirchenschwelle, setzt ihren Fuß auf den rechten des Bräutigams, sucht auf seinen Rockschos zu kriechen, ihre Hand über seine zu legen, um die Herrschaft im Hause zu gewinnen. (Zschö.) Aus demselben Grunde gibt man auch der Braut einen Entenkringel in den Schuh. Ein Geldstück im Schuh bringt Glück. Kann man zwischen Braut und Bräutigam durchsehen, wenn sie am Altar sitzen, so finden böse Geister zwischen ihnen Raum. Zerreißt der Braut zufällig der Brautschleier, so bedeutet das Glück. Am Hochzeitstage schneiden Braut und Bräutigam von einem Brote je ein Ränstel ab, das aufgehoben wird. Wessen Ränstel zuerst vermodert, der stirbt zuerst. Als Spasmacher bei Hochzeiten (letzte Form des Druschma) war in Landeshut und Umgegend Frau Anna Kastner bis in die Gegenwart gesucht.

Auf dem Brautfuder dürfen Besen, Brot und Salz nicht fehlen, sonst gelangt das junge Paar nicht zu Wohlstand. (Grü., Bert.) Die Betten werden zipflich zusammen gebunden und liegen oben auf dem Fuder. Die Kühle, welche die Braut mitbekommt, werden geschmückt hinter dem Brautfuder hergeführt. (Grü., Schrei.) Bringt die Bettfrau dem Bräutigam das Brautfuder, so liefert sie ihm die Betten nur dann aus, wenn er ihr ein größeres Geldstück, gewöhnlich einen Taler, gibt. (Grü., Altw.) Vergl. „Das Brautfuder“ Abschnitt Volkslied.

Der Sonntag nach dem Hochzeitstag heißt Brautsonntag; an ihm geht das junge Paar zur Kirche (früher im Brautstaate). (Altw., Joh., Grü., Bert.)

c. Bräuche im Verkehrsleben.

Das Gesinde erhält, wenn es gemietet wird, den Mietsgrotschen, das Mietgeld (Joh.). Knechte und Mägde müssen am „Sterztage“ von der neuen Herrschaft mit Gespann abgeholt werden (Allgem.).

Nach Abschluß eines Vertrages oder eines Kaufes reichen sich die Parteien die rechte Hand zum Handschlag und sagen: „Gott walts!“ oder „Gut Glück!“ (Grü.). Oft muß eine dritte Person durchschlagen. — Auf das Geld, das man am Tage zuerst bekommt, spuckt man (Grü., Joh.).

Derjenige, welcher etwas verkauft hat, gibt den „Leinkauf“, d. h. er bezahlt für alle Anwesenden im Gasthause Bier oder Schnaps (Joh., Schrei.). Wird Vieh verkauft, so bekommen die Dienstboten von dem Käufer „Schwanzgeld“. Beim Kauf von Häusern wurde früher während der ganzen Zeit der Auflassung die Haustür offen gelassen. (Dit., Mich.).

Kälber werden im Zeichen des Löwen abgewöhnt, da sie sonst brüllen (Schrei.). Beim Betreten des Stalles muß man Glück wünschen.

d. Haus- und Landwirtschaft¹⁾.

Die Gerste, welche gesät wird, darf sich nicht in einem Mehlsack befinden, weil sie sonst nicht schößt (Grü.). — Vor etwa 50 Jahren noch sangen ältere Ackerbesitzer beim Säen Lieder religiösen Inhalts. Beim Anfange wird der Same in Kreuzesform gesät. (Grü., Dit. gr., Vert.) Auf die Kornfelder werden noch heut geweihte Palmen gesteckt, um das Feld vor giftigem Tau und Hagel zu schützen (Grü.).²⁾ Damit die Mäuse dem Felde keinen Schaden zufügen, gingen die Leute am Karfreitage auf die Felder und schlugen mit Dreschflegeln darauf (Grü.). Seit einigen Jahren wird in einigen Dörfern wieder die Ernte eingeläutet. (Altw.)

Kommt jemand, von dem ein Trinkgeld zu erwarten ist, auf ein Erntefeld, so wird er mit einem Ernteseil gebunden und muß sich durch ein Geldgeschenk frei kaufen. Dazu sprach man früher folgenden Vers: „Wir verschnüren Grafen und Fürsten, wir trinken, wenn wir dürsten, wir trinken Bier und auch Wein, da soll Ihre Gesundheit auch dabei sein.“ Am Schluß der Ernte ließ man die letzten Halme stehen, damit die nächste nicht mißrate. Wenn die Körnerernte herein ist, wird in der Kirche ein Dankgottesdienst gehalten. In der Heilandskirche in Grüssau und in Haselbach legt man an diesem Tage die Gaben des Herbstes am Altar nieder. Die Bauern und der Gutsherr machen für das Gesinde ein Erntefest. Auch bei den „kleinen Leuten“ wird Kuchen gebacken und gefeiert. Der Herrschaft wurde der Weezekranz oder die Erntekrone gewunden. In Dittersbach tragen die Burschen und jungen Mädchen die Erntekrone mit Gesang durchs Dorf.

Beginnt der Arbeiter eine Arbeit, so spuckt er sich in die Hände, ehe er das Handwerkszeug, Schaufel oder Beil, ergreift (Joh.).

Wird das Vieh das erste Mal auf die Weide getrieben, so wird jeder Kuh eine rote Schleife an den Schwanz gebunden, und der Hütejunge hat eine solche an der Peitsche, damit das Vieh draußen nicht beherzt werde. (Grü.).

Schwalben werden gern gesehen, sie bringen Glück. Wo sie nisten, schlägt der Blitz nicht ein. (Joh.) Als Unwetterschutz hebt man auch Birkenreiser auf, welche am Fronleichnamstage bei den Altären gestanden haben (Grü.). Beim Gewitter wird eine geweihte Kerze angezündet (Grü.).

Steht ein Haus in Flammen, so wird ein Brot ins Feuer geworfen (ein Tisch umgestürzt), dann bleibt das Feuer auf seinen Herd beschränkt. Das Feuer ist ein lebendiges Wesen; wenn man es im Heerd umschreitet und den Feuersegen dazu spricht, so wird es auf seinen Herd gebannt. (Vert.) Ein solcher alter Feuersegen wurde mir durch Herrn Musche, Grüssau, übermittelt:

¹⁾ Bezüglich der Reste der Zunft- und Handwerksgebräuche in unserem Gebiet sei auf Patzchowsky verwiesen (Mitt. Schles. Ges. f. Volkskd. Jg. 1897. H. IV Nr. 3 S. 60—61).

²⁾ Bauernregeln und Sprichwörter bei Patzchowsky (ebenda S. 43—44).

Sei mir mit Gott willkommen,
Feuer, du ungebetener Gast!
Greif nicht weiter, als du angefangen hast!
Das zähl ich dir zur Buße
Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!

Fällt eine Sternschnuppe, so muß man sich geschwind etwas wünschen, dann geht es in Erfüllung. (Joh. und allgemein.)

Der Neumond wird vielfach von Mädchen und Frauen begrüßt: „Neumond ich grüße dich, laß zu, daß mir in diesem Viertel kein Unglück geschieht!“ Wenn man den Neumond zuerst durchs Fenster erblickt, so bringt das Unheil.

e. Bräuche bei Krankheit.

Trotz des Fortschrittes der Schulmedizin ist das Vertrauen unserer Landbevölkerung zu den Heilkundigen aus dem Volke noch sehr groß, und auch einfache Leute aus der Stadt suchen heut noch lieber den Schärer auf und die Renkefrau, die das Wasser beschaut und versprechen kann, als den Arzt. „Uralte Überlieferungen der Menschheit wirken bis in die Gegenwart hinein in der Heilkunde des Volkes: Zaubermittel und Zaubersprüche, das Messen von Kranken, Sympathiekuren, Krankheitsübertragungen auf Pflanzen und Tiere oder auch auf Tote.“ (Joseph Klapper, Schlesische Volkskunde, a. a. O.) Derjenige, welcher sich unwohl fühlt, läßt sich messen, um zu erfahren, ob er ernstlich krank sei, „das Maß verloren habe“ oder „geschwungen“ (geschwunden) sei. Der zu Messende legt sich mit dem Rücken mit ausgebreiteten Armen auf die Diele. Dann wird vom Kopf bis zur Ferse des rechten Fußes mit einem Faden das Maß genommen. Dieses „Maß der Länge“ muß gleich sein dem „Maß der Breite“: vom Mittelfinger der einen Hand zu dem der andern Hand. Ist dies nicht der Fall, so ist die betreffende Person krank, hat die Abkehrung und muß „geseht“ werden. Derselbe Faden, mit dem gemessen worden ist, wird ohne abzusehen hintereinander straff gehalten vom Kopf bis zur Zehe, über die Brust, über rechten und linken Arm, wieder über die Brust, den Leib, die Beine. Bei jedesmaligem Anhalten des Fadens wird nachstehender Spruch gesagt und das Kreuzeichen gemacht:

„N. N., ich sage Dir, nimm zu an Fleisch, Mark, Wein und Blut, wie es der Mond am Himmel tut!

N. N., ich sage der heiligen Dreifaltigkeit Vater, Sohn etc.“

Das Sehen wird nur bei zunehmendem Monde vorgenommen.

Von Sympathiemitteln sind noch folgende im Gebrauch: Das Badewasser der Kinder muß über Nacht in der Wanne bleiben, sonst wird das Kind, das darin gebadet wurde, krank. — Man nimmt etwas heißes, frisches Brot, macht über dem Hühnerauge ein Kreuz und wirft dann das Brot „einer schwarzen Henne“ vor. Frisst die Henne das Brot, so verschwinden auch die Hühneraugen (Grü.). Andere bestreichen die Hühneraugen mit dem Saft der Maiblumenwurzel. Die Wurzel wird dann wieder vergraben, verfault sie, so geht auch das Hühnerauge weg. — Gehen die Leute in den Wald, so reiben sie die Füße mit Liebstöckel ein, um sich vor dem giftigen Biß der Kreuzotter zu schützen (Joh., Grü.). — Wenn man sich am Freitage

die Fingernägel schneidet, so bekommt man keine Zahnschmerzen; es soll das auch Glück bringen zum Heiraten (Vert.).¹⁾

Eine Reihe von Besprechungsformeln sind uns aus unserer engeren Heimat überliefert, von denen zwei als Beispiele hier angeführt seien:

Versprechen des Blutes:

Es kamen drei heilige Frauen
Des Morgens im Taue,
Sie suchten unsern Herrn Jesum Christ,
Der von den Toten auferstanden ist.
Das Blut soll stehen in Natur,
Bis er wird kommen zu richten
Die Lebendigen und die Toten!
Das gebe und helfe dir Gott der Vater,
Gott der Sohn und Gott der heilige Geist! Amen.

Versprechen der Rose:

Die Rose zog durchs Land,
Da begegnet ihr Christus der Heiland.
Er sprach: Rose, du sollst nicht brechen,
Rose, du sollst nicht stechen,
Rose, du sollst nicht brennen,
Rose, du sollst vergehen!
Das gebe dir Gott der Vater, usw.

Ähnliche Verse sind im Gebrauch beim Versprechen von Mächtigkeits in den Gliedern, bei Zahnweh, bei sonstigen Schmerzen. — Segenssprüche, Himmelsbriefe und Amulette kamen durch den Krieg wieder erneut in Aufnahme und wurden aus der Vergessenheit hervorgesucht. Nachgewiesen sind für unseren Kreis durch W. Patschovsky der „Zobiassegen“ und „die sieben Himmelsriegel“.

Kleinen Kindern werden Bändchen um die Handgelenke gebunden, sogenannte Beschrei-Bändchen, damit es ihnen nicht schade, wenn sie von andern gelobt werden. Auch das Vieh darf man nicht loben, wenn es aus dem Stalle geführt wird. Ihre Bedeutung ist freilich vielfach in Vergessenheit geraten.

Traumdeutung und Traumbücher sind noch vielfach verbreitet, auch an das Alpdrücken wird noch in der Stadt wie auf dem Lande geglaubt.²⁾

Der Herausgeber des Heimathbuches beobachtete noch vor einigen Jahren eine Frau vom Lande, die in der Stadtapothek „Teufelsdreck (Asa foetida) wider a biese Blied“ zum Schutze des Viehs forderte, und vor nicht allzulanger Zeit wurde am hiesigen Amtsgericht ein Prozeß entschieden, den ein

¹⁾ Auf weitere von W. Patschovsky für den Landeshuter Kreis namhaft gemachte Volksheilmittel und Vorbeugungsmittel sei hier ausdrücklich hingewiesen. (Mitt. Schles. Ges. f. Volksk. Jg. 1897; S. IV. Nr. 3. S. 65—68, auch S. 55 ff.; ferner bei Patschovsky: ebenda. Jahrgang 1909. Bd. XI Nr. 2).

²⁾ Vom Alpdrücken erzählt ein Landeshuter 14-jähriger Schulsunge folgende erlebte Begebenheit: In der Nacht ruft der Richard R. seine Mutter: „Mutter mich drückt ein Pudel!“ Die Mutter beruhigt ihn: „Schlaf nur weiter!“ Aber er findet keine Ruhe. Frau R. sagte: „Ich werde gleich Licht machen!“ Der

Bauer gegen seinen Nachbarn angestrengt hatte, um seine alte Mutter gegen die Beschuldigung, daß sie das Vieh verhext, zu schützen. Der Hexenglaube scheint noch allgemein verbreitet zu sein: Eine junge Frau aus . . . war vor zwei Jahren wegen Hexerei dergestalt erschrien, daß sie sich nicht mehr auf der Strafe sehen lassen durfte; und in . . . erzählte ein sonst nüchtern denkender Mann allen Ernstes, daß ihm sein Nachbar mit der Mistgabel das Vieh behext habe.

f. Tod und Begräbnis.

Die Jahre der Mühe und Arbeit eilen dahin, gebeugter wird der Rücken, müder die runzeligen Hände, und bald schickt der Tod seine Boten. Die Todesanzeigen gehören in die älteste Volksüberlieferung. Hört jemand das Ticken der „Totenuhr“, so stirbt jemand aus der Verwandtschaft. Auch das „Umgehen“ von Säge, Hobel etc., die ein unheimliches Geräusch verursachen können, das Vergessen eines Brotes im Backofen, das Auslassen eines „Zammels“ beim Kartoffelkochen, das Rufen des „Totvogels“ sind Anzeichen des nahen Todes (Joh.). Wenn beim Hochamt am heiligen Oftertag der Rauch nach der Frauenseite hinzieht, so sterben im selben Jahr mehr Frauen als Männer im Orte und umgekehrt. (Grü.) Ist jemand gestorben, so wird die Uhr angehalten, der Spiegel wird verhängt und ein Fenster geöffnet, um der Seele den Austritt aus dem Hause zu erleichtern und die Wiederkehr des Toten zu verhindern (Grü., Altw., Kon.). — Die Leiche wird mit einem weißen Tuche bedeckt, und bei der Leiche brennt die geweihte Sterbekerze, „ein Rest alter Totenwache“. Der Tod des Hausherrn wird den Vienen und dem Vieh angekündigt. (Altw., Grü.) Die Leichenfrau „Grabebittern“ geht von Haus zu Haus und bittet um „christliche Teilnahme bei der Beerdigung“. Aus allerältester Zeit ererbt ist die Sitte der Totenbeigaben. Als nach der paläolithischen Zeit, in der man die Toten im Hause beerdigte, die Hausgemeinschaft zwischen Toten und Lebenden gelöst wurde, suchte man den Toten, dessen Rechte an Haus und Besitz man noch anerkannte, durch Beigaben abzufinden. Hatte man den Toten benachteiligt, so ließ er den Lebenden keine Ruhe. Als „Abfindung“ sind auch die Reste heutiger Totenbeigaben zu deuten. (Peuckert a. a. O. S. 12 u. 13.) Ist eine Wöchnerin gestorben, so läßt man bei der Leiche den Kamm, womit sich die Verstorbene kämmte, und das Gerät, womit sie dem Kinde das Essen zubereitete, in Konradswaldau auch das Gesangbuch, Taschentuch und Auflegegeld, welches sie zur Taufe oder Einsegnung gebraucht hätte. Kindern wird ein Spielzeug, Erwachsenen allgemein das Gesangbuch mitgegeben. Die Leidtragenden bezeugen ihre Teilnahme beim Tode einer Jungfrau mit den Worten: „Ich wünsche viel Glück zum himmlischen Auszug!“ (Bert.) Jünglinge und Jung-

Pudel kam jetzt zur Frau R. und drückte sie, da schlug sie mit der Hand nach ihm. Der Pudel geht in der Stube um wie ein Verrückter, Frau R. macht in dessen Nicht, da ist kein Pudel zu sehen. Er ist durch das Schlüsselloch gekrochen, und fort war er. Dieser Pudel war ein Mensch. Frau R. legte deshalb an die Tür einen Besen und eine Art. Da kam er auch nicht mehr wieder. Am andern Morgen geht Frau R. in den Zieder Wasser holen. Da kam ein Mann mit einem weißen Spitzbart. Frau R. ruft laut: „Das ist der, der gestern in der Nacht bei mir war.“ Der Mann ist gelaufen, so schnell er konnte.

frauen erhalten im allgemeinen einen weißen Sarg. Ein junges Mädchen wird von jungen Leuten getragen. Wenn ein junger Mann gestorben ist, so gehen weißgekleidete Mädchen neben dem Sarge, eine Girlande tragend, und voran trägt ein Mädchen ein Kissen, auf dem ein Kranz mit einer Schleife liegt. Darauf stehen der Name des Toten und eine Widmung. Wird der Sarg hinausgetragen, so werden die Schemel, auf denen er stand, umgestürzt, auf der Türschwelle wird der Sarg beim Hinaustragen dreimal niedergelegt, und die Träger sprechen: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“, ein Rechtsbrauch, der dem Toten das Besikrecht aufkündigt und sein Wiederkommen verhütet. (Joseph Klapper, Schlesiſche Volkskunde, a. a. O. S. 301.) Das Haus darf nicht allein gelassen werden; wenn ein Begräbniß ist, muß eine Person zurückbleiben (Grü.), und vor allen Dingen muß darauf geachtet werden, daß kein Kranz im Hause zurückbleibt, sonst stirbt eins aus der Familie nach. (Schrei.) Auf dem Wege, den der Leichenzug nimmt, haben Freunde des Entschlafenen an Heiligenbildern und Wegekreuzen Lichter und Lampen entzündet. (Leuth.) Beim Herablassen des Sarges darf kein Bartuch im Grabe bleiben. Bleibt aus Versehen eins hängen, so wird es zerrissen. (Schrei.) Das Grabgeleit wird nach der Beerdigung mit Kaffee und Kuchen bewirtet, oft findet auch ein „Leedessa“ statt, ein Rest altgermanischer Totenfeiern.

Selbstmörder wurden früher nicht auf dem Rücken, sondern auf dem Gesicht liegend beerdigt. Diese Beerdigungsart wurde im Februar 1847 durch das Landratsamt verboten (Wöck, Grüssau). Auf Grenzwegen hat man sie früher bestattet, und auch später noch fanden sie ihren Plaz außerhalb der Friedhofsmauer. Der Glaube an eine Wiederkehr der Toten ist noch weit verbreitet. Selbstmörder kehren wieder, wenn sie mit kirchlichen Ehren bestattet wurden. (Grü.) Bei der Wiederkehr der Toten wird ein schwarzer Pudel oder eine Henne als Begleitgeist beobachtet. (Grü.)

Gewaltsamer Tod wurde früher durch *Steinkreuze* gesühnt, deren wir noch mehrere in unserm Kreise haben. (Siehe Aufsatz Kunik: Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechts.) Auch heute seht man am Wege, am abschüssigen Hang, wo ein Mensch ein jähes Ende fand, ein Steinkreuz oder eine Tafel zu seinem Gedächtnis mit der Aufforderung zu einer Fürbitte für seine Seele. Arme Seelen gehen als Irlichter und Feuermänner um, bis sie entsühnt sind. (Siehe Abschnitt: Sagen.) Der Friedhof liegt in vielen Gemeinden um die Kirche und betont in stimmungsvoller Weise die Einheit von Toten und Lebenden. Als Grab Schmuck finden wir vielfach noch das schöne schlichte Grabkreuz aus Holz. Als Grabpflanzung wird neben dem Esen auch noch die Hauswurz (*Sempervivum*, „Ewigleben“) in Kreuzesform auf den Hügel gesetzt. (Neu.)

Durch ein Leben voll Mühe und Arbeit, von den ersten Lebenstagen bis hin zum stillen Kämmerlein auf tannenumraushtem Friedhof am Vergeshange geleitet den heimatlichen Menschen Sitte und Brauch aus Altvätertagen. Welch tiefe Gefühlswerte in diesen oft schlichten Äußerungen des Volksempfindens beschlossen sind, fühlt er zumeist erst, wenn die frohen Jahre rastlosen Schaffens hinter ihm liegen und des Alters Tage den Blick rückwärts wenden in freudvolle Jugendzeit. Wer der Heimat den Rücken

kehrte und hinaus zog in andere Gaue unseres Vaterlandes oder sich ein neues Leben zimmerte im Trubel der Großstadt oder drüben über dem großen Wasser, dem wird das Gedenken an heimatliche Sitten ein besonders herzliches Erinnern auslösen und ihm bewußt werden lassen, daß hier tief innerliche Werte wurzeln, die ihm keine Fremde ersetzen kann.

Wir beschränkten uns im vorstehenden Aufsatz aus räumlichen und sachlichen Gründen im wesentlichen darauf, eine rein tatsächliche Darstellung der in unserem Kreise häufigsten Sitten und Gebräuche zu geben. Ihre besondere Bedeutung aber erhält dieser Teil der Volkskunde erst, wenn, wie wir an einigen Stellen andeuteten, der Wissenschaftler den inneren Zusammenhang zwischen Volksglaube und -brauch aufsucht und die Deutung vielfach abgeblaster Sitten auf Grund kulturgeschichtlicher Zusammenhänge aufdeckt. Dann fühlen wir uns hinein gestellt in den großen Strom der Menschheitsentwicklung und ahnen und spüren Zusammenhänge mit ältesten Menschheitsüberlieferungen.



Das Volkslied im Kreise Landeshut.

Von Walthar Ueberschär, Landeshut.

Überblick.

A. Balladen.

	Seite
Der Traum von Rosen und Glieder	272
Mutter und Sohn	273
Ritter Ewald und Ida	274
Das Waisenkind	274
Die Königstochter	275
Der Gärtnerbursche	276

B. Liebeslieder.

Liebe und Leid	276
Untreue	277
Die seltene Blume	277
Das Brautfuder (Gedicht von H. Tschampel)	278

C. Soldaten- und Kriegslieder.

Jägerlied: In Böhmen liegt ein Städtchen	280
--	-----

D. Ständeslieder.

Die Keesse uff Gruf-Brassell	281
Beim Vogelhändler	282
Weberlied: In Ewigkeit soll mich nicht reuen	283
Weberlied: Ihr Weber kommt herbei	284
Weberlied: Wo man von fern	286
Die Landeshuter Kirmes	287
Weberlied: Die Feineweber haben	288
Schiffslafriede	288
Die Astronomen	289
Die Lebensstufen	290

E. Kinder- und Spiellieder.

	Seite
Reiterliedchen: Malcher wullt a Reiter sein	291
Meakafala	293
Doas fleewinzige Weibla	293

F. Religiöse Lieder und volkstümliche Gebete.

Marienlied: O Mutter mit dem Himmelskinde	294
Was ist das für ein holdes Kind?	294
Weihnachtsjubil: Auf, auf, ihr Hirten	295
O Freda über Freda	296
Lied der Hirten am Weihnachtsabend: Kumm, ihr Hertlan	297
Krippenlied	298
Schutzengelgebet	298
Volkstümliches Gebet	299
Abendgebet	299

Raum eine Äußerung des Volksempfindens ist so wandelbar wie das Volkslied. Lieder kommen und gehen, werden gesungen und entschwinden dem Gedächtnis — Kunstlieder dringen ein ins Volk, werden abgewandelt, zurechtgesungen und beschäftigen nach einem Jahrhundert vielleicht schon den Volksliedforscher. Nur der Inhalt bleibt stets derselbe; der zeitliche Hintergrund, vor dem sich die Handlung abspielt, wechselt.

Was Kustos Patshovsky vor etwa 50 Jahren an Volksliedern im Liebauer Tal sammelte*), ist bereits zum großen Teil wieder unbekannt geworden („Bruder Malcher“ ist als im Kreise Landeshut heimisch aufgenommen in die von Theodor Siebs und Max Schneider herausgegebene Sammlung schlesischer Volkslieder; zu dem dort erwähnten Weihnachtsliede „Kumm, ihr Hertlan“ konnten wir in Grüssau eine entzückende, sechsstrophige Form auffinden). Eine Sammlung älterer Weber- und Liebeslieder, durch Kantor Sambale in Michelsdorf veranstaltet, ist leider verschollen, und da keine weiteren Vorarbeiten für unsere engere Heimat vorhanden waren, beschritten wir mit unserer Bestandsaufnahme an Volksliedern in unserem Kreise im wesentlichen Neuland. Als wir an alle Lehrer in Stadt und Land die herzliche Bitte um Mitarbeit richteten, da erhielten wir von den meisten die entmutigende Antwort: „Das Volk ist seit dem Kriege stumm geworden. Jazzband und Schlager, Grammophon und Radio haben das Ursprüngliche des Volksgefanges getötet.“ Das mag sicher für manche Gemeinden unseres Kreises stimmen. Aber wenn in unserer Kreisstadt Landeshut die Fabrikmädchen, die doch dem unheilvollen Einfluß der Musikunkultur am allermeisten ausgesetzt sind, trotz Jazzband und Tanzslagern auf ihren Spaziergängen an warmen Sommerabenden alte und neue Volkslieder anstimmen (Zu Sedan auf den Höhen, Die Sonne sank im Westen, Ist alles dunkel, ist alles trübe, Es wollt ein Mann in seine Heimat reisen, Am Holderbusch u. s. w.), so ist damit der Beweis erbracht, daß der wehmütige, etwas sentimentale Volksgesang nicht so leicht tot gesagt werden kann.

*) W. Patshovsky, Beiträge zur Schles. Volkskunde in Mitteil. Schles. Ges. f. Volkskunde 1897. S. 26.

„Das deutsche Volkslied ist nicht tot, und es wird in tausend Jahren noch eben so frisch leben wie jetzt und vor hundert Jahren. Freilich wandelt sich der Volksgesang unaufhörlich“). Vor etwa 50 Jahren muß unser Kreis reich an Volksliedern gewesen sein. Ein handschriftlich vorliegendes Liederbuch des Josef Epiker aus Wittgendorf enthält 48 zum größten Teil echte Volkslieder, deren Anfänge wir unten abdrucken. Auch das Liederbuch der Bertha Hoffmann aus Schreibendorf, 1884 begonnen, enthält neben Hochzeitsgedichten, „wehmütigen Erinnerungen“ u. a. eine Reihe älterer Volkslieder.

Wie reich noch heute einzelne Gemeinden an lebendigen Liedern sind, zeigt eine uns von Kantor Worbis, Haselbach, zur Verfügung gestellte Aufstellung der noch jetzt in Haselbach gesungenen Volkslieder Seite 271. Sie sind nur zum allerkleinsten Teil durch die Tätigkeit des Gesangsvereins wieder in Aufnahme gekommen und zeigen ein deutliches Hinneigen zu dem Liederstock des eigentlichen Riesengebirges²⁾. So gingen uns denn auch aus anderen Orten, vornehmlich aus Rothenbach, Wittgendorf, Grüssau und Verthelsdorf eine Reihe schöner, noch jetzt gesungener, älterer Lieder zu; zu unserer besonderen Freude auch solche, deren anderweitige Veröffentlichung nicht bekannt ist. Sicher gilt es, auch anderwärts noch manchen Schatz zu heben. Wir bringen einige der noch jetzt gesungenen Lieder, soweit es der Raum gestattet, in loser Folge, ohne auf die Unterscheidung zwischen volkstümlichen Liedern und Volksliedern besonderen Wert zu legen. Die Grenzen sind schwankend: Kunstlieder gehen durch die Stufe des volkstümlichen Liedes in echte Volkslieder über, und die Melodie ist in jedem Falle Volksschöpfung. Für die Lieder aus dem südlichen Teile unseres Kreises ist die relative Häufigkeit religiöser Gesänge charakteristisch. Eine Variante zu dem Liede „In Böhmen liegt ein schönes Städtchen“ zeigt in schöner Weise, wie das Volk bis in die Gegenwart an seinen Liedern arbeitet.

Liederbuch des Invaliden Josef Epiker, Wittgendorf.

1. Nur noch einmal in meinem ganzen Leben. Amst³⁾ Nr. 705.
2. Das Leben ist ein Würfelspiel. Knappe⁴⁾ S. 83.
3. Auf der Wildbahn bin ich gegangen. Amst Nr. 131.
4. Es ging ein Jäger wohl jagen $\frac{3}{4}$ Stunden. Schl. W.⁵⁾ XX. 103.

¹⁾ M. Klein, Vom Werden des Volksliedes. Aufsatz in der Zeitschrift „Aus dem Posener Land“. Band III u. IV.

²⁾ Vergleiche Adolf Knappe, „Die Volkslieder und Volkstänze des Riesens- und Isergebirges“, Hirschberg 1912 und F. Günther, Die Schles. Volksliederforschung, Wort und Brauch, Heft 13. 1916 und W. Schremmer, Wie der Schlesiener singt, tanzt, spricht, 1921.

³⁾ Georg Amst, Volkslieder der Grafschaft Glatz, Habelschwerdt, 1911.

⁴⁾ Adolf Knappe, Volkslieder und Volkstänze des Riesens- und Isergebirges, Hirschberg, 1912.

⁵⁾ Mitteilung der Schles. Gesellschaft für Volkskunde, XX, S. 103.

5. Holdes Grün, wie lieb ich dich. Amst Nr. 535.
6. In des Gartens dunkler Laube. Amst Nr. 52.
7. Auf, auf zum fröhlichen Jagen.
8. Wie die Blümlein draußen zittern. Amst Nr. 699.
9. Als ich an einem Sommertag im grünen Wald im Schatten lag. Amst Nr. 46.
10. Ich soll und mag nicht schlafen gehn. Amst Nr. 109. Nur bis Vers 7 übereinstimmend.
11. Eine Heldin wohlgezogen mit Namen Habel (Ballade). Mit abweichendem Texte. Amst Nr. 69, Knappe S. 16.
12. Was soll ich denn allzeit traurig sein.
13. Die Sonne sank im Westen. Amst S. 155.
14. Es hatte ein Mäler ein Lächterlein.
15. Steh ich in finst'rer Mitternacht.
16. O wie traurig muß ich leben.
17. Die Reise nach Jütland. Amst Nr. 149, Knappe S. 54.
18. Was kann uns denn schöner erfreuen. Amst Nr. 153. Soldatenlied 1870. Nur zwei Verse übereinstimmend.
19. Gefußt bin ich von dir, ade, du falsches Herze.
20. Kam'rad, ich bin geschossen. Amst Nr. 138.
21. O Straßburg, o Straßburg.
22. Seht ihr Brüder, wie's uns geht.
23. Ein Soldat aus dem Kriege kam.
24. Schächchen, wenn ich dich erblicke.
25. Es liegt ein Schloß in Osterreich. Amst Nr. 23. (Ballade.)
26. Es spielt ein Ritter mit einer Dame (Ballade). Amst Nr. 25.
27. Stand ich in eisernem Gegerter. Amst Nr. 86.
28. Auf, auf zum Kampfe auserkoren.
29. In einem Strome, der reißend floß. Amst Nr. 690.
30. Gerettet durch der Vorlicht Güte. Amst Nr. 45.
31. Heinrich schloß bei seiner Neuvermählten. Amst Nr. 681.
32. Ein reicher Edelsohn. (Ballade).
33. Wir sitzen so fröhlich beisammen. Knappe S. 80.
34. Wie sind in Breslau die Jungfern so rar. HN¹⁾ 147.
35. Ich stand auf hohen Bergen (Ballade). HN. 91.
36. Warum bist du denn so traurig. Schr.²⁾ 108.
37. Weint mit uns, ihr nächtlich stillen Haine. Amst Nr. 696.
38. Schah, ach Schah, reiß nicht. Amst Nr. 124. Knappe S. 55.
39. Als Jüngling schon schlug mir die Brust. Amst Nr. 674.
40. O Regiment, mein Vaterland.
41. Preußisch-Gilau, eine schöne Stadt.
42. Fern im Süd das schöne Spanien.
43. Es hat ein Bauer an hübsche Magd.
44. Ein Mäler wog ich dran, das Mädel.
45. Einst verliebte sich ein Jüngling. Amst Nr. 81.
46. Ach, ich dachte bei dem Tanze.
47. Der Mensch soll nicht stolz sein.
48. Es waren drei Gefellen, sie taten, was sie wellen. HN. 113.
49. In der Hauptstadt Kopenhagen. Amst Nr. 48. (Ballade.)

¹⁾ HN. = Hoffmann u. Richter, Schlesische Volkslieder, 1842.

²⁾ Schr. = W. Schremmer, Volkslieder aus dem Culengebirge, 1912.

In Haselbach noch jezt gesungene Lieder.

(Als Beispiel des Liedbestandes eines unserer Dörfer.)
Gesammelt von E. Vorbs, Haselbach.

a. Balladen und Romanzen:

In des Gartens dunkler Laube. 10 B.¹⁾ Mel.: Ritter Ewald und Ida.
Erf u. Böhme, Dt. Liederhort 1892. M.,²⁾ Kn.²⁾

b. Liebeslieder:

Es ritten drei Reiter zum Lore hinaus. 11 B. Hoffmann u. Richter,
Schlesf. Volkslieder 1842. Kn.

Wie die Blümlein draußen zittern. M., Kn., Schr.²⁾

Ist alles trübe, ist alles dunkel, dieweil mein Schatz. Altes Soldaten-
lied. M., Kn., Schr.

Kein Feuer, keine Kohle. 3 B. Kn.

c. Soldaten- und Kriegslieder:

Schatz, ach Schatz, reise nicht so weit von hier. Aus den Jahren 1848/49.
M., Kn. Schr.

Weiße tönt die Abendglocke (Mutterliebe). 7 B. M., Kn., Schr.

Bei Sedan auf den Höhen. 10 B. M., Kn., Schr. Schl. Provinzial-Abd.

d. Stände- und Berufslieder:

Ich bien a Ruchstoadmadel, nich woahr? 11 B. Kn.

Spinn, spinn, Tochter mein. 4 B. 1771. H.M. Schlesf. Volkslieder. Kn.

e. Volkstümliche und humoristische Lieder:

Wir sitzen so fröhlich beisammen. 6 B. Kn., Schr. Pommer, Volksld.
Nun ist die Zeit und Stunde da (Auswandererlied). 1850 u. 1860 viel
gesungen. Text aus Arnberg bei Schmiedeberg. M., Kn.

Das Leben ist ein Würfelspiel. 10 B. Kn. (Text aus d. Riefewalder
Spinnstube.)

Ich bin ein Musikante und komm aus Schwabenland. 9 B. Erf u.
Böhme. Kn.

Es wollt ein Vogel Hochzeit machen. 9 B. Erf u. Böhme. M., Kn., Zupf-
geigenhansel.

Trinkt einmal, ihr Brüder (Zum Zutrinken). 3 B. Kn.

War wieder ein Lied gesungen, so folgt ein Schnäpshen. (Zwischen-
lied). 1 B. Kn.

f. Natur- und Heimatlieder:

(Zieht immer naus, ihr Wandervögel). Text von M. Waldenburg. Kn.
Wo die Schneekoppe hoch in die Wolken steigt (Mein Heimatland).
6 B. Kn.

g. Volkstänze:

Der Bohnewitz. Kn. Riefew. Spinnstube.

Samtmanchester.

Herr Schmidt.

Ruckstuckwalzer.

Großvater Tanz.

¹⁾ B. = Verse (Strophen).

²⁾ M. = Mufst, Volksld. d. Grassch. Glaz. 1911.

Kn. = Knappe, Volkslieder und Volkstänze. 1913.

Schr. = W. Schremmer, Volkslieder aus dem Eulengebirge. 1902.



Der Brunnen.
Scherenschnitt von
Frieda Hachmeister¹⁾.
(Verkleinerung.)

Aus meinem Rohre fällt,
Durchfliegend graue Zeit,
Der Vogelsang der Welt . . . Ludwig Finckh.

Aus der Fülle der uns aus dem Kreise zugegangenen Volkslieder bringen wir hier 33 noch heut gesungene zum Abdruck.²⁾

A. Balladen.

Der Traum von Rosen und Glieder.

(Aus Berthelsdorf, aufgezeichnet durch Lehrer Wittwer.)

Am Hügel, wo der Glieder blüht
Und eine Rosenhecke glüht,
Da steht ein alter Lindenbaum,
Der weiß von einem verwehten Traum:
Dort spielten Hochzeit sie und Krieg,
Wie daß der Abend niederstieg
Und silberklar das Mondlicht kam,
Und er sich Nösleins Patschband nahm.
„Dort unterm Baum findest du mich wieder,
Dort wartet der Traum von Rosen und Glieder,
Und kommst du morgen zum Waldessaum,
Dann spielen wir weiter, dort unterm Baum!“

¹⁾ Aus „Deutscher Jugendjahrbuch 1928.“ Verlag von J. Neumann, Neudamm. Wir danken für die Erlaubnis zum Abdruck.

²⁾ Der Verfasser ist dankbar für weitere Mitteilung von Volksliedertexten und -Singweisen. Bei der Aufzeichnung ist die volkstümliche Form möglichst zu erhalten; Verbesserungen sind zu vermeiden.

Die Zeit verging, das Mädel blüht;
 Er war ihr Schatz, die Liebe glüht.
 Da mußte er wandern vom Dorfe fort,
 Drei Jahre fern vom Heimatsort.
 Und's Röslein weinte bitterlich
 Und bat noch: „Du, gedenk an mich;
 Ich schwör es dir, ich warte dein!“
 Und gab ihm drauf ihr Händchen klein.
 „Dort unterm Baum triffst du mich wieder,
 Dort wartet der Traum von Rosen und Glieder,
 Und fühlst beben du's fern im Raum,
 Dann denk ich dein, dort unterm Baum!“

Und als er wieder kehrt zurück,
 Da lag sein altes Dorf, o Glück,
 Der Weg, die Kirche, der Wiesenrain:
 „Wo mag denn nur mein Röslein sein?“
 Ihr Vater saß just vor dem Haus,
 Den fragte er nach Röslein aus.
 Der sah ihn an: „Weit ist der Weg,
 Kennst du den alten Wiesensteg?
 Dort unterm Baum findest du sie wieder,
 Dort träumt sie den Traum von Rosen und Glieder.
 Ihr Wunsch, ihr Lehter, sie haucht es kaum,
 Dort will ich ruhen, dort unterm Baum!“

Volkstümlich, Verfasser Grünbaum.

Mutter und Sohn.

(Aus Rothenbach, mitgeteilt durch Rektor Großpietsch.)

Traurig tönt das Abendglöcklein,
 alles neiget sich zur Ruh,
 Vöglein sangen ihre Lieder,
 Sonne sank dem Westen zu.

Leise klopft es an die Türe,
 und es tritt die Mutter ein,
 die so weit war hergekommen,
 ihren einzigen Sohn zu sehn.

Und im Kloster gehet leise
 eine Nonn' in schwarzer Tracht,
 betet für den armen Krieger,
 der verwundet hergebracht.

Und die Schwester trat zur Mutter:
 „Euer Sohn, der lebt nicht mehr,
 er genießet sel'gen Frieden,
 seine Lieder waren schwer.“

Beide Füße abgeschossen
 und dazu die rechte Hand,
 weil er tapfer hat gefochten
 für das teure Vaterland.

Und die Mutter trat zum Bette,
 zog das Leidentuch herab,
 einen Schrei, und sie sank nieder,
 „Gräber, grabt für zwei ein Grab!“

Stark abweichender Text bei Amst Nr. 677.
 Nach Amst vermutlich volkstümliches Lied;
 Dichter und Komponist unbekannt.

Ritter Ewald und Ida.

(Mitgeteilt durch Kantor Morbs, Haselebach.)

In des Gartens dunkler Laube
Sah am Abend Hand in Hand
Ritter Ewald, jung und mutig,
Neben Ida festgebannt.

Um sie blühte der Hollunder,
Rosen hauchten Balsamduft;
Und der Nachtigallen Lieder
Tönten lieblich durch die Luft.

Doch sie pflückten nicht die Rosen,
Hörten nicht die Nachtigall;
Denn in ihrer Seele tönte
Nur der Trennung Widerhall.

Ida bat ihn, fest umschlungen
Und mit tränenvollem Blick:
„Kehre bald, o mein Geliebter,
Kehre bald zu mir zurück!“

Ewald bat, sie herzlich küssend:
„Ewig Treue, du bist mein!
Wenn die Rosen wieder blühen,
Will ich wieder bei dir sein.“

Text und Melodie gleichlautend mit Knappe S. 13.

Ewald ritt beim Mondenscheine
In den Krieg fürs Vaterland;
Er gedachte oft an Ida,
Wenn der Mond am Himmel stand.

Und ein Jahr war bald vergangen,
Als der Rosen Knospe brach.
Da trat Ewald zu der Laube,
Wo er einst mit Ida saß.

Doch, was sah er? Frisch und grün
Hub ein Grab sich ins Panier,
Und die Schrift in Marmor sagte:
„Ida ruht in Frieden hier.“

„Ach, so bist du mir genommen!
Ist denn das der Trennung Lohn?
Ich, Geliebte, bin gekommen.
Aber du bist mir entflohn!“

Und er ging hinab ins Kloster,
Legte Schwert und Panzer ab;
Unter Kirchhofs dunklem Flieder
Gruben Mönche bald sein Grab.

Das Waisenkind.

(Mitgeteilt durch F. Böds, Grüssau.)

An einem Fluß, der reißend schoß,
Ein armes Mädchen saß.
Aus ihren blauen Augen floss
Manch Tränchen in das Gras.

Sie wand aus Blumen einen
Strauß
Und warf ihn in den Strom.

„Ach, guter Vater,“ rief sie aus,
„Ach, lieber Bruder, komm!“

Ein reicher Herr gegangen kam,
Er sah des Mädchens Schmerz,
Sah ihren Kummer, ihren Gram,
Und dies brach ihm das Herz.

„Was fehlet, liebes Mädchen, dir?
Was weineest du so früh?
Sag deiner Tränen Ursach' mir,
Kann ich, so heb ich sie!“

Sie sprach: „Mein Herr!“ und sah
den Mann

Mit trüben Augen an:
„Du siehst ein armes Mädchen hier,
Dem Gott nur helfen kann;

Denn sieh! dort jene Rasenbank
Ist meiner Mutter Grab,
Und ach, vor wenig Jahren sank
Mein Vater hier hinab.

Der wilde Strom riß ihn dahin;
Mein Bruder sah's und sprang
Ihm nach, da faßt der Strom auch
ihn,

Und ach, auch er ertrank.

Ich nun im Waisenhause bin,
Und wenn ich Kasten tag hab,
Schlüpf ich zu diesem Flusse hin
Und weine mich recht satt.“

„Sollst nicht mehr weinen, liebes Kind!
 Ich will dein Vater sein;
 Du hast ein Herz, das es verdient,
 Du bist so fromm und rein!“

Er tats und nahm sie in sein Haus,
 Der gute, edle Mann,
 Zog ihr die Trauerkleider aus
 Und zog ihr schön're an.

Sie saß an seinem Tisch und trank
 Aus seinem Becher satt:
 „Du guter Reicher, habe Dank
 Für deine edle Tat!“

Vollstümlich: Text annähernd gleichlautend mit Amst Nr. 690. Dort die Bemerkung: Text von dem evang. Pfarrer Kaspar Friedrich Lossius in Erfurt 1781. Erstmals gedruckt in „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde“, 4. Bdch., S. 56, Leipzig 1781.

Die Königstochter.

(In Schreibendorf gesungen.

Text aus dem Lieberbuch der Bertha Hoffmann.)

(Es war einmal eine Jüdin,
 ein wunderschönes Weib,
 die hatte eine Tochter,
 zum Tode war sie bereit.)

„Ach Mutter, liebe Mutter,
 mir tut mein Kopf so weh,
 laß mich eine kleine Weile
 am See spazieren gehn!“

„Ach Tochter, liebe Tochter,
 allein darfst du nicht gehn;
 nimm deinen kleinen Bruder
 und laß ihn mit dir gehn!“

„Ach Mutter, liebe Mutter,
 das ist ja nur ein Kind,
 der schießet mir die Vöglein,
 die in dem Walde sind.“

„Ach Tochter, liebe Tochter,
 allein darfst du nicht gehn;
 nimm deine kleine Schwester
 und laß sie mit dir gehn!“

„Ach Mutter, liebe Mutter,
 das ist ja nur ein Kind,
 die pflücket mir die Blumen,
 die in dem Walde sind.“

Die Mutter ging nun schlafen,
 die Tochter geht den Gang;
 sie ging so lang spazieren,
 bis sie den Schiffer fand.

„Ach Schiffer, lieber Schiffer
 was suchst du hier so früh?“
 „Ich such den kleinen Prinzen,
 der hier ertrunken ist.“

Was zog sie von dem Finger?
 Ein goldnes Ringelein.
 Sie gab's dem armen Schiffer:
 „Das soll mein Denkmal sein.“

Dann stieg sie auf die Mauer
 und stürzt sich in das Meer;
 „Ade, lieb Vater, lieb Mutter,
 wir sehn uns nimmermehr!“

Fehlende letzte Strophe:

Raum war die Leich' vorüber,
 die Mutter weinte sehr.
 Hier liegen zwei begraben,
 zwei Königskinder im See.

Ohne die erste Strophe, die einer andern Ballade „Die schöne Jüdin“ angehört, Variante zu: „Die zwei Königskinder“.

Amst Nr. 30 und Schles. Volksl. mit Bildern u. Weisen. 2. Heft Nr. 19.

Der Gärtnerbursche.

(Aus Landeshut).

„Guten Tag, Herr Gärtnersmann! Und der liebe Bursche ging
Haben Sie Lavendel, Langsam nach den Beeten;
Rosmarin und Thymian, Denn sein schmachtend Auge hing
Und ein wenig Quendel?“ An dem schönen Mädchen.

„Ja, Mamsell, das haben wir Rosen wand er in den Strauß,
Draußen in dem Garten, Immergrün daneben,
Will Mamsell so gütig sein, Blaue Beilchen sucht er aus,
Und ein wenig warten?“ Die im Dunklen leben.

„Bursche, bring den Sessel rein Feuerlilien, Nachtkerföien,
Mit den goldnen Spitzen, Liebesglut und Treue,
Die Mamsell wird müde sein, Ein Zypressenzweig dabei,
Wird ein wenig sitzen.“ Höchster Liebe Treue.

„Bursche, bring ein Sträußchen her Liebe bergen ist nicht leicht,
Aus dem Rosengarten; Leicht erregt sie Sehnen,
Aber hüte dich und tritt Und als er das Sträußchen reicht,
Nicht auf die Rabatten!“ Flossen seine Tränen.

Text gleichlautend mit Amst Nr. 72. Dort die Bem.: „J. M. Böhme meint, daß das Lied jedenfalls aus der sentimentalen Werther-Periode (1780–1800) stammt.“

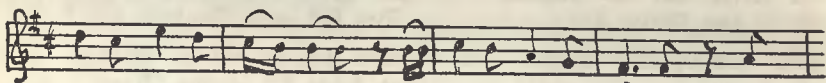
B. Liebeslieder.

Liebe und Leid.

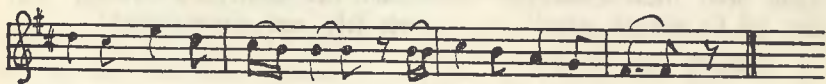
(Mitgeteilt durch Rentant Josef Schöbel, Wittgendorf.)



Wer lieben will, muß lei - den, ohn' Leiden liebt man nicht. Das



sind so schwere Freu - den, wenn die Lieb' am Weichen ist. Das



sind so schwere Freu - den, wenn die Lieb' am Weichen ist.

Wer Rosen will abbrechen,
vergeß die Dornen nicht,
wenn sie gleich häufig stechen,
genießt man doch die Frucht'.

Wem soll ich's denn nun klagen?
Meine Eltern, die sind tot;
mein Freund hat mich verlassen,
auf der Welt find' ich kein Trost.

Veröffentlichung nicht bekannt.

Untreue.

(Aus Grüssau, mitgeteilt durch Lehrer Heinrich,
auch in Schreibendorf und Rohnau gesungen.)

Müde kehrt ein Wandersmann zurück
Nach der Heimat, seiner Scholle Glück.
Doch eh er tritt in seines Liebchens Haus,
Kauft er für sie den schönsten Blumenstrauß.

Eilends schritt die schöne Gärtnerin
Nach dem Rosenbeete hin;
Doch bei jeder Rose, die sie bricht,
Rollten Tränen ihr vom Angesicht.

„Warum weinst du, schöne Gärtnersfrau?
Weinst wohl um des Veilchens dunkles Blau?
Oder um die Rose, die du brichst?“

„Mein, ach nein, um diese wein ich nicht.“

„Weine ja um des Geliebten Hand,
Der gezogen in das fremde Land,
Dem ich die Treu geschworen bis ans Grab,
Die ich als Gärtnersfrau gebrochen hab.“

In anderer Fassung mit 8 Strophen veröffentlicht Amst Nr. 107,
Knappe S. 25, Zeitschrift Oberschlesien III, 45.

Die seltene Blume.

(Mitgeteilt durch Herrmann-Berthelsdorf,
aufgezeichnet durch Lehrer Wittwer-Berthelsdorf.)



Dort unten im Tale, wo Rosen blühen, am Wasser.

fal - le die Fischlein schwimmen, da steht 'ne Blume so weiß, so

weiß wie Schnee, solch ei - ne Blume hab' ich noch nicht gesehn.

Ich wollt sie pflücken aus Herzenslust,
Ich wollt sie drücken an meine Brust.
Da sprach die Blume: „Verschone mich, ja mich;
Ich blühe morgen viel schöner noch für dich!“

Am andern Morgen beim Morgengrauen
Ging ich zur Blume nachzuschauen.
Da stand die Blume so blätterlos, so leer.
„Ich habe geliebet, ich liebe wimmermehr!“

Andere Besart aus Grüssau: Mitgeteilt durch Lehrer Heinrich.

In einem Tale, wo Ostwind wehte,
Da stand ein Mädchen am Blumenbeete.
Sie fand ein Blümlein, das war so weiß wie Schnee,
Und so ein Blümlein hat sie noch nie gesehn.

Sie wollt es herzen, sie wollt es pflücken,
Sie wollte es fest ans Herze drücken.
Da sprach das Blümlein: „Verschone mich, ja mich;
Denn ich blühe ja morgen viel schöner noch für dich!“

Am andern Morgen bei Tagesgrauen,
Da ging das Mädchen, die Blume zu schauen!
Sie fand das Blümlein so blätterleer, ja leer;
Es hat geblühet, nun blüht es nimmermehr.

„Ich konnte lieben, ich konnte hoffen,
Die Jugendjahre, die sind verflossen,
Kann nicht mehr lieben, kann nicht mehr glücklich sein:
Gedenk der Blume, sie heist: Vergiß nicht mein!“

Veröffentlichung nicht bekannt.

Das Brautfuder.

(Mitgeteilt durch F. Wöds, Grüssau.)

Ich hoatte, Ihr Leutlan, vür eeniger Zeit
An Morr'n uf Vieslan gefrassa.

Ich hätt' se vir dreia Juhr'n gerne gefreit
Un garne ols Weibla besassa.

Alleene s'woar immer, ols kennt ich's er nä soarn,
Dos ich ihr su gut bin, dos ich se weld hoan.

Do schickte sich's fate goar herrlich un schien,
Do ging ich uf' Freibrig zum Morkte.

Un wie ich nu wullte uf heemzu giehn,
Da stond se bei Kromsta und horrte.

Sie keefte zum Spenzer bloa Vergon;
Ich duchte, do keenste doas Packsla wull troan.

Do ging ich derweile zu Pazelta nei

Un keeft' mir a Schnapsla zum Brute,
Soag immer oas Fanster, bal ging se vorbei

Au noch zur selba Minute.

Ich klupte o's Fanster, bal' hätt ich's zerschloan,

Ich sorte, se sellt sich schenka mol lohn.

Do troatse ei die Stube un toat mer Bescheed.

Dos kund ich mir freilich wull denka:

Dar Brandwein wor ihr zu bise, dos mir zu led,

Ich kunter an Guda wull schenka.

Drum fort ich: Du Menschla, doas is ju recht schmuck;
Nu kinn mer mitnander moschira.

Ich zoahlte die Branntwein, un nohm mer men Stuch,
Un tota einander hübsch führa.

Mir plauderta wacker bal jenes, bal doas;
Ich koans nimmer sorn, ich wees ne woas.
Nu endlich, do hott mer dos Durf nimme weit,
Do warscht dich nä lange ploga.

Du forscht er amol, du bist er gut,
Do hierscht un sifte au bale, wie se tut.
Ich druckt se oas Herze un bot um an Schmoß;
Do gob se mer zwee, und sort: mei Schoß.
Do ducht ich, ich ständ' uf der Arde ni mehr,
Ich ständ' lebendig eim Himmel.

Und wie ich do stond, o jemmersch, ne nee,
Do koam uf der Stroasse a Himmel.
A soag ins, un lachte ins jämmerlich aus;
Mir schamta ins wacker un schlicha noch Haus.
Do soße mir manchmol bis tief ei die Nacht
Beim Häusla gor treulich beisomma,

Bis mer hon endlich Huchzig gemacht
Un ich mir mei Liesla genumma.
Der Brautkrom werd olles bei Hansan gemacht;
A'su schien kunnt a kenne nä macha.
Bem Brautfuder hoa ich geflennt un gelacht
Für Freda of über die Sacha.

Sie brocht mir ihr Herze, sie brochte mir ne Ruh,
An Cemer, an Kosta, zwee Schemmel dazu.
No mehr wie der Brautkrom, wie oalls ei der Welt:
Mei Weibla, mei Liesla mir om besta gefällt.

Ihr Leutlan, ich bin a glücklicher Moan,
Seit ich mir mei Liesla genumma.
War mir's ne gleeba viel, oder ne koan,
Dar dorf ei mei Häusla blus kumma.
Do ward ar's mit eg'na Oga wull sah'n,
Dos es kenn glücklichern Ehemoan koan gahn.

Mei Weibla sitt aus wie Milch un Blutt,
Hot Wängla wie Appel, su schiene,
Nacht immer an fröhliha, freundliha Blic
Un immer an freundliche Miene.

Die macht mer mei Laba so sisse und leicht,
Woas ich dergreife, vo Hända mir weicht.

Kein Volkslied sondern ein volkstümliches Gedicht des Heimatdichters Heinrich Tschampel (gest. 1849 zu Duolsdorf) aus der Zeit, als die Weber von hier aus noch nach Freiburg zu Kramsta abliefern gehen mußten. Es wurde bei Hochzeiten vorgetragen.

Schles. Provinzialblätter N.-Folge S. 70 bringt dieses Gedicht bereits als Volkslied „Ihr Leutlan, ich bin a glücl. Moan“.

C. Soldaten- und Kriegslieder.

Jägerlied.

(Aus Wittgendorf; mitgeteilt durch Lehrer Nagel.)

In Böhmen liegt ein Städtchen, das kennt wohl jedermann,
die allerschönsten Mädchen trifft man darinnen an;

Und dieses schöne Städtchen hat eine Garnison,
von lauter jungen Jägern ein ganzes Bataillon.

Und jeder von den Jägern, der liebt ein Mädchen fein;
Und jedes von den Mädchen möcht einen Jäger fein.

Für Vater und für Mutter ist's eine große Ehr',
kommt so ein junger Jäger mit ihrer Tochter her.

So lebten in dem Städtchen die guten Leute fort
viel Jahre, und die Jäger, die hielten alle Wort.

Sie holten sich den Segen im väterlichen Haus,
bis daß sie treu gedienet und ihre Zeit war aus.

Im Jahre sechs und sechzig, da ging der Jammer los,
da jammerten die Mädchen, da weinte klein und groß.

Zum Abmarsch wird geblasen, hinaus zum blut'gen Krieg,
zu kämpfen für den Kaiser, zu streiten für den Sieg.

Vom Abmarsch laßt uns schweigen, von diesem Trauertag,
Trog seiner Freud und Leiden ich dran nicht denken mag.

Beim letzten Händedrücken, beim letzten Scheideblick
ruft jeder: Lebet glücklich und kehret bald zurück!"

Dort liegen sie zusammen zwölftausend an der Zahl,
getroffen von dem Eisen, vom mörderischen Stahl.

Gemein' und Offiziere, sie ruhn in einem Grab,
und die zum Abmarsch bliesen, sie sanken mit hinab.

Sie kehren niemals wieder, sie bleiben ewig fort,
so half hier kein Verlesen, half kein Kommandowort.

Am Zaun bei Montabelle grub man ein tiefes Grab,
Da senkte man die Braven, die Tapfern all hinab.

Nur sieben sind geblieben, die kehren bald zurück
in die geliebte Heimat mit grauvollem Blick.

Zwei Hörner hört man blasen, die klingen hell und laut,
da freut sich jede Mutter, da freut sich jede Braut.

Sie laufen vor die Türe, das andre man vergift,
ein jedes hofft zu finden, was ihm das Liebste ist.

Doch starr vor Todesschrecken die Hände wanden sie,
als sie das kleine Häuflein als Invaliden sahn.

Da flattert keine Fahne, es drängt zu keinem Schmaus;
Es schallt auch kein Kommando, besonders vom Major.

Doch zwei Hornisten blasen in dumpfem Trauertone:
„Wir sind die letzten Sieben vom ganzen Bataillon!“

Das nach der Schlacht bei Montabellé 1859 entstandene, dann auf den Krieg von 1866 umgeformte Lied wird in Grüssau mit folgender Variante gesungen:

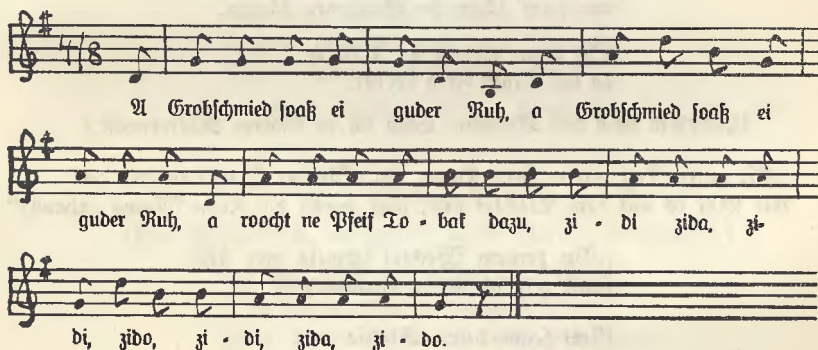
In Schlesien liegt ein Städtchen, das kennt ein jedermann,
darinnen viele junge Mädchen, die jeder lieben kann.
Und in dem kleinen Städtchen, da liegt 'ne Garnison
Voll lauter junger schöner Jäger, ein ganzes Bataillon.

Im Jahre 1914, da brach der Weltkrieg aus, usw.

D. Ständeslieder.

Die Reese uf Gruf-Brassel.

(Mitgeteilt durch Nendant Josef Schöbel, Wittgendorf.)



A Grobschmied soaß ei guder Ruh, a Grobschmied soaß ei
guder Ruh, a roocht ne Pfeiß Lo - bal dazu, zi - di zida, zi
di, zido, zi - di, zida, zi - do.

„War ies schun wieder oa menner Tür?
nu Liesla, sieh of glei asier!“

„Is kimmt a Brief vu da Extrapust,
dar 27 Kreuzer kufft.“

„Mer warn euch 23 gan;
fer doas Geld kimmt ern ins schun lohn.“

„Denkt ihr, doas Pustleut Juda sind?
nee inse Taxe ies bestimmt.“

„Nu, Weib, nu gieh zum Nupper nimm,
a full mer mol zu Poata stien.

Dar Deiwelskerl hot immer Geld,
weil a de Leute tichtig prellt.“

„Nu Weib, bestell die Extrapust
und wenn se 100 Toaler kust.

Nu Weib, nu lä die Kließlan ei
und schloa ne Mandel Er nei.

Nu Weib, nu paß de Kließlan ei —
is warn a schier a Maßla sein.“

„Nu Kutscher, Kutscher blos darzu
un loß a Prokeln keene Ruh!

Nu Kutscher, blos' oß, doß ma's hiert,
doß jich dar Grobschmied kimmt marschiert.

Und wenn mer warn a Wirtshaus sahn,
do lohn mer ins an Wachhulder gan.

Wachhuldersoft is fer de Pest,
a reßt am L . . ., bis doas ma sch . . .“

„Nu war'n mer bal ei Brassel sein,
ma hiert schun de Studenta schrein.

Die hoan gewieß ne Keilerei;
do ies o inse Fritsch derbei.“

(Langsam nach der Melodie: Steh ich in finst'rer Mitternacht.)

„Ei, guten Tag, mein Herr Papa, hat Sie der Teufel wieder da?
wie fieht es mit dem Wechsel aus, was macht die Frau Mama zuhaus?“

„Du deinem Wechsel schweig mer still,
kumst zeig ich dir a Hommerstiel.

Gott segne deine Studia —
aus dir wird nichts — Halleluja!“

Veröffentlicht Knappe S. 69, jedoch nur 5 Verse.

Beim Vogelhändler.

(Aus Berthelsdorf, aufgezeichnet durch Lehrer Wittwer.)

Zwee Pauern ginga ei de Stoadt,
wus lauter hibbsche Madlan hoat,
die wullda sich an Freede macha,
amol aus Herzensgrunde lacha.

On wie se kumma ei doas Stadtle,
do woar a Moan, da hotte Kaatlan.
„A su a Kaatla nissa mer uns keesa,
doas tut a Geldsaak ne zerreesa.“

„Nee ha, woas full der fu a Kaatla?
Doas macht der ju uff jedes Braatla.
De Ale ward 'ne Floppe ziehn,
Dich mit dam Kaatla heesha giehn.“

„Nee Moan, dos sein doch hibische Dinger,
Die frassa ju em aus a Fingern,
Die Ale ward schien Freede hoan,
Ward spredha: „Bist a hibischer Moan!“

„Woas kust a fu a Kaatla, Moan?
A fu a Kaatla mecht ich hoan!“
„Zwee Gruscha kust ees fu a ruta,
Sechs Dreier ees mit schwarzza Futa.“

„Nee Moan, do sein se mer zu teuer,
die Sache is nee ganz geheuer,
a fu beliega se mich nee;
doas sein ju goar keen Kaatlan nee.

Nee Moan, doas sein ju lauter Gimpel,
doas hiert ma oam Gesange simpel;
derzune hoan' se noch keen Schwanz;
do luf mersch Kaatlakeefa ganz!“

Amft, Volkslieder der Grafschaft Glaz, Nr. 175.

Weberlied.

(Aus Rothenbach, mitgeteilt durch Rektor Großpietsch.)

In Ewigkeit soll michs nicht reuen,
Dass ich ein Weber worden bin,
Kein ander Handwerk soll mich freuen,
Ich bleibe stets bei meinem Sinn:
Ich schätze meinen Weberstuhl
Viel höher als die hohe Schul.

Ein Schreiber muß die Feder spizen,
wenn er in einem Buche schreibt,
Und ich verdien mit meinem Schützen,
Dass mir noch etwas übrig bleibt.
Dann nehm ich mir zum Zeitvertreib
Ein hübsches, schönes, junges Weib.

Ein Böttcher bindet große Fässer,
Ein Maurer baut ein großes Haus.
Die Weberei gefällt mir besser,
Da steht man kein Gefahr bei aus.
Ich leb bei meiner Weberei
So ganz vergnügt und sorgenfrei.

Ein Barbier muß die Bärte scheren,
Ein Gärtner pflanzet Blumen ein,
Ein Schuster muß das Leder zieren,
Ein Schneider sitzt sich krumm und lahm.
Ich steh bei meiner Weberei
So ganz vergnügt und sorgenfrei.

Die Weberei ist auserkoren,
Die kleidet jeden groß und klein,
So wie der Mensch zur Welt geboren,
In Leinwand wickelt man ihn ein;
Und wenn er erst gestorben ist,
Sein Hemd die letzte Kleidung ist.

Die Weberei ist auserkoren,
Mit Vorgen kommt uns keiner an.
Wer will uns unser Handwerk lehren?
Kaiser, König und Edelmann,
Bürger, Bauer und Bettelmann
Müssen alle des Webers Arbeit han.

Wenn reiche Herren zur Tafel sitzen
Bei harter, kalter Winterszeit,
Dann liegen Messer und Gabelspitzen
Auf Damasttüchern ausgebreit.
Das hat des Webers Hand gemacht,
So zierlich, daß das Herze lacht.

Und geht mein Leben nun zu Ende,
so traget mich zur kühlen Erd!
Ich danke Gott am letzten Ende,
Die Arbeit hat nun aufgehört.
Und wenn ich dann gestorben bin,
So legt mir meinen Schützen hin.

Veröffentlicht: Zeitschrift Oberschlesien IX 457 M.

Weberlied.

(Aus Haselbach; mitgeteilt durch Kantor Worbs.)

Ihr Weber, kommt herbei,
Schaut euer Handwerk frei,
Und liebet es mit frischem Mut!
Ihr kommt dabei zu Geld und Gut;
Das sag ich ohne Scheu.

In eines Jahres Frist
Ein Weber fertig ist;
Mit vierzehn Schocken lernt er aus,
Da wird ein tücht'ger Weber draus,
der schon zu loben ist.

Viel wandern dürft ihr nicht,
Und wenn es doch geschieht,
So geht es bis ins dritte Haus,
Da ist das Wandern aus.
Viel Schuhe braucht ihr nicht,

Die Kleider bleiben rein,
Weil ihr stets bloß könnt sein
Im Hemde und im Strophenhut
Und Hosen, wenn sie auch nicht gut,
Das steht euch danach frei.

In kalter Winterszeit,
Wenn's draußen häufig schneit,
Da sitzt ihr in dem Weberhaus
Und lacht den kalten Winter aus;
Ist das nicht Lust und Freud?

Die warme Sommerhitze,
Wenn mancher tüchtig schwitzt,
Die sticht euch auch nicht auf die Haut,
Ihr seid den Stuben anvertraut,
Wo ihr im Schatten sitzt.

Die Webertöchter fein
Nicht zu verachten sein.
Wer davon eine kriegen tut,
Der kann mit Schwiegervaters Gut
Ein tücht'ger Meister sein.

— — — — —
— — — — —

Kommt ihr durch faules Garn in Schuld,
So kauft die Jacke der Geduld,
Und tragt sie stets dabei.

Doch mancher wird auch reich,
Daß er dem Kaufmann gleich.
Und wenn der Kaufmann schuldig ist,
So sucht er bei dem Weber Frist.
Ach, wär ich auch so reich!

Wenn ich ein Weber wär,
So borgt ich noch vielmehr,
Daß ich soviel zusammenbracht,
Daß es zehntausend Taler macht;
Und da wär ich ein Herr!

Veröffentlichung nicht bekannt.

Weberlied.

(Mitgeteilt von Hausweberin Marie Casper, Wittgendorf.

Mel.: Wenn der Frühling kommt. Auch in Rothenbach gesungen.)

Wo man von fern in Böhmen ein Gebirge sieht,
Wo kein Weinstock und kein edler Baum nicht blüht,
Dort wo man einsam lebt, vom Gelde frei,
Dort ist die schöne, schöne Weberei.

Wo lange Winter, Kälte, Schnee und Stürme brausen,
Und wo im Sommer dann auch Dliß und Nebel hausen,
Wo den Deutschen drücken Leiden allerlei,
Da ist die schöne, schöne Weberei.

Wo man auf hohen Bergen und auf steilen Höh'n
Bald da, bald dort ein Hüttchen siehet stehn,
In jedem Webestühle, zwei bis drei,
Dort ist die schöne, schöne Weberei.

Wo jeder Bauer, Bürger, Häusler Weber ist,
Frisches Wasser trinkt und Wassersuppe ißt,
Gesund und fröhlich lebet noch dabei,
Dort ist die schöne, schöne Weberei.

Wo hübsche Mädchen hinterm Webstuhl sitzen
Und für zwei Sechser dort die ganze Woche schwitzen
Und Baumwollwaren weben mancherlei,
Dort ist die schöne, schöne Weberei.

Wo hundertzwanzig Ellen zweiundneunzig ist,
Wo man die Ware hängend ohne Elle mißt,
Mit Mikroskop und Wage prüfet nebenbei,
Dort ist die schöne, schöne Weberei.

Wo man wirket, spulet, knüpset Tag und Nacht,
Wo man zwei Ellen Ware für zwei Kreuzer macht,
Baumwoll kochet, stärket, pudert noch dabei,
Dort ist die schöne, schöne Weberei.

Wo man in jedem Haus ein starkes Klappern hört,
Das feinste Weizenmehl auf Baumwollgarne schmärt
Und schwarze Mehlknödel schmauset ohne Scheu,
Da ist die schöne, schöne Weberei.

Wo der Mensch sich noch so redlich plagt,
Bei Fleiß und Sparsamkeit am Hungertuche nagt,
Zulezt beschuldigt wird der Dieberei,
Dort ist die schöne, schöne Weberei.

Wo doch kein Mensch die liebe Heimat gern verläßt,
So daß der Abschied heiße Tränen ihm erpreßt,
Wo man doch gerne weilt und singt dabei,
Vivat, es lebe hoch die Weberei!

Vermutl. volkstüml. Lied. Verfasser und Veröffentlichung nicht bekannt.



Landschut is'ne schiene Stoadt.

*Landschut is'ne schiene Stoadt, Truderiderallala,
Dahon se jümpst a festla gehoot, Truderidera,
Mit Lichtlan sein se rümgessung, Truderiderallala,
Und ungursch Sieder Juan se gesung, Truderidera.*

*In eener Ecke stund a Sprankl, Truderiderallala,
Do waarn droan Stöckla kury und lang, Truderidera,
Dahol umm eener druf rümgessung, Truderiderallala,
Dahon die Stöckla juchheissa geßißla, Truderidera.*

*Der eene wullt anne Kiste zerschpritz, Truderiderallala,
Der aendre druf a sacht lussa bleib, Truderidera,
Und ooch in Stöckla Juan se gehisa, Truderiderallala,
Dahon die Stöckla goar sehr gethrisa, Truderidera.*

*Ooch waarn di noch zwee Zuber zueß, Truderiderallala,
Druf wurde immer rümgessung, Truderidera,
Da eener kuaß ich goar nicht vergess, Truderiderallala,
Der wullt an messen dazum uffress, Truderidera.*

*Ooch stund a Ding uf eemem Bein, Truderiderallala,
Daz machi wullt Feufels Fußmutter rein, Truderidera,
Und wie ma düm eßera a Bauch seßtrich, Truderiderallala,
Do brummte das Ding ganz forchterlich, Truderidera.*



Zeichnung von Prof. Arnold Busch, Breslau.

Um die Urhebererschaft dieses Liedes streiten sich mehrere schlesische Städte.
Ursprünglich dürfte es für Grottkau geschaffen worden sein.

Weberlied.

(Aus Haselbach, aufgezeichnet von Kantor Worbs.
Melodie aus Wittgendorf; mitgeteilt durch Rendant Josef Schöbel.)

Die Lei-ne-we-ber ha-ben ei-ne sau-be-re Zunft, |
Mitt-fa-sten hal-ten sie Zu-sam-men, tunkst, |
harum did scharum schrumm, schr., schr. | Asche-graue, dunkelblaue,
Mir a Viertel, dir a Viertel |
schrumm, schr., schr. fein oder grob, Geld gibts doch,
asche-graue, dunkel-blaue |
mir a Viertel, dir a Viertel | schrumm, schr., schrumm.

Die Leineweber nehmen keinen Lehrgungen an,
der nicht sechs Wochen fasten kann.

Harum did scharum schrumm, schrumm! etc.

Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein,
das eine ist gestohlen, und das andere ist nicht fein.

Harum did scharum schrumm, schrumm! etc.

Die Leineweber haben alle Jahr zwei Kind,
Das eine das ist scheel, und das andere, das ist blind.

Harum did scharum schrumm, schrumm! etc.

Die Leineweber haben ein Schifflein klein,
Da setzen sie Wanzen und Flöhe hinein.

Harum did scharum schrumm, schrumm! etc.

Die Leineweber machen eine saubere Musik,
Wie wenn zwölf Müllermagen fahren über die Brück.

Harum did scharum schrumm, schrumm! etc.

Veröffentlicht: Hoffmann u. Richter, Schlesische Volkslieder 1842,
Beckenstedts Zeitschr. f. Volkskunde IV. 283, Zeitschr. Oberschlesien IX. 457.

Schiffslafriede.

(Aus Haselbach, mitgeteilt durch Kantor Worbs.
Angeblich aus der Zeit von 1848.)

„Du kimmst denn du har, Schiffslafriede?

Ich hätt' dich bale nee erkannt!

Horr ock an Schlag, du bist ju müde,

Du hufft dich ju holb tut gerannt!“

„Ich war im Dittersbacher Klub,
Do ho ich labig Zeug gehurt.
Doas ließ mir keene Ruh im Kupp;
Kurzum ich mußte drinne furt

Un wills nu menner Guse stecka.
Mit ins soals jühund besser warn,
Die Weberei, die sol nu stecka
Durch Meester Loamm und noch zwee Harnn.

Der Jäger woar au durte,
Un au der Bergmoan woar dabei.
Die sorta, wenn ichs nee verhurte,
Doch doas der Zweck des Klubes sei.

Der Jäger, 's läßt sich ju begreifa,
Der bläst am Loamme recht eis Hurn;
Denn Loamme gibt ihm ju zu pfeifa,
Drum hoat ar au die Gusche vurn.

Der Bergmann is ins bluß zum Scheine,
Dar redt halt, groade wie as braucht,
Ar is bei ollem garn derbeine
Un leugt, daß ihm de Rutte raucht.

Wenn mer jekt wieder worta müssa,
Do kriegs mir an Schiefer Brut,
Denn früher soh ma goar kenn Bissa,
Ma woar vir Hunger au holb tut.

Au solls noch Fleesch un Kließla seha,
Indes, dos weech ich nee gewieß;
Doch will ich mir mei Wasser weka,
Wenns ju ernt heest: „Na, Schiffla, friess!“

Veröffentlichung nicht bekannt.

Die Astronomen.

(Mitgeteilt von Kranzbinderin Invalidin Josefa Zente und Hausweberin
Marie Casper, Wittgendorf.)

Naß Juhla un Naß Julian, zwee Landleut aus Gutschine,
sie goafta sich de Sunne o mit Dummtnuslichter Miene,
sie wußta wull, doch doch doas Ding tagtäglich übers Vergla ging,
sie wußta wull etc.

Un wenn se schien, do woars halt Tag, und schien se ne, woars finster,
nee, woas mer doas fer Kummer macht, doas macht mer Hirngespinsten,
ich duchte hien, ich duchte har, nee doch die Lesung woar zu schwer!

„Ne weechte woas, Naß Julian, doas ist mer doch en Wunder,
eim früha Murga gieht'se uf, un obends gieht'se unter.

Sie muß wull doch zurücke kumm, ne doas Ding macht mich reene tumm.“

Nee, weeste Justel, mit dir stiechts schlimm, hufst weder Ort noch Shecke,
die dreht halt obends wieder 'im un kimmt des Nachts zurücke
daselbe Weg; doas ies gewiß, man sitt's halt ne, weils finster ies.

Un wenn man warn gesturba fein, do len se ins ei Sörgla,
Do tun se ins eis Grobbla nei ohn uba druf a Vergla.
Do heest's, ma kimmt eis Paradies; ma sitt's halt ne, weils finster ies.

Un wenn ma warn ein Himmel fein, do frog mer die Frau Sunne:
„Wo hufste denn des Nachts gestacht, du stachst wull ei der Tunne?
Des Murgens, wenn du aufgewacht, do hufst du uns recht ausgelacht.“

Beröffentlicht Amst Nr. 723. Volkstümlich; allgemein bekannt, wegen
seiner stark zerfungenen Form aufgenommen.

Die Lebensstufen.

(Text und Melodie mitgeteilt durch Lehrer Wittwer, Berthelsdorf.)

Drum hört ihr Freunde! Wie wird euch dies ge - sal - len? Von eins bis
hundert angeführt, ja an - ge - führt; trotz aller dieser Zeh - ner -
zäh - len, das Menschenleben ex - pe - diert, das Menschen -
leben ex - pe - diert.

Was ist der Mensch nun, ein Meisterstück aus Schöpfungshänden,
Am Körper schwach, an Weisheit blind, an Weisheit blind,
Trotz all denselben Gaben und Talenten
Ist man bis zehn Jahr noch ein Kind.

Und was ist zwanzig? Ist man ein blütenvoller Jüngling,
der alles kennt und wissen will, ja wissen will.
Da kommt die Liebe, die ihn zum Jüngling macht,
Veraubt sein schönstes Lebensglück.

Und was ist dreißig? Ist man ein Mann in voller Kraft,
Und die Vernunft tritt wahrhaft ein, ja wahrhaft ein.
Ist man in nötigen Geschäften,
Kann man sich seines Lebens freun.

Und was ist vierzig? Das ist die schönste Lebensstufe.
Man schaukelt Kinder wohl auf dem Schoß, wohl auf dem Schoß,
Und lebt man glücklich dem Beruf,
So ist beneidenswert das Los.

Und was ist fünfzig? Ist man ein Mann in dem Familienkreise,
Wo man als Vater sich erblickt, ja sich erblickt,
Man steht nun still auf seiner Lebensreise
Und lebt zufrieden und beglückt.

Und was ist sechzig? Da kennt man schon am Angesichte,
Daß sich das Alter auch schon naht, ja auch schon naht.
Man erntet stets noch gute Früchte,
Ja wenn man einst hat Guts getan.

Und was ist siebzig? Lebt man in seiner Enkel Kreise
Und freuet sich nun noch als Greis, ja noch als Greis.
Man wirft empfindungsvolle Blicke
Zurück auf seine Lebensreise.

Und was ist achtzig? Da geht die Weisheit schon zurücke,
Und bittet täglich Gott den Herrn, ja Gott den Herrn,
Um eine sel'ge Abschiedsstunde,
Und dennoch lebt man herzlich gern.

Und was ist neunzig? Da wird man, was man einst gewesen,
gleich einem Kind, den andern nur zum Spott, ja nur zum Spott.
Drum sind die Worte ausgelesen,
Lebt man bis hundert, ist es Gnad von Gott.

Und was ist hundert? Dies Los ist wenigen beschieden.
Drum Menschen strebt nach Tugend zu ruhn, ja Tugend zu ruhn,
Und stets in süßem Frieden
Hinüber ins Elyseum.

Veröffentlicht: Umst Nr. 700, dort als volkstümlich bezeichnet.

E. Kinder- und Spiellieder.

Reiterliedchen.

Aus dem Liebauer Tal, aufgezeichnet durch Aistos Patšowsky.

Malcher wullt a Reiter sein, a hoatte keene Mühe.
Do naahm die Mutter a Ufatoop
Und setzt 'n Malchern uf a Koop.
Reit, Malcher, reit!

Malcher wullt a Reiter sein, a hoatte keene Spörner.
Do naahm de Mutter de Ziegahörner
Und macht se Malchern ao stoatt Spörner.
Reit, Malcher, reit!

Malcher wullt a Reiter sein, a hoatte keene Glinte.
 Do noahm de Mutter de Ufakrücke
 Und bond se Malchern uf a Rüdke.
 Reit, Malcher, reit!

Malcher wullt a Reiter sein, a hoatte keene Stiefeln.
 Do brucht de Mutter die Konna raus
 Und macht dam Malcher Stiefeln draus.
 Reit, Malcher, reit!

Malcher wullt a Reiter sein, a hoatte keenen Sabel.
 Do noahm de Mutter 's Kübelscheit
 Und bond's am Malcher oa de Seit.
 Reit, Malcher, reit!

Malcher wullt a Reiter sein, a hoatte o kee Pfarb.
 Do naohm de Mutter de rute Kuh
 Und setzt a Malcher ubadruf.
 Reit, Malcher, reit!

Veröff. 1897 in den Mitteil. d. Schles. Gesellschaft f. Volkskunde IV. S. 27.



Aus Schles. Volkslieder, Th. Siebs u. M. Schneider.
 Bilder von H. Zimpel, Bergstadtverlag 1924. *)

Zweite Fassung.

Kustos Patzschowsky a. a. D.

Inser Bruder Malcher, darr wullt a Reiter sein,
 Do hoatt a keenen Helm, da kunnt a kenner sein.
 Do noahm die Mutter a Ufatupp
 und setzt 'n Malchern uf a Kupp.
 Reit, Malcher, reit!

*) Dem Bergstadtverlage, Breslau, und Herrn Prof. John Meyer, Freiburg i. B., danken wir für die freundl Erlaubnis zum Abdruck.

Inser Bruder Malcher, darr wullt a Reiter sein,
 Do hott a keene Handschla, do kunnt a kenne sein.
 Do kocht de Mutter en Hirschebrei
 Und stackte Malchers Hände nei.
 Reit, Malcher, reit!

Inser Bruder Malcher, darr wullt a Reiter sein,
 Do hott a keenen Mantel, do kunnt a kenne sein.
 Do noahm de Mutter die Stubatür
 Und hing se Malchern hinga für.
 Reit, Malcher, reit!

Inser Bruder Malcher, darr wullt a Reiter sein,
 Do hott a keene Stiefeln, do kunnt a kenne sein.
 Do brucht de Mutter de Konna raus
 Und machte Malchern Stiefeln draus.
 Reit, Malcher, reit!

Strophe 5 gleich Strophe 2 oben.
 Strophe 6 gleich Strophe 5 oben.
 Strophe 7 gleich Strophe 3 oben.
 Strophe 8 gleich Strophe 6 oben.

Meakafala.

(Aus Berthelsdorf, aufgezeichnet durch Lehrer Wittwer.)

Meakafala doas fleene,
 Doas macht sich uff die Beene,
 Doas sponnt die brauna Giegel aus
 Und kropfelt aus dar Urde raus.
 Meakafala doas fleene,
 Doas macht sich uff die Beene.

Veröffentlichung nicht bekannt.

Doas fleewinzige Weibla.

's woar amol a eenziges fleewinziges Weibla,
 Doas hotte a eenziges fleewinziges Kiela;
 Doas eenzige fleewinzige Kiela
 Gob a eenziges Schippala Milch. —

Doas eenzige fleewinzige Weibla
 Hotte a eenziges fleewinziges Kackla. —

Doas eenzige fleewinzige Kackla
 Lopperte dam eenziga fleewinziga Weibla
 Doas eenzige fleewinzige Schippala Milch.

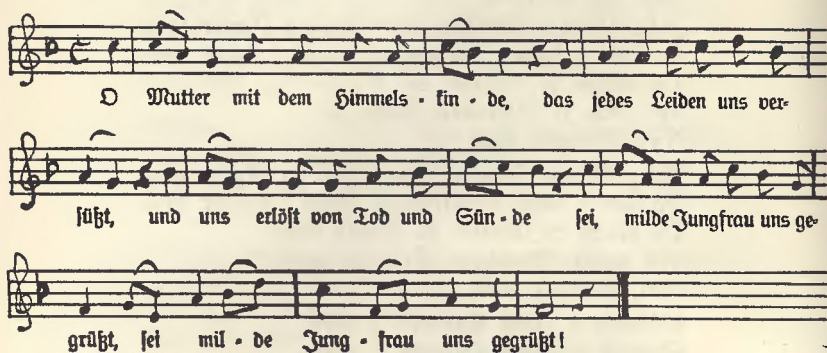
Do noahm doas eenzige fleewinzige Weibla
 A eenziges fleewinziges Rittla
 Un hieb doas eenzige fleewinzige Kackla
 Zum eenziga fleewinziga Türkla naus.

Veröffentlichung nicht bekannt.

F. Religiöse Lieder und volkstümliche Gebete.

Marienlied.

(Mitgeteilt durch Rendant Josef Schöbel, Wittgendorf.)



O Mutter mit dem Himmels - fin - de, das jedes Leiden uns ver-
 süßt, und uns erlöst von Tod und Sün - de sei, milde Jungfrau uns ge-
 grüßt, sei mil - de Jung - frau uns gegrüßt!

Sieh aus dem Himmel deiner Freuden
 auf uns herab mit Mutterblick,
 die wir im Tal der Zähr'n und Leiden
 uns sehnen nach des Himmels Glück!

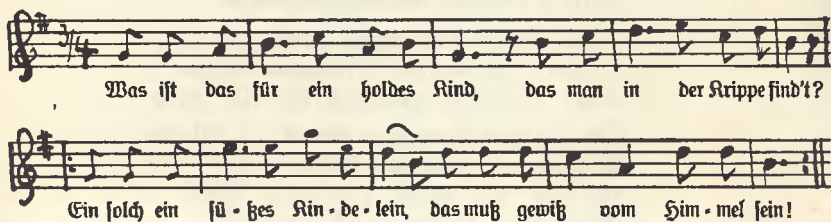
Bitt', daß nach deinem schönen Bilde
 stets heilig unser Wandel sei,
 voll Unschuld, Sanftmut, Demut, Milde,
 in allem Gottes Willen treu!

Dann zeigst freundlich du da oben
 im Vaterland uns deinen Sohn,
 und er, der dich so hoch erhoben,
 reicht nun auch uns den Kranz zum Lohn.

Nach Kantor Rie del, Landesgut: Volkslied. Veröffentlicht. nicht bekannt.

Was ist das für ein holdes Kind.

(Aus Berthelsdorf, mitgeteilt durch Lehrer Wittwer.)



Was ist das für ein holdes Kind, das man in der Krippe find't?
 Ein solch ein sü - ßes Kin - de - lein, das muß gewiß vom Him - mel sein!

Veröffentl. unbekannt.

Weihnachtsjubil.

Aus Berthelsdorf, Text und Melodie aufgezeichnet von Lehrer Wittwer.



Da werd' ihr finden,
Tut doch anzünden
Die Lichtelein!
Die Sternlein glänzen,
Die Englein tanzen,
Ha, ha, ha, hoppfafa
Beim Kind im Stall.

Laufet geschwinde,
Gleich wie die Winde
Nach Bethlehem!
Gloria singet,
Hüpfet und springet!
Gloria, Gloria
Zum Kind im Stall!

Ihr Menschen, laufet,
Leinwand einkaufet,
Bringt sie bereit!
Gänse berupfet
Und Federn zupfet,
Bringt sie bereit,
Damit Freud
Das Kindlein hat.

Ich will mir bauen
Auf grüner Auen
Ein Hüttelein,
Ein Feuer machen,
Das Kind wird lachen,
Schlaf auch ein,
Zartes Kindlein!

Weib, ich dir sage,
Nicht lange frage,
Brings Wieglein her!
Nimm Milch und Eier,
Gries um ein'n Dreier,
Brod' auch hübsch und fein
Fürs Jesulein!

Zum Tischler gehe,
Nicht lange dort stehe,
Hurtig und geschwind,
Eine Wieg' bestelle,
Die mir gefalle,
Hübsch und fein soll sie sein
Fürs Kindelein.

Fein schön bewogen,
Mit hohen Bogen,
Lieblich und schön,
Blaurote Farben,
Das Kind erwarme,
Schlaf auch ein, Jesulein,
Zartes Jesulein!

Eselein, sei stille,
Ochselein, nicht brülle
Daß's Kindlein schläft!
Ihr Vöglein, singet,
Ihr Glöcklein, klinget,
Vogelsang, Lerchenklang,
Kuckuck stimmt ein!

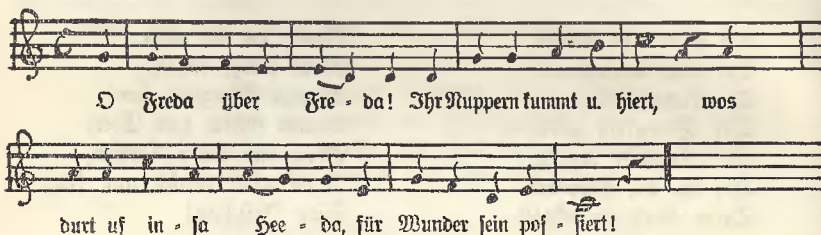
Ihr Musikanten,
 Auch ihr Trabanten,
 Macht euch bereit!
 Nehmet die Pfeifen,
 Den Bass tut streichen;
 Spielt auf, immer drauf,
 Dem Kindlein auf!

Gute Nacht, jetzt schlaf ein,
 Hübsch feines Jesulein,
 Munter und froh!
 Fröhlich einschlafe,
 Munter aufwache!
 Schlaf auch ein, Jesulein,
 Zartes Kindelein!

Veröffentlicht: Hoffmann und Richter, Schles. Volkslieder 1842; Blätter für die Geschichte der Grafschaft Glaz I 233; Amst, Volkslieder der Grafschaft Glaz, Nr. 563, Weihnachtslieder des Wandervogels, S. 23.

O Freba über Freba.

(Melodie aus Johnsdorf, aufgezeichnet durch Lehrer Schön;
 Text handschriftlich von Fröblich, Grüssau.)



Do kom ufs Feld a Engel
 Bei hucha Mitternacht,
 Dar sung a schin Gefängel,
 Doh mir is Herze lacht.

A meente: „Fred euch olle!
 Der Heiland is geburn
 Zu Bethlehem ein Stolle;
 Sieht hie, da ward arn sahn!

A Krippa is sei Bette.
 Ach, looft na Bethlahem!“
 Un wie a asu redte,
 Da flug a wieder heem.

A meent, ich felt ne säuma;
 Ich ließ die Schäfkan stien,
 Und ging wull kwißcher a Zäuna
 Wis zu dam Urte hien.

Ich ging a poar Gewände,
 O je, do kom a Stroal,
 Dar hott au gor kee Ende
 Und weiste mich zum Stoal.

Da Stoal wor a Geniste
 Un hott au goar keen Dart,
 Un wieder doas Gefriste
 Gar herzlich schlecht verwoahrt.

Doas Dach wor grausam dünne,
 Die Holma hunga roh.
 Ich duchte, nee do drinne,
 Is do a Kind geborn?

Ich schlipft mich uf de Seite
 Un guckt a bisla nei,
 Do soag ich die zwee Leutlan
 Un au doas Kind derbei.

Die Mutter kniet dernaba,
 Doas hoar ich au gefahn.
 Die häts au für ihr Lada
 Im wer wes woas ne gegahn.

Un uf der andern Seite,
 Do kniet dar liebe Moan.
 A neigt sich mit sem Haupte
 Un hatt doas Kindla an.

U noahm's olle Augablicke,
Doas woart de ganze Nacht;
U hots bei jedem Stücke
Nö immer oagelacht.

U Köppla wie a Täubla,
Gekräusel wie der Klie,
U ganz fürtrefflich Leibla,
Viel wesser wie darr Schnie.

U Mäula wie a Engel,
Zwee Auglan wie zwee Stern.
Ich ducht bei mem Senn,
Doas Kindla hätt ich gern.

Do kinnt a mitnander renna
Dis zu dam Urte nei;
Do wart ihrs selbst erkenna,
Doaß es die Woahrheet sei.

Veröffentlicht: Amst, Nr. 560, mit acht anderen Melodien und teilweise stark abweichendem Text in acht Doppelpstrophen.

Lied der Hirten am Weihnachtsabend.

(Aus Grüssen, mitgeteilt durch Lehrer Heinrich.)

Kummt, ihr Hertlan, kummt zusomma,
ihr herzlichsta Brüder mein,
seid ihr gleich vu hucha Stonne,
lust euchs nicht entgegen sein!
Murne warn mir früh eitreiba,
keener sol ne hessa bleiba;
do wardt ihr woas Neues hiern,
woas ich jektund war oasfühern.

Ei der Nacht, do war a Laba,
Dof ma's nimma schoffa kunt;
wie ma hörte, — — — — *)
wie's aber bis im a zwölfe koam,
ei der Lust, do wurd a Gstimme,
ma geduchte, 's kām vum Himmel,
doa war a su a schien Wieglaspiel,
doas mirs oa mei Herze fiel.

Mit Verwund'ung doanoch froagte,
woas doas Ding bedeuta sul.

's kom a Moan, a ging noch Brute,
o, do wor ins olla wuhl.

Kummt, ihr Hertlan, freut euch olle,
's is zu Bethlehem eim Stolle
ins dosjenige Kind geburn,
wo wir sust wern olle verlurn.

Wenn mir warn ei a Stoal eitrata,
warn mir dos liebe Kindla sahn,
do warn mir so recht fleißig bata,
niederfolla uf die Knie.

Do warn mir ins herzlich gegen ihn neega,
Upfer uf doas Krippa leega,
do warn mir di Musik stella oan,
's nimmt a jeder, woas a koan.

*) Diese halbe Zeile fehlt.

Kasper, nimm of du di Flöte,
 Malcher, vergiß ni di Trumpete,
 Balzer, häng dir a Dulzion oan
 vurne o doas Knopfloch droan!
 Ee Stück wär mir bal entfolla,
 's is gut, doas ich dro gedenk,
 der Dudelsaak is dessa geblieba,
 's is doas schimmste Instrument.

Hons, gieh of nieber, a leit durt dieba,
 heng dirn uf di derra Rieba (Rippen),
 drück mit der Brummstange uf a Saak,
 doß a brummt a ganze Tag.
 Und do werd dos fleene Engla lacha,
 wenn's sulch treue Leut ward sahn,
 do werd's a spikig Mäulla macha,
 wenn ihm sulch Upfer ward geschahn.
 Do ward's ins loon ei a Himmel nei,
 wu warn viele Freeba sein.

Bisher nur in kurzer Form (26 Zeilen) durch Kustos Patzschowsky veröffentlicht in den Mittheilungen der Schles. Gesellschaft für Volksk. IV. 34

Krippenlied.

(Aus Grüssau, mitgeteilt durch F. Wöds.)

Freut euch, ihr Bürger von Bethlehem,
 Ein Gast wird zu euch kommen, der ist euch angenehm!
 Aber ach, voll Schand, was bild' ihr euch ein?
 Ihr versagt ihm die Herberg, in'n Stall muß er nein!
 Was soll man dem Kindelein verehren zu einer Gab?
 Ein Lämmlein und alles, was ich nur hab.
 Bringet Heu und Stroh und Windelein dazu,
 Auf daß wir das Kindelein können fein decken zu!
 Ei, ei, propei, liebes Kindelein, schlaf ein!
 Im Krippelein, zartes Jesulein, ei, ei, propei!

Bruchstück; Veröffentlichung nicht bekannt.

Schuhengelgebet!

(Aus Grüssau, mitgeteilt durch F. Wöds.)

Zike will ich schloasa giehn,
 Verzah Englan filla mit mer giehn,
 Zwee zu Kuppe, zwee zu Füßla,
 Zwee zur rechta, zwee zur linka,
 Zwee die mich decka, zwee die mich wecka
 Und zwee, die mich fiehrn ei
 a Himmel nei. Amen.

Veröffentlicht mit geringen Abweichungen bei Umft, Nr. 257 mit Mel.

Vollstümliches Gebet.

(Aus Landeshut, mitgeteilt durch Lehrerin M. Buhl.)

Wenn der jüngste Tag wird werden,
fall'n die Sternlein auf die Erden,
beugen sich die Bäumelein mit ihren grünen Zweigelein;
dann kommt der liebe Gott gezogen
auf einem schönen Regenbogen:
„Ihr Toten, ihr Toten, sollt all' aufersteh'n
und vor Gottes Gerichte gehn!“
Wohlan, wohlan, auf diesen Plan
nehm uns Gott in Gnaden an!

Veröffentlichung nicht bekannt.

Abendgebet.

(Aus Grüssau, mitgeteilt durch F. Wöds.)

Jesus, du getreuer Heiland mein,
Jetzt nun geh ich schlafen in mein Schlafkammerlein.
Ich will mich niederlegen auf meine Ruh,
Schließe du die Türe und die Fensterlein zu!
Und wenn ich einschlafe, so wache du bei mir,
Stelle alles Unglück hinter die Tür,
Breite deine Flügelein bei mir aus,
Stelle alle Engelein um unser Haus,
Behüte uns vor Feuer, vor Wassernot,
Vor einem jähen und schnellen Tod!
Vor Krankheit am Leibe und allen Gefahren
Mich und die Meinigen wollst heute bewahren!

Veröffentlichung nicht bekannt.



Verkleinerung eines
Scherenschnittes
von Pilschke.
Verlag von Klotz,
Gittau.

Die Sagen des Kreises Landeshut.

Von Walthar Ueberschär, Landeshut.

Übersicht.

I. Ortsagen.

1. Das Wappen der Stadt Landeshut.
2. Die Fohrelle im Wappen der Stadt Liebau.
3. Das Wappen der Stadt Schömburg.
4. Der Name der Stadt Landeshut.
5. Die Entstehung der Stadt Liebau.
6. Die Entstehung von Schömburg.
7. Die Entstehung der Orte Berthelsdorf und Abendorf.
8. Die Gründung von Moritzfelde.
9. Wie das Tal der Liebe zu seinem Namen kam.
10. Das Marienbild der Grüssauer Klosterkirche.

II. Sagen mit geschichtlichem Hintergrund.

1. Die Ketzer im Heuwagen.
2. Die Hussiten vor Landeshut.
3. Die Hussiten im Grüssauer Kloster.
4. Der schwarze Kluge von Landeshut.
5. Der Räuberhauptmann Kahl.
6. Die Pöhlkapelle bei Görtelsdorf.
7. Wahl des Bauplatzes für das Kloster Grüssau.
8. Der Totenkopf bei Görtelsdorf.
9. Die Templer in Landeshut.
10. Die Pandurengräber bei Wittgendorf.

III. Bergwerks- und Malensagen.

1. Der Wöttcherlehrling am Urlebrunn.
2. Vom Goldloch im Sattelwalde.
3. Vom Goldfeilen.
4. Die Entstehung der Konfordingrube.

IV. Von Schätzen und Schatzgräbern.

1. Der Schatz auf dem Lindenberge.
2. Der Schatz im Rabensteine.
3. Das Goldloch im Rabengebirge.
4. Von den Geldmännchen auf dem Ziegenrücken.
5. Die feurige Goldtonne bei Reichenhennersdorf.
6. Der Schatz im Popprichsfeller.
7. Vom Schatz im abgebrannten Hause.
8. Der seltsame Ritt auf dem Ziegenbock.

V. Zauberei und Prophezeiung.

1. Ein Geistlicher bannt einen Poltergeist aus der Kirche zu Landeshut.
2. Der Jäger Struße wird ins Kiepenloch verbannt.
3. Das Niederblasdorfer Schloß und die Marienmühle.
4. Die Zigeuner gebieten über das Feuer und wissen Brände voraus.
5. Prophezeiung vom Bau der Gnadenkirche.
6. Vom Ruttatasper in Wittgendorf.
7. Der Schwan auf dem Kantorhause in Landeshut.
8. Gebannte Holzdiebe.

VI. Wiedertommende Tote, Zeichen- und Kirchhofspuk.

1. Ein Geistlicher bannt einen Poltergeist. (V, 1)



2. Die Soldaten auf dem Ziegenrücken.
3. Der schwarze Kluge von Landeshut. (II, 4).
4. Die Spieler auf den Endenwiesen bei Michelsdorf.
5. Der Geist auf dem Friedhofe.
6. Der Reiter ohne Kopf.
7. Vom Totenkopf auf dem Ziegenrücken.
8. Vom Räuberhauptmann Hamm.
9. Die Hege in Wittgendorf.

VII. Von weißen Frauen.

1. Die weiße Frau im Hofeschlosse zu Hermsdorf städt.
2. Die weiße Frau auf dem Zinnseifen.

VIII. Hausgeister.

1. Der Pferdefuß in Buchwald.

IX. Wald- und Feldgeister.

1. Die Waldgeister und die weißen Sperlinge.

X. Erd- und Baumgeister.

1. Das Goldbleiblein.
2. Der Birnbaum bei Dürrenwiese.
3. Von der Bank im Sattelwalde.
4. Das graue Männchen am Scholzenberge.

XI. Wassergeister.

1. Der Wassermann in der Mühle zu Hermsdorf städt.

XII. Der Nachtjäger und der Jäger Struße.

1. Der Nachtjäger und seine Hunde.
2. Vom Jäger Struße.
3. Der Jäger Struße schreckt die Kräuterweiber.
4. Vom wilden Jäger im Sattelwald.

XIII. Irrlichter, Feuermänner und Wegepuß.

1. Vom Feuermännel bei Wittgendorf.
2. Der Feuermann.
3. Die Kalbe auf den Weißbacher Bergen.
4. Vom hohlen Stein.

XIV. Berg- und Waldgeister, Riesen und Zwerge.

1. Das Rabensteinchloß.
2. Der Umzug der Zwerge vom Rabenstein nach Udersbach.
3. Der Zwerg aus den Görtelsdorfer Felsen als Freiersmann.

XV. Teufel und Teufelspuß.

1. Die Spielerhöhle bei Kunzendorf.
2. Der Teufelsstein zu Görtelsdorf.

XVI. Wunderbare Strafen.

1. Der Schüttelhoffmann zu Pfaffendorf.
2. Die steinerne Spinnerin.

XVII. Von versunkenen Glocken.

1. Die versunkene Glocke aus dem Glasergrund.
2. Von der Glockenwiese bei Wittgendorf.

XVIII. Pestjagen.

1. Das Marienbild im Sattelwalde.
2. Von den Peststeigen bei Wittgendorf.
3. Das Gelöbniß der Oppauer.

Nachstehende Zusammenstellung von Sagen aus dem Kreise Landeshut enthält im wesentlichen die Ergebnisse zweier Vorarbeiten. Eine überwiegende Anzahl dieser Sagen wurde in den achtziger Jahren durch W. Patschovsky¹⁾, damals Hauptlehrer in Dittersbach bei Liebau, gesammelt und 1893 herausgegeben. Lehrer G. Nagel, Wittgendorf, ergänzte diese wertvolle Arbeit, indem er bis in die Gegenwart die Sagen aus dem Gebiete des Sattelwaldes aufzeichnete und zum Teil im Februar 1928 in dem „Landeshuter Tageblatt“ veröffentlichte. Er erbrachte damit zugleich den Nachweis, daß die Quelle mündlicher Sagenüberlieferung für den Kundigen auch heut noch fließt. — Charakteristisch für unsere Gebirgs- gegend sind 1. die zahlreichen Sagen von Schätzen und Schatzgräbern und 2. der Mangel an Sagen von Baum- und Wassergeistern. Zu ersteren haben vielleicht die Funde von Ragensilber, Schwefelkies und Kristall- drusen Anlaß gegeben. Letzteres erklärt sich daraus, daß in unserer Heimat das Landschaftsbild beherrschende Einzelbäume fehlen und daß stehende Gewässer sehr selten sind. — Die Fülle des vorliegenden Sagenmaterials (etwa 80 bis 90 Sagen) läßt den Schluß zu, daß unser Kreis zu den sagenreichen unserer Heimatprovinz gehört. Die reiche Fülle der schlesischen Sagenwelt spiegelt sich hier in ihren Haupt- arten und -motiven im Kleinen wieder und legt Zeugnis davon ab, daß sich Geisterglaube und Naturbeseelung, Reste altdeutscher, vorchristlicher Volks- religion, auch in unserer Heimat bis in unsere Tage erhalten haben. Lange Zeit war unser Kreis mit seinen weltentrückten Dörfern, mit dem Rauschen seiner dunklen Tannenwälder und den brauenden Nebeln der Herbstnächte der Entwicklung einer heimischen Sagenwelt außerordentlich günstig. Und noch hier und da spinnen die Alten in weltabgeschiedenen Hütten droben am Kolben- und Landeshuter Kamme oder am Sattelwalde, wenn Weg und Steg tief verschneit sind, den alten Faden lebendig weiter. Aber wir dürfen uns keiner Täuschung hingeben. Die Welt der Sage versinkt. Be- sonders dort, wo sich in rasch anwachsenden Orten die Menschen zusammen- ballen, hat „das häßliche Lachen überhand genommen, das Lachen des Über- legenen und des Klugen. Sogar die Kinder lachen es dort heute schon. Und es ist wie eine vergiftende Seuche bis in den hintersten Wald gedrungen . . . Heut schwindet der Glaube, und in den letzten Jahren war es, als sähe man einen durch Windbruch verheerten Wald, der aber nie wieder grün werden könne . . . Darüber täuscht nicht hinweg, daß man uns sagt, der größte Teil des Volkes lebt in den Städten und, daß das Leben in ihnen durch tausend Maschinen bequemer würde. Man nennt die Erfindung jeder neuen Maschine einen Fortschritt. Aber diese Maschinen bekommen Seelen, böse, unheimliche Seelen. Und die Städte lehren den Glauben vom Fort- schritt, vom Wissen und Können des heutigen Menschen. Das ist ein Glaube verschoben von dem, der in den Schneehüfen des Kammes Sturmfrauen sieht, es ist ein Glaube ohne Ehrfurcht und ohne Demut vor Gott und den Göttern. Als unser Volk daran glauben lernte, wurde es flug. Wer flug ist, hat keine Sagen.¹²⁾

1) W. Patschovsky: Die Sagen des Kreises Landeshut. Liebau. 1893.

2) Will-Erich Peuckert: Schlesische Sagen, 1924. (Eugen Diederichs, Jena)

Und so bewahren wir die Sagen unserer Heimat einer nachfolgenden Generation, nicht nur, weil sie Zeugnis ablegen, wie einem naturverbundenen Geschlecht Busch und Baum, Wald und Fels lebendig waren, sondern weil in ihnen der Glaube, das Hoffen und Wünschen, das Fürchten und Zagen einer glaubensfrohen Zeit geborgen ist¹⁾.

Hörst Du der Eiche tiefgeheimen Rauschen?
Hörst Du den Sang aus moosbekränztem Quell?
In heil'ger Scheu laß uns den Lauten lauschen,
Seh Dich zu mir, liebtrauter Weggefell!

Wie der versunk'nen Glocke fernes Läuten,
So wird es Herz und Sinne uns umwehn.
Laß uns der Heimat Zauberklänge deuten,
Laß uns durchs Wunderland der Sage geh'n! —

P. K o s c a t e.



Liebau.



Landeshut.



Schöenberg.

Abb. 32. Die Wappen der drei Städte im Kreiße.

I. Ortsfagen.

1. Das Wappen der Stadt Landeshut.²⁾

Der Stadt Landeshut soll ihr Stadtziegel schon von Volko I., Herzog von Schweidniß, verliehen worden sein. Man vermutet, daß der im Stadtwappen abgebildete größere Turm die von Volko am Fuße des Burgberges erbaute Burg und der kleine Turm das Wachthaus auf der Schanze des Burgberges darstellt; bei dem Wachthause steht „ein Pollack“ mit entblößtem Säbel. In der linken Hand hält der Krieger einen Schild, oder wie andere meinen, einen Hut, um die Ähnlichkeit zwischen der Hut und Wacht anzuzeigen. Dieser in Kampfbereitschaft dargestellte Krieger soll andeuten, daß in Landeshut gewacht werde über die Freiheit der Stadt und der übrigen Schweidniß'schen Lande, und daß die Bewohner diese Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen würden. Man vermutet auch, daß der Soldat den Herzog Volko selbst darstelle, der sich als einen freien Fürsten erhalten hatte und auf keinen Fall sein Land unter die Oberhoheit der böhmischen Könige stellen wollte.

Pat.³⁾

¹⁾ Der Verfasser bittet um Mitteilung weiterer Sagen.

²⁾ Zur Geschichte des Landeshuter Stadtwappens siehe H. Salisch im Landeshuter Tageblatt, 1926 Nr. 110.

³⁾ Pat. = gesammelt von W. Patšhovský. Nag. = gesammelt von G. Nagel.

2. Die Forelle im Wappen der Stadt Liebau.

In Dittersbach bei Liebau und in Königshau befanden sich früher drei hintereinanderliegende große Teiche, von denen einer mit Forellen, einer mit Karpfen und der dritte mit Hechten besetzt war. An einem heißen Sommertage entlud sich über der Gegend ein heftiges Gewitter, und ein großer Wolkenbruch ging hernieder. Bald füllte das Wasser die Teiche und zerriß ihre Dämme. Nun stürzten sich die entseesselnden Wassermassen durch Dittersbach auf Liebau zu, so daß Dittersbach und Liebau ganz überschwemmt waren und das Wasser in den Häusern beider Orte mehrere Fuß hoch stand. Als sich die Flut wieder verlaufen hatte, fand man in der Stube eines am Markte stehenden Hauses auf dem Tische eine Forelle. In diesem Hause wurde eine Gastwirtschaft eingerichtet, welche den Namen „Gasthaus zur Forelle“ erhielt und heute noch besteht. Das Wappen der Stadt Liebau zeigt daher ein Turmgebäude im Wasser stehend, in welchem eine Forelle schwimmt.

Pat.

3. Das Wappen der Stadt Schömburg.

Herzog Heinrich I., der Bärtige, übergab zu Anfang des 13. Jahrhunderts die am oberen Laufe des Ziederbaches gelegene Grenzfestung einem Ritter, namens Schömburg, Schönburg oder auch Schimburg genannt. Er war mit dem Gefolge der heiligen Hedwig nach Schlesien gekommen. Einst erlegte dieser Ritter in der Nähe von Adersbach ein gar seltenes Tier, das sowohl einem Fuchs als auch einem Eichhörnchen ähnlich war. Man nannte dieses unbekannte Tier, weil es der Ritter Schömburg erlegt hatte, das Schömburgstierlein oder Schimburgstierlein. Auch der Ort, in welchem der Ritter wohnte, erhielt von ihm den Namen Schömburg. Als Schömburg zur Stadt erhoben wurde, nahm man dieses Schimburgstierlein oder, wie es kurz genannt wurde, das Schimmeltier, ins Stadtwappen auf. Es ist über Felsen springend dargestellt, weil es der Ritter auf den Felsen erlegt hatte. Das Stadtwappen wird in der am 4. August 1580 von Rudolf II. zu Prag ausgestellten Urkunde beschrieben: „ein Roter oder Rubinfarber schildt, darinne erscheint auf einem Weissen oder Silberfarben schröftichte in der mitten, etwas erhöhtem Steinfelsen ein fürwärts Zum sprung geschickter Schömburg, mit aufgeworffenem schwanz und offenem maul, Immassen solches in diesem Unserm Brief abgemahlet ist.“

Pat.

4. Der Name der Stadt Landeshut.

In frühester Zeit soll auf dem Burgberge ein einfaches Wachthaus gestanden haben, das den hier aufgestellten Wachen Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewährte. In den Jahren 1286 bis 1288 erbaute Volko I. am Fuße des Burgberges da, wo vorher ein einfaches Jagdhaus stand, eine ordentliche Burg oder ein Schloß mit einem Marstall. Daraus entstand in kurzer Zeit ein offener (polnischer) Marktflecken. Im Jahre 1292 wurde er zur Stadt erhoben. Volko ließ die neue Stadt auch befestigen, sie wurde mit einer doppelten Mauer und einem Wallgraben umgeben. Als Volko einst die Befestigungsbauten besichtigt hatte, wollte er vom Burgberge aus

die Heimreise antreten; da traten die Ratsherren an ihn heran und baten um einen Namen für die neue Stadt. Volkó soll sich darauf der Burg zugewendet haben, indem er seinen Hut schwang und ausrief:

„Von dieser meiner Burg und Hut
Heiß diese Stadt die Landeshut.“

Pat.

Anm.: Eine Parallelsage erzählt, daß ein wandernder Handwerksbursche der Stadt ihren Namen gegeben habe.

5. Die Entstehung der Stadt Liebau.

In früher Zeit schon führte durch das schöne Liebauer Thal eine Heerstraße. Auf einsamer Aue stand dort ein Waldkirchlein, genannt „St. Maria im Tale“. In dem Kirchlein befand sich ein wundertätiges Marienbild, zu dem viele Pilger wallfahrteten. Die Kirche stand unter der Obhut eines Einsiedlers, welcher neben ihr wohnte. Auch Volkó I., Herzog von Schweidnitz, wallfahrtete oft zu diesem Gnadenbilde. Raubritter aus den umliegenden Burgen, sowie anderes Raubgesindel plünderten aber oft die Wallfahrer. Ja, einst geschah es, daß eine wilde Räuberhorde in der Kirche selbst einige Pilger beraubte und sie und den ehrwürdigen Eremiten tötete. Als Volkó kurze Zeit darauf wieder vor dem Gnadenbilde betete, sah er, wie aus Mariens Augen Tränen flossen. Er beschloß deshalb, das Bild nicht mehr länger an dieser entweihten Stelle zu lassen und ordnete seine Überführung nach Grüssau an, wo auch bald die Tränen Mariens versiegt. Um aber das Thal von den Räubern zu befreien, errichtete Volkó an der Stelle, wo jetzt das Liebauer Rathaus steht, ums Jahr 1290 einen Turm, den er befestigte. Bald darauf erbaute er auf der schönen Aue eine Stadt, welche er „unserer lieben Frau Aue“ nannte, die aber nur kurz „Lieb Aue“ hieß. Das Gnadenbild aber wurde von Grüssau in die Liebauer Kirche gebracht, in der es sich jetzt noch am Hochaltar befindet.

Pat.

6. Die Entstehung von Schönberg.

Herzog Heinrich I., der Bärtige, soll zu Anfang des 13. Jahrhunderts am oberen Laufe des Ziederbaches eine Burg als Grenzfeste gegen die wiederholten räuberischen Einfälle der Böhmen erbaut haben. Nach Vollendung der Burg übergab er diese der Obhut eines deutschen Ritters, welcher Schönberg genannt wurde. Die Umgebung der ehemaligen Burg ist noch heute deutlich zu sehen. Auf einem Wall erhebt sich da, wo einst die Burg stand, ein sehr altes Haus, auf dessen hohes Alter schon die Bauart und innere Einrichtung schließen lassen. Den Wall umgibt ein Wallgraben, über den eine gemauerte und gezimmerte Brücke führt. Dieses alte Haus, das jetzt noch „der Wall“ oder „die Burg“ genannt wird, soll ein altes Raubschloß gewesen sein, das nach dem Verfall der Burg an ihre Stelle trat. Ein unterirdischer Gang, der noch eine ziemlich weite Strecke begangen werden kann, soll früher bis Trautenau oder Schaklar geführt haben.

Die am Fuße der Burg von Heinrich I. oder von Schönberg erbaute Ortschaft erhielt den Namen Schönberg, Schönenberg oder Schimberg.

Schömberg gehörte früher zum „Trautenauer Weichbilde,“ wurde 1343 durch Kauf vom Kloster Grüssau erworben und 1580 zur Stadt erhoben.
Pat.

7. Die Entstehung der Orte Berthelsdorf und Abendorf.

Im elften Jahrhundert kamen aus Böhmen zwei Brüder, Berthold und Albert Brückner, ins Raben- oder Überschaargebirge, um sich dort eine neue Heimat zu gründen. Diese beiden Brüder verstanden die Kunst der Glasbereitung und beabsichtigten, in dem Gebirge eine Glashütte zu errichten. Für ihr Unternehmen schien ihnen eine im südöstlichen Teile des Rabengebirges gelegene Schlucht besonders geeignet, weil durch sie ein wasserreicher Bach floss. Diese Schlucht, in der die Ansiedler die Glashütte errichteten, hieß von nun an der Glasergrund, und den Bach nannte man das Glaserwasser. Als die Talsohle abgeholzt war, war diese Schlucht großen Überschwemmungen ausgesetzt, sodaß die Glashütte und die Wohnungen der Leute durch sie zerstört wurden. Durch den vielen Schutt, den die Wassermassen immer wieder mit sich führten, wurden die Trümmer der Glashütte und der kleinen Ortschaft samt dem kleinen Kirchlein nach und nach immer mehr verschüttet, bis zuletzt von der Niederlassung nichts mehr zu sehen war. — Als die Glashütte und die Häuser zerstört waren, zogen die beiden Brüder Brückner und die übrigen Bewohner des Glasergrundes am Wasser abwärts, um sich an einem andern nahegelegenen Orte anzusiedeln. Berthold, der ältere von den beiden Brüdern, baute sich mit einigen Leuten da an, wo das Glaserwasser eine große Biegung macht und nannte diesen Ort Bertholdisdorf. Albert legte etwas südlich am Glaserwasser eine neue Siedlung an, welche den Namen Albertsdorf erhielt.
Pat.

8. Die Gründung von Moriskfelde.

1783 war Moriz von Krauß Erbherr auf Schreibendorf. Als durch die Schuld eines Hirtenjungen, der seine Herde nicht ordentlich betreute, ein wertvolles Tier zu Schaden kam, rief der erzürnte Gutsherr dem Gutsvogt zu: „Werft den Lumpen ins Gefängnis!“ Ruhig nahm der Übeltäter die Strafe auf sich; doch kaum war die Thür zum Gefängnis verriegelt, so durchdrang die gellende Stimme des Gefangenen den Gutshof. „Herr, wir müssen dem Jungen helfen, eine Kreuzotter hat ihn gebissen,“ rief der Vogt dem Gutsherrn zu. „Unsinn, laßt ihn!“ erwiderte der in seinem Zorn. Eine Stunde später war der Junge tot. Das Gericht verurteilte den Gutsherrn zum Tode; aber der König begnadigte ihn. Doch die seidene Schnur sollte er tragen, vierzig Wirtschaften erbauen lassen und diese mit Leuten von der Landstrasse besetzen. Neben der 1713 vom Schreibendorfer Gute abgezweigten Kolonie Eventhal, entlang an der Pfaffendorfer Grenze, entstanden zwanzig Häuschen. Etwa drei Morgen Acker oder Wiese wurden jedem beigegeben. Von der Landstrasse und von den Zäunen lud Moriz von Krauß die ein, die ein widriges Geschick hinausgestoßen hatte in Elend, Sünde und Schande. Am Morgen Enterbte, waren sie am Abend im Besitz von Haus, Heim und Scholle, bereit, in ernster Arbeit Schuld und Schmach zu sühnen und Kindern und Enkeln eine bessere Zukunft zu

schaffen. Königliche Gnade erließ dem Gutsherrn den Bau der letzten 20 Häuser.

Mitgeteilt von Lehrer *Becker-Eventhal*.

9. Wie das Tal der Liebe zu seinem Namen kam.

Der Sohn eines Liebauer Bürgermeisters liebte die schöne aber arme Tochter eines braven Handwerksmeisters. Die Eltern der beiden Liebenden wollten dieses Liebesverhältnis durchaus nicht gestatten; aber alles Bitten des jungen Paares war vergeblich. Da beschloß der Jüngling, die Felsen des Rabensteins zu ersteigen und sich von da in den jähren Abgrund zu stürzen. Als der Jüngling sein Vorhaben ausführte, flogen alle auf den Ruinen nistenden Raben herbei und trugen den Hinabstürzenden in den gegenüberliegenden Wald. Als der Jüngling erwachte, befand er sich in einer schönen Talschlucht auf einem grünen Moospolster neben einer klaren Quelle, und neben ihm saß seine schöne Braut. Glücklicherweise gelobten die beiden, sich nicht zu verlassen und sich an diesem heimlichen Orte zu bestimmten Zeiten zu treffen. Nach Jahren gelang es dem ehrwürdigen, auf dem Einsiedelberge wohnenden Eremiten, den Widerstand der Eltern zu brechen und das glückliche Paar für ihr Leben zu vereinen. — Den Platz, wo die Liebenden sich trafen, nennt man noch heut „das Liebesplätzchen“ und die Quelle daneben den „Liebesbrunn“. Der aus der Quelle entstehende Bach heißt die „Liebe“ und das Tal, das er durchfließt, ist „das Tal der Liebe“.

Pat.

10. Das Marienbild der Grüssauer Klosterkirche.

Die Klosterkirche besitzt ein wundervolles Marienbild, welches auf dem Hochaltar angebracht ist. Dieses Bild befand sich früher in Rimini, einer Stadt in Italien. Von da ist es auf wunderbare Weise verschwunden. In der Nähe von Grüssau ist es später von einem frommen Einsiedler im Walde aufgefunden worden. Der baute an dieser Stelle eine Kapelle und hütete das Bild wie einen Schatz.

Pat.

Anm.: Eine andere Sage berichtet, daß das Marienbild in den Hussitenunruhen 1426 (vergl. II, 3) vergraben wurde. Da alle Mönche, die um den versteckten Ort wußten, getötet waren, habe das Marienbild selbst durch ein wunderbares Leuchten seinen Versteck im Walde angezeigt. Zum Andenken an dieses Wunder wird am 18. Dezember alljährlich in Grüssau das „Nichtelfest“ gefeiert.

II. Sagen mit geschichtlichem Hintergrunde.

1. Die Ritter im Heuwagen.

Zur Zeit, als Wolk II. in den Fürstentümern Schweidnitz und Jauer regierte, drangen die Kriegerleute des Königs Johann von Böhmen bis Landeshut vor und setzten sich in den Besitz der Stadt. Diese war mit hohen Mauern und einem Wallgraben umgeben. Die zwei Haupteingänge, das Ober- und das Niedertor, waren durch darüber erbaute Türme geschützt,

und zwischen beiden befanden sich zwei kleine Ausfallspforten. Volko II. wollte im Jahre 1345 die Stadt den Feinden wieder entreißen, aber mit Gewalt schien das Unternehmen unmöglich. Deshalb wandte man folgende List an. Volko ließ auf Leiterwagen große Kästen setzen und diese so mit Heu überdecken, daß sie beladenen Heuwagen täuschend ähnlich sahen. In diese Kästen verbargen sich bewaffnete, tapfere Krieger. Als die Wagen in die Nähe der Stadttore gekommen waren, entflohen die Begleiter, und die böhmische Vornache glaubte, einige Fuder Heu leicht erbeutet zu haben. Sie öffnete die Stadttore und holte die Wagen in die Stadt herein. Unter dem ersten Tor schon sprangen die bewaffneten Krieger Volkos aus ihrem Versteck heraus, töteten die Wachmannschaften und eroberten so die Stadt wieder.

Pat.

2. Die Hussiten vor Landeshut.

Als die Hussiten in Schlesien einfielen, drangen sie auch bis vor die Stadt Landeshut, um sie zu erstürmen und zu plündern. Die Bewohner von Landeshut aber beschloßen einmütig, die Stadt solange als möglich zu verteidigen. Der Feind wandte alle Kräfte an; aber auf den Mauern standen standhaft die Männer, welche fortwährend einen Hagel von Steinen auf die anstürmenden Feinde schleuderten. Knaben, die auf den Leitern standen, reichten den Männern auf den Mauern immer neue Steine zu. Die Hussiten warfen alsdann Feuerbrände in die Stadt, wodurch ein großer Teil in Asche gelegt wurde. Die Stadt wäre sicher ganz abgebrannt, wenn nicht die Frauen, Jungfrauen und Greise mit Aufopferung ihrer ganzen Kraft die Flammen bekämpft hätten, während die Männer nicht von den Mauern wichen. Die Hussiten zerstörten wohl die Burg; aber die Stadt konnten sie nicht erobern.

Pat.

3. Die Hussiten im Grüssauer Kloster.

Die Sage erzählt im Anschluß an vorige, wie die Hussiten das Grüssauer Kloster plünderten und die Mönche, als sie von ihrer Flucht zurückkehrten, grausam ermordeten.

Pat.

4. Der schwarze Kluge von Landeshut.

Am Ende des 17. Jahrhunderts lebte in Landeshut ein Kaufmann mit Namen Kluge, wegen seines dunklen Vartes „der schwarze Kluge“ genannt. Sein Bruder war mit dem Sohne des damaligen Bürgermeisters Kammler befreundet. Beide studierten auf e i n e r Universität, und der junge Kammler hatte sich Kluges Schwester als Braut erwählt. Zwischen den Freunden entstand ein Streit, an dem Kammler die größte Schuld trug. Er forderte seinen Studienfreund zum Zweikampf auf; aber der wollte durchaus nichts davon wissen; als er aber fortwährend von Kammler gereizt wurde, willigte er endlich ein. Der Zweikampf endete damit, daß Kammler von seinem Gegner erstochen wurde. Kluge floh zu seinem Bruder in Landeshut, der ihn eine Nacht beherbergte. Als die Nachricht von dem unglücklichen Ausgang des Zweikampfes bekannt wurde, gab er ihm ein Pferd und eine Summe Geldes, damit er weiter fliehen konnte. Niemand hat je wieder

von ihm gehört. Der Kaufmann Kluge aber wurde am andern Tage vom Bürgermeister zum Verhör geladen. Er aber kam nicht, sondern verschloß und verbarrikadierte sein Haus. Der Stadtvogt Peter Denikler und die ihm zugetheilten Jüngsten sollten nun den Widerspenstigen mit Gewalt herbeiholen, zu welchem Zweck sie am 26. Juni 1699 die Haustür gewaltsam öffneten. Kluge wehrte sich und schoß bei der Gefangennahme auf den Vogt, jedoch ohne ihn zu treffen. Kluge wurde in den Niedertorturm gesperrt. Dort schmachtete er als Gefangener zwölf Monate, und am 1. September 1700 wurde er wegen Widerseßlichkeit auf dem Ringe bei der Staupfäule hingerichtet. Einige Zeit darauf ist der schwarze Kluge, der seinen Kopf unter dem Arme trug, nachts um 12 Uhr in Landeshut auf dem Markt gesehen worden.

Pat.

5. Der Räuberhauptmann Kahl.

Am Anfange des 19. Jahrhunderts machte eine Räuberbande den südlichen Theil des Kreises Landeshut unsicher. Ihr Anführer hieß Kahl, und einer seiner schlimmsten Genossen war ein Mann mit Namen Palm. Beide stammten aus Hermsdorf grüß. Kahl, einst ein tüchtiger Soldat, war durch schlechte Gesellschaft ein verwegener Einbrecher und Räuber geworden. Doch hütete er sich, einen Menschen zu töten; man sagte ihm sogar nach, daß er mildtätig gegen Arme und Bedrängte sei. Einst erzählte ihm ein armer Mann, der den Kahl nicht kannte, daß er wegen einer Schuld von einem reichen Geizhals hart bedrängt werde. Kahl gab dem Armen das erforderliche Geld, und der trug es sofort zu dem reichen Wucherer. In der nächsten Nacht aber brach Kahl bei dem Wucherer ein und stahl nicht nur das ausgeliehene Geld, sondern noch viele Werthsachen. — Als Kahl einmal großen Hunger hatte, ging er zu einem Knaben, der in der Nähe von Ullersdorf die Kühe hütete. Er fragte ihn, ob er sein Vesperbrot noch habe, und als dies der Hirt bejahte, bot er ihm einen Taler dafür. Für diesen Preis verkaufte es der Hirt mit Freuden. — Der gefährliche Räuberhauptmann wurde hart verfolgt. Höhlen des Rabengebirges und Ruinen einer verfallenen Kapelle auf dem Bärberge bei Michelsdorf sollen ihm als Unterschlupf gedient haben. So oft er gefangen genommen wurde, immer wußte er sich wieder zu befreien. Einst kam er nach Schömberg. Hier wurde er erkannt, und man wollte ihn festnehmen. Kahl aber riß sich von seinen Angreifern los und entfloh. Beherzte Leute eilten ihm nach, und ein Mann hielt ihn fest. Kahl befahl dem Manne, er solle ihn gehen lassen; als der Verfolger aber nur noch fester zugriff, zog der Räuber seinen Dolch und stach ihn nieder. So wurde Kahl zum Mörder. Er entkam wieder und verbarg sich darauf in dem Birkenwäldchen bei Tschöpsdorf. In Schmiedeberg ereilte ihn später sein Schicksal. Eine allein wohnende Frau, bei der er Unterkunft gefunden hatte, verriet seinen Aufenthalt. Er wurde überwältigt und gefangen genommen. Seine Genossen, deren man auch habhaft wurde, erhielten schwere Gefängnisstrafen, Kahl aber wurde enthauptet, weil er einen Mord begangen hatte.

Pat.

Räuberhauptmann Kahl soll auch im Sternbusch bei Landeshut in einer Höhle gehaust haben. Diese Höhle soll durch einen unterirdischen

Gang mit dem „Schwarzwälder Hause“ verbunden gewesen sein. Früher in dem Hause wohnende Leute erzählten, daß es dort zu ihrer Zeit in der Nacht noch „spukte“.

Ann.: Wittgendorfer Sagen erzählen, daß der Räuber Kahl im Sattelwald gewohnt habe. Dort ist er oft einsamen Wanderern begegnet, als er längst begraben war. Die Leute sollen deshalb seine Leiche verbrannt und die Aschenreste in einer Flasche vergraben haben. Die Stelle wird noch heut gezeigt.

Nag.

6. Die Pohlkapelle bei Görtelsdorf.

Im Jahre 1632 drangen zügellose Kriegerhorden auch bis nach Grüssau und verübten dort die schrecklichsten Greuelthaten. Zu dieser Zeit lebte im Palmenvorwerk zu Görtelsdorf ein frommer, beschränkter Mann mit Namen Pohl, der durch Fleiß und Sparsamkeit ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Die Soldaten hatten auch sein Vorwerk ausgeplündert, und nur ein einziges Schaf war übrig geblieben. Das hätte Pohl gerne für sich behalten; aber auch dieses letzte Stück Vieh wurde von den schwedischen Soldaten weggetrieben. Pohl ging den Soldaten nach und bat um die Rückgabe des Schafes; aber die Schweden hatten kein Erbarmen. Mit unglaublicher Roheit fielen sie über den mehrlosen Greis her und erschlugen ihn mit den Flintenkolben. An der Stelle, wo die Schweden diese Bluttat vollbrachten, ist eine Kapelle erbaut worden, welche den Namen Pohlkapelle führt.

Pat.

Ann.: An diese sagenhafte Begebenheit erinnert ein in Wittgendorf leider nur in Bruchstücken erhaltenes Volkslied: „Her von Böhmen kam das Übel, mit dem Übel kam die Not. —“

7. Wahl des Bauplatzes für das Kloster Grüssau.

Volko I., Herzog von Schweidnitz, jagte, wenn er die Burg Landeshut besuchte, auch gern in den nahen Forsten von Grüssow und rastete alsdann bei einem von Bäumen beschatteten Brunnen. Als er sich hier einmal in Gedanken mit dem Bau eines Klosters beschäftigte, schlummerte er ein. Im Traum vernahm er eine Stimme, die ihm gebot: „Wirf Deinen Fingerling fort und erbaue dort, wo Du ihn findest, ein Kloster!“ Nachdem Volko erwacht war, warf er den Ring von sich, und an der Stelle, wo er gefunden wurde, steht nun der Hochaltar der Grüssauer Klosterkirche. In der Nähe des Hochaltars befindet sich der Fürstenbrunnen.

Pat.

8. Der Totenkopf bei Görtelsdorf/Trautliebersdorf.

Das Heide- und Palmenvorwerk in Görtelsdorf und das Trautliebersdorfer Vorwerk waren ehemals Raubschlösser. Besonders zeigte sich einer der Ritter, welcher einst das Trautliebersdorfer Vorwerk besaß, als ein grausamer und äußerst barbarischer Mann. Er begnügte sich nicht allein damit, die Reisenden zu überfallen und diese zu berauben, wie das die Besitzer der Görtelsdorfer Vorwerke taten, sondern er tötete auch oft die Überfallenen. Ja, bisweilen war dies dem entarteten

Menschen noch nicht einmal genug, sondern er schändete sogar die Toten. Hatte der Ritter nämlich einen Reisenden ermordet, so schlug er manchmal noch der Leiche den Kopf ab, spießte denselben auf eine Stange und ließ diese dann mit dem Kopfe auf einem Berge aufstellen. Eine solche Stange mit einem Totenkopfe stand noch auf einem Berge unweit des Trautliebersdorfer Vorwerkes zu der Zeit, als das Kloster Grüssau begründet wurde. In dieser Zeit hatten die Grüssauer Klosterbrüder das Vorwerk an einen böhmischen Adligen verpachtet, welcher nebenbei Raubritterei trieb, wovon die Mönche allerdings nichts erfahren durften. Der Schäfer dieses adligen Herrn mußte, sobald es die Witterung gestattete, auf dem erwähnten Berge die Schafe hüten und die Stange mit dem Totenkopf jedesmal nach der Richtung neigen, aus welcher Kaufleute oder Fuhrwerke mit Frachten kamen. Als dann zog der Raubritter mit bewaffneten Knechten in der ihm angezeigten Richtung und überfiel und beraubte die Reisenden. Als der Grüssauer Abt einmal von solch einem Überfalle gehört hatte, warnte er den Räuber eindringlich. Allein dieser achtete nur wenig der Warnungen. Einst kam ein Brautpaar mit dem Brautfuder aus Böhmen auf der Straße gefahren. Auch dieses überfiel der Raubritter und befahl dann einem Knechte, die Brautleute samt dem Fuhrwerk nach seinem Vorwerk zu transportieren, während er selbst mit den übrigen Knechten voran ritt. Der Knecht aber wollte die Habe des Brautpaares retten und gedachte mit dem letzteren und dem Brautfuder zu entfliehen. Als der Knecht mit der Beute noch immer nicht ankam, wurde der Wegelagerer mißtrauisch. Er jagte mit den andern Knechten den Flüchtigen nach und, als diese in seiner Gewalt waren, tötete er sie alle; das Brautfuder aber führte er als Beute heim. Jetzt war seines Weibens im Vorwerke freilich nicht mehr; deshalb zog er schnell nach Böhmen zurück. Der Berg, auf welchem die Stange mit dem Totenkopf gestanden hatte, heißt noch heute „der Totenkopf“.

Pat.

9. Die Templer in Landeshut.

Ums Jahr 1280 soll auf dem Plage, auf welchem später das Landeshuter Brau- und Malzhaus errichtet wurde, schon ein Kloster gestanden haben, welches Heinrich der Bärtige den Tempelherren zum Wohnsitze anwies. Als der Orden im 14. Jahrhundert aufgehoben wurde, ordnete Bolko I. an, daß neue Templer sich in Landeshut nicht mehr niederlassen durften. Nach dem Ableben der vier letzten Landeshuter Tempelherren sollte ihr Vermögen zum Bau einer Kirche verwendet werden. Drei der Ritter starben bald darauf, und der vierte fand bald ein gewaltsames Ende. An der Chaussee zwischen Landeshut und Grüssau steht rechter Hand ein steinernes Sühnekreuz. (Abb. S. 347). Hier sollen die Landeshuter den letzten Templerritter erschlagen haben, um in den Besitz seines großen Vermögens zu gelangen.

Pat.

10. Die Pandurengräber bei Wittgendorf.

In einem Kriege hat hier eine Schlacht stattgefunden, in welcher viele Panduren gefallen sind. Hinter dem Scholzenberge liegt am Forstberge nach dem Sattel ein „Birkenpüschel“; dort sind die Pandurengräber. Ein Stück

weiter hinaus liegt die Pandurenwiese und der Lagerplatz, die ebenfalls ihre Namen aus jenem Kriege behalten haben.¹⁾

Nag.

III. Bergwerks- und Walensagen.

1. Der Böttcherlehrling am Urlebrunn.²⁾

Ein Böttcherlehrling schnitt im Rabental in der Nähe des Urlebrunnns Reifen. Da hörte er über sich ein starkes Rauschen. Als er in die Höhe sah, gewahrte er, wie in der Luft sieben Männer, mit langen grauen Mänteln bekleidet, daher geflogen kamen. Sie senkten sich herab und ließen sich beim Urlebrunn nieder. Der Lehrling war über diese Erscheinung nicht wenig erschrocken und versteckte sich aus Furcht im Gebüsch. Von hier aus sah er, wie die Männer im Rabental Steinchen zusammen lasen und sie dann zum Urlebrunn trugen, um sie zu waschen. Einer der Männer kam beim Suchen in die Nähe des Strauches und entdeckte den Lehrling. Der Bursche, der am ganzen Leibe zitterte, wurde aus seinem Versteck hervorgeholt; aber die Männer taten ihm nichts zu Leide. Sie fragten ihn nur, ob er mit ihnen nach Welschland reisen wolle. Als der Lehrling diese Frage verneinte, gaben sie ihm einige von den grauen Steinchen. Darauf verschwanden sie so, wie sie gekommen waren. Als sich der geängstigte Bursche von seinem Schreck erholte, gedachte er, die wertlosen Steinchen weg zu werfen. Er behielt sie aber schließlich doch und nahm sie mit nach Hause. Hier stellte sich heraus, daß die Steine unter der unansehnlichen grauen Hülle pures Gold enthielten.

Pat.

2. Vom Goldloch im Sattelwalde.

Vor alten Zeiten kamen Goldgräber aus Italien, um in dem Sattelwalde nach Gold zu graben. Sie gruben hoch oben im Sattelwalde einen tiefen Schacht, den man noch heute „das Goldloch“ nennt.

Nag.

3. Vom Goldseifen.

An den Abhängen des Ziegenrückens und der Forstberge, die Wassergräben aufnehmend, fließt durch die Hartmannsdorfer Fluren der „Goldseifen“. In ihm sollen in früheren Zeiten Goldwäscher Goldkörner aus dem Flußsande gewaschen haben.

Nag.

4. Die Entstehung der Konfordiagrube.

Auf dem Ziegenrücken bei Hartmannsdorf findet man noch die Mauerreste der ehemaligen Konfordiagrube, die die besten Steinkohlen der Um-

¹⁾ W. Patzschowsky und G. Nagel haben mit Recht an der ihnen übermittelten Form der Sagen nichts geändert.

²⁾ Diese Walensage hält die Erinnerung an venezianische Goldsucher fest, die im 16. und 17. Jahrhundert das gesamte Riesengebirge nach Erzlagern durchforstet haben sollen. Es entstanden Walenbücher, die den Weg zu den verborgenen Schätzen im Riesengebirge zu weisen versprochen. In der Breslauer Stadtbibliothek befindet sich ein solches, von Antonius Wale aus Florenz um 1420 verfaßt.

gehend lieferte und bis 1890 im Betrieb war. Über die Entdeckung ihrer Kohlenschätze wird erzählt, Hirten, die ihr Vieh hüteten, hätten dort ein Feuer angezündet. Das Feuer brannte aber, anstatt allmählich zu erlöschen, immer fort und griff noch weiter um sich. Da fanden sie, daß es von einer darunter liegenden Kohlschicht genährt wurde. Nag.

IV. Von Schätzen und Schatzgräbern.*)

1. Der Schatz auf dem Lindenberg.

In Liebau lebte einst ein Mann, der von einer unersättlichen Gier nach Reichtum erfüllt war. An einem Churfreitage wäre sein Verlangen nach Geld beinahe erfüllt worden. Ein graues Männlein kam des Nachts um elf zu ihm, klopfte an das Fenster, zeigte auf das Kruzifix und sagte: „Komm heraus, geh mit mir, aber vergiß den Besten nicht!“ Der Mann ging hinaus und das Graumännchen führte ihn auf den Lindenberg, wo schon seit den frühesten Zeiten ein Kreuz stand. An dieser Stelle befanden sich verbannte Geister und ein großer Schatz. Als sie zu dem Kreuze kamen, war es verschwunden, und sie erblickten an seiner Stelle einen mit Gold gefüllten Kasten. Hinter diesem aber stand ein Postament, das in der Mitte eine Erhöhung hatte, und zu beiden Seiten der Erhöhung brannte je eine Kerze. Das Graumännchen sprach zu dem Manne: „Wenn Du jetzt zwischen die beiden Kerzen den Besten (den Heiland) stellst, so gehört das ganze Geld Dir, und die hier verbannten Seelen werden erlöst.“ Das Graumännchen verschwand, und der Mann erkannte jetzt, daß er das Kruzifix zu Hause vergessen hatte, auf welches das Graumännchen durch das Fenster gezeigt hatte. Er war höchst erzürnt, daß er sich des Geldes nicht bemächtigen konnte; denn nur zehn Minuten dauerte die Erscheinung. Dann erfüllte die Luft ein schreckliches Geheul, ein Gewimmer und Geschrei. Wütend über seine Unachtsamkeit und ganz betäubt von dem graufigen Lärm eilte der Mann in seine Wohnung zurück. Pat.

2. Der Schatz im Rabensteine.

Die Felsen des Rabensteines sind die Reste eines verwunschenen Schlosses. Jährlich einmal, und zwar am Palmsonntag, öffnet sich zu einer gewissen Stunde das verborgene Thor des Schlosses, und dann kann man in das Innere, wo noch viel Geld umher liegt, eindringen. Eine Frau hatte davon Kenntnis erlangt. Deshalb ging sie am Palmsonntag zur bestimmten Stunde mit ihrem kleinen Kinde nach dem Rabenstein. Dieser öffnete sich, und die Frau trat mit dem Kinde ein. Hier erblickte sie hellglänzendes Gold, welches in großer Menge zerstreut umherlag. Einer der Raben, die auf dem Schlosse nisteten, rief ihr zu: „Raff, raff, aber vergiß das Beste nicht!“ Erfreut, den Schatz und damit ihr Glück gefunden zu haben, setzte die

*) Viele der vorliegenden Sagen unter IV, VI, X, XV, XVI tragen stark moralisierende Züge. Wanderlagen und einheimische Erzählungen eigneten sich wegen ihres Gehaltes gut zur Veranschaulichung von Sittenlehren, und so sind die vorhandenen Motive von mittelalterlichen Predigern gesammelt und als Exempel und Predigtmärlein verwendet worden.

Frau ihr Kind auf die Erde und raffte Gold in ihre Schürze, während der Rabe zum zweiten Male mit heiserer Stimme rief: „Raff, raff, aber vergiß das Beste nicht!“ Als der Rabe aber zum dritten Male rief, war das das Zeichen zum Verlassen des Raumes; denn bald darauf schloß sich der Berg. Die Frau raffte in ihrer Eile geschwind noch so viel und so lange sie konnte, von dem Gold auf und eilte dann hinaus, während sich gleich hinter ihr das Tor schloß. Jetzt erst dachte sie an ihr Kind, welches in dem Berge eingeschlossen war. Sie hatte das Beste doch vergessen! — Nun hatte die Frau an dem Golde freilich keine Freude mehr; sie bereute ihre Geldgier und verteilte das Gold unter die Armen. Nach einem kummervoll verlebten Jahre harrete sie am nächsten Palmsonntage wieder am Rabenstein. Als er sich öffnete, ergriff sie schnell ihr Kind, ohne des vielen Goldes zu achten. Und während noch der Rabe zum ersten Male rief: „Raff, raff, aber das Beste vergiß nicht!“, eilte sie mit Freudentränen zurück in ihr ärmliches Kämmerlein.

Pat.

3. Das Goldloch im Rabengebirge.

Ein Waldarbeiter schlief zur Mittagsstunde im Walde in der Nähe von Blasdorf (bei Schöenberg) neben einer Quelle ein. In Folge eines Geräusches erwachte er und sah, wie ein goldener Däse aus dem Tale herauf kam. Der Däse ging zuerst zur Quelle und löschte dort seinen Durst, dann stieg er noch ein Stück den Berg hinauf und verschwand in der Erde. Dieses Erlebnis erzählte der Arbeiter umherziehenden Musikern. Diese begannen, an der Stelle, wo der Däse verschwunden war, ein tiefes Loch in die Erde zu graben. Als der Besitzer dieses Waldes davon erfuhr, ging er hinaus, um die Schatzgräber zu verjagen. Die waren indessen schon wieder weiter gewandert. Das Loch aber, was sie gegraben haben, heißt noch heut das Goldloch.

Pat.

Ann.: Ein goldener Däse ist auch am Kirchberg gegenüber der Ruine Konradsburg bei Konradswaldau gesehen worden.

4. Von den Geldmännchen auf dem Ziegenrücken.

Es ging einmal eine Frau über den Ziegenrücken nach Hartau grüß-, um Butter zu verkaufen. Als sie auf dem Ziegenrücken am Walde vorbeiging, erschienen ihr plötzlich vier kleine Geldmännchen, welche immerfort riefen: „Nach rechts, nach rechts!“ Wie nun die Frau nach rechts geht, ertönt ein gewaltiger Donnerschlag, und auf einmal liegt ein großer Haufen Geld vor ihr. Nun hätte sie sich von dem Gelde nehmen können, so viel sie wollte; aber sie war so erschrocken, fürchtete sich und lief davon. Seitdem hat man die Geldmännchen nicht mehr gesehen.

Nag.

5. Die feurige Goldtonne bei Reichhennersdorf.

In früheren Zeiten sah man des Nachts bisweilen eine feurige Tonne über den Westabhang der Reichhennersdorfer Berge nach dem Bober zu gerollt kommen. Diese Tonne war mit Gold gefüllt und verschwand, sobald sie das Wasser des Flusses berührte. Als die Tonne wieder einmal angerollt

kam, ging gerade ein Mann vorüber. Der hörte folgende Worte: „Hole dir die Zonne; das Geld gehört dann dir!“ aber er sah niemand. Der Mann zögerte, die Zonne aufzuhalten; denn es beschlich ihn eine große Furcht. Unterdessen war die Zonne im Wasser des Bobers verschwunden. Als er weiter ging, rief ihm eine Stimme nach: „Warum hast du gezögert? Willst du das Geld haben, so mußt du nach tausend Jahren an demselben Tage und zur selben Stunde wieder an diesen Ort kommen!“ Pat.

6. Der Schatz im Poprichkeller auf dem Burgberge bei Buchwald.

Auf der Südseite des Burgberges bei Buchwald (im Volksmunde „der Poprich“ genannt) befindet sich eine in den Felsen gehauene viereckige Vertiefung „der Poprichkeller“. Hier liegt ein Schatz begraben, den ein Pudel bewacht, welcher nur zur Mittagsstunde zu sehen ist. Die Öffnung des Kellers ist durch eine schwere eiserne Tür verschlossen, die sich an gewissen Tagen des Jahres und zu einer bestimmten Stunde von selbst öffnet, eine Stunde lang offen bleibt und sich dann von selbst wieder schließt. Ehemals besaß auch ein Bauer aus Buchwald den Schlüssel zu diesem Keller. Er nahm ihn einst mit auf die Schneekoppe und warf ihn, um ihn los zu werden, in den kleinen Koppenteich. Als der Bauer wieder nach Hause kam, fand er zu seinem größten Erstaunen den Schlüssel wieder auf der alten Stelle vor. Später haben an einem Karfreitage mehrere Leute mit Hilfe des Schlüssels und einer Wünschelrute versucht, den Keller zu öffnen, allein ihr Bemühen war vergeblich. Pat.

Eine Parallelsage erzählt, daß Schatzgräber an einem fargsförmigen Stein in der Nähe des Poprichkellers vergeblich nach Gold suchten.

7. Vom Schatz im abgebrannten Hause.

In einem abgebrannten Hause in Wittgendorf findet man noch viel Gold und Silber. Dort soll ein Räuberhauptmann gehaust haben. Dieser hat viele Decken und Bilder aus dem Kloster Grüssau gestohlen. Ein Mann hat einmal diesem Räuber durch die Fenster zugehört. Da hat er gesehen, wie er das Gold und Silber gezählt und unter der Diele vergraben hat. Der Mann hat sogleich Leute herbeigerufen, und sie haben den Räuber gefangen und getötet. Als sie die Diele aufhoben und nachgruben, haben sie viel Gold und Silber gefunden. Nag.

8. Der seltsame Ritt auf dem Ziegenbock.

Ein sehr reicher, aber ebenso geiziger Bauer aus Hermsdorf städt. ging zur mitternächtigen Stunde mit einer großen Schwinde voll Geld auf sein am Waldsaume gelegenes Feld. Dort grub er in die Erde eine Vertiefung, legte die Schwinde mit dem Gelde hinein, scharfte die Grube zu und ebnete den Erdboden. Als er damit fertig war, sprach er halbblau vor sich hin: „Wer auf einem ganz schwarzen Ziegenbock dreimal über das vergrabene Geld reitet, dem soll es gehören.“ Alsdann ging der Bauer nach Hause. Diesen Vorgang hatte ein armer Jäger, der verborgen unter den Bäumen des Waldsaumes stand, mit angesehen. Auch die Worte, die der Bauer

sprach, hatte er gehört. Es waren einige Jahre vergangen, und der Jäger dachte nicht mehr an das, was er in jener Nacht gesehen und gehört hatte. Als er aber mit seiner zahlreichen Familie wieder einmal recht sehr mit Nahrungsforgen zu kämpfen hatte, erinnerte er sich an den vergrabenen Schatz und beschloß, ihn zu heben. Nachdem der Jäger nach langem vergeblichen Suchen einen ganz schwarzen Ziegenbock gekauft hatte, führte er ihn auf das Feld, in welchem das Geld verborgen lag. Er setzte sich darauf, um dreimal über die bewusste Stelle zu reiten. Zweimal ging dieser sonderbare Ritt ganz gut vonstatten, obgleich der Bock mit seiner ungewohnten Last die tollsten Sprünge machte. Aber beim dritten Male gab es einen gewaltigen Knall. Dabei wurde der Ziegenbock in drei Stücke zerrissen und sein Reitersmann in weitem Bogen fortgeschleudert. Als der erschrockene Jäger wieder zur Besinnung kam, stand er auf, grub das Geld aus und ging vergnügt nach Hause. Jetzt war ihm und den Seinen geholfen.

Pat.

V. Zauberei und Prophezeiung.

1. Ein Geistlicher bannt einen Poltergeist aus der Kirche zu Landeshut.

Diese Sage erzählt, daß ein Geistlicher der Gnadenkirche einst den Geist eines Seifensieders auf eine sumpfige Wiese „im Brande“ gebannt habe, weil er in seinem Grabe in der Gnadenkirche keine Ruhe finden konnte und in mitternächtiger Stunde im Gotteshause rumorte und Lichter anzündete.

Wegen Raumangel nur inhaltlich angegeben. Nachzulesen bei Prof. R. Kühnau, „Sagen aus Schlesien“, Band IV, Verlag Eichenblatt, Berlin-Friedenau 1924. Handschriftlich von Lehrer Krause in Schwerta, Kreis Lauban.

2. Der Jäger Strucke*) wird ins Kiepenloch verbannt.

Strucke wurde auf dem Kirchhofe in Altreichenau begraben, aber er fand keine Ruhe und ist immer wiedergekommen. Er war ein trefflicher Teufelschütze, der einst die geweihte Hostie beim Abendmahl nicht gegessen, sondern in seinem Wamse mitgenommen und dann im Walde nach ihr geschossen haben soll. Die Leute baten den Pfarrer, den „Joadhoans“ für alle Zeiten zu bannen. Dieser zog mit dem Glöckner auf den Kirchhof und befahl ihm, auf den Turm zu steigen und die Glocken zu läuten. Der Joadhoans kletterte aber von außen am Turme empor. Als er bis an das überragende Dach kam, klangen schon die Glocken, und da stürzte der Joadhoans herab. Er wurde in eine Zonne versiegelt auf einen Wagen geladen und von vier Pferden ins „Kiepenloch“ gefahren. An der Nordseite des Kirchturmes sieht man noch die Risse im Putze. Ja sogar Hufeisenförmige Stellen sind gesehen worden. Der Strucke hatte drei Hufeisen; hätte er vier gehabt, so wäre es nicht möglich gewesen, ihn zu bannen.

Nag.

*) Der Name Strucke ist in einer der Reichenauer Glocken eingegraben. — Über die Persönlichkeit des Strucke vergleiche XII, 2 und 3.

3. Das Nieder-Blasdorfer Schloß und die Marien-Mühle.

In Nieder-Blasdorf stehen noch heut die Ruinen eines verfallenen Schlosses, das einst auch einmal die Kaiserin Maria Theresia von Osterreich beherbergt haben soll. Von dem Keller dieses Schlosses führte einst ein unterirdischer Gang bis auf den Scholzenberg. Zu dem Schlosse gehörten auch die jetzt noch zum Teil vorhandenen Wirtschaftsgebäude, die kurzweg „der Hof“ genannt werden. In der Nähe des Hofes steht eine Mühle, welche den Namen Marien-Mühle führt. In den Nieder-Blasdorfer Hof kamen einst Zigeuner, die, als sie um eine Gabe baten, barsch abgewiesen werden. Darauf gingen sie in die Marien-Mühle, in welcher man sie reichlich beschenkte. Einer der Zigeuner prophezeite dem Müller, daß den Hof öfter Feuersbrünste zerstören werden. Die Marien-Mühle aber werde ein Feuer niemals vernichten. Pat.

4. Die Zigeuner gebieten über das Feuer und wissen Brände voraus.

Im Jahre 1790 zog eine Zigeunerbande in Liebau ein. Eine Familie dieser Bande hat den neben der katholischen Kirche wohnenden Bäckermeister um ein Nachtquartier. Diese Bitte wurde von dem biederem Meister auch gewährt, indem er den Leuten eine Bodenkammer als Nachtquartier annahm. Der Meister begab sich zur Ruhe und schlief fest. Seine Frau aber konnte, von Unruhe erfüllt, nicht einschlafen. Nichts Gutes ahnend, stand sie in der Nacht auf und stieg die Treppe hinauf. Die Frau erschrak nicht wenig, als sie bemerkte, daß die Zigeuner auf der Diele der Kammer ein mächtiges Feuer angezündet hatten, über welchem sie ihre Speisen kochten. Die Meisterin eilte die Treppe hinunter und berichtete das ihrem Manne. Der stieg alsbald hinauf in die Kammer und gebot seinen unheimlichen Gästen, das Feuer zu löschen. Da trat einer der Zigeuner, ein alter weißbärtiger Mann, an den Meister heran und sprach: „Seid unbesorgt, biedrer Meister, dieses Euer Haus wird nie abbrennen, obgleich diese Stadt zweimal fast ganz durch Feuersbrünste wird zerstört werden, und obgleich die Flammen auch Euer Haus umzingeln werden.“ Es geschah, wie es der Zigeuner vorausgesagt hatte. Zweimal ist Liebau fast ganz abgebrannt, und auch in der Nähe dieses Hauses wütheten die Flammen, aber stets ist dasselbe verschont geblieben. Pat.

5. Prophezeiung vom Bau der Gnadenkirche.

Eine Sage erzählt, daß ein Zigeuner, der auf dem Vorwerk vor den Thoren der Stadt Landeshut übernachtete, bereits im Anfang des 17. Jahrhunderts den Bau eines Heiligtums auf diesem Vorwerk geweissagt habe. (Gnadenkirche erbaut 1709.) Pat.

6. Vom Nutta-Kasper in Wittgendorf.

Das Oberbauerngut in Wittgendorf war früher eine Burg. Sie war stark befestigt und mit einem Wall von Dornengestrüpp umgeben. — Im Oberbauerngut wohnte früher ein alter Besenbinder, der viel von Zauberei verstand, der Nutta-Kasper. Er ist oft in seiner Stube beob-

achtet worden, wie er am Tische saß über einem Buch mit Totenköpfen. Er hat immer Zaubersprüche vor sich her gesagt, eine Zauberrute in der Hand. Sobald aber jemand zu ihm kam, hörte er auf mit dem Zaubern und versteckte sein Zauberbuch. Er wußte, daß beim Scholzensgut ein Schatz vergraben liegt und beschloß, ihn mit mancherlei Beschwörungsformeln zu heben. Es war auch soweit alles gut gegangen, ein zwei Meter tiefes Loch gegraben und der Schatz in einem Sacke geborgen. Als er aber zum Scholzen kam, hatte der die Thür verschlossen und, weil nun gesprochen werden mußte, war der Zauber gestört. Man hörte bloß ein teuflisches Lachen, und der leere Sack hing wieder in der Stube.

Nag.

7. Der Schwan auf dem Kantorhaus zu Landeshut.

Am 20. Mai 1503 kam ein Schwan zu dem Teiche, der im Hofe des Krauseschen Vorwerks vor den Mauern der Stadt Landeshut lag. Die Knechte kannten diesen Vogel nicht; deshalb weckten sie den noch schlafenden Besitzer und teilten ihm das sonderbare Ereignis mit. Der Besitzer Krause, ein Urenkel des oben genannten Krause, befahl, daß der Schaffer den Vogel immerfort beobachten solle. Der Schwan schwamm auf dem Teiche, lief dann im Hofe umher und ging sogar in die Geschirrkammer, wo er hingestreutes Futter annahm; alsdann wollte er wieder zum Tore hinaus, aber der Schaffer schloß geschwind das Tor. Krause aber öffnete es wieder, um zu sehen, was der Schwan tun werde. Er ging nicht fort, sondern lief wieder zum Wasser; er blieb noch bis zum 18. Oktober desselben Jahres da. Zum Andenken ließ Krause einen Schwan von Eisen statt der Wetterfahne auf dem Schaffstalle anbringen, und diese Begebenheit wurde später als von Vorbedeutung für den Kirchenbau gedeutet.

Pat.

8. Gebannte Holzdiebe.

Ein Landeshuter Schuljunge erzählt: In früheren Zeiten hatten viele Leute geheime Kräfte. Zu denen gehörte auch meine Urgroßmutter: Eine Zeit lang war ihr immer Holz weggekommen. Um die Diebe ausfindig zu machen, machte sie am Abend bei dem betreffenden Holzstoß geheime Zeichen und sprach einen Spruch dazu. Am nächsten Morgen sah sie die Diebe bei gefülltem Korbe stehen. Sie konnten nicht vom Fleck. Erst als sie den Korb geleert hatten, war der Bann gebrochen, und sie konnten wieder gehen. Von diesem Tage an haben sie meiner Urgroßmutter nichts mehr gestohlen.

Mitgeteilt von Rektor W. Ueberschär.

VI. Wiederkommende Tote, Leichen- und Kirchhofsspuh.

1. Ein Geistlicher bannt einen Poltergeist in der Kirche zu Landeshut.

(Siehe unter V, 1.)

2. Die Soldaten auf dem Ziegenrücken.

Auf dem Ziegenrücken bei Forst soll in den früheren Kriegszeiten auch eine Schlacht geschlagen worden sein. Man will das Gewimmer der Ver-

wundeten zu manchen Zeiten hören und alsdann auch sehen, wie des Nachts ganze Züge verrittener Soldaten, die keinen Kopf haben, unter lautem Hurrageschrei am Berge im Galopp dahinsausen. *Pat. u. Nag.*

3. Der schwarze Kluge von Landeshut.

(Siehe unter II, 4.)

4. Die Spieler auf den Endenwiesen bei Michelsdorf.

Ein Mann aus Groß-Nupa wollte nach Michelsdorf gehen. Es war schon dunkel, als er die Höhe des Kolbenkammes erreichte, und dann brach schnell die Nacht herein. Der Mann konnte den richtigen Weg nicht finden und irrte lange Zeit im Walde umher, bis er endlich zur Mitternachtsstunde auf den Endenwiesen anlangte. Hier erspähte er ein Licht, auf das er zuschritt, weil er meinte, dort sei ein Haus. Der Mann hatte sich getäuscht; denn das Licht befand sich im Freien auf einer Stelle, wo drei Männer begraben liegen, die zu Lebzeiten nie viel Gutes getan haben sondern dem Trunk und dem Kartenspiel ergeben waren. Als der Mann näher kam, sah er einen Tisch, auf dem ein Licht stand, und an dem Tische saßen drei Männer, die eifrig Karten spielten. Der Wanderer erschrak heftig und wollte sich unbemerkt entfernen; aber die Spieler befahlen ihm, ein dargereichtes Bündel mit nach Michelsdorf zu nehmen in ein dortiges Bauerngut. Der Mann nahm das Bündel an sich, bekam aber jetzt große Angst. Deshalb ging er nicht nach Michelsdorf sondern wieder zurück nach Böhmen, woselbst er das Vorgefallene erzählte. Er erhielt den Rat, das Bündel in der nächsten Nacht wieder zurück zu tragen und es in die Umzäunung zu werfen, sich selbst aber nicht auf den umzäunten Platz zu begeben, weil er sonst sterben müsse. Der Mann tat, wie ihm geraten war und rettete so sein Leben. *Pat.*

5. Der Geist auf dem Friedhofe.

Ein Liebauer Böttchermeister ging einst ganz betrunken nach Hause, konnte aber seine Wohnung nicht finden. Endlich kam er ans Kirchhofstor. Weil es ihm nicht aufgetan wurde, fing er an zu toben, zu fluchen und gräßliche Verwünschungen auszustößen. Plötzlich öffnete sich das Thor, und eine grauenhafte Gestalt führte den Trunknen in eine Ecke des Friedhofes, in welcher ein Licht aus einem offenen Grabe hervorleuchtete. Der Geist ließ den Böttchermeister in das Grab schauen, in welchem er drei von seinen verstorbenen Bekannten erblickte. Dieser Anblick muß für ihn sehr schreckerregend gewesen sein; denn er entsagte fortan der Leidenschaft des Trunkes. *Pat.*

6. Der Reiter ohne Kopf.

In früheren Zeiten hat auf dem Ziegenrücken bei Hartmannsdorf ein Kreuz mit dem Christusbild gestanden. Dorthin kam, als es Krieg war, ein Soldat geritten, der sprach: „Was steht du hier?“ und hieb dem Christusbilde den Kopf ab. In demselben Augenblicke kam eine Kugel geflogen und riß dem Soldaten den Kopf ab. Seit dieser Zeit reitet

der Soldat in der Nacht von 12 bis 1 Uhr ohne Kopf auf einem schwarzen Pferde auf dem Ziegenrücken umher. Nag.

Anm.: Der Reiter ohne Kopf wurde auch im Gillergrunde bei Schwarzwaldau gesehen.

7. Vom Totenkopf auf dem Ziegenrücken.

Es waren einmal zwei Mädchen auf den Ziegenrücken bei Hartmannsdorf gegangen, um Veeren zu suchen, und als sie ihre Augen aufhoben, sahen sie vor sich eine Gestalt, und es wurde ihnen ein Totenkopf vor die Füße geworfen. Da war die Gestalt plötzlich verschwunden, und sie wußten nicht, wer es gewesen war. Nag.

8. Vom Räuberhauptmann Thamm.

Früher hauste in Wittgendorf eine Räuberbande. Diese zog nach Grüssau und plünderte dort das Kloster. Unter ihnen war ein Mann mit Namen Thamm. Der stahl dem Marienbilde das Kleid, welches 200 Taler gekostet hatte. Ein paar Jahre danach wurden etliche von der Räuberbande hingerichtet. Unter diesen war auch Thamm. Jeden Abend nun, wenn die Frau von der Arbeit heimkam, saß der Mann wieder an der Wiege und wiegte das Kind. Da er im Grabe keine Ruhe fand, verbrannte man seine Leiche, füllte die Asche in eine Tonne und vergrub sie im Sattelwalde. Nag.

9. Die Here in Wittgendorf.

In Wittgendorf hat es einmal eine Here gegeben, die dann auf dem Kirchhofe begraben worden war. Sie hat aber ihr böses Treiben weiter geführt, sodaß die Leute keine Ruhe ließen, bis die Here wieder ausgegraben wurde. Sie wurde dann draußen auf dem Viebich (Viehweg) begraben. Nag.

Anm.: Geister, die auf dem Friedhof ihr Wesen treiben, werden in Konradswaldau des öfteren gesehen.

VII. Von weißen Frauen.

1. Die weiße Frau im Hofeschloß zu Hermsdorf städt.

Vor einigen hundert Jahren stand in Hermsdorf städt. ein altes Hofeschloß; und da, wo jetzt der Fürstentretscham in Michelsdorf steht, befand sich ein Herrenschloß. Beide Schösser waren durch einen unterirdischen Gang verbunden. Im Hofeschlosse zeigte sich zu jener Zeit bisweilen „die weiße Frau“, die aber den Leuten nichts zu Leide tat, und vor der sich auch niemand aus dem Schlosse fürchtete. Besonders wurde sie zur Nachtzeit im Gefindehause und Kuhstalle gesehen. Eine arme Witwe aus dem Dorfe, welche auf dem Hofeschlosse ihre Milch holte, hatte sich einmal in einer mondhellen Nacht, weil ihre Uhr stehen geblieben war, gar sehr in der Zeit geirrt. Sie kam kurz vor 11 Uhr auf das Schloß, weil sie glaubte, daß es schon früh 4 Uhr sei. Sie wunderte sich, daß

die Thür des Gefindehauses noch verschlossen war, und sie weckte die Milchausgeberin. Diese kam schlaftrunken heraus und klärte die Frau über ihren Irrtum auf. Weil aber die Witfrau ziemlich weit vom Schlosse entfernt wohnte, bot sie ihr an, in der Gefindestube über Nacht zu bleiben. Die Witwe legte sich auf eine gepolsterte Bank nieder, konnte aber nicht mehr einschlafen. In der 12. Stunde kam die weiße Frau in diese Stube. Sie holte ein Butterfaß und alles, was zur Butterbereitung erforderlich ist, herbei und fing an zu buttern. Dann räumte sie alles wieder ganz ordentlich auf und verschwand. Die Witwe hatte dies alles gesehen, sich aber mit keinem Gliede gerührt. Der Angstschweiß brach ihr aus, wenn der Geist nahe an ihr vorbeiging, und die Nacht ist ihr gar lang geworden. Am andern Morgen erzählte die Witfrau den Hofeleuten alles, was sie gesehen hatte, und sprach die Befürchtung aus, daß ihr die weiße Frau, weil sie dieselbe beobachtet habe, einen Schaden zufügen werde. Die Milchausgeberin aber sagte ihr, daß sie sich nicht zu fürchten brauche, weil die weiße Frau niemandem ein Leid zufüge. Darauf ging die geängstigte Frau beruhigt nach Hause. Pat.

2. Die weiße Frau auf dem Zinnseifen.

Auf dem Zinnseifen, einem Berg zwischen Alt- und Neuweißbach, ließ sich ehemals bisweilen die weiße Frau sehen. Sie erschien einem Holzhauer, welcher auf diesem Berge Holz fällte. Eben sagte er in den Stamm eines Baumes. Als er empor blickte, um zu sehen, ob der Baum bald fallen werde, stand auf einmal die weiße Frau vor ihm. Sie wurde immer größer und größer, und zuletzt war sie so lang wie der Baum selber. Erschrocken warf der Holzhauer das Handwerkszeug weg und eilte davon. Aber er kam nur langsam vorwärts; denn die Glieder waren ihm wie gelähmt. Endlich erreichte er das Wirtshaus. Hier erholte und stärkte er sich und erzählte dann sein Abenteuer. Zu seinem Troste versicherten ihm seine Zuhörer, daß ihnen auch schon die weiße Frau erschienen wäre, daß sie aber noch nie einem Menschen Schaden zugefügt habe. Pat.

Anm.: Auch an den Kohlteichen bei Görtelsdorf erschien früher des Nachts die weiße Frau.

VIII. Hausgeister.

1. Der Pferdefuß in Buchwald.

In Buchwald stand in früheren Zeiten ein Ritterschloß, dessen Besitzer so geizig war, daß er sogar mehrere Pferde verhungern ließ. Das Schloß war längst vom Erdboden verschwunden, da erbaute man auf der Stelle, auf welcher einst der Pferdestall des ehemaligen Rittergutes gestanden hatte, eine Bauernwirtschaft. Auf dem obersten Balken in der Scheuer dieser Wirtschaft lag seit uralter Zeit ein Pferdefuß, von dem man nicht wußte, wie er dahin gekommen war. Dieser Pferdefuß ist alle Nächte um zwölf Uhr mit großem Gepolter umgegangen. Als der Pferdefuß einmal von einem Knechte, der von den Vorgängen keine Ahnung hatte, fortgeschafft und in den Döber geworfen worden war, wurde

alles Vieh im Stalle um zwölf Uhr des Nachts wie toll. Es riß sich von den Ketten, schlug um sich, brüllte fortwährend und beruhigte sich erst, als der Knecht auf Befehl seines Dienstherrn den Pferdefuß aus dem Vober herausgeholt und ihn wieder auf den Balken gelegt hatte. *Pat.*

IX. Wald- und Feldgeister.

1. Die Waldgeister und die weißen Sperlinge.

Wenn nach einem Gewitter die Nebel in den Waldgründen sich zeigen, so sagen die Bewohner von Schömberg und den umliegenden Dörfern: „De Puschweiblan ziehn heem.“ Diesen Waldgeistern muß aber durch irgend einen Umstand der Aufenthalt auf diesen Bergen verleidet worden sein, denn eines Tages zogen sie samt und sonders von hier fort. Sie wollten aber der hiesigen Gegend ein Andenken hinterlassen. Nach langer Beratung beschloßen sie, allen hier vorhandenen Sperlingen eine weiße Farbe zu geben. Seit ihrem Fortgange sieht man in Schömberg und in der Umgegend bisweilen weiße Sperlinge. *Pat.*

X. Erd- und Baumgeister.

1. Das Goldlaiblein.

Auf dem Ochsenkopf bei Rohnau hüteten einst zwei Knaben und ein Mädchen die Kühe. Während das Mädchen ein Märchen erzählte und die Knaben aufmerksam zuhörten, gestellte sich zu ihnen ein graues Männlein, das an jedes Kind ein Laiblein Brot verteilte und dann wieder verschwand. Die beiden Knaben sprachen: „Trocknes Brot mögen wir nicht essen; das Brot ist uns auch zu hart. Wenn doch das Männchen wenigstens Butter und Wurst mitgebracht hätte!“ Sie führten nun allerlei Spottreden auf das Männlein und warfen das Brot solange umher, bis es verschwunden war. Sie gaben sich auch keine Mühe, es wieder zu finden. Das Mädchen aber dachte bei sich: „Es ist Unrecht, die gute Gottesgabe so umher zu werfen. Kann ich auch das Brot nicht essen, so werde ich es wenigstens den Hühnern mitnehmen.“ Sie nahm also das Brot mit nach Hause. Als sie es hier mit einem Messer zerschnitt, fand sie in dem Laiblein einen Klumpen Gold, der mit hineingebacken war. Als dies die Knaben sahen, eilten sie schnell hinaus auf den Berg, um die weggeworfenen Brote zu suchen. Allein ihre Mühe war vergebens; denn das graue Männlein hatte die Brote längst wieder geholt. *Pat.*

2. Der Birnbaum bei Dürrenwiese.

In früherer Zeit stand bei der zu Kindelsdorf gehörigen Kolonie Dürrenwiese ein riesiger Birnbaum, bei welchem ein Geist sein Wesen trieb. Manchmal wurde dem hier vorübergehenden Wanderer die Mühe vom Kopfe geschlagen, oder er wurde eine längere Zeit bei diesem Baume fest gehalten. Fühlte der Gebannte sich wieder frei, dann brauste ein gewaltiger Wind durch die Luft. Bisweilen sprang auch von dem Baume ein schwarzer Pudel, der die Vorübergehenden zur Umkehr nötigte. *Pat.*

3. Von der Bank im Sattelwalde.

Im Sattelwalde stand früher eine Bank. Da kam ein Mann, der müde war und sich auf die Bank setzte. Als er wieder gehen wollte, konnte er nicht mehr los, und es warf mit Steinen. Erst am Morgen konnte er wieder los.

Nag.

4. Das graue Männchen am Scholzenberge.

Vor langer, langer Zeit lebte in Oberblasdorf ein Handelsmann, der öfter in Geschäften nach Altweißbach gehen mußte. Er liebte gar sehr die Bequemlichkeit, und stets dachte er bei sich: „Wenn ich nicht muß, rühr' ich weder Arm noch Fuß!“ An einem schönen Sommerabende kehrte er von einem Geschäftsgange zurück, und als er in die Nähe des Scholzenberges kam, sah er auf einmal eine Lade mit einem Licht vor sich, und neben der Lade stand ein kleines graues Männlein. Es bat den großen starken Mann flehentlich: „Hilf mir doch die Lade, die mit Geld gefüllt ist, auf die Seite rücken; ich will dich auch belohnen!“ Der Handelsmann mochte sich allein nicht so anstrengen; denn er war zu bequem. Deshalb ging er nach Blasdorf, um sich dort andere Leute zu Hilfe zu holen. Als er aber mit ihnen zu der Stelle kam, wo die Lade vorher gestanden hatte, war sie samt dem grauen Männlein verschwunden.

Pat.

XI. Wassergeister.

1. Der Wassermann in der Mühle zu Hermsdorf städt.

Vor vielen hundert Jahren stand in Hermsdorf städt. eine alte Mühle, die von den schon hochbetagten Müllersleuten, dem alten Mühlknechte und einer ebenso alten Magd bewohnt wurde. Außer diesen Personen litt es niemanden über Nacht in der Mühle, denn jeder Fremde wurde des Abends von dem Wassermanne, der in dem Hause umging, gezwungen, dieselbe zu verlassen. Deshalb beherbergten die Müllersleute keine fremden Nachtgäste, obwohl schon viele Wanderer bei ihnen ein Quartier für die Nacht begehrt hatten. Eines Tages kam auch ein Handwerksbursche, der um ein Nachtlager bat. Er wurde aber mit dem Bemerken abgewiesen, daß es fremde Leute in der Mühle nicht leide. Der Handwerksbursche erklärte, er fürchte sich nicht und wiederholte seine Bitte. Endlich gaben die Müllersleute nach und nahmen ihn auf. Der Handwerksbursche aber war sehr gespannt zu erfahren, was sich ereignen werde und konnte vor Aufregung nicht schlafen. Deshalb setzte er sich an einen Tisch, auf dem ein brennendes Licht stand. In der Mitternachtsstunde kam ein Männchen zur verschlossenen Thür herein und setzte sich zu dem Nachtgast an den Tisch. Beherzt fragte der Bursche das Männchen nach seinem Begehr. Es antwortete: „Wir wollen Karten spielen“. Als der Handwerksbursche aufstand, um die auf dem Fensterbrett liegenden Karten herbeizuholen, sah er, daß das Männchen der Wassermann war. Aber er blieb mutig und begann das Kartenspiel. Durch diese Kühnheit war die Kraft des Wassermannes gebrochen. Er verschwand schnell und hat sich nicht mehr in der Mühle sehen lassen. Von dieser Zeit an hat es jeden Fremden auch nachts in der Mühle gelitten.

Pat.

XII. Der Nachtläger und der Jäger Struhke.*)

1. Der Nachtläger und seine Hunde.

Der Nachtläger hält sich in den Forsten bei Hermsdorf städt. und Pfaffendorf auf. Er erscheint meist mit einer Menge kleiner Hunde, zwanzig bis fünfzig an der Zahl, die alle im Walde jagen und dabei die Laute „piffpaff piffpaff“ von sich geben. Wenn man nach diesen Hunden, die bisweilen keinen Kopf haben, wirft, so sind sie plötzlich verschwunden. Einem Manne, der einstmals zur Nachtzeit durch den Hermsdorfer Wald ging, begegnete der Nachtläger mit zwanzig kleinen Hunden. Es gelang ihm, zwei davon zu fangen. Er steckte sie in seine Tasche, denn er gedachte, sie einem Freunde, der ein Jagdliebhaber war, zu schenken. Als er bei seinem Freunde angekommen war, wollte er das Geschenk überreichen. Aber wie erstaunte der Mann, als er in der Tasche nur zwei Stückchen Moos vorfand. Er ging am andern Morgen zur selben Zeit wieder in den Wald und nahm auch die beiden Moosstückchen mit. Als ihm der Nachtläger mit seiner Meute wieder begegnete, legte er die Moosstückchen auf die Erde. Kaum berührten sie den Waldboden, so verwandelten sie sich wieder in zwei kleine Hunde, die dem Nachtläger nachliefen. Pat.

2. Vom Jäger Struhke.

Im Sattelwalde soll ein Schwarzkünstler gelebt haben, er hatte Pferdefüße und hieß Karl Struhke. Er liegt im Kiepenloch begraben, ist aber wieder auferstanden und ein paar Frauen, welche im Walde Bäumchen pflanzten, begegnet. Auf einem schwarzen Rosse kam er wie ein Windstoß angeritten, hatte lange Stiefeln an und einen großen Hut auf dem Kopfe. Er fragte die Frauen, was für ein Bezirk das wäre. Sie konnten ihm aber vor Schreck nicht antworten, und er ritt weiter. Siehe auch Sage V, 2. Nag.

3. Der Jäger Struhke schreckt die Kräuterweiber.

Im Kiepenloch, einer gewaltig großen muldenförmigen Schlucht, wo ein Graben, die Kiepe, entspringt, soll der „Joadhoans“, wie er genannt wird, gehannt worden sein. Man zeigte noch vor Jahren den viereckigen umzäunten Platz, der aber jetzt von Brombeerranken und Farnkräutern überwuchert ist. Die Kräuterweiber und Beerenfucher „hoats durte schund ufte derschreckt!“ Wenn sie ihre Körbe oder Kannen füllten, so ertönte oft ein gelles Lachen, und es traf sie ein von unsichtbarer Hand geschleudertes Stein. Eines Tages ging ein Mädchen aus Altreichenau dorthin, um Gras zu schneiden. Weil sie aber auch am späten Abend noch nicht heimkehrte, schickten sie Boten nach ihr aus, und die fanden sie ohnmächtig am Bannfled liegen. Zu Hause kam sie wieder zu sich und erzählte, daß aus dem hohen Grase plötzlich eine wilde Gestalt aufgestiegen und bald darauf wieder verschwunden sei, sie aber wäre ohnmächtig vor Schreck zusammengebrochen. Nag.

*) Die Sagen vom Nachtläger und vom Jäger Struhke, als einer örtlichen Übergangsform, gehen zurück auf den vorchristlichen Wotan kult. Wotan ist Windgott und Seelenführer in einer Gestalt.

4. Vom wilden Jäger im Sattelwald.

Im Sattelwalde ist oftmals des Nachts der wilde Jäger gesehen worden, wie er mit einer großen Meute Hunde, die laut bellten und heulten, mit Gepolter dahergefahen kam. Einmal war ein Jäger mit seiner Schwester im Sattelwalde, da war er auf einmal rings umher von lauter Hunden umgeben, die ihn anbellten. Da rannte der Jäger vor Angst davon und ließ seine Schwester allein sitzen. Nachher ist er das Mädchen suchen gegangen und hat sie auch gefunden, und da war sie noch ganz weiß vor Angst.

Nag.

XIII. Irrlichter, Feuermänner und Wegespuk.

1. Vom Feuermännel.

Herr Lehrer Nagel-Wittgendorf erzählt: Wo bei den Kochschen Wiesen das Waldwasser hereinkommt, sieht man sumpfige Wiesenstellen, und nicht weit davon geht der Mittelsteig entlang. Vor dem Kriege sahen wir da spät abends ein Licht hin und herwandeln, und als wir einst bei Dunkelwerden vom Sattel herab ins freie Feld kamen, schien es uns, als ob jemand mit der Laterne uns entgegenkäme. Doch bald war die Laterne verschwunden, erschien aber wieder drüben jenseits des Waldwassers am Wege. Nachdem ich das Licht mehrere Abende beobachtet hatte, meinte ich, der Sucher müsse doch endlich gefunden haben, was ihm verloren gegangen sei, übrigens wäre auch am Tage besser suchen. Am nächsten Tage kam Mutter Pestinger, die bei uns immer hilfreich zur Hand ging, und die fragte ich, wer denn dort drüben in der Nacht mit der Laterne fortwährend etwas zu suchen habe. Die machte eine ernste, geheimnisvolle Miene und sagte: „Jes is wieder do, doas Feuermännel, man hoats schund lange ni mee gesehn. Nu, nu, is kummt immer su im de Foste rim. Jo do hie ies 's öfter schun gewasen. Beim Augustin kimmts immer nunder und ies an schund ins Durf neiganga. Do ies 's aus a weechen Wiesenpotsche, wu is ei da unterirdischen Höhle wohnt, mit a Leuta ei der Nacht a Stückla mitganga und hoat a heemgeleucht, aber reda durfte man niech mit'm, od blusig an gun Obend wünsch, und do verschwoands. Ust ies 's schund mit ei de Stube neigeganga, oder hoat sich uffs Fensterbraatla geseht und ei de Stube neigeleucht, und wenn man „Zoahls Gott“ soate, do gings.“

Nag.

2. Der Feuermann.

Früher waren in Wittgendorf und Gaablau Kohlengruben, wo Bergleute aus dem Österreichischen arbeiteten, die nach jeder Schicht über die Grenze nach Hause gingen. In den Zwergstuben in den Görtelsdorfer Felsen machten sie immer Rast und verzehrten ihr Abendbrot. Da sahen sie eines Nachts kaum 20 Schritte von ihnen entfernt den Feuermann stehen, und der rührte sich nicht vom Flecke. Einer von den Männern faßte aber Mut und ging mit der Axt auf den Feuermann zu, schlug ihn nieder, und da war seine Axt in einen alten Baum gefahren. Sie hatten sich ihn dann bei Tage genau angesehen, es war eine alte Eiche ohne Rinde.

Nag.

3. Die Kalbe auf den Weißbacher Bergen.

Auf den Weißbacher Bergen hält sich eine Kalbe auf, die öfter den Bewohnern der umliegenden Ortschaften erscheint. Sie ist ein Warnungszeichen, wenn jemand die Absicht hat, etwas Unrechtes zu begehen.

An einem Sonntage gingen einige junge Burschen von Weißbach nach Johnsdorf. Als sie des Abends den Heimweg antraten, beschloßen sie, die Kirschbäume eines armen Stellenbesizers zu plündern; denn es war in der Zeit, wo die Kirschen reifen. Als sie an einem Wegrande in der Dunkelheit hinaus gingen und bald den Kirschbäumen nahe waren, sahen sie plötzlich vor sich die schwarze Kalbe liegen, welche die Zunge ganz weit heraus brachte. Durch diesen häßlichen Anblick wurden die Burschen so eindringlich gewarnt, daß sie von ihrem Vorhaben abließen und mit Scham über ihre unedle Absicht nach Hause gingen, ohne den geplanten Diebstahl zu begehen. Kam einer von ihnen wieder in die Versuchung, etwas Unrechtes zu thun, so dachte er an die Kalbe und blieb dadurch vor vielen Fehltritten bewahrt.

Pat.

4. Vom hohlen Stein.

Wenn man von Wittgendorf hinter dem Böhmerberge vorbei nach Neureichenau geht, kommt man an einen zerrissenen Felsen, den hohlen Stein. Das Feld, auf dem er steht, gehörte einem geizigen Bauern, der den Grenzstein mehrfach versetzte, und als er gestorben war, keine Ruße finden konnte. Nun waren schon in früheren Zeiten die Wittgendorfer Musikanten wegen ihrer Kunst berühmt und machten immer in den Nachbardörfern Musik. Einmal kam des Nachts ein solcher Musikant vom Musikmachen aus dem Schankhause in Neureichenau nach Hause und blies ein Stücklein auf der Posaune. Als er an diese Stelle kam, sah er hoch oben eine Gestalt schweben mit einem großen Stein in den Händen, die rief immerfort: „Wo soll ich ihn hinsetzen, wo soll ich ihn hinsetzen?“ Da rief der Musikant ärgerlich: „Meinetwegen, wohin du willst!“ Da ließ die Gestalt den Stein fallen und dort liegt er heute noch.

Nag.

XIV. Berg- und Waldgeister, Riesen und Zwerge.

1. Das Rabensteinßchloß.

Die hochaufragenden Felsen des Rabensteins sind die Reste eines verwunschenen Schlosses. Hier hauste einst ein Riese, der eine Jungfrau aus einem anderen Felsenßchloße entführt hatte. Beide wurden von zwei Rittern und einer Anzahl von Zwergen behütet und beschützt. Auf den Felsenzinnen der Burg horsteten große schwarze Vögel, die bisweilen Menschen und Tiere raubten und sie auf den Felsespitzen des Schlosses verzehrten. Der Bruder der geraubten Jungfrau war ein Ritter. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, seine Schwester aus der Gewalt des Riesen zu befreien. Wohl bewaffnet und mit geheimer Zauberkraft versehen, durchforschte er den Wald, wobei er heiße Kämpfe mit wilden Tieren zu bestehen hatte. Einst kam er in die Nähe des Rabengebirges und traf dort einen der Wächter des Riesen. Als dieser den fremden Ritter



Abb. 33. Der Rabenstein. (Zuszeichnung von A. Nagler, Hirschberg.)

nach seinem Begehren fragte, erzählte er, daß er gekommen sei, seine entführte Schwester zu befreien. Der Wächter des Riesen begann sogleich mit dem Ritter zu kämpfen. Er wurde aber nach heißem Kampfe überwunden und getötet. Bald darauf begegnete der Ritter mehreren Zwergen, die ebenfalls dem Eindringling den Weg versperren wollten. Durch seine Zauberkraft verwandelte sie der Ritter in Steine, die noch heute in der Nähe von Görtelsdorf zu sehen sind und Zwergsteine heißen. Nun drang der Ritter bis in die Nähe des Rabensteines vor, von wo er den Riesen auf einem Felsen sitzen sah. Er forderte von ihm die Herausgabe seiner geraubten Schwester. Als sie der Riese verweigerte, entspann sich ein heftiger Kampf, in dem der Riese nach langem Ringen unterlag. Der Ritter drang jetzt in das Felsenschloß ein, wurde hier aber von neun Raben, acht kleinen und einem großen, angefallen. Den großen und gefährlichsten verwandelte er in einen Stein und setzte ihn auf die Zinne des Rabensteinenschlosses. Als er die übrigen getötet hatte, kehrte er mit der befreiten Schwester auf seine Burg zurück. Das Rabensteinenschloß aber blieb fortan unbewohnt und ging immer mehr dem Verfall entgegen; nur der versteinerte Rabe ist noch heut deutlich zu sehen. *Pat.*

2. Der Umzug der Zwerge vom Rabenstein nach Abersbach.

Nachdem die Menschen, die den Rabenstein zuvor bewohnten, ihn längst verlassen hatten, richteten sich die Zwerge in den düsteren und schon arg verfallenen Räumen ein. Sie fühlten sich sehr wohl darin und unterhielten mit den Bewohnern von Dittersbach einen freundschaftlichen Verkehr. Besonders rege und herzlich verkehrten sie mit dem Besitzer des Dittersbacher Grenzgutes und dessen Familie. Dahin kam auch jeden

Abend eine niedliche Zwergin, um mit der Tochter des Grenzbauern zu plaudern. Sie war mit einem purpurroten Röckchen, einem gelben Nieder und einem recht bunten Tüchel bekleidet. Saß die Bauerstochter am Webstuhl, so bat die Zwergin, sie möge ihr eine Geschichte erzählen. Begann das Mädchen mit der Erzählung, so kletterte die Zwergin behend am Webstuhl empor, setzte sich neben die Erzählerin und hörte ganz aufmerksam zu.

Eines Abends erschien aber statt der Zwergin ein Zwerg. Er theilte dem Bauern mit, daß die Zwerge fortziehen müßten; und er fragte den Grenzbauern, ob er sie fortzuschaffen wolle. Der erstaunte Bauer bejahte die Frage und erkundigte sich dann nach dem Grunde ihres plötzlichen Entschlusses. Da erzählte der Zwerg, daß sie es hier nicht mehr aushalten könnten, weil jetzt in Liebau Glocken geläutet werden.

Am nächsten Morgen hielt der Grenzbauer mit seinem Leiterwagen, auf dem sich zwei leere Tonnen befanden, am Fuße des Rabensteins. Nun kam die Zwergin und eine unzählige Schar von Zwerge vom Rabenstein herunter, und ein jeder von ihnen war bepackt mit seinem Bettchen und seinen sonstigen Sachen. Erst warf jeder Zwerg einen „Zwanziger“ in eine der Tonnen und kletterte dann auf den Wagen, auf dem bald kein Platz mehr vorhanden war. Deshalb mußten sich die letzten auf die Wagenleitern setzen oder sich an dieselben hängen. Zum letzten Male begrüßten die Zwerge die Morgensonne im Liebauer Thal, und dann ging es fort. Ein Zwerg mußte dem Bauern den Weg zeigen. Nach beschwerlicher Fahrt war das Reiseziel erreicht, und nun erkannte der erstaunte Bauer, daß er sich vor den Abersbacher Felsen befand. Als die Zwerge mit ihrer Habe in den Felsenklüften, die ihre neue Heimat wurden, verschwunden waren, kehrte der Bauer vergnügt nach Hause zurück. Das Geld, das in den Tonnen war, hatte er sich als Fuhrlohn behalten dürfen. Nun war er ein reicher Mann geworden und konnte die alten baufälligen Gebäude seines Gutes niederreißen und neue an ihre Stelle setzen. Pat.

3. Der Zwerg aus den Görtelsdorfer Zwergsteinen als Freiersmann.

Zwischen Görtelsdorf und Leuthmannsdorf liegen die Zwergsteine, die von ganz kleinen Zwerge bewohnt wurden. Sie waren nur zwei Spannen lang, und ihre Füße waren so komisch gebildet, daß sie Gänsefüßen ähnlich sahen. Alle Zwerge trugen lange Bärte und waren zumeist mit einem grauen Mantel und einer Kapuze bekleidet. Diese Zwerge waren sehr scheu und zeigten sich den Menschen nur flüchtig. Obwohl sie die Menschen bei jeder Begegnung freundlich grüßten, waren sie doch nicht so gutartig wie die Rabensteinzwerge. Das beweist folgender Vorfall: An einem schönen Herbsttage bestellte ein Bauer seinen Acker. Da gesellte sich zu ihm ein Zwerg, der die Tochter des Landmanns als Braut begehrte. Der aber erwiderte auf die Werbung gar höhnisch: „Wie kannst Du mit Deinen häßlichen Füßen meine schöne Tochter verlangen? Außerdem ist sie recht groß, und Du bist doch ein gar so kleiner Knirps!“ Über diese Worte war der Zwerg so ergrimmt, daß er an dem Bauer empor sprang, ihm eine tüchtige Ohrfeige gab und dann schnell verschwand. Es dauerte eine Weile,

ehe der Bauer wieder so recht zur Besinnung kam und sich darüber klar wurde, was soeben geschehen war. Aufgeregt ging er alsbald nach Hause und fragte, von einer bösen Ahnung ergriffen, nach seiner Tochter. Diese aber war zu seinem größten Schrecken nirgends zu finden. Man suchte sie viele Tage lang; aber sie blieb zum größten Leid der bekümmerten Eltern für immer verschwunden.

Pat.

XV. Teufel und Teufelsspuf.

1. Die Spielershöhle bei Kunzendorf.

Zwischen den Dörfern Kunzendorf und Bober ragt an der Seite einer kleinen Schlucht ein großer Felsen hervor, in welchem sich eine Höhle befindet, die fast 100 Personen aufnehmen kann. Sie besitzt auch zwei Ausgänge, einen engen und einen weiten. In diese Höhle begaben sich an einem Sonntage zwei Männer, um darin während des Gottesdienstes ungestört Karten zu spielen. Ein jeder schob sich einen Steinblock zum Tische, um sich darauf zu setzen, und dann begann das Spiel. Nach einer Weile trat ein dritter Mann in die Höhle und sagte: „Guten Morgen! Ihr scheint ja recht lustig zu sein! Darf ich mitspielen?“ Die beiden Männer, welche geübte Kartenspieler waren, dachten bei sich: Der kommt uns gerade gelegen, dem werden wir das Geld schon abnehmen, und sie antworteten: „Ja, Du darfst mitspielen, wenn Du Geld hast!“ Als der Fremde eine Menge Geld auf den Tisch gelegt hatte, begann das Spiel von neuem. Die ersten zwei Spieler gewannen, und der Fremde brachte immer mehr Geld zum Vorschein. Die Einsätze wurden erhöht, und die Leidenschaft der Spieler steigerte sich derart, daß sie das Läuten der Oppauer Kirchenglocken gar nicht hörten. Da der Fremde immerfort verlor und immer wieder hohe Geldsummen einsetzte, beschlich die Mitspieler eine unsägliche Angst. Als dem einen Spieler zufällig ein Kartenblatt auf den Fußboden fiel und er sich bückte, um es aufzuheben, bemerkte er, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte. Erschrocken sprang er auf, ließ Karten und Geld liegen und eilte dem Dorfe zu. Sein Freund konnte sich dieses wunderliche Benehmen zwar nicht erklären, aber er lief ihm schnell nach, seinen Gewinn ebenfalls zurücklassend, und nun erfuhr er zu seinem Schrecken, daß sie mit dem Teufel gespielt hatten. In der Höhle wurde fortan nicht mehr gespielt; denn Schwefelgeruch erfüllte sie seitdem.

Pat.

2. Der Teufelsstein zu Görtelsdorf.

In Görtelsdorf lebten einst einige Männer, welche dem Laster des Trunkes und des Kartenspiels ergeben waren. Bei ihren wüsten Zechgelagen führten sie gotteslästerliche Reden, und beim Kartenspielen sprachen sie die abscheulichsten Verwünschungen und Flüche aus. Stets entheiligten sie den Sonntag und gaben durch ihr Verhalten den Menschen das größte Argernis. Die Männer spielten und zechten sogar an Sonn- und Feiertagen während des Gottesdienstes und auch ununterbrochen an den letzten drei Tagen der Karwoche. Dem Teufel gefiel das Treiben dieser

Männer, und damit sie keine Zeit haben sollten, sich zu bekehren, beschloß er, sie in ihren Sünden zu töten, denn dann gehörten sie ihm ganz für immer an. Die Nacht, sie zu töten, besaß er aber nur in der Nacht in der Zeit von 12 Uhr ab bis zum ersten Hahnenschrei; denn mit dem letzteren war seine Gewalt gebrochen. Einst spielten diese Männer in der Adventszeit wieder die Nacht hindurch im Görtelsdorfer Kretscham, worüber sich der Teufel gar sehr freute, und er faßte jetzt den Entschluß, die Männer zu töten. Er ging deshalb nach Udersbach, wählte sich aus den Felsen einen passenden Stein, schlang ihn an einer Kette fest und trug ihn auf dem Rücken bis auf einen Berg in der Nähe von Görtelsdorf. Von hier aus wollte er den Stein auf den Kretscham schleudern, diesen zertrümmern und somit die Männer erschlagen. Es war am frühen Morgen, die Nacht breitete noch tiefe Finsternis über die ganze Gegend aus. Die Kirchenglocken waren erst verstummt und die frommen Ortsbewohner eilten zur Kirche, um der Moratemesse beizuwohnen. Plötzlich vernahmen die Spieler im Kretscham ein mächtiges, unheimliches Rauschen und gleich darauf einen gewaltigen Stoß, durch den das alte Wirtschaftsgebäude so erschüttert wurde, daß es in allen seinen Fugen krachte und daß die Fensterscheiben zitterten und klirrten. Zum Tode erschrocken falteten die Männer die Hände zum Gebet, und eine feierliche Stille trat darauf ein. Die Ursache von dem Rauschen und der furchtbaren Erschütterung war folgende: Der Teufel hatte den Stein nach dem Kretscham geworfen, aber während der Stein durch die Luft flog, erkörnte zufällig ein Hahnenschrei, durch den die Macht des Teufels gebrochen wurde. Der Stein erreichte nun den Kretscham nicht mehr, sondern fiel schon 300 Schritte von ihm entfernt nieder. Er ist jetzt noch da zu sehen und heißt „der Teufelsstein“. Die Männer, welche nur mit knapper Not dem Tode entgangen waren, nahmen sich diese Warnung zu Herzen, entsagten dem Trunke und führten fortan ein christliches Leben.

Pat.

XVI. Wunderbare Strafen.

1. Der Schüttelhoffmann zu Pfaffendorf.

Ein Knabe fand an einem Sonntage ein Täschchen mit Geld. Ein Mann sah das, trat an den Jungen heran und sagte: „Gib her, das ist mein Geld, ich habe es verloren!“ Da hat es der Junge ihm gegeben. Als der nun seiner Mutter erzählte, wie der Mann ihm das Geldtäschchen abgefixelt (abgelistet) hatte, sagte die Frau: „Wort od, mei Sihnla! Wenn es seine is, so is es gutt; wenn es nich seine is, so wird ihn der liebe Gott schon dafür strofen“, und sie hat ihm das Geld wieder abverlangt; der aber hat bloß mit dem Kopfe geschüttelt. Von der Zeit an hat er seinen Kopf nicht mehr stille halten können und wurde nun der „Schüttelhoffmann“ genannt. Die Leute haben gemeint, er solle doch nicht mehr in die Kirche kommen, auch der Pfarrer hat das wohl gemeint, aber er kam jeden Sonntag, und man sah ihn mit seinem Schüttelkopfe dastehen.

Handschriftlich von *Friedrich Vogt* nach Erzählung des Bauers *Drescher* in Pfaffendorf.

2. Die steinerne Spinnerin.

Es sind schon viele, viele Jahre verflossen, da lebte in Kunzendorf eine Jungfrau, die sehr fleißig war und wegen ihres Fleißes von den Mitmenschen gelobt und geachtet wurde. Alter geworden, umstrickte sie allmählich eine gar häßliche Untugend, die Habsucht. Diese wurde später bei ihr so mächtig, daß sie stets den Sonntag entheiligte und selbst während des Gottesdienstes spann. Sie wurde oft mit dem Hinweis gewarnt, daß Sonntagsarbeit keinen Segen bringe. Alle diese Ermahnungen beantwortete sie nur mit Gotteslästerungen. Die Strafe hierfür sollte nicht ausbleiben. An einem Sonntage waren alle Ortsbewohner, die nur irgend vom Hause abkommen konnten, nach Oppau in die Kirche gegangen, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Die Spinnerin aber war zu Hause geblieben. Sie wollte Geld verdienen und spann deshalb gerade so eifrig wie an einem Wochentage. Da erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der zuletzt einem Orkan glich. Ein Wirbelwind erfaßte das Häuschen der Spinnerin, zerriß es und streute die einzelnen Teile umher. Die Bewohnerin selbst aber wurde vom Sturmwinde weit fort auf einen hinter dem Kammelberge im Walde gelegenen Felsen geschleudert, auf welchem sie zu Stein erstarrte. Dort sitzt sie noch heute versteinert als ein Warnungszeichen. Die Leute, welche in der Kirche waren, hörten wohl auch das Heulen des Sturmes, und als er sich gelegt hatte, gingen sie nach Hause. Jetzt sah man mit Staunen, was geschehen war, und die Leute sprachen zu einander: „Seht, das ist die strafende Hand Gottes gewesen; so geht es den Sabbatschändern und Gotteslästerern.“

Pat.

XVII. Von versunkenen Glocken.

1. Die versunkene Glocke aus dem Glasergrunde.

Im Glasergrunde bei Albendorf soll früher eine Ansiedlung böhmischer Glasmacher gestanden haben. Als die kleine Ortschaft durch Überschwemmungen zerstört wurde, ist auch der Turm des kleinen Kirchleins mit vernichtet und später verschüttet worden. Lange Jahre danach, als die Siedler in Albendorf eine neue Heimat gegründet hatten, wühlte ein Schwein im Glasergrunde die versunkene Glocke des Kirchleins wieder ans Tageslicht. Sie wurde darauf in der Albendorfer Kirche aufgehängt. (Vergleiche hierzu I, 7.)

Pat.

2. Von der Glockenwiese bei Wittgendorf.

Vor langer Zeit sollte einmal eine Glocke von Gaablau nach Wittgendorf herüber geholt werden. Dort, wo heute die Viehweide ist, am Gaabelwege, konnte man nicht mehr weiter, und dort ist die Glocke versunken. Die Stelle heißt noch heute die Glockenwiese.

Nag.

XVIII. Pestfagen.

1. Das Marienbild im Sattelwalde.

In früheren Zeiten herrschte in Wittgendorf, Giesmannsdorf, Reichenau und den benachbarten Orten die Pest, die den größten Teil der

Einwohner dahinraffte. Endlich erhörte Gott das Gebet der Gemeinden und nahm die schwere Strafe von ihnen. Zum Dank dafür errichtete man im Sattelwald das Marienbild und zwar an einer Stelle, die von den Kirchen der drei genannten Ortschaften gleich weit entfernt ist. Länger als ein Jahrhundert veranstalteten dann die drei Gemeinden alljährlich Prozessionen nach dem Wilde und vereinigten sich hier zu gemeinsamem Gebete. Diese Pestprozessionen sollen noch vor etwa 50 Jahren stattgefunden haben, und Großeltern erzählen noch von ihnen.

Nag.

2. Von den Peststeigen in Wittgendorf.

Im 30jährigen Kriege hatte die Pest große Opfer gefordert. Damals sollen von der zahlreichen Wittgendorfer Bevölkerung nur noch sechs Bauern und einige Gärtner übrig geblieben sein. Das Dorf war gesperrt, und kein Durchreisender durfte es betreten. Abseits vom Dorfe, die öffentlichen Straßen meidend, und die Wohnstätten ängstlich umgehend, bildeten sich die Peststeige, von denen noch heute Reste vorhanden sind. Aus dem Niederdorfe führt der eine bei der Niedermühle und dem Pollnickschen Hause vorbei, ist aber durch den Eisenbahnbau zum Teil verwischt worden; er endigte im Oberdorfe beim Eckertschen Gute. In gleicher Weise umging ein zweiter Peststeig die östliche Dorfseite, und auch von ihm sind noch Stücke vorhanden.

Nag.

3. Das Gelöbnis der Oppauer.

Im Jahre 1633/34 ist der Ort Oppau sowie das Dorf Kunzendorf infolge der Pest bis auf drei Personen ausgestorben. Die noch am Leben gebliebenen Ortsbewohner gelobten, fortan alle Jahre am Christophorusfeste nach Ullersdorf zur 14-Nothelferkirche zu wallfahren. Noch heute hält die Gemeinde und die Ortschaften Oppau, Kunzendorf und Eschöpsdorf das Gelöbnis; denn an dem genannten Feste zieht aus diesen drei Gemeinden eine feierliche Prozession nach Ullersdorf.*)

Pat. (Bestätigt durch Lehrer Seifert, Oppau).



*) Diese Sagensammlung ist, soweit uns Sagen aus dem Kreise zugegangen sind, vollständig.

Orts- und Flurnamen.

Von Ernst Maetschke, Breslau.

Daß mir die Flurnamen des Kreises für den Aufsatz fast reiflos zur Verfügung standen, verdanke ich in erster Linie der eifrigen und selbstlosen Sammelthätigkeit des Herrn Kreiswohlfahrtsbeamten F. Böck in Grüssau.

Abkürzungen:

F. N. = Flurnamen, O. N. = Ortsnamen, P. N. = Personennamen, ahd. = althochdeutsch, and. = altniederdeutsch, mhd. = mittelhochdeutsch, mnd. = mittelniederdeutsch, nhd. = neuhochdeutsch, pl. = polnisch, sl. = slawisch. Damit der Leser die Orte, wo die besprochenen Flurnamen vorkommen, feststellen kann, ist der abgekürzte Ortsname in den meisten Fällen hinter dem F. N. in Klammer angegeben, die **fett** gedruckten Buchstaben deuten die Abkürzung an:

Albendorf	Kleinhennersdorf	Oppau
Altweißbach	Klette	Rehelsdorf
Berthelsdorf	Kragbach	Psaffendorf
Blasdorf	Kraußendorf	Reichhennersdorf
Buchwalb	Kreppelhof	Reußendorf
Dittersbach grüßl.	Kunzendorf	Rohnau
Dittersbach städt.	Landeshut	Rothenbach
Eventhal-Morkelsfelde	Leuthmannsdorf	Schömburg
Forst	Liebau	Schreibendorf
Gaablau	Liebersdorf	Schwarzwaldbau
Gürtelsdorf	Lindenau	Trautliebersdorf
Grüssau	Miehlsdorf	Tschöpsdorf
Hartau grüßl.	Mitt. Konradswaldbau	Ullersdorf
Hartau städt.	Neuen	Ullersdorfer Forst
Hartmannsdorf	Neuweißbach	Vogelgesang
Häselbach	Nb. Blasdorf	Vogelsdorf
Hermisdorf grüßl.	Nb. Bieder	Voigtsdorf
Hermisdorf städt.	Ob. Blasdorf	Wittgendorf
Johnsdorf	Ob. Konradswaldbau	
Kindelsdorf	Ob. Bieder	

Wenn wir zum ersten Mal eine Landschaft betrachten, so reizt es uns oft mehr, die Namen der besonders hervortretenden Punkte, der Berge, Steingruppen, auffallenden Gebäude, Gewässer u. ä. zu erfahren, als die Namen der Ortschaften, die sich unseren Blicken darbieten. Solche vor allem in die Augen springende Teile einer Landschaft bekommen auch am frühesten Namen, und diese behaupten sich meist selbst dann, wenn ein Volk mit anderer Sprache sich in dem Gebiet festgesetzt hat. Kein Wunder: denn die neuen Ankömmlinge fragen die zurückgebliebenen Bewohner nach den an diesen auffälligen Punkten haftenden Namen und übernehmen sie, nur daß sie sie ihrer eigenen Sprache anpassen oder gelegentlich auch übersetzen. Aber nicht nur solche die Landschaft kennzeichnenden Gebilde erhalten Namen, sondern der weiteren Orientierung wegen wird von den Eingeborenen fast jeder Wald, jede Wiese, jedes Feld, jeder Weg, jeder Stein, ob er von der Natur oder von Menschenhand seine Form erhalten hat, jedes sich aus der Umgebung heraushebende Gebäude mit einem Namen bezeichnet. Diese nennen wir im Gegensatz zu den **O r t s** namen **F l u r** namen, doch läßt sich zwischen beiden keine scharfe Grenze ziehen, so ist z. B. der Name von **Gr ü s s a u** (sl. Cresofbor = Grenzwald) ursprünglich **F l u r** n a m e gewesen, während das 1292 erwähnte und später untergegangene Dorf

Stuben nur noch im Flurnamen Stubenwiese (Tschö.) fortlebt. Viele von diesen *FM.* sind kurzlebig, verschwinden, besonders bei Äckern und Wiesen, wenn diese in andere Hände kommen, und machen neuen Namen Platz, andre wieder sind langlebig, so langlebig, daß sie sich sprachlich stark abgekliffen haben und den ursprünglichen Beweggrund für die Namengebung nicht mehr erkennen lassen. Da sich aber der Mensch bei jedem Namen, besonders, wenn dieser ungewöhnlich oder unverständlich ist, gern etwas denkt, so sucht die Volksphtasie sich solche Namen für ihren Gedankenkreis mundgerecht und verständlich zu machen, erklärt sie auch durch eine Anekdote, eine Sage, einen Scherz, bringt sie mit irgend einem lange in der Erinnerung des Volkes haftenden Ereignis, mit einem Kriege, dem Besuch eines Fürsten, Feldherrn oder einer sonst für die Gegend bedeutungsvollen Persönlichkeit in Beziehung. So sind die *FM.* wie die geologischen Schichten übereinander gelagert, mancher ragt aus längst verschwundenen und vergessenen Tagen in unsere Zeit hinein und gibt uns wie die Vorgeschichte Kunde von Vielem, was uns sonst nicht überliefert ist.

Vorlawische Zeit. Wie die Vorgeschichte für das Landeshuter Gebiet keine nennenswerte Ausbeute bietet, weil es als Wohnraum erst im 13. Jahrhundert von Bedeutung wird, so ist auch die älteste vorkolonisatorische *FM.*-Schicht dürftig und kaum noch erkennbar. Denkbar, wenn auch wenig wahrscheinlich, wäre es, daß die Namen des *Vo b e r s* und *Ab s b a c h e s* auf die vorlawische Zeit, also die der germanischen Wandalen, die vom 2. Jahrhundert vor bis zum 5. Jahrhundert nach Christus in Schlesiens sesshaft waren, zurückgehen, denn die Wurzel *biber* (= *Viber*) und *apa*, *awa* (= *Wasser*) sind indogermanisch, und noch am Anfang des 19. Jahrhunderts wurde der *Ab sbach* vom Volke die *Eppe*, *Eps*e, *Aupe* genannt, wahrscheinlicher ist aber die Übertragung in slawischer Zeit beim *Vo ber* vom *Unterlauf*, bei dem *Ab sbache* von der böhmischen *Aupa*, ebenso auch bei dem gleichnamigen *O p p a u*. Ähnlich verhält es sich mit den *FM.* *G r u n a u*, *K r a k b a c h*, *N o h n a u* und dem *Z i e d e r*. *G r u n a u* (1292 *Grunow*), setzt nur noch *FM.* in *Liebau*, läßt sich von *ahd. gruoni* = *grün*, aber auch von *sl. grun* = *Hügel*, *K r a k b a c h* (1287 *Caczbach*) von germanischem *kaz* = *Wucht*, *Eile*, aber auch von *sl. kaczk*a = *Ente* ableiten. Beide Ableitungen setzen voraus, daß der Oberlauf des *Zieders* anders genannt wurde, was tatsächlich der Fall gewesen zu sein scheint; *N o h n a u* (1255 *Ronowe*) läßt sich auf *mhd. ron* = *Baumstamm*, *Kloß* oder den *sl. FM. Hron* zurückführen. Endlich könnte man den *Z i e d e r*, der in einer Urkunde 1254, freilich nur einmal, *S a n d e r n* heißt, mit *Sand* in Verbindung bringen; dagegen spricht aber die 1249 überlieferte Form *Z a d r n a* und die 1292 schon erscheinende Form *Cydir*; wir werden das Wort also besser mit *Treblin**) aus *sl. za* = *hinter* und *drn* = *Nasen* ableiten.

Slawische Zeit (700–1200 n. Chr.). Sicher wird man aus dem Slawischen die *Tschirnik* (= *Rotwasser*), einen Bach bei *Rohnau*, den *L ä s s i g b a c h* (1249 *Lesk*), nach *Treblin* von *sl. laz* = *das Gereute*, und

*) Beiträge z. Siedlungskunde i. ehemal. Fürstentum Schweidnitz S. 41 ff. und 67.

den ursprünglichen Namen des Schweinlich (1254 Swydneyk), nach Treblin von sl. swidnica = Hartriegel (*cornus*) ableiten. In seiner Nähe floss die Dupyzha (1254, vielleicht jetzt das Pegelsdorfer Grundwasser?) von sl. domb = die Eiche abgeleitet. Der Name Grüssau (1249 Cresobor) wird von Partsch¹⁾, dem ich mich anschliese, mit sl. kres = Grenze und bor = Wald, nach Treblin mit sl. krzyz = Kreuz und bor zusammengebracht (also Kreuz im Walde, mit Beziehung auf die erste Klausur der Opatower Benediktiner.) Von sl. DN. käme dann noch, da Ob- und Nd.-Zieder vom Wachs den Namen haben, Gablau (etwa 1305 Gallow) in Betracht, das Treblin von sl. gabela = Zoll ableitet — eine Erklärung, die gut dazu passen würde, daß ein früh begangener Weg von Braunau über Friedland, Konradswaldau, Gaublau nach dem Kastell Striegau geführt zu haben scheint, — vielleicht auch Klette (1395) pl. kleta = Lehmhütte, — endlich noch Liebau (1292 Lubavia), nach Treblin von sl. lub = Rinde abgeleitet; doch ist der Name dieser Stadt, die 1292 als eben gegründet bezeichnet wird, wohl von dem ersten Vogt, der die Stadt anlegte, übernommen, denn schon 1290 wird ein Heinrich von Lubavia in Reichenbach erwähnt, dessen Familienbeziehungen auf das Landeshuter Gebiet hinweisen. Nach dem Namen scheint die Familie aus Löbau (Lausitz) eingewandert zu sein; dort warben sie wohl auch viele Siedler, da einzelne FN. bei Löbau und Zittau solchen bei Liebau gleichen, z. B. Knöchel, Hemmberg, Ausgespann, Haderplan u. a. Zu diesen sl. DN. sind noch ein paar sl. FN. hinzuzufügen, obwohl auch bei den meisten von ihnen eine deutsche Ableitung möglich ist. Der FN. Schlaupwiesen (Gör.) stammt von sl. slup = Pfahl, Liebenow (Schwar.) von sl. lub = lieb oder ahd. liob = lieb, der FN. Rogen (Voig.) stammt vielleicht von sl. rogu = Horn ab, das Grunefeld (Leut.) ist entweder von sl. grun = Anhöhe oder ahd. gruoni = grün abgeleitet, der Kanih (Hartm.) kann dem sl. khoina = Kiefer, doch auch dem ahd. FN. Kano, wie mehrfach in Westdeutschland, seine Bezeichnung verdanken. Aber wenn wir selbst alle möglicherweise sl. DN. und FN. dem Slawischen zurechnen, kommen wir im ganzen nur auf 21, eine verschwindend geringe Zahl bei rund 2200 DN. und FN. im Kreise, die uns eben auch beweist, daß das Gebiet vor dem 13. Jahrhundert fast menschenleer war.

Deutsche Ortsnamen.²⁾ Daß die Besiedlung des Landes in verhältnismäßig kurzem Zeitraum stattfand, zeigen uns auch die DN. Vorwiegend sind sie nach dem Dorfschulzen, der das Dorf anlegte, genannt. Ich füge zu den DN. die älteste Namensform und die Jahreszahl der ersten Erwähnung in Klammern hinzu.

Albendorf (1260 Alberonis villa), Berthelsdorf (1367 Bertholdisdorf), Burhardisdorf, ein untergegangenes Dorf bei Kindelsdorf, Dittersbachgrüss. (1292 Ditterichisdorf), Dittersbachstädt. (1547), Hartmannsdorf (um 1305), Reich-

¹⁾ s. auch Landeskunde v. Schlesien I, 41.

²⁾ Hierzu auch: W. Patzschovsky: Die Wüstungen (Wüstungen) im Kreise Landeshut. Wanderer im Riesengebirge. Bd. 46. Nr. 11. S. 189–190. 1926 und Heimatkalender des Kreises Landeshut i. Schlef. 1927. S. 30–38.

hennersdorf (1350 Heynrichisdorf) und Kleinhennersdorf (1292 Heinrichisdorf), Hermisdorfgrüß. (1292 Hermannisdorf), Hermisdorfstädt. (1394 Hermannsdorf), Konradswaldau (um 1305 Konradsvalde), Kunzendorf (1378, Kunz ist Abkürzung von Konrad), Leppersdorf (1370 Leuprechtsdorf), Leuthmannsdorf (1332 Lutoldi villa), Liebersdorf (um 1305 Lybrici villa), das untergegangene Ludwigsdorf (1343 Ludowigisdorph, bei Ullersdorf gelegen), Michelsdorf (1289), Pegelsdorf (1395 Peczoldisdorf), Trautliebersdorf (1289 Trutlibesdorf — man vergleiche damit Trautenau, Trautenbach), Ullersdorf (um 1400 Ulrichsdorf), Wittgendorf (1282 Wethegindorf = Dorf des Witigo). Erst im 18. Jahrhundert wurden nach Personen Eventhal (1713), Johannistal und Morikfelde (1781) benannt. Von slavisierten deutschen Vornamen stammen noch Blasdorf bei Schönberg (1287 Blaseisdorf, d. h. Dorf des Blasius), Blasdorf bei Liebau (1292 Blaseisdorf), Johnsdorf (1292 Janisdorf, Jan = Johann), Tschöpsdorf (1378 Tjepansdorff, Dorf des Stephan). Alle bisher angeführten M. nennen wir heute Vornamen. Am Ende des 13. Jahrhunderts tauchen aber schon vereinzelt Familiennamen auf. So ist Görtelsdorf (1292 Gurtilersdorf) nach einem Gürtler, Krausendorf (1370) nach einem wegen seiner krausen Haare Kraus Genannten benannt, während Schreibendorf (um 1305 villa Scriptoris) wohl seinen Namen von Valentin, dem Schreiber des Herzogs Boleslaw II. von Liegnitz, und Voigtsdorf (1343 Voytsdorf) von dem Vogt von Schönberg, der das Dorf auf seinen ursprünglich zur Stadtausstattung gehörigen Freihufen anlegte, seinen Namen verdankt. Von einem M. scheint auch Neufendorf (1287 Nuzendorf) abgeleitet zu sein, Kindelsdorf (1289 Kindesdorf) kann seinen Namen von seiner Kleinheit (192 ha) gegenüber Trautliebersdorf (535 ha) haben. Hinter der großen Zahl der mit M. gebildeten M. treten die, welche von der Eigenart ihres Zweckes oder ihrer Lage den Namen haben, wie Landeshut (1249) und Schönberg (1289 Schonenberg = Schönberg), stark zurück. Verhältnismäßig selten sind auch die M., die auf ehemalige Waldbedeckung hinweisen; sie finden sich hauptsächlich im Räßigtal: Konradswaldau, Schwarzwaldau (1364 Swarczewalde), Hartagrüß. (1593 von mhd. hart = Wald), Forst (1593), ferner das untergegangene Anewaldisdorf (1400, also das am Walde gelegene Dorf, bei Gaablan) und Hartau städt. (um 1667). Auf eine Wiesenlandschaft mit Linden deutet Lindenau (1292 Lindinowe). Von Bächen, an denen sie angelegt sind, haben Haselbach (1349 Hazilbach, nach dem Haselstrauch genannt), Rothenbach (um 1550), Alt- und Neu-Weißbach (um 1305 Wysbach = Wiesenbach (?)), ferner die schon oben erwähnten Dörfer Kraxbach, Ober- und Nieder-Zieder ihre Namen.

Deutsche Flurnamen. Wenn sich die M. in unserem Gebiet fast ausnahmslos erklären lassen, so liegt dies daran, daß sich in Urkunden die ursprünglichen Namen oder diesen nahestehende Formen erhalten haben. Diese schriftliche Aufzeichnung ist dagegen bei FM. selten. Da sie

nur von Mund zu Mund überliefert worden sind, haben sie sich mehr ab-
 geschliffen, oft haben auch die Eingeborenen einen FM., der ihnen ge-
 läufig war, auf einen andern Geländeteil übertragen in einer Zeit, in der
 ihnen der ursprüngliche Sinn des FM. nicht mehr bewußt war, denn die
 FM. sind ja zu verschiedenen Zeiten entstanden. Ein weiteres Hindernis
 für ihre Deutung ist auch die moderne Rechtschreibung. Manche Aufzeichner
 haben eine Abneigung gegen mundartliche Formen, oder sie haben kein
 Ohr für die verschiedenen Zwischenlaute der Mundart, auch reicht die hoch-
 deutsche Schriftsprache zur genauen Bezeichnung solcher Zwischenlaute nicht
 aus. Wenn z. B. der Burgberg bei Buchwald auf Meßtischblatt
 3071 als **Vorkberg** (borg ahd. = Eber) und auf 3072 und 3131 zwei
Ha hnberge verzeichnet sind (gemeint sind natürlich **Ha inberge**), so
 hat den Kartographen ihre geringe Kenntnis der Mundart einen Streich
 gespielt, und sie führen den Deuter der Namen auf eine falsche Fährte. Die
 FM. lassen sich überhaupt nicht nach Schema F erklären. Bei den **Wolfs-**
hügeln werden wir z. B. nicht immer an **Wölfe** zu denken haben,
 sondern an das **Na u hgras** „**der Wolf**“, dagegen werden **Wolfs-**
gruben und **Löcher** wohl meist an das einst dort hausende **Naub-**
tier erinnern. Bei den **Schweinebergen**, **Saulöchern** u. ä.
 wird man, um festzustellen, ob wilde oder zahme Schweine die Ursache des
 Namens gewesen sind, erst die Lage des FM. (bei Siedlungen oder im tiefen
 Walde?) untersuchen müssen, doch wird man vermuten können, daß an solchen
 Stellen einmal Eichen oder Buchen gestanden haben. **Leichenhügel**
 deuten auf **Lärchenbestand**, **Bärberge** meist auf **Beeren**,
 seltener auf einen **PN.** oder auf **Meister Pech**, der schon lange ausgestorben
 ist, selbst bei den **Bärlöchern** wird man da zweifelhaft sein. Andererseits
 sind **Hirsflecke** wie ein **Hirschplan** (Her. gr.) **Standplätze** von
 Hirschen. Ein **Röhrzug** (Altw.), ein **Röhrgrund** (Ull.) deutet wohl
 auf **Rehe** oder das **Röhren** der Hirsche. Auf einem flach gewölbten
Ziegenrücken werden **Ziegen** geweidet haben, dagegen wird der
 FM. **Ziegenrücken** für einen scharf ausgeprägten **Kamm** (Tschö.)
 bildlich sein. Die **Haide**, **Heide**, **Heidel-** oder **Heiden-**
hügel werden wohl nie an **Neste** von **Heiden** oder deren **Kultstätten**
 erinnern, sondern an die **Erika** oder an eine **Stelle**, die zur Zeit
 der Namengebung nur **schütter** mit **Bäumen** bestanden war. Die Be-
 zeichnung eines **Berges** als **Kerzenhübel** (Lieb.) wegen seiner Form
 ist ungewöhnlich, jedenfalls müßte sie dann **jung** sein. Die **Lehden**,
Leeden, **Läden** auch **Lehnen** können **Verglehen** sein, aber
 auch mit dem **ant. legede** = **unbebautes Land** zusammenhängen.
 19 mal tritt besonders im Norden und im Lössigtal der FM. **Scheibe**
 auf, er kann bedeuten: 1. **Stelle**, wo der **Weg sich dreht** (mhd.
 schiben = drehen, wenden), 2. ein mehr oder weniger **rundes Wald-**
oder Feldstück (mhd. schibelicht = rund), 3. wenn die **Siedler** aus
 einer Gegend kamen, wo **Slaven** und **Deutsche** gemischt waren, **Ge-**
sträuch, **Nuten** (sl. siba). Der oft vorkommende FM. **Käse-**
brett (Ziedertal, Buchw., Pech., Has., Wit.) deutet meist auf einen von
 vier Dämmen eingefassten alten **Fischteich**, manchmal tragen aber auch hoch-
 gelegene viereckige Geländeteile den von den „**Kasebratl**“ entlehnten

Namen. Der *FM.* *Hölle*, das *Hela*, die *Hohle* (8 mal in dem Gebiet zwischen *Peg.*, *Hartm.*, *Ein.*, 2 mal bei *Kon.* und *Traut.*, endlich bei *Ian.*) bezeichnet in unserem Gebiet meist eine *Schlucht*, eine *wilde Gegend*, oft nur eine *Vertiefung*, einen *Einschnitt* in den *Berg* (*Joh.*), oder eine *Halde* (*Haldenstück* *Noh.*). Der *FM.* *Seifen* (*Dit. st.*, *Hart. st.*, *Pfaf.*) bezeichnet vorwiegend einen *Bach*, in dem einmal *Metall* (*Gold*, *Silber*) durch *Auswaschen* gewonnen wurde, aber auch eine *tiefliegende*, *sumpfige Stelle* (*Lep.*). Der 637 m hohe *Zinnseifenberg* (*Pfaf.*) hat seinen Namen von einem am Nordrand entlangfließenden Bache (jetzt *Wiesbach* genannt) erhalten, ob dieser freilich den *Zinngruben*, wie *Anwohner* 1800 behaupteten, seinen Namen verdankt, bleibt fraglich. Der in *Schlesien* oft auftretende *FM.* *Gewende*, *Gewände* findet sich in unserem Gebiet selten u. zw. nur im nördlichen Teil. *Gewende* bedeutet entweder ein zum *Hauptfelde* quer liegendes *Ackerstück*, deshalb auch oft die *Quere* genannt, wo der *Pflug* gewendet wurde, oder eine größere *Zahl* von *Ackerstücken* gleicher *Größe* und *Bodengüte* (= *Gewann*), oder ein etwa 1 *Morgen* großes *Ackerstück*, also gleichbedeutend mit *Morgen*, *Morgenstück* u. ä.

Aus allen von mir angeführten Beispielen ergibt sich das eine: wir kommen oft mit einer einzigen Deutung eines *FM.* nicht aus, weil entweder ähnlich klingende *FM.* von ursprünglich verschiedener Bedeutung zu einem Namen verschmolzen sind oder infolge von Bedeutungswandel der später entstandene *FM.* einen anderen Bedeutungsinhalt bekommen hat.

Betrachten wir nun die vorwiegend eindeutigen *FM.*, soweit sie zur Kennzeichnung des Geländes dienen. Berge werden meist als solche bezeichnet; das ihnen vorausgesetzte Beiwort bezieht sich auf eine Person, z. B. *Gotscheberg* (*Dit. gr.* nach einem Grafen *Gotsche* *Schoff*, jetzt *Schaffgotsch*, benannt), oder die Form z. B. *Schartenberg* (*Buch.*), *Zipfelberg* (*Pfaf.*), *Kuppenberg* (*Krag.*), *Bischofskoppe* (*Alb.*) u. ä. Einzelne Steine oder Steingruppen haben meist einen besonderen *FM.*: *Koppenstein* (*Kun.*), *Zwergsteine* und *Teufelsstein* (*Gör.*), *Wiegensteine* (*Dpp.*), die drei *Brüder* (*N.Zie.*) — meist in Verbindung mit *Sagen* — *Wanderstein* (*Neu.*); steilere Hänge führen den Namen *Glocke* (*Klet.*), *Gollskippe* (*Ull.F.*), ein besonders steiler Absturz heißt *Hähnelprung* (*Neu.*). Eigenartig ist der wohl aus der Gegend von *Löbau* stammende *FM.* *Knöchel* für einen kleineren Hügel: *Fürstenknöchel* (*Her. st.*), der *Knichel* (*Peg.*), ein *Steinknöchelbusch* (*Schrei.*), oder *Knoten* für einen Acker (*M. Kon.*), eine *Steinhalde* (*Noh.*), die auch *Gerolle* (*Tschö.*) genannt wird. Unbedeutendere Höhen nannte man *Kammelberg* (*Kun.*), *Kagenberg*, *Hügel* (*Haf.*, *Her. gr.*), der kleine *Käsehäbel* (*Hartm.*). Die *Ramsensteine* (*Schrei.*) haben ihren Namen wohl nicht von der *Ramse* (*Bärlauch*, *Allium ursinum*) sondern von mhd. *ram* = *Ziel*, *Mark*, wären also dann *Grenzsteine* gewesen. Auf die *Wachberge* usw. komme ich später noch zu sprechen. In dem meist welligen Gelände fielen ebene Stellen, ob hoch oder tief gelegen, be-

sonders auf und erhielten von dieser Eigenschaft ihren *FN.*: Mehrere Plätten (Dörfer bei Schöm., *M. Kon.*, *Ev. Mo.*), eine Plätzche (Buch.), eine Planwiese (Kleinh.), der Boden (Liebs., *Wit.*), das Bodenstück (Her. gr.), wohl auch die Bähchnitte (Wert.) sind Beweise dafür. Ein welliges Feld heißt das Scheuerbrettel (*Wit.*).

Mannigfaltig sind auch die *FN.* für Senken, Mulden und Schluchten: 18 mal kommt der Name Grund, Gründel, Grindla (besonders im *Ull. F.*) vor, 9 mal der Name Schlund (in einem nord-südlichen Streifen von *Wit.* bis *Ab.* mit dazwischen eingesprengtem Schlung), schon seltener sind die Schlichen, Schlichten (Traut., Kleinh., Voig., Tschö.), oder der Kessel (Her. gr.), das Kiepenloch (Liebs., Schwar.), das Mummelloch (Lan.), der Pechsaß (Wogsl.), eine dunkle Schlucht; Balgenlöcher, ein alter Steinbruch (*Alt. w.*) ist von *mnd.* halje = Mulde abgeleitet. Oft wird bei diesen Senken besonders betont, daß sie feucht sind: hier ist 12 mal der Name Tille (von *mhd.* telle = Tal abzuleiten) in verschiedenen Verbindungen vertreten (Zieder- und oberes Bobertal, *M. Kon.*, *O. Kon.*), einmal als Dülle (*Wit.*). Seltener sind die *FN.* mit *Born* (*M. Kon.*, *Schwa.*), Floß (*Alt. w.*) oder am Flößel (*Wit.*), der Fleischbach (Her. gr.), wohl aus Fließbach entstanden; denn daß er seinen Namen erst von einer Schlacht im 30jährigen Kriege bekommen, ist unwahrscheinlich. Für sumpfige Stellen kommen noch die *FN.*: faules Wasser (über dasselbe führt die faule Brücke) (*Dit. gr.*), die Plumen (Har. st.), tümpelartige Erweiterungen des Dorfbachs, von *ahd.* flume = Fluß, der Brüchtig (Hartm.) von *ahd.* bruoch = Sumpf, die Weichel (*Ab.*), Weichelwiese (*Gör.*), die Weichelten (*Kin.*), die Schlammwiese (*Gör.*), die Wampe (Neuw.), die Schwabbel (Hartm.), diese beiden so wegen des federnden Untergrundes genannt, das Gehlenstück (Tschö.), von dem *nd.* Gehele = ein niedriger Grund, durch den ein Wasserlauf geht, das Wagenschmierstück, wegen des der Wagenschmiere ähnelnden schwarzen Schlammes so genannt — der Wagenschmierhügel (*Gör.*) hat aber wohl seinen Namen davon, daß dort die Wagenachsen geschmiert wurden, — der Pudergraben (Hartm.) von sächsisch podde = Bach mit Schmutzwasser. Hierher gehören endlich noch die Wassersäge (Tschö.) und wohl auch der Sägebügel (Neuw.) von *mhd.* seigen = sich neigen, langsam tropfeln, noch erhalten im *nhd.* versiegen und der *FN.* Sand (Lan., *M. Kon.*), d. i. eine Stelle, wo das Wasser Sandbänke, Sandinseln abgelagert hat. Die Bodenbeschaffenheit wird auch noch durch andere *FN.* angedeutet, teilweise nur durch die Farbe: rote, schwarze Berge, Felder sind nicht selten. Mehr sagt uns schon ein Kieselsteinstück (*Ga.*), ein Klumpensteinstück (Wert.). Deutlicher zeigt sich ein Werturteil im goldenen Berg (*Gör.*), der Zuckerriese (Pek.), die freilich auch ursprünglich Zuckelwiese = Zwieselwiese geheißen haben kann, in der Lautseggenwiese (Schrei.), Kahllobewiese (*Dit. st.*),

der fetten Wiese und Brotalm (M.Kon.) oder der Brotlehne (Gör.), auch in der Schöberwiese und Schöbelwiese (Leut.), die gut schöberten, oder dem Buttergrund (Voig.) und der Butterstriege (Kin.), die wohl richtiger der Butterstriezel (wie M.Kon.) heißt. Anders, oft mit Einschlag von Galgenhumor, nannten die Besitzer die schlechten oder schwerer zu bearbeitenden Stücke: die faule, die dürre Wiese (Wert.), die Wüste (Moh.), das Kummerstück (Neu.), die Sorge (ein untergegangenes Vorwerk bei Her. gr., das dem Kloster aus irgend einem Grunde Sorge gemacht zu haben scheint) ging noch, schlimmer klingt schon die Schinderwiese (Gör.), Schusterwiese (Moh.), die Hundewiese (Haf.) oder gar der faule Hund (Gör.).

Besonders ausgiebig wurde die Pflanzendecke zur Bezeichnung von Fluren verwendet, z. B. die Waldbedeckung ganz allgemein in der Hahne = Hain (Altw.). Insbesondere gibt es kaum einen Baum, der nicht bei einem Flurnamen Paten gestanden hätte; so die Tanne, Fichte, Kiefer, Lärche, Buche, Espe, Ulme, Birke, Erle, Pappel, Eberesche, Linde. Auch der Klöcherplan (Krau.), Stöckerberg (Voig.), der Stockmorgen, die Stockwiesen (Hartm., Her. gr., M.Kon., Ga.) erinnern an früheren Baumbestand, der Palmberg (Wert.) an die Weidenkähnen. Mooswiesen (Alb., Ga., Leut.) auch Torfwiesen (Joh.) finden wir zum Teil noch im Forst, wie auch den Nesselhügel (Krau.); zu den Dorffluren gehörten aber schon die Distelwiese (Alb.), die Lattenlöcher (Lep.) nach dem Hufslattich genannt, die Vorstenwiesen (Tschö.), Stachelwiese (Liebs.), die Sendenstücke (Wert., Gör.). Hier wuchsen Vinsen, an anderer Stelle (Wert.) gaben Schmirgeln der feuchten Wiese den Namen. Die Steinbrechwiese (Liebs.), die Ilmwiese (Brunelle) und der Ilmenbusch (Wit., Schwar.), wie das Trollstückenstück (Voig.), vielleicht nach dem *trollius europaeus* benannt, werden wohl Städtern ihre Namen verdanken. Anders steht es mit den Krautstücken (Wert., Ga., Liebs., Wit.), den Kümme(w)iesen (Wert., Joh.), der Schoten- und Wickentilke (Wert.), dem Wickengraben (Gör.), dem Erbsenberg (Schwar.), sie werden die Besitzer so genannt haben.

Von den aus der Tierwelt entlehnten habe ich die mit Wolf, Bär und Hirsch zusammengesetzten F.N. schon behandelt. Sonst kommt von Wild noch der Fuchs (Neuw.), der Dachs in Taxenberg (Gör.), das Reh (Ul.F.), der Hase in Hasenbad (Kleinh.) Hasenstreich (Lan.), in Betracht, von Vögeln der Geier im Gierenfeld (Neu.), der Habicht (Her. gr.), die Eule, der Aabe, die Krähe, die Schnepfe, der Storch, die Elster (Schalaster), ferner Rotkehlchen, Fink und Zeisig. Der Vollständigkeit halber sei auch noch ein Otternschlag und eine Otternschlucht (Lan.), eine Austerwiese (Alb.), eine Froschpfütze (M.Kon.) ein Schneckenberg (Schrei.), ein Ameisenhügel (Ul.F.) genannt.

Zur Bezeichnung einzelner Feld- oder Wiesenstücke haben die Besitzer sehr häufig die Umrissform gewählt; ich kann mir hier, da sie

sehr häufig vorkommen, wohl die Angabe des Ortes ersparen. Da haben wir *M.* wie *Spizen*, *Keil*, *Zipfel*, *Dreistück*, *Dreieckstück*, *Dreizipfel* (24 mal), *Viereck*, *Streifel*, *lange und krumme Beete*, *Krummbogen*, *Krummes Gewende*. Manchmal werden die Umrissformen mit einem Gegenstand verglichen wie *Bettuch* (Trautl.), *Fensterstücke*, *Damenbrett* (Gör.), *Fleischerbeil*, *Reitsattel* (Vert.), *Stiefel* (Pek.), *Ellbogen* (Gör.), *Winkelseisen*, *Zuckerhut* (Vit. st.), *Ziegenhals* (Vlas.), *Storchschnabel* (Liebs.), *Rechenfiel* (Neu.), *Zickzack*, *Gabel* (Vit.), *Butterstrieigel* und *Kagenzahl*, wo *Zahl* wohl aus *Zagel* = *Schwanz* wie in *Pfauenzahl* (Her. st.) entstanden ist, wenn es nicht der volkstümliche Name für den *Schachtelhalms* ist, endlich *Büchschenschaft* (Schwarz. Gutsbez.). 10 *Überscharen*, 3 *Hack-* oder *Hockscharen* haben ihren Namen daher, daß sie im allgemeinen hoch, über der zuerst in Kultur genommenen Ackerfläche lagen und erst später unter die Pflugschar genommen wurden, sie bedeuten also dasselbe wie die dem Walde abgewonnenen *Rodeäcker*. Dazu kommen noch eine *Scharwiese* (M. Kon.) und ein *Schargründel* (Traut.). Auch die *Au*, der Gemeindebesitz im Dorfe, hat sich als *M.* erhalten (M. Zie.), ferner gibt es noch *Auenstücke* (Kraßb.), einen *Augarten* (Alb.) und eine *Vorderaue* (Joh.).

Wirtschaftsform. Fast in jedem Dorf erinnert ein *M.* an die Gemeindeweide und den Viehtrieb: die *Teebe*, der *Viehtrieb*, *Viehweg*, *abgeschliffen Fiebiß*, *Fiebicht*, *Viehhüttung*, *Huttnige*, *Huttsenhübel* (letzterer kann auch mit *Huttsche* = *Kröte zusammenhängen*) und andere, an herrschaftliche oder Gemeinde-Viehhaltung erinnern die *M.* *Schaftrieb*, *Schafberg*, *Lämmerberg*, *Kuhtrieb*, *Ochsenwiese*, *Ochsenstall*, *Kälberwiese*, *Kälberstall*, *Gölteberg* (Vlas.) und *Golkenhügelwiese* (Schrei.), beide wohl gebildet mit mhd. *galt* = unfruchtbar, keine Milch gebend (hebt noch erhalten in gelte Kuh), ebenso *Jungviehberg*, *-hügel*, *Schweineberg*, *Saurücken*, *Ziegenrücken*, *Ziegenwiese*, *Pferdewiese*, *Fohlenstück* u. ä. Wie die Gemeindeweiden größtenteils verschwunden sind, so auch die *Weinberge* und *Fischteiche*, die bei den früheren schwierigen Verkehrsverhältnissen den Bedarf von Abendmahlwein und Fischen für die Fastenzeit sicherstellen sollten. Um die Auslese von diesen *Weinbergen* (Lep., Neu., Mich., Her. st., Vit.) ist es sicher nicht schade, sie wurden wohl erst durch Zusatz von Honig trinkbar gemacht. Auch ein *Hopfenberg* (Alb.) hat sich als *M.* erhalten. Die *Fischteiche* wurden, wo nicht genug Wasser da war, an tiefen Stellen durch Dämme aufgestaut, auf sie deuten die zahlreichen *M.* für *Wiesen* wie *Zeichwiese*, *Kirchentilke*, *Hechtteich*, oder der *Wall*, der *Damm*, endlich auch die schon oben erwähnten *Käsebrecker*.

Recht. Bei der Anlage eines deutschen Dorfes wurde für den Geistlichen eine *Widmut*, *Wiemt* (Has.) oder ein *Kirchstück* (Vert.), eine *Pfaffenwiese* (Schwarz.) ausgemessen, dem Ge-

meindehirten wurde eine Hirtenwiese (Wit.), später dem Lehrer eine Schullehne (Joh.), ein Schulerbe (Wit.), auch dem Totengräber (Neu.), dem Gemeindevoten (Reich.) ein Fleck zur Benutzung überwiesen, nach den Scholzen oder Richtern wurden auch Wiesen, Teiche, Zilken benannt. Häufig sind auch solche *M.*, die den Besitztitel angeben, wie das Erbe (Krau.), die Erbwiese (Schrei.), das Erbgutsfeld (Leut.), das Ausgedingefleckel (Wit.), das Legatstück (Schöm.), das Patengeschent (D.Kon.); viele *M.* betonen auch das Lehns- oder Pachtverhältnis: das Lehnstück (Schrei.), das Zinsstück (Joh.), der Mietungsacker (Hartm.), das Erbpachtsfeld (Kleinh.), der Erbpachtmorgen (Wit.), das Geld (Kleinh.), oder noch genauer: die 7-Kreuzerwiese, die Scheffelwiese (Dit. gr.), die Quartalswiesen, das Quartalsstück (Kin., Leut.), wohl wegen der vierteljährlichen Zinszahlung so genannt.

Auch daß es zwischen den Dörfern oder den Bauern wegen ihres Besitzes nicht immer ohne Streit abgegangen ist, verraten uns *M.* wie der Streitberg (Kin.), — freilich könnte er auch von mhd. *struet* = Gebüsch abgeleitet sein —, Streitigkeitsstein (Tschö.), das Prozeßstück (Mich.), die Dreistücke, um die sich drei Dörfer (Kra., Leut., Ull.) stritten, die Haderstücke (Altw.), der Haderreich (Mich.). Noch häufiger als an die freiwillige Gerichtsbarkeit werden wir durch die Galgen- und Gerichtsberge an die Blutgerichtsbarkeit erinnert. Wir finden sie natürlich bei den Städten Landeshut und Liebau, im Ziedertale nur in Hermsdorf grüßl., wo die Mönche wohl eine Art Oberhof für ihre Untertanen mit einer *Staup-säule* errichtet hatten; zahlreicher sind sie im Norden (Wit., Neu., Krauf., Has., Mich.), da hier einzelne weltliche Grundherren die Gerichtsbarkeit ausübten.

Auch über den Verkehr früherer Zeiten geben die *M.* mancherlei Auskunft. Auf den Fernverkehr weist nur die Venedigerwiese (Lieb.) hin. Der Kirchsteig von Forst nach Grüssau, der Pfaffenweg von Michelsdorf nach Haselbach, der Pfarrweg von Kohnau nach Wüsteröhrsdorf waren Fußwege für die Kirchgänger oder die Geistlichen, auf dem Grubensteg gingen die Neußendorfer Bergleute nach Kohnau, auf den Bierwegen mußte in der Zeit des Bierzwangs das Bier befördert werden, auf dem Eisenweg holte man Eisen aus Schmiedeberg, auf dem Tabaksteig schmuggelte man Tabak nach Osterreich, auf dem Lumpensteig (Kin.) wird wohl auch manches geschwärzt worden sein. Auf dem Buttermilchsteig (Neu., Har. st.) holten sich die Leute die Deputatbuttermilch vom Dominium, der Judenweg (Reich., Pek.) hat wohl seinen Namen von einem die Dörfer besuchenden Handelsjuden. Auf dem Pukelsteg soll das minderwertige Pukelgarn von Johnsdorf nach der Schreibendorfer Chaussee getragen worden sein. Die Kohlwege dienten dazu, die Kohle aus den Waldenburger Gruben zu holen, auf dem Peststeg umging man im Dreißigjährigen Kriege das verseuchte Wittgendorf. Ein Ackerstück die Fahr

(Kraß.) deutet auf einen alten Weg. Windungen einer Straße werden mit Drehe, Drehstück, Drehberg (Wit., Pfaf., Tschö.) bezeichnet, am Umschloßberg (Wit.) wurde das aus dem Walde geholte Holz zur späteren Weiterbeförderung abgeladen, an dem Paf genannten Acker führte wohl ein Weg von Görtelsdorf nach Ober-Konradswaldau vorbei, am Hemmhübel, Hemmrich, Hemmstein (Ga., Klet., Wit.) mußte die Hemmkette angelegt werden.

Gewerbe. Es ist erklärlich, daß bei dem unvollkommenen Wegenetz besonders in den mit Wald bedeckten höheren Teilen das Holz in Holzkohle umgewandelt wurde, die ja auch für die Eisengewinnung nötig war. An die Köhlerei erinnern JN. wie Brennwiese (Abb.), Brennernest (Wlas.), Kohlenlehne, weg (Dit. st.), Kohlgrund (Her. gr.), Raucherwiese (Reich.), Melderwiese (Her. st.) von melbern = rauchen; Kienrußhüttenstück und Komhüttensteich (Gör.) deutet auf Rußgewinnung, ob das sumpfige Komwiesel (Hartm.) und die Meldentilke (M. Kon.) auch hierher gehören, läßt sich nicht mehr feststellen, von der Melde scheint sie nicht ihren Namen zu haben. Die in dem Gebiet nicht sonderlich entwickelte Glasfabrikation der früheren Zeit wird durch die JN. Glashütte (Gör., Liebs.), Glaserwasser (Abb.), Gläsergraben (Ull. J.) wach gehalten. Eine ganz andere Bedeutung hatte natürlich der Anbau, die Zubereitung und die Weiterverarbeitung des Glases, wie uns auch die JN. beweisen. Ob die Rösstatilke (Schöm.) hierher gehört oder mit dem Reizker zusammenhängt, läßt sich schwer sagen, doch sicher bezeichnen das Rostgut (Kleinh.), das Rießerstück (Her. gr.), die Riesenwiesen (Gör., Schrei.) Stellen, wo der Flachs mehrere Male eingeweicht und wieder getrocknet wurde, damit sich die Stengel soweit von den Leinensfasern loslösten, daß sie in zahlreichen Brechhäusern, von denen noch 15 JN. im Lässigtal, in Norden und Westen (Pfaf.), ferner in Abendorf und Berthelsdorf, wie Brechhauswiese, -stück, -steich, -scheibe u. ä. zeugen, beseitigt werden konnten. Auf das Bleichen der Leinwand deuten die JN. Bleiche, Bleichplan, Bleichgut (Neu., Schrei., Roh., Krau., M. Kon., Peh.), auf die Weiterverarbeitung der Walkteich (Her. gr.), die Färberei (Haf.), die Mangel (Her. st.). Die geologische Mannigfaltigkeit des Gebiets hat dem Bergbau auf Edelmetalle, Eisen, Kupfer, Schwefel und Kohle immer wieder neue Anregung gegeben, wie uns auch die JN. verraten. Die Erzwäsche bildete gewöhnlich den Anfang der Metallgewinnung. Aus dieser Zeit stammen die JN. Goldseifenbach (Har. gr.), Goldbach (Kleinh.), der Seifen (Dit. st.), der Silberbach (Opp.), dann begann der Bergbau auf Edelmetalle, von ihm zeugen das Gold- oder Kiepenloch (Wit.), die Goldgruben (Haf.), der Goldberg (Schöm.), die Silbergrube (Ga.). An Eisengewinnung erinnert der Eisenberg (Schwar.), der Hammergraben, Hüttenhügel, die Zündergasse (Her. st., Klet.), auf Gruben oder Verhüttung von Schwefel und Kupfer deuten mehrere JN. wie Altes Pochwerk, die Grube,

Haldenstück, Friedrichshoffeld (?) (Noh.). Zahlreiche FM. sind Zeugen mißlungener Versuche, Kohle zu erbohren: Kohlstatt (Wit.), Konkordia, Emilia-Anna-Grube (Ga.), Berggrube (Neu.), Kohlgrund und Bohrloch (Her. gr.), Grubenstück (Reich.), Kohlenteiche (Kin.), Kohlgrubenstück (Ab.), Kohlwiefe (Altw.).

Von der Landesgeschichte haben natürlich die Kriege sich am tiefsten im Gedächtnis der Einwohner eingegraben. Hier können wir die einzelnen Schichten der FM. am deutlichsten erkennen: die Burgberge (Lan., Buch.), die alte Burg (Wgf.), die Ruine Liebenau (Schwar.), die Burglehne (Wit.), der Wall und Wallgraben (Lan., Schöm.) erinnern an die ältesten Kämpfe mit Böhmen, sie werden auch noch in den Hussitenkämpfen von Bedeutung gewesen sein, an die der Hussitenwinkel (Lieb.), Marterplan und Marterfeld (Her. gr., Neu.), vielleicht auch die Blut- oder Kriegswiesen (Wit.) erinnern. Diese Kriegsgreuel mögen zur Anlage neuer Schanzen an der Grenze (Buch., Ull., Gör., Kin., Traut.), deren Spur in den FM. Schanzbusch, -graben, -berg fortlebt, und zu einem ausgebreiteten Signalsystem, in erster Linie im Lössigtale, Veranlassung gegeben haben. Auf den Wachbergen (Krau., Liebs., M. Kon., Her. st.) oder dem Popelberg (M. Kon.), dem Poprich (Buch.), dem Gückelsberg (Schöm.), der Guckelslehne (Schwarz.) waren Stangen angebracht, auf die Strohpöpel bei Herannahen von Feinden aufgesteckt wurden, oder bei Nacht wurde auf diesen Bergen ein Feuer angezündet. Ein Trommelbergrand (D. Kon.) zeigt, daß auch akustische Signale eine Rolle spielten. An den 30jährigen Krieg erinnert die Schwedenschanze (D. Zie.), die vielleicht schon als Schanze bestand, aber jetzt neu benannt wurde, zwei Pestfriedhöfe (D. Blas., Wit.), die Türkenlehne (Vert.), vielleicht auch das Dragonerstück (Schrei.). Aus der Zeit Friedrichs des Großen stammen der Königsberg und die Schanzen um Landeshut (D. Zie., Md. Zie., Wgdf.), der große und kleine Kirchhof (Opp.), der Tränkenberg (Wodf.), der Reiterteich (Her. gr.), sowie die FM., die an die Panduren (Ab., Lan., Wit., Wodf.), Kroaten (Wit.), Husaren (Haf.), Kosaken (Schrei.) erinnern. Auch für die Entwicklung der religiösen Duldung finden wir in den FM. Zeugen. Die oben erwähnten Marterflecke erinnern vielleicht an die Verdrängnis der Grüssauer Mönche durch die Hussiten, der Kalvinische Winkel (Nabengebirge) an die Verfolgungen der Reformierten, der Predigtstein (Schrei.) und Pfaffenhubel (Noh.) an die Tätigkeit von Buschpredigern; die Tirolerlehne (Wit.) hängt nach der Ortstradition mit der Einwanderung der Zillertaler zusammen, während die freie Gemeinde (Haf.) zeigt, wie 1848 die Revolution auch die Religion beeinflusste. Freundlichere Erinnerungen erwecken die FM. im Grüssauer Herrschaftsgebiet, die den Heiligengeschichten entlehnt sind, wie der Ölberg und die 12 Holzhäuser, die scherzhaft die 12 Apostel genannt werden (Schöm.), Bethlehem (Grü.), die

Petrus-, Matthäus-, Johannesteich genannten Wiesen (Gör.), das Herodesstück und der Pilatusdreizipfel (Her. gr.). Die wenigen FM., die sich auf die Juden beziehen: ein Judenteich, Busch (Vert.), ein Judenfeld, Tempel (Wiese in Kleinh.), zwei Judenkirchhöfe (Abb., Lieb.) lassen wohl darauf schließen, daß im Gebiet dauernde jüdische Niederlassungen nicht bestanden haben.

Natürlich deuten auch manche FM. auf den Aberglauben der Bewohner. In den Totengraben (Tschö.) wurde an Lätare eine den Winter darstellende Strohpyrre geworfen, am Volkskreuz (Wit.) hatten manche den Reiter ohne Kopf gesehen. Die Here (Neu.), den Herentanzplatz (Dit. st.) und den Herenhügel beim Teufelstein (Gör.), die Teufelskanzeln (Neuw.) wohl auch die steinerne Spinnerin (Kun.), den halben Reiter (Hartm.) mied man in der Dunkelheit. Unheimlich war es aber auch an der Rumpelkoppe (Kin.), am Totenstein, Totenkopf, Totenhügel (Abb., D. Kon., M. Kon.), am Sich-dich-für (Reich., Schrei.) und bei der Spielerhöhle (Kunz.)

Vollswig. War man aber in Gesellschaft am hellerlichten Tage fern von solchen peinlichen Stellen, da ließ mancher Wit bold die frohe Laune schiefen und ersand FM. wie Prähele (Krau.), Bähschnitte (Vert.), Läuferchen (Ditt. st.), wo sich die Zigeuner beim Durchzug laufen sollten, oder nannte spöttisch einen Acker Kaisertum (Has.), scheute sich selbst vor einem kräftigen Ausdruck wie Zerrarsch (Abb., Vert.) für ein langgestrecktes Feld nicht, auch ließ man am weiblichen Geschlecht seinen Wit aus, wie die Jungferntilke (Abb.) und Mohds (= Magds) Nabelsteg (Neu.) beweisen.

Natürlich gibt es noch eine große Zahl von FM., die sich nicht erklären lassen. Der größte Teil derselben wird sich auf Personen, die in der Gegend einmal bekannt waren, wie Gutsbesitzer, Förster u. a. zurückführen lassen, andere sind so stark abgeschliffen, daß man ihre Bedeutung heute nicht mehr erkennen kann, manche davon gehören vermutlich zum ältesten Sprachgut des Gebiets, vielleicht können Ortsangehörige noch manchen erklären, ich nenne: Fehrlestein, Fidel, Flegelai, Ganzerwiese, Girkötzel, Grallertstück, Grunenfeld, Hechewiese, Hergeberg, Kattigerstück, Klingelteich, Kolasgen, Kräggstein, Landensfleckel, Leigbusch, Pestingergut, Piehübel, Plüderichgrund, Plutschengrund, Plüschenberg, Pöbelstück, Quirl, Ranzigkeffel, Recksbuche, Renkenfeld, Scharlach, Schrennerbrücke, Seligerei, Sonnenwirbel, Stiener, Stummberg, Tägler, Zinnelscheibe, Urwiese, Wiedenfeld, Winmerfeld, Zackenwiese.

Wie bunte Mosaiksteine sind die FM. über das ganze Land gestreut, und in tausend Farben spiegeln sie wieder, wie unsere Vorfahren gefühlt und gedacht, geschafft und gelitten haben. Achten wir diese unscheinbaren Namen, um sie treu unseren Nachfahren überliefern zu können! Denn

„Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechtes in unserem Kreise.

Von Ernst Kunick, Landeshut.

Im Laufe des Mittelalters setzte sich, gefördert von Kirche und Fürstengewalt, an Stelle des bodenständigen germanischen Volksrechtes bei uns in Deutschland das römische Recht durch. Doch nicht kampflos wich das alte, im Rechtsempfinden des ganzen Volkes gegründete Recht. Einzelne germanische Rechtsbräuche hielten sich noch jahrhundertlang. Einem solchen Rechtsbrauche verdanken wir die altersgrauen Steinkreuze, die Mord- oder Sühnekreuze, von denen wir in Schlesien etwa 600 — in unserem Kreise noch 14 — an Straßen und Wegen finden. Eins oder das andere ist jedem bekannt, der in der Heimat gewandert ist.

Wann und aus welchem Grunde mögen diese Kreuze errichtet worden sein?

Sichere urkundliche Nachrichten fehlen für die heimischen Kreuze gänzlich. Dagegen umspinnt allerlei wirres Gerank von Sage und Aberglaube die Kreuze. Der letzte Landeshuter Tempelherr soll an der Stelle, wo sich das Hermsdorf-Grüssauer Kreuz erhebt, von den Landeshuter Bürgern, die seinen Tod und die sich daraus ergebende Erbschaft nicht erwarten konnten, erstochen worden sein, berichtet uns W. P a t s c h o v s k y in „Die Sagen des Kreises Landeshut“. Oder war es ein preussischer Offizier, der dort im siebenjährigen Kriege fiel? Erstach, wie auch erzählt wird, ein eifersüchtiger Liebhaber hier im Zorn seine Braut? Dem letzten Verichte widerspricht das große zweihändige Mitterschwert, das als Mordzeichen in den Stein eingegraben ist, dem zweiten die ganze Ausführung des Kreuzes, die auf eine wesentlich ältere Zeit hinweist. Es bleibt noch die erste Angabe. Urkundlich belegt ist sie nicht. (Abb. 34).

M a x H e l l m i c h, Liegnitz, hat uns 1923 auf Grund eingehender Studien und unter Benützung älterer Arbeiten, besonders der von P a u l F r a u s t ä d t „Blutrache und Totschlagföhne im deutschen Mittelalter“ in „Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechtes in Schlesien“*) sichere Aufklärung über die schlesischen Sühnekreuze gegeben. Die Sühnekreuze in Schlesien sind danach Zeichen deutschen Rechtes und gehören als solche in Schlesien der Zeit nach 1200 an. Da der Brauch im Zeitalter der Reformation erlosch, so mögen die ältesten etwa 700, die jüngsten 400 Jahre alt sein. Irrig ist es, diese Kreuze als Grabkreuze, die von den Angehörigen auf Grabstellen errichtet wurden, anzusehen. Sie sind, wie für eine größere Zahl in Schlesien urkundlich nachgewiesen ist, Sühnekreuze, die der Mörder an der Stelle der Bluttat errichten lassen mußte. Das Mittelalter, das z. B. Diebstahl, besonders im Rückfalle, auffällig schwer, selbst mit dem Galgen bestrafte, war im allgemeinen mild gegen Mörder, besonders dann, wenn sie sich nicht am Besitze des Ermordeten vergrißen hatten. Der Mörder zahlte Mann- oder Wergeld (vir althochdeutsch = Mann), Schadenersatz an die Hinterbliebenen, ließ Seelenmessen für den

*) Selbstverlag 1923.

Verstorbenen lesen, mußte eine oder mehrere Wallfahrten unternehmen und zuletzt noch an der Stätte der Tat ein Sühnekreuz errichten lassen. So konnte er sich von den Folgen seiner Tat so lösen, daß ihm nachträglich auch nicht einmal ein Vorwurf gemacht werden durfte.



Abb. 34. Sühnekreuz
an der Landstraße
Landeshut—Grüßau.

(Federzeichnung
von G. Rüste,
Schwarzwaldbau.)

„Es steht ein Kreuz am Wege, ein alter, grauer Stein,
es grub in ihn der Steinmetz ein Kreuz und Beil hinein.
Als Untatsangedenken er dort am Wege steht,
so meldet die Bauernkunde, die von dem Steine geht.
Keiner wurde vergessen, jedem ward sein Teil:
ein Kreuz bekam der eine, der andere das Beil.“

Hermann Löns.

Das Mittelalter achtete diese Kreuze, und selbst dann, als die Erinnerung an den alten Rechtsbrauch erblasste, schonte man sie instinktiv als alte Erinnerungszeichen, vielleicht auch, weil das Kreuz als solches unverleßlich war. Erst eine neuere Zeit vernichtete altes Erbgut. Seit einem Menschenalter ist das Sühnekreuz, das einst am Pafwege Görtelsdorf—Oberkenradswaldbau stand, spurlos verschwunden. Ein anderes wurde vor einigen Jahrzehnten in Görtelsdorf zerschlagen, um beim Bau des Kretschams verwendet zu werden, Teile von ihm sind im Mauerwerk noch zu erkennen. Das Schreibendorfer Kreuz verlor einen Kreuzarm, das Tschöpsdorfer den ganzen Oberteil. Eins der Gaablauer Kreuze wurde zerspalten und in das Brückengeländer am Wege zur Kirche eingefügt, das andere ist ins Innere dieser Brücke vermauert worden, wie auch zwei weitere beseitigt wurden. Ob noch mehr Sühnekreuze in unserer Heimat verschwunden sind, wissen wir nicht.

Erfreulicherweise erinnerte sich im Frühjahr 1927 ein älterer Neufendorfer Besitzer eines wohl 50 Jahre lang verschollenen Steinkreuzes. Schuljungen, angeregt durch einen kleinen Aufsatz im Landeshuter Heimatkalender 1927, suchten und fanden es unter Rasen und Wildrosen und richteten es wieder auf, so daß unser Kreis heute 14 Sühnekreuze zählt.

Zu ihnen treten in unserem Kreise noch zwei einzelne steinerne Erinnerungsgzeichen an alte Rechtsbräuche, die ihre Bedeutung erst 1810 durch die Aufhebung der Erbuntertänigkeit endgültig verloren haben.

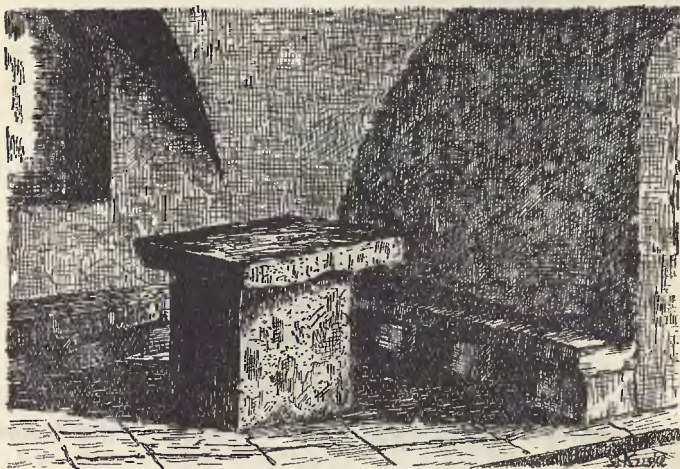


Abb. 35. Gerichtstisch im Kreppelschloß.
(Federzeichnung von G. Ruske, Schwarzwaldau.)

In der hallenartig erweiterten Toreinfahrt zum Schloß Kreppelshof steht, an zwei Seiten von einer massiven steinernen Bank umgeben, ein schwerer steinerne Tisch, ein alter Gerichtstisch (Abb. 35). An ihm saß einst der Guts Herr zu Gericht und sprach kraft seiner gutherrlichen Gewalt das Urteil über seine Untertanen.

Auch das Kloster Grüssau besaß die gutherrliche Gerichtsbarkeit über das Klostergebiet. An der Straße Grüssau — Friedland erhebt sich noch heute vor dem Prälatentor die Stau p sä u l e. An sie angekettert stand der Übeltäter zum Gespött von jung und alt seine Strafe ab. Hier erhielt er vor versammelter Gemeinde vom Büttel die Rutenstreiche zuerteilt, die das Klostergericht festgesetzt hatte. (Abb. 36).

Städte und Guts herren waren einst stolz auf die Gerichtstische und noch mehr auf die Stau p sä u l e n, ja selbst auf die Galgen*) als äußerliche Zeichen ihrer Gerichtsgewalt. Das „humane“ Zeitalter am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts jedoch schämte sich ihrer und konnte nicht schnell genug für ihre Beseitigung sorgen. So sind in Schlesien kaum noch ein Duzend Stau p sä u l e n und noch weniger Gerichtstische erhalten geblieben.

In unserem Kreise sind folgende Sühnekreuze vorhanden:

1. In Grüssau an der Straße Landeshut — Grüssau rechts bei Km. 4,5. Nordzeichen: Tiefeingegrabenes mächtiges Schwert.

*) In dem Flurnamen „Galgenberg“ — siehe „Flurnamen des Kreises Landeshut“ von E. Maetschke — hat sich die Erinnerung an ehemalige Galgen in unserem Kreise mehrmals erhalten.

Abb. 36.
Staupsäule
in Grüssau.



(Federzeichnung
von G. Kustle,
Schwarzwaldbau.)

2. In Grüssau an der Straße Grüssau – Friedland rechts bei Stein 0,8. Ohne Mordzeichen.
3. In Neuen an der Straße nach Friedland rechts bei Stein 2,6. Bis an die Kreuzarme im Sande versunken.
4. In Trautlieborsdorf.
5. In Albendorf gegenüber dem Gasthause „Zur Landesgrenze“. Stark verwittert, stark schief gerückt. Mordzeichen: Krummes Schwert? Zahl 1719? Sage: Nach einer Trautenauer Chronik wurde dort ein Mönch, der sich auf der Reise von Schaglar nach Braunau befand, ermordet; nach dem Volksmunde liegt hier ein russischer Offizier begraben.
6. In Buchwald am Dorfwege, ohne Zeichen.
7. In Michelsdorf im Garten des Gasthauses „Zu den Grenzbauden“, dicht unter Gesträuch verborgen.
8. In Tschöpsdorf an der Scholtisei. Es ist nur noch der Fuß und daher vom Mordzeichen (Messer) nur noch der untere Teil vorhanden.
9. In Pfaffendorf im Oberdorfe am Wege zum Kretscham. Mordzeichen: Gerades Schwert.
10. Bei Schreibendorf an der alten „Königsstraße“ Landeshut – Schmiedeberg links auf der Höhe etwa 600 Meter vor dem Schreibendorfer Bahnübergange. Mordzeichen: Messer. Ein Kreuzarm fehlt.
11. In Reußendorf im Niederdorfe rechts vom Fahrwege. 1927 gehoben und wieder aufgerichtet.
12. In Hartmannsdorf bei Stein 3,4.

13. In Wittgendorf gegenüber dem Gerichtskretscham zwischen StraÙe und Lässigbach. Ein Mann soll im Streit erschlagen und in den Lässig geworfen worden sein.

14. In Gaablau am Wege zur Kirche.¹⁾ In zwei Stücke gespalten und in das Brückengeländer eingemauert. Mordzeichen unkenntlich.

Die beiden „höchsten“ schlesischen Sühnekreuze stehen dicht an unserer Kreisgrenze, jedoch außerhalb des Kreises:

1. Auf dem Landeshuter PaÙ gegenüber der Schillerbaude in 727 m Seehöhe.

2. In Kreuzwiese, 100 m nördlich der Kreuzschänke in 700 m Seehöhe, tief in die Wiese eingesunken. Die Vorderseite zeigt ein breites Fleischhauerbeil (vor einigen Jahren nachgemeißelt). Das nur lose aufliegende stark verwitterte Kopfstück zeigt nur noch schwer kenntlich vorn ein Gesicht und an der Rückseite ringförmige Vertiefungen, die ein Mühlrad bedeuten sollen. Die Überlieferung berichtet, daß an der Stelle des Kreuzes ein Fleischargefelle einen Müller erschlagen haben soll.

Was unsere Väter jahrhundertlang schonten und hüteten, was sich herüberrettete aus alter Zeit in eine so anders geartete neue, sei auch uns und unseren Enkeln unverleßlich.



Die Dorf- und Stadtgärten im Kreise Landeshut.

Von Philipp Falkenstein, Landeshut.

Wer bei Wanderungen durch unseren Kreis sein Augenmerk auf die in allen unseren Dörfern gehegten Bauerngärten richtet, kann dabei einen tiefen Blick in die Vergangenheit des deutschen Volkes tun. Mit merkwürdiger Zähigkeit bewahrt durch ganz Deutschland der Bauerngarten in seinem Pflanzenbestand gewisse gemeinsame Züge, denen wir indes auch in den Gärten Osterreichs, der Schweiz, Dänemarks, Schwedens und Frankreichs wieder begegnen. Wenn N. v o n F i s c h e r in seiner „Altdeutschen Gartenflora“ recht hat, gehen diese gemeinsamen Züge in der Hauptsache zurück auf Verordnungen Karls des Großen über den Gartenbau auf seinen Hofgütern. Wir wissen z. B., daß der Kaiser in einer im Jahre 812 erlassenen Anweisung²⁾ u. a. den Anbau folgender Zier- und Nutzpflanzen

¹⁾ In Young, „Nachrichten von Kirchen und Schulen auf der Herrschaft Schwarzwaldau 1823“, findet sich über die Steinkreuze in Gaablau folgender Bericht: „Bei der Kirche stehen 2 ursprünglich beim Kretscham gewesene steinerne ††, welche Denkmäler eines begangenen Mordes zwischen ein Paar Bergleuten zur Zeit, als der Silberbergbau daselbst noch bestand, seyn sollen.“

Es giebt aber außer diesen Kreuzen deren noch zwei, jenen ganz ähnlich, diese liegen vor den Hausthüren der Possessionen Nr. 9 und 76. Einige Bergleute sollen im Streit gegen einander dort ermordet, geblieben seyn.“

²⁾ „Capitulare de villis“, eine Wirtschaftsordnung für die kaiserlichen Hausgärten, die erste bedeutende Urkunde über den deutschen Gartenbau.

anordnete: *Lilium* (weiße Lilie), *Rosa* (Rose), *Fenigrecum* (Wockshornflee), *Costum* (Frauenminze), *Salvia* (Salbei), *Ruta* (Raute), *Abrotanum* (Eber-
raute), *Cucumeres* (Gurken), *Pepones* (Melonen), *Cucurbitae* (Flaschen-
kürbisse).

Aber bereits in der vorausgegangenen Merowingerzeit sollen in Süd-
westdeutschlands Dörfern eingefriedigte Gärten mit Nutzpflanzen, sogar
Obstbäumen, bestanden haben. Unter dem Einflusse der Mönche —
besonders der Benediktiner — kamen Heil- und Würzkräuter in solche
einfache Bauerngärten. Die Mönche waren es zunächst, die das Landvolk
mit den natürlichen Heilkräften der verschiedenen Pflanzen, die obendrein
das Menschenauge durch ihre Blütenpracht erfreuten, bekannt machten.
Die noch jetzt sich vielfach in deutschen Gärten vorfindenden Pflanzen
brachten die Mönche z. B. aus den Klostergärten des Südens mit.

Die älteste Kunde von unseren heimischen Bauerngärten verdanken
wir Kaspar Schwenckfeld. Dieser war um das Ende des 16.
Jahrhunderts als Physikus in Hirschberg tätig und besuchte auch häufig die
Dörfer unseres Kreises. Er hatte im Sinne, die teuren Drogen des Aus-
landes durch heimische Arzneipflanzen zu ersetzen. Zu diesem Zwecke fragte
er die Bauern nach ihren Ansichten und Erfahrungen und durchforstete —
z. B. in Hermsdorf städt. und Michelsdorf — ihre Gärten. Seine No-
tizen, die allerdings mit abergläubischen Vorstellungen durchsetzt sind,
könnten zu interessanten Vergleichen mit unseren heutigen Dorfgärten an-
regen!

Eingehend hat sich als erster mit unseren Bauerngärten unser ver-
storbener Heimatforscher W. Patzschovsky befaßt. Ihm verdanken wir
eine während seiner Lehrtätigkeit in Dittersbach bei Liebau entstandene wert-
volle Arbeit über den Dorfgarten, die Zimmerpflanzen und Heilkräuter des
Liebauer Gebietes*). Nach seinen Angaben versteht man in unseren
Dörfern, wie in anderen Teilen Schlesiens, unter dem „Garten“ zumeist
den hinter dem Hause oder Gehöft gelegenen, oft mit Obstbäumen be-
pflanzten „Grasgarten“, von dem in der Regel ein Teil dem Gemüse- und
Veerenanbau dient. Was uns hier beschäftigen soll, ist dagegen das so ge-
nannte „Gärtel“ unserer Dorfbewohner, das, wie Patzschovsky fand,
meist nach Osten zu an der Vorderseite des Wohnhauses oder auch an
dessen Südseite liegt, fast immer aber dort, wo sich die große Wohnstube
des Hauses befindet.

Das Gärtel ist entweder mit einem Latten- oder Stangenzaun oder
mit einer Hecke von Weißdorn, Spiräen, Eisbeeren, seltener Heckenrosen
eingefaßt. Zur Abgrenzung der Beete dienen Buchsbaum, Pyrethrum oder
Federnellen.

In diesem Gärtel finden wir nun häufig jene alten Arznei-
pflanzen wieder: Weifuß (gegen Krämpfe verwandt), Wermuth (gegen
Appetitlosigkeit, Sodbrennen, Rheumatismus), Krauseminze (gegen Magen-
und Leibschmerzen), Pfefferminze (gegen Verdauungsleiden), Eibisch (gegen
Halsentzündung und Brustkrankheiten), Liebstöckel oder Wadefraut (als Zu-

*) W. Patzschovsky: „Volkstümliche Zimmer-, Garten-, Feld- und Wald-
pflanzen im Liebauer Tale“ Mitt. Schles. Ges. f. Volkskd. Jahrg. 1909 (auch 1897).

satz zu Bädern gegen Magenkrampf). In älteren Gärten fand man auch „Corabenediktakraut“ (Cardobenediktenkraut), das eine schweißtreibende und krampfstillende Arznei lieferte, und Vibernell („Trinkt Vibernell und Baldrian, dann wird die Pest ein Ende han“).

Von Küchenkräutern werden im Bauerngärtel bei uns vor allem angepflanzt: Schnittlauch, Zwiebeln, Petersilie, Meerrettich („Kren“), Dill, Pfefferkraut, Boretsch oder Gurkenkraut und Majoran.

Die Zierpflanzen nahmen ursprünglich im Gärtel im allgemeinen eine untergeordnete Stellung ein. Das hat sich aber, namentlich in der letzten Zeit, geändert. So sehen wir heute in den Vorgärten des Landeshuter Kreises je nach der Jahreszeit, Schneeglöckchen, Leberblümchen, Seidelbast, Veilchen, „Hängende Herzen“, Pfingst- und Ringelrose, Vergiftmeinnicht, Schneeball, Flieder, Rose, Levkoje, Meseda, Nachtsviole, Strohblume, Malve, Georgine und Aster blühen.

Zwischen ihnen läßt hier und da eine Bank oder auch eine einfache Laube zu einem Ruhestündchen nach harter Tagesarbeit ein.

Nicht ganz selten werden auch Feldblumen in den Pflanzenbestand des Gärtels aufgenommen, besonders solche, die als Arzneipflanzen Verwendung finden: Rainfarn oder Wurmkraut, Königskerze, Schafgarbe, Spigwegerich, Huflattich, Bitter- oder Fieberkraut, Johanniskraut, Gunderkraut, Quendel. Vom Natterzünglein, dem Stolgen Heinrich oder den Frau-Krücka, heißt es bei uns:

„Such zu Johanni Frau-Krücka
Und hoa se drin ein Stolle,
Wenn sich di Notta drinne blicka,
Do vertreibst se olle“.

Und vom quirlblättrigen Weißwurz:

„Wirbelförmige Weißwurz such als Futter,
Gib se dem Vieh, 's is für a Nutzen,
Du erzielst viel Milch und Butter,
Auch koanst Du a Hexen truchen.“

Leider wird das Bauerngärtel bei uns jetzt oft zur Anzucht von Feldpflanzen herangezogen, wodurch ihm sein ursprünglicher Charakter verloren geht. Man kann aber hoffen, daß dies nur eine vorübergehende Erscheinung ist, bedingt durch unsere gegenwärtige schwierige wirtschaftliche Lage. Zu tief eingewurzelt in das Empfindungsleben unserer Bevölkerung ist glücklicherweise die Freude am eigenen Garten in seiner altgewohnten Form. Auch in der Zukunft werden unsere Bauerngärtel unsere Heimat verschönen.

Manches Erbstück aus dem alten deutschen Vorgarten kann man erfreulicherweise auch noch in den kleineren Stadtgärten unseres Kreises antreffen. Die größeren Schmuckgärten hier sind Abwandlungen der — in Deutschland seit etwa 150 Jahren eingebürgerten — „englischen“ Garten- und Parkform, des landschaftlichen Gartenstils. Die neuzeitlichen Schmuck- oder Ziergärten, die zusammen mit dem Wohnhaus eine architektonische Einheit bilden, haben bei uns bisher kaum Boden gefunden.

Die größte Bedeutung hat für unsere städtische Bevölkerung seit etwa 20 Jahren, vor allem aber seit dem Kriege, der „Schrebergarten“ gewonnen. Diese nach dem Leipziger Arzt und Menschenfreund Dr. Schreber genannte, ursprünglich als „Kindergarten“ gedachte Schöpfung kam zu uns etwa um 1903. Oberglöchner K l i e s c h richtete den ersten Schrebergarten ein, und bald folgte der Gartenbauverein, dessen Tätigkeit sich im Kriege auf über 100 Morgen ausbreitete, wodurch über 1000 Familien mit Kartoffeln und Gemüse versorgt wurden.

Heute bedecken die Schrebergärten allein um die Stadt Landeshut eine Fläche von 18 Hektar mit 800 Parzellen. Das Landschaftsbild gewiß nicht immer vorteilhaft beeinflussend, gewähren sie aber Hunderten von Familien in unserem Kreise wirksame wirtschaftliche Förderung. Wenn auch weichere Gemüsesorten in manchen Jahren bei uns unter Spätfrösten stark zu leiden haben, wirft der Gemüsebau im allgemeinen doch gute Erträge ab. Lohnend ist bei uns besonders der Anbau von Beerenobst und Erdbeeren, der daher in unseren Schrebergärten immer größeren Umfang annimmt. Sehr langsam nimmt in unserem Kreise der Obstbau (siehe hierzu auch Abschnitt: Landwirtschaft) zu, der in größerem Maße nur in den windgeschützten Tälern am Kolben- und Landeshuter Kamme in den Graspärten betrieben wird. Unser Kreis ist der obstbauärmste der Provinz, was in den Witterungsverhältnissen begründet ist. Doch ist, wie Herr Gärtnerbesitzer N a u e r, Landeshut, im Landeshuter Heimatkalender von 1927 ausgeführt hat, bei geeigneter Sortenwahl und Pflege an geschützten Stellen erfolgreicher Obstbau in größerem Umfange möglich. Erwähnenswert sind mehrere alte Obstbäume in Görtelsdorf und Kindelsdorf, die 120–200 Jahre alt sind. Wesentlich zugenommen hat in den letzten Jahren in unseren Schrebergärten die Blumenzucht. So geben die Gärten ihren Inhabern neben wirtschaftlichem Gewinn vor allem innere Befriedigung und Gelegenheit zu gesunder Betätigung in reiner Luft und, was kaum hoch genug gewertet werden kann: Die Freude am selbstgebauten Erzeugnis, die Freude an der Natur, die Freude an der eigenen Scholle!

Die Erträge des durch die Rauheit unseres Klimas, stellenweise auch durch unvorteilhafte Böden bei uns wenig begünstigten Gartenbaues planmäßig zu fördern, vereinigen sich die Bestrebungen zielbewußt arbeitender Schrebergärtner, einheimischer Berufsgärtnereien und zweier Gartenbau-Vereine, deren segensreiche Tätigkeit besonders in und nach den Kriegsjahren von Bedeutung wurde.



Volksthum im Kreise Landeshut.

Von Günther Grundmann, Bad Warmbrunn.

Die Siedlungsformen des Kreises Landeshut, als eines Theiles Schlesiens, entspringen nicht nur der erstrebten Anpassung an das Landschaftsbild und den durch die Landschaft gegebenen klimatischen Verhältnissen, sondern sie sind gleichzeitig ihrer Entstehung nach auf außerschlesischen Überlieferungen aufgebaut. Insonderheit durchkreuzen sich die aus der mitteldeutschen, d. h. thüringischen und fränkischen Heimat mitgebrachten Gewohnheiten der schlesischen Kolonisten mit den in Schlesien aus dem Wesen der Landschaft und der slawischen Bewohner entwickelten Nothwendigkeiten. Diese Tatsache bestimmt auch im Kreise Landeshut das Bild jener drei für Schlesien typischen Siedlungsformen.

1. Das Straßens- oder Zeilendorf.

Besonders charakteristische Beispiele dieser Art sind Dörfer wie Schreibendorf, Michelsdorf, Wittgendorf (s. Tafel 5), Konradswaldau, Abendorf, jedoch auch sämtliche übrigen Dörfer des Kreises sind als Straßendörfer anzusehen.

2. Das Streudorf,

das sich dort ergibt, wo das für die Dorfanlage ausgenutzte Tal in bestimmten Höhenlagen in Wiesen- und Waldgelände hineingreift. Bezeichnende Beispiele dieser Art sind die oberen Dorfteile von Schreibendorf, Dittersbach städt., Hermsdorf gröff. und Oppau.

3. Die städtische Siedlung,

die trotz ihres grundlegend anderen Aussehens in ihrer Entstehung ebenfalls auf das Prinzip der Reihung zurückgeht. Das bei den ostdeutschen Siedlungsstädten uns gewohnte Bild des Rundlings mit dem im Mittelpunkt der Stadt abgesteckten rechteckigen Marktplatz, eine Form, die sich in den drei Städten des Kreises: Landeshut, Liebau und Schöenberg feststellen läßt, ist die letzte Form der Entwicklung der Straßendörfer zur Stadt, indem die Erweiterung der Dorfstraße zum rechteckigen Platz entweder die Gabelung der Straße oder die Kreuzung zweier Straßen zur Voraussetzung hat. Gerade im Kreise Landeshut läßt sich diese Entstehungstatsache besonders gut an den Hausformen ablesen, um so mehr als die Stadt Schöenberg mit ihren hölzernen und ihren steinernen Laubenhäusern geradezu als ein Bindeglied zwischen dörflicher und städtischer Siedlungsform angesehen werden kann.

Der Charakter der Landschaft und der Charakter der Menschen haben nun ihren eindrucksvollen Niederschlag in der Typenbildung des Bauernhauses*) gefunden (s. Taf. 8). Thüringisch-fränkische Stammeseigenart verbindet sich mit dem slawischen Rassenelement. Die klimatischen Lebens- und Wachstumsbedingungen beeinflussen das Temperament und genau so, wie

*) Die ersten Angaben über das heimische Bauernhaus und die heimische Tracht finden wir bei W. Patzschovsky „Beiträge z. Schles. Volkstunde aus dem Liebauer Tal“. Mitt. Schles. Ges. f. Volkstunde. Jahrg. 1897. Heft V 3. S. 69 ff.

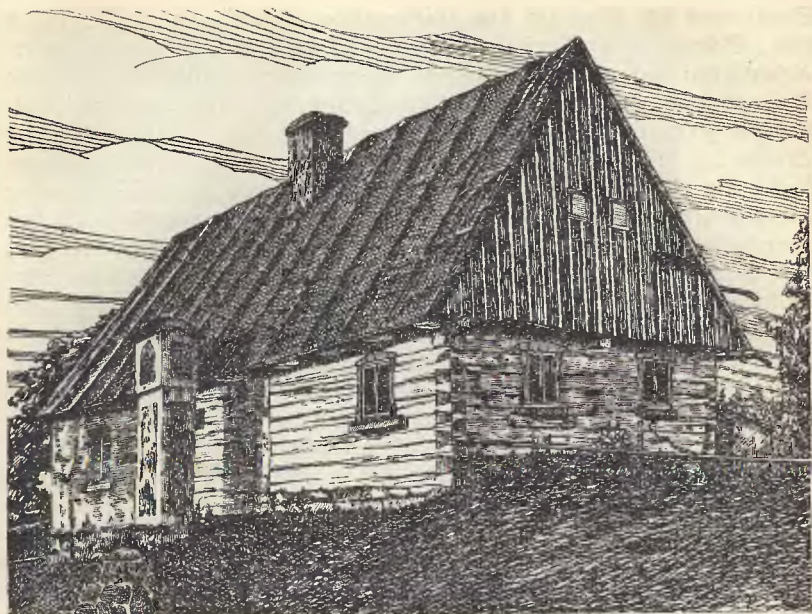


Abb. 37. Bauernhaus in Trautsliebersdorf in Blockholz- und Massivbau.
(Federzeichnung von Friedrich Paesler, Landeshut.)

sich bei solchen Mischungen und Bindungen der schlesische Bauer entwickelte, entwickelte sich mit ihm die Besonderheit seines Hauses. Das schlesische Bauernhaus vereinigt also bodenständig germanische Elemente mit dem slawischen. Bezeichnend ist der Rechteckgrundriß, der durch den das Haus in die Breite teilenden Gang in einen Wohn- und einen Wirtschaftsflügel zerlegt wird. Über diesem Grundriß erhebt sich in typischen Abwandlungen das Ein- oder Zweigeschoßhaus, in Block-, Fachwerk-, Ständerwerk- oder Massivbau ausgeführt. Im Vergleich zu den schlesischen Bauernhäusern wird man jedoch im Kreise Landeshut Besonderheiten beobachten können, die zum Teil auf die überwiegende Weberbeschäftigung und den damit verbundenen wirtschaftlichen Notstand zurückzuführen sind, eine Tatsache, die in Verbindung mit der Höhenlage der meisten Ortschaften des Kreises die Eingeschoßigkeit der Häuser und das Fehlen des Drempels bedingt. Die eingeschossigen Häuser sind durchweg Verbindungen von Massivbau mit Blockholzbau, wobei der Wirtschaftsflügel massiv, die große Wohnstube in Blockholzverband ausgeführt ist. Groß ist die Zahl derartiger Häuser, bei denen die an die große Blockholzwohnstube anstoßende Kammer fehlt, so daß sich auf der rechts oder links vom Gang liegenden Hausseite ein einziges Zimmer mit Fenstern nach drei Seiten befindet, ebenfalls ein Beweis von nicht allzu großem Reichtum der Landschaft. Sehr bezeichnend ist es nun, daß die vor den Blockverband gestellten, dicht an der Wand anliegenden Stiele oder Säulen, die die Dachkonstruktion tragen, entweder ganz fehlen oder außerordentlich dünn sind, keinerlei Zierformen haben und ganz selten Kopfbänder aufweisen.

Sowie man sich allerdings dem Riesengebirge nähert, also in Dittersbach städt., Schreibendorf, Reußendorf, Hermsdorf städt., hört die eben gezeichnete Besonderheit auf, und die Bauform ähnelt außerordentlich stark der des Riesengebirges, d. h. die vorgestellten Säulen sind dicker und mit Kopfbändern gesichert. Auffallend ist es auch, daß sich in diesen Orten der Brauch, die Holzteile schwarz gegenüber der weißgetünchten Wand abzusetzen, stärker als im Süden und Osten des Kreises erhalten hat. Die Zahl der zweigeschossigen Fachwerkhäuser ist gering, jedoch sind die nachfolgenden Beispiele beachtenswert: so das Haus Nr. 68 in Haselbach mit Fachwerkverband, bei dem an der Giebelseite ein Nutenmuster besonders dekorativ die Konstruktion unterbricht. An das Haus ist rückwärts ein Verschlag mit Obergeschos angebaut, der auf einer einfach behauenen hölzernen Säulenstütze ruht. Ebenso gut ist das Haus des Dr. Spaeth in Haselbach mit Andreaskreuzen unter den Fenstern und verbreitertem Giebel. In Michelsdorf fallen die Häuser Nr. 182, 192 und 203 auf, wobei als Besonderheit die verhältnismäßig hohen abgemalnten, oft gebrochenen Giebeldächer auffallen. Desgleichen finden sich Beispiele dieser Art in Oppau. Wenn sich im ganzen Kreise Landeshut z. B. im Gegensatz zum Kreise Löwenberg nicht eine einzige Bühne oder Galerie feststellen läßt, desgleichen nur vereinzelte Beispiele von Frankspitzen vorkommen, so an einem Haus in Haselbach, ferner das Hermannsche Haus in Albenborn, welches durch die schönen unter den Vorbau gestellten Holzsäulen und die überaus malerische Anlage auffällt, und ein sehr schönes Haus in Kindeleborn (s. Tafel 8), bei welchem die unter dem sogenannten fränkischen Stübchen zwischen den mit Kopfbändern gesicherten Stielen eingebaute Blockholzstube vielleicht nachträglich entstanden ist, so wird der hier festzustellende Mangel durch zwei eigenartige Sondergruppen voll ausgeglichen:

Erstens hat der Kreis Landeshut in Schömberg jenen Typ des *Holzlaubenhäuses* bei dichter Straßenreihung entwickelt, der im Rahmen der schlesischen Volkskunst Schömberg eine so besondere Bedeutung gibt. Schon der Volksmund hat sich mit der Namensnennung dieser beiden Schömberger Häusergruppen angenommen. Eine Gruppe von sieben Häusern trägt den Namen der „sieben Brüder“ (Taf. 22), und eine Gruppe von ehemals 12 Häusern den der 11 Apostel. Der 12. Apostel, Judas, ist eingestürzt. Was diese Holzlaubenhäuser von den Bauernhäusern unterscheidet, ist die Umorientierung des Hauses von der Querachse auf die Längsachse. Die Grundrißform der 11 Apostel ist bei jedem Haus die gleiche. Die Häuser stehen mit der Giebelseite zur Straße, dicht aneinander gebaut, jeder Giebel wird von drei Stielen getragen, wobei allerdings jedes Haus den Giebel des Nachbarhauses mit benützt, sodaß also die elf Häuser auf 23 Stielen stehen. Die dahinter liegende Vorderwand des Hauses hat 3 Fenster und eine Tür und zwar entsprechen diesen Fenstern auf der linken Seite eine eisenstrige Kammer mit dahinter liegender Bodentreppe und auf der rechten Seite die Kochstube mit dahinter liegendem Massivkamin. An diese durch den Eingangsraum voneinander getrennten beiden Räume setzt sich rückwärtig eine die ganze Tiefe und Breite des Gebäudes ausfüllende Stube an. Die Schömberger Laubenhäuser in Holzkonstruktion, deren auch Landeshut noch einige aufweist, mit denen in Mittelwalde in der Grafschaft Glatz in Zu-



a) Alte Haube
(Schömberger Heimatmuseum).



b) Schmiedeeisernes Gitter und Hellebarden
(Schömberger Heimatmuseum).



c) Alt.Kachelofen a.Trautliebendorf
(Riesengebirgsvereinsmuseum
Hirschberg).

Tafel 7 Kunstgewerbliches aus dem Kreise Landeshut.

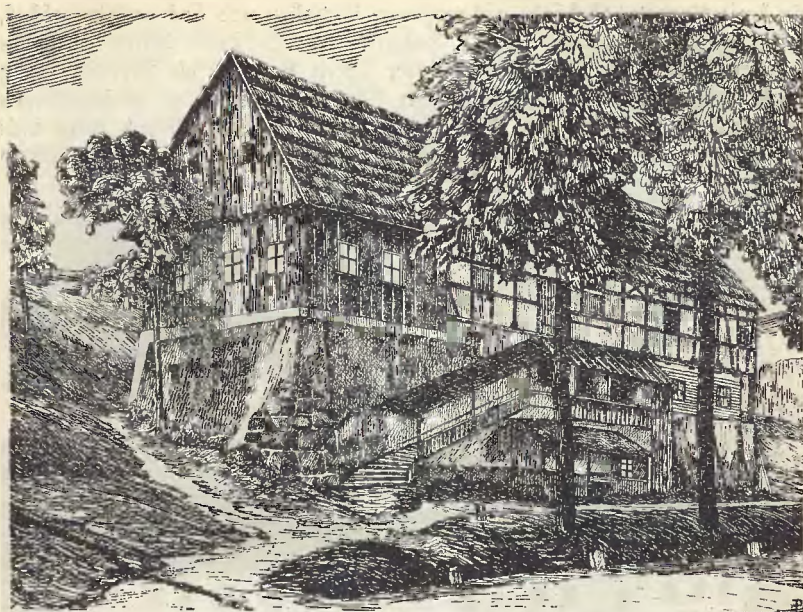


Abb. 38. Der Fürstentretscham in Michelsdorf.
(Federzeichnung von Friedrich Paesler, Landeshut.)

zusammenhang gebracht, erbringen den sichtbaren Beweis des Überganges der Holzbaumweise des Bauernhauses zum Steinbau des Stadthauses. Die charakteristische Stellung des Giebels zur Straße wird beibehalten, an Stelle der Holzsäulen, die durch Kopfbänder in einem Beispiel in Schömberg bereits in der Holzkonstruktion den Laubenbogen des Steinhauses vorbereiten, treten zwei bis vier Steinpfeiler mit dazwischen gespannten Korbbogen, Halbkreisbogen oder Spitzbogen. Der Mannigfaltigkeit der Laubenöffnungen entspricht die der Giebel, allerdings haben Feuersbrünste meist bewirkt, daß man mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts dazu überging, die Traufseite nach der Straße oder dem Marktplatz zu legen. So hat Liebau gar keine Giebel mehr, wohl aber Schömberg und Landeshut. Die Gestaltung der Fassade selbst steht unter dem jeweils der Mode und dem Zeitgeschmack entsprechenden Stilwillen von der Renaissance bis zum Klassizismus, immerhin in einer dem Wesen der Volkskunst entsprechenden primitiven Stimmung, die eine Einbeziehung des mehr oder minder kleinstädtischen Laubenhauses in die Betrachtung rechtfertigt.

Die zweite beachtenswerte Baugruppe, die den Bauernhausbau über das allgemein übliche hinaushebt und die gerade im Kreise Landeshut zu hervorragenden Leistungen geführt hat, ist die Gruppe der Kretscham- oder Scholtiseibauten. In ihnen kann ein Sinnbild alter dörflicher Selbstverwaltung gesehen werden, dessen traditionelle Grundlagen in der Handhabung der schles. Kolonisation des 13. Jahrhunderts zu finden ist. An erster Stelle steht der „Fürstentretscham“ von Michelsdorf (Abb. 38),

ein breitgelagertes Gebäude mit massivem Unterbau und Fachwerkobergeschoß, dessen größte Zierde die an der Langseite des Gebäudes befindliche breite gedeckte Treppe ist. In sehr geschickter Weise hat hier die Terrainneigung baukünstlerisch zur Umgestaltung einer Notwendigkeit in ein Schmuckmotiv geführt. Wenn auch das Alter dieses Gasthauses auf Grund eines nicht nachzuprüfenden Urkundenbeleges vom Jahre 1412 zu hoch gegriffen ist, so



Abb. 39. Scholtisei in Oppau.
(Federzeichnung von Alfred Makler, Hirschberg.)

besteht doch durchaus die Möglichkeit, daß die Erwähnungen von 1624 und 1664 bereits die heutige Gebäudegestalt annehmen lassen und sich die Inschrift 1772 J. G. W. (Joh. Gottl. Wönsch) nur auf einen Aus- oder Umbau bezieht. Ähnlich in den Ausmaßen, nur nicht so malerisch, ist die Scholtisei von Oppau, deren im massiven Unterbau unregelmäßig verteilte Fenster Renaissance-Fascien-Umrahmung aufweisen, während das Obergeschoß mit dem gewalnten Schindeldach eine straffe Fachwerkgliederung zeigt. Über dem rundbogig geschlossenen Hauptportal ist ein Nabe eingemeißelt, dem an einer inneren Tür ein ähnlicher Vogel mit der Jahreszahl 1558 entspricht. Erbauer des Hauses, das mit zwei weiteren ähnlichen Gebäuden zu den ältesten des Dorfes zählt, soll ein gewisser Nabe gewesen sein.

Als bedeutender Blockholzbau mit vorgestellten freistehenden Ständern fällt die Scholtisei von Werthelsdorf ins Auge. Schlichte Massivbauten des 18. Jahrhunderts mit gewölbten Räumen sind die Scholtiseien von Abendorf, Schreibendorf, über dem Portal mit E. G. W. 1793 beschriftet, und der Gasthof von Buchwald aus dem Jahre 1809, wie überhaupt bäuerliche Massivbauten mit oft eigenartig gebrochenen und gewalnten Schindeldächern in den Dörfern auffallen, so die Dampfäge in Buchwald und die sehr malerische Wassermühle in Görtelsdorf.

Völlig über den Proportionen des üblichen steht der Fromholdtsche Gasthof in Hermsdorf städtisch, dessen steiles Satteldach über dem mächtigen Gebäuderechteck, noch gesteigert durch die erhöhte Lage, das Dorfbild entscheidend beherrscht. Hier handelt es sich jedoch nicht um ein bäuerliches Gasthaus, sondern um ein festes Haus mit Wassergräben an zwei Seiten, das dem Geschlecht der Schaffgotsche und zwar Hans Schaffgotisch, genannt von Kinast auf Kreppelhof, gehörte, dem Pfandbesitzer von Hermsdorf. Sein Wappen mit der Jahreszahl 1541 und dem Vers „Gott, Du ewiges Wort, hilf dem Leibe hier und der Seele dort“ zeugt davon.

So wenig das Schloß als Bauwerk Angelegenheit der Volkskunst ist, so bedeutsam ist es jedoch als Steigerung und Akzentuierung des Dorfbildes. Rechtfertigt sich so seine Einbeziehung in das Gebiet der Volkskunst, so vermögen Einzelheiten die einstige Vibeinheit von Volks- und Stilkunst zu beleuchten. Am stärksten offenbart sich diese Einheit im Mittelalter. Seit mit dem Humanismus die Kluft zwischen dem gebildeten Aristokraten und Gelehrten einerseits und dem Bauern andererseits aufgerissen wurde, beginnt sich Volkskunst von Stilkunst zu trennen. Immerhin bedeutet die Tradition des zünftigen Handwerkers ein wichtiges Bindeglied. Das Schloß Kreppelhof ist in dieser Hinsicht wesentlich (siehe auch den Aufsatz über Schloß Kreppelhof von Böck). Die Plananlage selbst des Hufeisengrundrisses mit den zum Hof offenen zweigeschossigen Hallengängen und den Staffelgiebeln verrät den italienischen Einfluß auf den deutschen Baugedanken. Die reichen Einzelheiten dagegen an Fenster- und Türgewänden verbinden die modische Tendenz mit naiver volkstümlicher Auffassung, die Jahreszahlen 1566, 1569, 1588 bestätigen gleichzeitig, daß im 16. Jahrhundert die Abtrennung der Stilkunst von der Volkskunst festzustellen ist. Die späteren Schloßbauten von Pfaffendorf und Schwarzwaldau haben mit Volkskunst als Werke des 17. und 18. Jahrhunderts nichts mehr zu tun, soweit es sich um die repräsentativen Herrschaftshäuser handelt. Die Scheuern dagegen mit ihren breiten Dächern und ihren deftigen Holztoren, die Feldsteinmauern mit den reizenden Rundtürmen in Pfaffendorf, die Brunnenträge mit ihren naiven Steinplastiken, in Schwarzwaldau der wappenhaltende Löwe von 1655, in Pfaffendorf eine Sphinx aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, halten die Verbindung zur Volkskunst noch lange aufrecht, obwohl die Trennung der geistigen Oberschicht von der Psyche des Volkes längst vollzogen wurde.

Bedeutet das Schloß eine Steigerung des dörflichen Baugedankens in weltlicher Hinsicht, so kann ein gleiches in geistlicher Hinsicht bei der Kirche beobachtet werden. Wenn auch bei ihr seit der Renaissance die Kluft von Stilkunst und Volkskunst immer weiter aufreißt, so ist doch unleugbar, selbst im Barock noch, die Bildung von Volksempfinden und kirchlicher Stilgestaltung so tief verankert, daß die reichsten Schöpfungen des Barock eine volkstümliche Umformung in der Dorfkirche durchmachen.

Die Kirchen des Landeshuter Kreises sind typische Zeugen für diese Beobachtung. Aufs innigste mit dem dörflichen Empfinden verbunden ist die Schreibendorfer Kirche der Himmelfahrt Mariens aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts mit dem kreuzgewölbten Chor mit spätgotischen Rippen, dem schlichten flachgedeckten Schiff und dem köstlichen Altarschrein mit seinen

fünf Flügeln auf Goldgrund aus dem Jahre 1521. Die im Mittelfeld dargestellte Himmelfahrt Mariens ist von einer Innigkeit, die den Bildschnitzer selbst ergriffen von dem Wert und der Verantwortung seiner Arbeit erscheinen läßt. An hohen Festtagen erstrahlt die Verheißung des Bildwerkes, in der Passionszeit schließen sich die mit der Leidensgeschichte Christi gemalten Flügel darüber. Gewaltig wirkt neben diesem Altar ein zweites Werk des Mittelalters, der in Neuen befindliche 3 Meter große Gekreuzigte mit Maria und Johannes aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, der wohl die mittelalterliche Klosterkirche von Grüssau geziert haben mag, ein Werk von der einzigartigen Größe schmerzhafter Glaubensüberzeugung. Mittelalterlich in der Anlage sind die Marienkirche in Neuhendorf aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Abb. 40), die zu Trautlieborsdorf, zu Abendorf die St. Michaeliskirche, deren kleiner kapellenartiger Bau die Stimmung tiefen Friedens atmet, und die überaus malerische zu Mittel-Konradswaldau, die in ihrem Außenbild den Inbegriff einer Dorfkirche bedeutet (Abb. 41). Gegenüber diesen schlichten Formen und der gewaltigen Kraft ihrer Bildwerke atmet die Renaissance eine fröhliche Selbstverständlichkeit. In evangelischer Zeit gebaut, aber durchaus den überkommenen Überlieferungen angepaßt, unter-



Abb. 40. Kirche in Neuhendorf.
(Federzeichnung von Alfred Mahler, Hirschberg.)



Tafel 8

Altes Bauernhaus mit Laube in Kindelsdorf.

Phot. Thur

scheiden sich die Bauwerke selbst — es sind das vor allem die Kirchen von Haselbach St. Bartholomaei von 1593, von Hartmannsdorf St. Michaelis von 1686 und von Alt-Weißbach St. Matthaei von 1609 — kaum von ihren Vorgängern. Ihre Altäre dagegen beweisen den Wandel der Gesinnung, sie schließen sich mit den Altären von Rudelstadt, Schildau und Seitendorf im Kreise Schöнау zu einer so geschlossenen Einheit zusammen, daß hier die gleichen Meister resp. eine Werkstatt um 1610 angenommen werden muß. Die frohe Farbigkeit, die freie Komposition der Reliefs, die Güte der in den Formen der Hochrenaissance gehaltenen Aufbauten findet sich übereinstimmend. Daß sich das einfache Volk mit diesen naiven Schöpfungen eines tüchtigen Handwerkerturns ebenso verbunden fühlte wie der Adel, davon zeugen die Emporenbemalungen von Schreibendorf. Neben feinen heraldischen Wappendarstellungen von 1610 zeigen sich eine Reihe von Engeln, deren zwei die Versunterschrift neben dem Meisterzeichen S. M. H. 1632 tragen: „Dieser zwei Engel Bildniß malen hat lahn zum Gedächtniß Caspar Kleiner in Landeshut Sattler auß recht dankbarem Muth ob der in vergangenem Jar auß großer noth erlösten Gefahr.“

Mit dem 17. und vor allem dem 18. Jahrhundert wird der Kirchenbau des Kreises Landeshut völlig beherrscht durch die künstlerische Ausstrahlung seines geistlichen Zentrums, der Zisterzienserabtei Grüssau (siehe den Aufsatz über Grüssau von P. M. von Lutterotti). Abgesehen von den Großbauten im Grüssauer Klosterland, der Marien- und Josephskirche von Grüssau, der Josephskirche von Schönberg und der Marienkirche von Liebau, können selbst die kleineren Kirchen Wittgendorf, Oppau, Albbendorf, Berthelsdorf, Ullersdorf, Michelsdorf, Reichhennersdorf kaum unter den Begriff der Volkskunst gerechnet werden. Denn bei allen handelt es sich um Bauten erfahrener und stülgewandter Architekten, deren Schulung außerhalb des spezifisch schlesischen Charakters und außerhalb landschaftlicher Bedingtheit zu einer ganz persönlichen Künstlerindividualität geführt hat, die im 18. Jahrhundert die Stilkunst von der Volkskunst abtrennt und eigene Wege gehen läßt. Trotzdem wäre es verfehlt, nicht an den tiefen Widerhall dieser Bauten auf das Volksempfinden zu glauben, umso mehr als es sich hier um eine künstlerische Sprache handelt, die mit einer nie dagewesenen Modulationsfähigkeit jede Stimmung, jede Absicht, jedes Bekenntnis umfaßt. So betrachtet, lassen sich auch die evangelischen Bethauskirchen der preussischen Zeit des 18. Jahrhunderts, die sehr einfachen Saalkirchen von Konradswaldau und Haselbach 1751 u. 54 und die reichere von Michelsdorf 1775, deren traditioneller Vorläufer die Landeshuter Gnadenkirche ist, dem Geist des Barock einfügen, jedoch andererseits dem Empfinden der Volkskunst nächst verwandt sein. Ihre Entstehung bedingt von vornherein eine enge Beziehung zum Bauernhaus, da sie wie dieses in Fachwerk als Notkirchen errichtet und oft massiv in späterer Zeit umgebaut wurden, z. B. Haselbach. Die künstlerisch höchststehende ist die zu Michelsdorf, deren Innenraum in der Deckenlösung an Schmiedeberg erinnert. Ihre Erbauer waren auch zwei Schmiedeberger Meister, der Maurermeister Bandt und der Zimmermeister Goffer. Altar, Kanzel und Staffierung 1786, 1780 und 1777 verfertigte der Schmiedeberger Bildhauer und Maler Chr. Sigismund Lorenz.

In Verbindung mit dem Dorf- und Landschaftsbild erfahren die mittelalterlichen Kirchen eine bedeutsame Steigerung durch den sie umgebenden Friedhof. Zwar fehlen die Wehrbauten und Torhäuser völlig, jedoch deuten die fast kreisrund gezogenen Feldsteinmauern den ursprünglichen Verteidigungsgedanken der Friedhöfe noch an, häufig von malerischen Torbauten des 17. Jahrhunderts unterbrochen, so Michelsdorf mit Torbau von 1735, Schreibendorf, Haselbach, Werthelsdorf mit Tor von 1658, Hartmannsdorf, Wittgendorf und andere.

Zu den kirchlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Volkskunst gehören vor allem noch die besonders im Grüssauer Klosterland häufigen Kapellen, die bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts aus Fachwerk erbaut waren, ferner Heiligenfiguren, wie der hl. Nepomuk auf der zweibogigen Brücke in Grüssau oder auf dem Liebauer Markt von 1727. Und von unheimlichem Geschehen kündeten die Steinkreuze, (s. Abb. 34), die den Wanderer zu kurzer Rast auffordern sollten und eine Bluttat zu sühnen bestimmt waren, so das Steinkreuz von 1715? in Albdorf, die beiden Kreuze an der Brücke zu Gaablan, das zu Hartmannsdorf, in Hermsdorf gr., in Trautliebersdorf und Neuen. (Siehe Aufsatz Kunica: „Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechts“. S. 346—350).

Zimmermeister, Maurer und Steinmetz haben das bisher erwähnte geschaffen, in seltenen Fällen des Kirchenbaues stand über dem Maurermeister der gelernte Architekt. Aus dem Volk erwachsene Handwerker, mit den Bedürfnissen des Bauern und Häuslers vertraut, sind es gewesen, die mit Hammer, Kelle und Eisen und mit einem gut Teil gefühlsmäßigem Können Haus und Kirche, Mauer und Zaun, Steinkreuz und Kapelle, Fenster- und Zürgewände gestalteten. Und ein gleichgesinntes Handwerkertum schuf den Hausrat, weltlichen und geistlichen Schmuck, vom einfachen Ackergerät bis zum Altar. Viel ist davon im Laufe der Zeit verschwunden, doch manches hat sich erhalten und versetzt uns in die Lage, die einzelnen Arbeitsgebiete mit den sonstigen schlesischen Handwerksgebieten zu vergleichen und manche Leistungen des Kreises Landeshut herauszuheben.

Von zwei der höchstentwickelten handwerklichen Betätigungen Schlesiens, der Glasmacherkunst und der Keramik, hat der Kreis Landeshut eigene Produktionsstätten nicht aufzuweisen, wohl aber finden sich in zahlreichen Beispielen Erzeugnisse der bodenständigen Bauernöpferei, in erster Linie die schönen alten Ofen mit ihren einfach glasierten Kacheln, von denen sich als bestes Beispiel der Ofen aus Trautliebersdorf (18. Jahrhundert) mit seinen weißgelb grundierten Kacheln mit bunt gemalten Dorfbildern im Riesengebirgsmuseum in Hirschberg erhalten hat (s. Taf. 7). Die zahlreichen noch zu findenden über Glasurbemalten Bauernzeller dürften ebenso wie die Gefäße aus der Lausitz und Bunszlau durch die Jahrmärkte in die Bauernhäuser eingeführt worden sein. So sind auch einzelne Stücke in der edlen Technik des Glasschnittes, wie der schöne Glaspokal der Müllerzunft von 1797 in Schömburg, gewiss in Warmbrunn geschnitten. Das gleiche läßt sich von den Hinterglasbildern sagen, die sich z. B. im Schömburger Museum und in vielen Bauernstuben des Grüssauer Klosterlandes erhalten haben. Auch sie sind



Abb. 41. Katholische Kirche in Konradswaldau.
(Federzeichnung von Alfred Mähler, Hirschberg.)

nicht einheimische Erzeugnisse, sondern durch fahrende Händler bis ins 20. Jahrhundert aus der Grafschaft Glatz in den Kreis gekommen.

Einheimischen Ursprunges ist dagegen die Herstellung des Möbels. Die für Schlesien charakteristischen Formen der ein- und zweitürigen Stollen- und Kastenschränke sind ebenso festzustellen wie die Brotalmer, in der üblichen Weise mit farbiger Holzimitation auf den Rahmentheilen und bunten Blumendarstellungen auf den Füllungen bemalt. Beispiele hierfür sind ein zweitüriger Schrank von 1771 im Schömberger Museum und einer in Neuener Privatbesitz von 1825. Tische und Schemel sind in der üblichen Form gearbeitet; eine sehr hübsch ausgesägte Rückenlehne eines Schemels ist in der Schreibendorfer Kirche mit 1799 bezeichnet. Die Bettstatt mit dem Baldachin war noch bis vor einigen Jahren in einem prachtvollen Stück aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, mit Bibelszenen bemalt, in einem Bauernhaus in Dittersbach städt. zu sehen. Die ehemals allen Häusern gemeinsame Zimmereinrichtung mit dem über und an der Tür eingebauten Zellerbord hat in einer seiner Radierungen aus dem Schlesierleben Erich Fuchs festgehalten, wobei ihm als Vorbild das Veiersche Haus in den Harteshäusern in Haselbach diente. Manche gute Tischlerarbeit ist im Besitz der Zünfte verblieben, vor allem die Innungsladen, die heute das Museum in Schömberg aufbewahrt. Wie reizvoll sind diese einfachen mit handgeschnittenen Emblemen gezierten Kästen der Schneider-, Schuhmacher-, Tischler-, besonders die der Bäckerzunft mit der lustigen Brezel und Krone. Reicher ist schließlich das Material der Kirchen, neben Stühlen, vor allem Weichstühle, so der in der

evangelischen Kirche von Haselbach mit Holzmaser- und Intarsiemimilation von 1742. Rechnet man zu diesen Tischlerarbeiten auch die oft sehr schlichten Emporeneinbauten mit bemalten oder ausgesägten Brüstungen, wie in Wittgendorf, Schreibendorf, ferner Taufsteine in Holz und andere einfachere kirchliche Arbeiten hinzu, so beginnt sich das Bild einfacher dörflicher Handwerkskunst zu vervollständigen, ohne daß es neben den imponierenden und reichen Inventarstücken der Grüssauer Tischler-, Bildhauer-, Maler- und Staffiererschule verdunkelt wird. Doch auch bei diesen leistungsvollen Leistungen eines zünftigen Handwerkertums findet sich manch volkskunstverwandtes Stück, vor allem in den Arbeiten Schrötters, jenes einheimischen Meisters, der aus ganz einfachen dörflichen Verhältnissen aufgewachsen ist und selbst in einem Altarwerk, wie dem 14 Nothelferaltar in Ullersdorf (siehe Tafel 12), seine bodenständige bäuerliche Naivität nicht zu verleugnen vermag. Die Abgelegenheit des Kreises Landeshut hat jedoch nicht wie im Hirschberger Tale zu der großen Fülle von Kleinschnitzereien und Curiosen geführt. Freilich hat man selbst bei dem Berufsgerät z. B. Webstühlen, Spinnrädern, Rockenständern und Mangelbrettern (Museum Schömburg) zur Verschönerung das Schnitzmesser benutzt, und dieser oder jener besonders veranlagte Bauer mag an stillen Winterabenden manch Spielwerk oder Spielzeug gebastelt haben, wie das bei der Schmiede in Neuen stehende originelle Windrad mit beweglichen geschnitzten Figuren zeigt, aber im ganzen sind diese Arbeiten höchst seltene Ausnahmen. Um ihrer Originalität willen sind jedoch drei Beispiele auf dem Gebiete des Holzes erwähnenswert: In erster Linie die Schömburger Krippe im schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau, deren reicher Prospekt die typischen Häuser, daneben die Landeshuter Gnadenkirche und die Kapellenbauten des Grüssauer Klosterlandes als Vorbilder verwendet. In der Zusammenstellung der Motive wie in der primitiven Schnitzerei der heiligen Figuren offenbart sich das Wesen echter Volkskunst. Ferner die in der evangelischen Kirche von Haselbach aufbewahrte Andenkensäule von 1813–15, die wahrscheinlich von der Friedensfeier stammt, und die prächtige Feuersprünge von Pfaffendorf, die zwar laut Inschrift 1788 zu Gnadenfrei von Meister Christ. Gärtner erbaut worden ist, die jedoch in ihrer höchst primitiven Konstruktion bei aller Zweckmäßigkeit eine künstlerische Durchformung verrät, deren sich auch die stolze Inschrift durch das Wort „erbauen“ bewußt war. (Siehe Abb. 51.)

Die gerade in den an Erzen reichen Gebirgskreisen vorkommenden Metallarbeiten dürften mehr oder weniger einheimischen Ursprunges sein. Neben die reichen Gitter des Landeshuter Gnadenkirchhofes, der Gnadenkirche selbst und der Grüssauer Stiftskirche reihen sich gute Kunstschmiedearbeiten auf dem Lande, so die Fenstergitter des Liebauer Rathauses, die drei im Schömburger Rathaus aufbewahrten Gitter (s. Taf. 7), die Fenstergitter des Späthschen Hauses in Haselbach, meist aus dem Ausgang des 17. und Beginn des 18. Jahrhunderts mit der für diese Zeit charakteristischen Technik des durchgesteckten Rundstabes und den Zierformen des Akanthusblattes und der Grottesköpfe, hier wie in den meisten anderen Fällen den Beweis erbringend, daß den Schmiedemeistern Kupferstiche der Augsburger Verleger als Vorlagen dienten. Zu den Gittern treten die komplizier-

ten Kirchenschlösser mit ihren schönen Schlüsseln, die gern als Meisterstücke zur Aufnahme in die Zunft gearbeitet wurden, in den Bauernhäusern geschmiedete Rieghalter und die Fülle der vom Grobschmied hergestellten Eisenteile des Acker- und Wirtschaftsgerätes.

Zinnguß dürfte kaum im Landeshuter Kreise heimisch gewesen sein, da die in einzelnen Bauernhäusern erhaltenen Zeller, ferner die Leuchter der Kirchen und die Innungsstücke des Schönberger Museums, so der Schuhmacherpokal von 1710, der Tischlerpokal von 1684, der Schügenpokal von 1707, Greiffenberger oder Löwenberger Zinnstempel tragen.

Selten sind Beispiele von Rot- und Gelbguß, umso mehr als das meiste in den Kriegsjahren aus den Küchen verschwunden ist, doch findet sich sicher noch manches messing- oder kupfergetriebene Stück, wie die Blaker in den evangelischen Kirchen von Haselbach und Michelsdorf und das schlichte und doch in der Form so edle Weihwasserbecken in der katholischen Kirche in Haselbach.

Der handwerkliche Ruf des Kreises Landeshut beruht jedoch in erster Linie auf dem der Textilverarbeitung und zwar dem der W e b e r e i. Diese Beschäftigung hat als Hauptverdienstzweig die wirtschaftliche Struktur des Kreises bedingt und beherrscht noch heute, wenn auch in industriell veränderter Form, die gesamte Produktion. Man ist zwar nicht gewöhnt, die Leinenweberei als ein Gebiet der Volkskunst zu bezeichnen, und doch hat, rein



Abb. 42. Festtracht einer Bäuerin aus dem Landeshuter Kreise um 1870.

(Federzeichnung von Ch. Gomanstj nach einem Lichtbild).

handwerklich betrachtet, der Arbeitsvorgang, das Spinnen, Spulen, Scheren, Pfeifen und Handweben, alle Merkmale einer das gesamte bäuerliche Leben bestimmenden Handwerkskunst. Die von allen Familienmitgliedern erworbene Geschicklichkeit der materialgestaltenden Handgriffe greift naturgemäß auch auf andere Gebiete über und drängt gleichzeitig zur Anwendung schwieriger Arbeitsmethoden. Die Gewöhnung an Qualitätsleistungen beeinflusst den an jede handwerkliche Arbeit zu legenden Maßstab. Zum glatten Webstück gesellt sich die Musterweberei. Allerdings hat sie sich im Kreise Landeshut nicht wie in Schmiedeberg und Greiffenberg im 18. Jahrhundert zur Gebildweberei ausgebildet. Aber die Damastweber jener Nachbarkreise stammen aus unserer Gegend, nämlich aus Hennersdorf und Oberzieder bei Grüssau, von wo sie 1666 ihres Glaubens wegen nach Großschönau in Sachsen auswanderten; von dort kehrten sie 80 Jahre später nach Schmiedeberg und Greiffenberg zurück. Daß das Bedrucken der Gewebe mit holzgeschnittenen oder Kupferstiftsmodellen geübt wurde, beweisen einzelne im Schönberger Museum erhaltenen Stücke. Verarbeitung reicherer Stoffe und Veredlung derselben durch die verschiedenen Techniken der Nadel sind in früherer Zeit Allgemeingut der weiblichen Dorf-

bevölkerung gewesen. Zeugnis davon legen ebenso die kirchlichen Paramenten und Gewänder ab, die sicherlich in manchem Beispiele heimischen Ursprunges sein dürften, wie die einzelnen Schmuckstücke der bäuerlichen *T r a c h t e n*. Gleich allen anderen Kreisen Schlesiens wird auch im Landeshuter Kreise die Tracht nicht mehr getragen, jedoch in Truhen und Läden hat sich so manches erhalten, das den Beweis erbringt, daß die Männer- und Frauen-tracht der in Schlesien üblichen in allen Einzelheiten entsprach. (Siehe Abb. 42 und 54). Die langen „Gootstiner“-Röcke der Männer, die Spenzer der Frauen, die Sonntagszylinder und Tressenkappen, deren Form und Verarbeitung in den südlichen Teilen des Kreises stark den Böhmisches Kappen gleicht, die Brusttücher in bedruckter Seide oder übereinstimmend mit den Schürzen in Weißstickerei ausgeführt und die Hauben (Tafel 7), sie waren bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts allgemein üblich. Ihre Reste bewahrt das Schömberger und das Riesengebirgsmuseum in Hirschberg.

So wie im 19. Jahrhundert die Tracht abgekommen ist, erleben wir heut das langsame Verschwinden des charakteristischen Bauernhauses. Eine neue Zeit verdrängt das Alte. So sehr wir überzeugt sind, daß dieser Entwicklung die wirtschaftliche und technische Durchdringung des Lebens zu Grunde liegt, so sehr ist es auch zu wünschen, daß diese Wandlung des Lebens zu einer Wandlung der künstlerischen Form führt und nicht, wie es heut auf dem Lande erscheinen will, zu ihrer Zerstörung.



Wachbrücke bei Landeshut.

(Federzeichnung von Friedrich Paesler, Landeshut.)



Ergänzungen und Berichtigungen.

Zu S. 3, 3. 22. Statt W. Püh: M. Püh.

Zu S. 15 (Unterschrift der Abb. 4). Statt W. Püh: M. Püh.

Zu S. 20, 3. 1. Statt Abb. 13: Abb. 14.

Zu S. 27, 3. 8 von unten. Statt Abb. 11: Abb. 12.

Zu S. 33, 3. 7 von unten. Einige der erwähnten Findlinge am Sattelwalde sind auf Tafel 2 abgebildet.

Zu S. 66, 3. 9 von unten. Weigel zugleich derjenige, auf den die ersten botanischen Mitteilungen über den Kr. Landeshut zurückgehen. Von dem auch als Zoologe verdienten Hirschberger Arzt Caspar Schwendfeld (um 1600) liegen zoologische Angaben über den Kreis Landeshut nicht vor.

Zu S. 75, Fußnote 2, 3. 3. Die „Weichsel“ bei Altdorf, die „Schlammwiese“ bei Görtelsdorf, die „Wampe“ bei Neuweißbach, „Brüchtig“ und „Schwabbel“ bei Hartmannsdorf.

Zu S. 79, 3. 39. Nachträglich erfahre ich die bisher unveröffentlichte Aufindung eines 1,5 m langen Mammut-Stoßzahns in einer Lehmgrube bei Gaablan (leider wieder verschollen).

Zu S. 81, 3. 8. Hinter Landeshut zu ergänzen: „Neuen. 3. 8 hinter Liebau zu ergänzen: sowie dem Urnenfund im Steinbruch beim Landeshuter Burgberge.

Zu S. 81, 3. 16 und 17. Die Namen Bober und Rohnau vielleicht vorflawisch.

Zu S. 81, 3. 25. Ebenso der ältere Pafweg vom Räßig- ins Steine-Tal.

Zu S. 84, Fußnote 1. Zu ergänzen: (S. 340). Hier alle mit Tierbezeichnungen zusammenhängenden Flurnamen unseres Kreises zusammengestellt. Heimische Sagen, in denen Tiere eine Rolle spielen S. 304, 318, 326, 327.

Zu S. 88, 3. 2 von unten. Statt *Ptilinus subpilosus*: *Ptilinus subpilosus*.

Zu S. 90, 3. 38. Hierzu auch die Flurnamen Otternschlucht, -schlag, -schonung bei Landeshut.

Zu S. 93 und S. 103. Aus der nach Drucklegung des zoologischen Teiles dieses Buches erschienenen Arbeit von H. H. Peters: Die Vögel des Waldenburger Berglandes (101. J. Ver. Schles. Ges. Vaterl. Kultur 1928. S. 1—36) ist für den Kreis Landeshut zu entnehmen, daß der Frühjahrszug des weißsternigen Blauehlchens z. T. über Salzbrunn, Weißstein, die Hermsdorfer Senke und den anstoßenden Teil des Kr. Landeshut nach Warmbrunn zu führt, ferner das regelmäßige Brüten des Turmfalken bei Liebersdorf.

Zu S. 94, 3. 40. Bei Schreibendorf Flurname Schneckenberg!

Zu S. 96, 3. 28. Hinter *Anobium*-Arten zu ergänzen: besonders *Anobium striatum*, auch *An. paniceum* nachgewiesen.

Zu S. 104, 3. 16. Schon August 1869 eine größere vom heimischen Bienenzüchterverein veranstaltete Imkeri-Ausstellung in Landeshut.

Zu S. 104, 3. 20. Hinter „Schlesien“ zu ergänzen: „sowie auf Veranlassung Friedrichs des Gr. im Kloster Grüssau unternommene Seidenbau-Versuche.

Zu S. 107, 3. 12. 100. J. Ver. Schles. Ges. Vaterl. Kultur, 1927 (1928) S. 22.

Zu S. 108, 3. 37. Hinter *curvidens* zu ergänzen: sowie *piceae*.

Zu S. 109, Fußnote. Zu ergänzen: Nach Schmidt M.: Das Maitäferflugjahr 1924 in Deutschland. Mitt. Biol. Reichsanst. f. Land- u. Forstwirtschaft. Bd. 30. S. 277 war 1924 *Melolontha hippocastani* im Ullersdorfer Forstgebiet an Birken und Ebereschen schädlich.

Zu S. 112, Fußnote 3. 1. Hinter 71 zu ergänzen: (unter Einrechnung des in den Ergänzungen erwähnten Mammuts 72).

Zu S. 122, Fußnote 2) zu ergänzen: Besondere Kälte, der mehrere Menschenleben zum Opfer fielen, verzeichnen die Landeshuter Chroniken auch vom 1. XII. 1732.

Zu S. 123 zur Skizze: Niederschlagsmengen im September 51,8, Oktober 21,9, November 78,8, Dezember 25,8, im ganzen Jahre 1928 690,0 mm.

Zu S. 123 Fußnote. Zu ergänzen: Weitere Nordlichter bei uns beobachtet und verzeichnet am 16. IV. 1871 und 5. II. 1872. In diesem Zusammenhange sei schließlich in unseren Chroniken erwähnter Nebensonnen- (22. I. und 11. II. 1616)

und Beimond- (15. XII. 1788) und Mondregenbogen-Erscheinungen (25. IX. 1874), sowie eines am 17. VII. 1877 um 8 $\frac{3}{4}$ beobachteten bedeutenden Meteors gedacht.

Zu S. 124, Z. 4. Hinter W. S. W. zu ergänzen: Orkane, die Dächer abdeckten, Häuser einstürzten und anderen Sturmschaden anrichteten, verzeichnen die Landeshuter Chroniken vom 27. II. 1714, 22. I. 1736, 23. I. 1841, 12./13. III. 1876. Eine mit einem Wolkenbruch verbundene Windhose suchte am 17. VII. 1927 Görtelsdorf und Ronradswaldau heim.

Zu S. 125, Fußnote 1, Z. 2. Hinter Weinbau zu ergänzen: [und Seidenraupenzucht].

Zu S. 131. 3 Einzelfunde nicht näher bestimmbarer Alters für den Kreis Landeshut, und zwar für Landeshut, Liebau und Neuen, neben dem in Fig. 27 abgebildeten Steinbeil gibt H. Drescher an. (Über den gegenwärtigen Stand der Ermittlungen a. d. Gebiete des schlesischen Heidentums. 1866/67. Schlesiens Vorzeit. I.) Auch der beiden 1879 im Steinbruch am Landeshuter Burgberge gefundenen Urnen unbestimmten Alters sei hier gedacht (von der Mengen: Urnenfund in einer Höhle von Schlesen. Corresp. Bl. Deutsch. Ges. Anthropol. Jg. XI. Nr. 6. 1880 und Schles. Ztg. 1880 Nr. 309).

Zu S. 159, Z. 14 von unten. Statt 25: 28.

Zu S. 194, Z. 12: Statt Band 35/6 Band 27.

Zu S. 203, Z. 4 von unten. Zu ergänzen hinter Straße: (letzte „Röhrbütte“ später nach dem Gutshof des Kreppelhof-Schlusses überführt, wo sie noch heute steht.)

Zu S. 230, Z. 2. Statt Spanungen: Spannungen. — Z. 21. Statt unserers: unseres.

Zu S. 245, Z. 28. Zu ergänzen: — Pötschen (= Hauschuhe) von poln. papucie (aus dem Türfischen stammend).



HEIMATKARTE des Kreises LANDESHUT

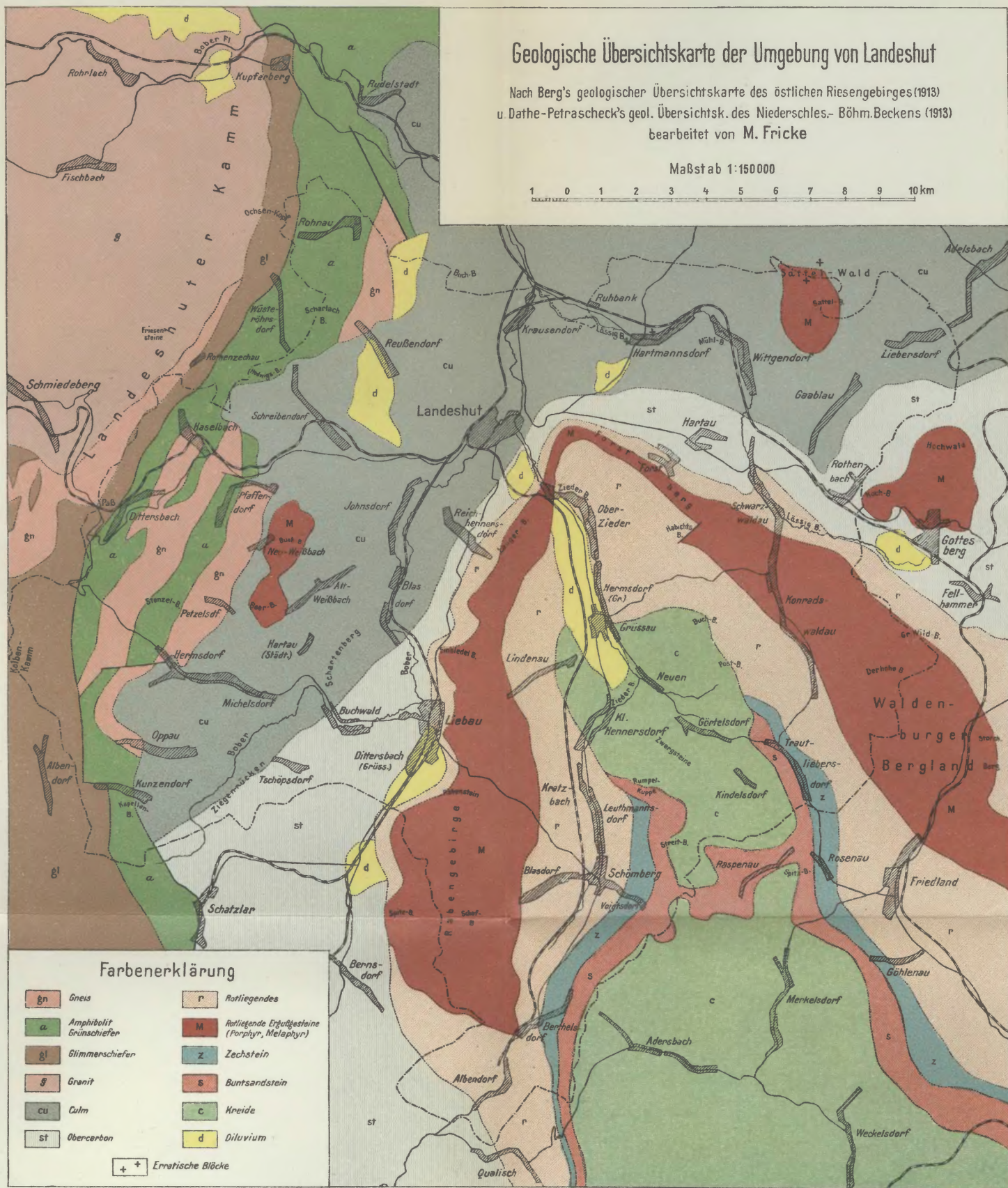


Geologische Übersichtskarte der Umgebung von Landeshut

Nach Berg's geologischer Übersichtskarte des östlichen Riesengebirges (1913)
u. Dathe-Petrascheck's geol. Übersichtsk. des Niederschles.- Böhmer Beckens (1913)
bearbeitet von M. Fricke

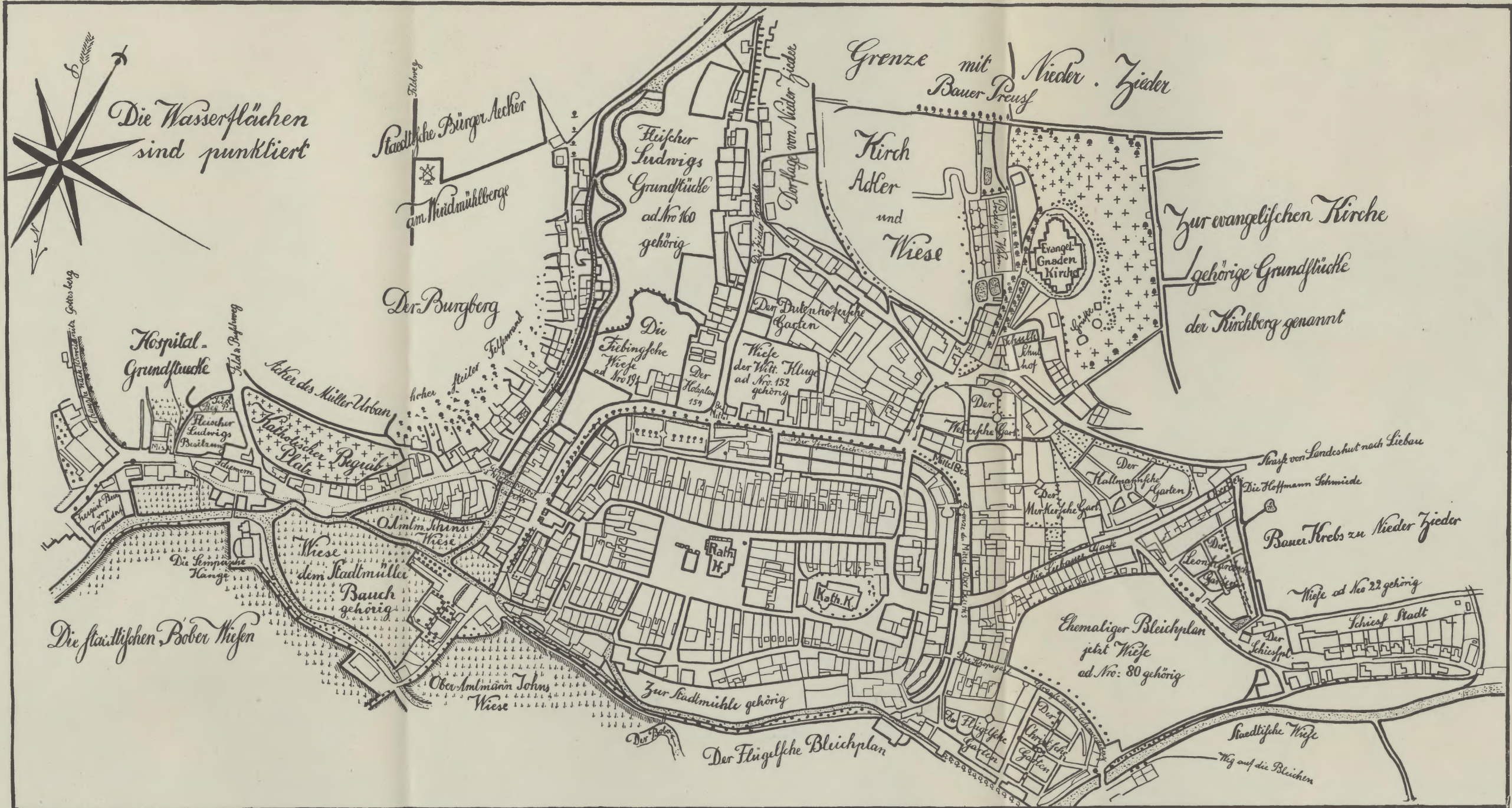
Maßstab 1:150 000

1 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 km



Farbenerklärung

gn	Gneis	r	Rotliegendes
a	Amphibolit Grünschiefer	M	Rotliegende Ergußgesteine (Porphyry, Melaphyr)
gl	Glimmerschiefer	z	Zechstein
g	Granit	s	Buntsandstein
cu	Culm	c	Kreide
st	Obercarbon	d	Diluvium
+ +	Erratische Blöcke		



Stadtplan von Landeshut 1826.